

"Ich will eine andere Mutter sein!"  
Neukonstruktion der ‚guten Mutter‘ nach 1970  
im Spiegel biografischen Erzählens

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades  
der Philosophischen Fakultät  
der Christian-Albrechts-Universität  
zu Kiel

vorgelegt von

Karolina Frenzel-Sottong

Kiel  
10. Juli 2012

*Vorbemerkung*

Erstgutachterin: Prof. Dr. Marianne Wunsch  
Zweitgutachter: Prof. Dr. Claus-Michael Ort

Tag der mündlichen Prüfung: 22.11.2012

Durch den zweiten Prodekan  
Prof. Dr. Martin Krieger zum Druck genehmigt: 05.12.2012

1.	<b>Das Mutterbild im Wandel der Zeiten</b>	8
1.1	Erfindung und Wandel der ‚Kindheit‘	11
1.2	Die ‚gute Mutter‘ als kulturell-ideologisches Konstrukt in der europäischen Kultur	15
1.3	Kulturelle Modelle der ‚guten Mutter‘ in Relation zu politisch-ökonomischen Interessen	24
1.4	Rahmenbedingungen des Mutter-Seins heute	27
1.4.1	Kinder im Kontext ihrer Familie, nicht im Kontext der Gesellschaft	27
1.4.2	Die Mutter als entscheidende Figur der Persönlichkeitsentwicklung	28
1.4.3	Das Kind als ‚Aufgabe‘	30
1.4.4	Vereinbarkeit von Familie und Beruf	31
1.4.5	Reduzierung des Mutterbildes auf die Kleinkindmutter	31
1.5	Wandel der Mutterrolle in der Nachkriegsgeschichte	32
2.	<b>Die Mutterrolle als mentales Modell von Müttern: Ein Textkorpus aus biografischen Erzählungen</b>	35
2.1	Das Textkorpus	35
2.2.	Die biografische Erzählung als Zugang zu einem komplexen Thema	38
3.	<b>Der Mensch ist ein erzählendes Wesen – Relevanz und Ergiebigkeit von Narrationen für die Kulturwissenschaft</b>	43
4.	<b>Analyse des Textkorpus: Selbst- und Rollenkonstruktion der ‚guten Mutter‘ im Spiegel biografischen Erzählens</b>	51
4.1	Mutter-Werden: Die Transition zur Mutterschaft	51
4.1.1	Der Weg zur Schwangerschaft	51
4.1.1.1	Latenter Kinderwunsch	53
4.1.1.2	Bedenken gegen die Mutterschaft	54
4.1.1.3	Mutterschaft als Element der Normalbiografie	55
4.1.1.4	Mutterschaft als biologischer Impuls: „Ich will ein Kind!“	56
4.1.2	Tendenz zur Trennung von Mutterschaft und Partnerschaft	58
4.1.3	Mutterschaft als Entscheidung im weiblichen Biografieverlauf	60
4.1.3.1	Ungeplante und ungewollte Schwangerschaft	61
4.1.3.2	Hoher Wert der Selbstbestimmung bei der Entscheidung zur Mutterschaft	62
4.1.3.3	Normalverlauf der Transition von der Nicht-Mutter zur Mutter	69
4.1.3.4	Abweichungen vom Normalverlauf	70
4.1.4	Unterschiedliche Ereignishaftigkeit des Mutter-Werdens	77
4.1.4.1	Mutter-Werden als erwartbares biografisches Element	77
4.1.4.2	Geringe Ereignishaftigkeit des Mutter-Werdens	79
4.1.4.3	Hochbewertung des Mutter-Werdens	82
4.1.4.4	Biografischer Normalverlauf als ‚Abenteuer‘	82
4.1.5	Zusammenfassung: Mutter-Werden	87

## Vorbemerkung

4.2	Mutter-Sein: Die ersten Erfahrungen	89
4.2.1	Transition Mutter-Sein im Vergleich zu MVorgänger	89
4.2.2	Mutterschaft als konfliktreicher biografischer Bruch	92
4.2.3	Problemlose Übergänge zur Mutterschaft	98
4.2.4	Mutterschaft als Transition zum ‚richtigen‘ Leben	101
4.2.5	Zusammenfassung: Mutter-Sein	117
4.3	Varianten der Lebensgestaltung mit Baby und Kleinkind	119
4.3.1	Alleinversorgerin	124
4.3.1.1	Zeitweiser Rückzug Mutter mit Baby	125
4.3.1.2	Enklave und selbst (noch einmal) Kind sein	125
4.3.1.3	Abschottung gegen die ‚reale Welt‘	131
4.3.2	Versorgerin mit Mitbetreuern: Integration des Kindes in den bisherigen Alltag	145
4.3.2.1	Beispiel M 20: Prioritätenverschiebung	148
4.3.2.2	Beispiel M 12: Bruchlose Integration	152
4.3.3	Ambivalenz von Mutterglück	153
4.3.3.1	Reaktiver Umgang mit den Bedürfnissen des Kindes	154
4.3.3.2	Erfahrung reduzierten Lebens: „Ich will hier raus“	159
4.3.4	Zusammenfassung: Varianten der Lebensgestaltung	162
4.4	Entkoppelung des Mutter-Seins von traditionellen Rollen und Pflichten	165
4.4.1	Entkoppelung der Aufgaben-Kombination ‚Ehefrau-Mutter‘	166
4.4.2	Entkoppelung der Aufgaben-Kombination ‚Hausfrau-Mutter‘	167
4.4.3	Reduzierung des tradierten Aufgabenkatalogs ‚Mutter‘	170
4.4.4	Reduzierung des Mutter-Seins um Erziehungsleistungen	170
4.4.5	Partizipation an der ‚schönen Kindheit‘	175
4.4.6	Zusammenfassung: Entkoppelung von Pflichten	176
4.5	Neu-Konzeption des Mutter-Seins	178
4.5.1	(Negative) Vorbilder und Mutter-Konzeption	178
4.5.2	Modelle des Mutter-Seins	183
4.5.2.1	Modell 1: Transformation des MVorgänger-Modells	183
4.5.2.1.1	Beispiel M 29: „Du willst eine andere Mutter sein!“	184
4.5.2.1.2	Beispiel M 20: Gegenentwurf zur autoritären Erziehung	186
4.5.2.2	Modell 2: Teiltradierung des MVorgänger-Modells	187
4.5.2.2.1	Beispiel M 21: Teiltradierung bewährter Konzepte durch Neukombination und Umsemantisierung	189
4.5.2.3	Modell 3: Mutter-Sein im Kontext der Lebenspraxis	194
4.5.2.4	Modell 4: Rückgriff auf eine basale ‚Urmutterschaft‘	197
4.5.3	Zusammenfassung: Neu-Konzeption des Mutter-Seins	198
4.6	Mutterschaft im Kontext der Arbeitsbiografie	201
4.6.1	Berufstätigkeit und Mutter-Sein: Konfliktreiche Verbindung zweier hochbewerteter Optionen	204
4.6.1.1	Die Ego-Relevanz von Berufstätigkeit <i>und</i> Mutter-Sein	204
4.6.1.2	Das Grunddilemma: Doppeltes Anwesenheitsgebot und Zeitverdichtung	209
4.6.1.3	Kompensations-Ansätze des Zeit-Konflikts	217
4.6.2	Modelle zur Relationierung von Berufstätigkeit und Mutter-Sein	220
4.6.2.1	Professionalisierung des Mutter-Seins	220
4.6.2.2	Steigerung der Beziehungsqualität Mutter-Kind	221

4.6.2.3	Aufgabenteilung mit gleichwertigen Mitbetreuern	222
4.6.2.4	Setzen des Berufs als obligatorisch	223
4.6.3	Die Relationierung von Berufstätigkeit und Mutter-Sein in der Praxis	225
4.6.3.1	Beispiel M 29: Vollzeitmutter vs. ‚elementares Mutter-Sein‘	225
4.6.3.2	Beispiel M 16: Hierarchisierung Mutter > Beruf	229
4.6.3.3	Beispiel M 30: Beruf und Kind verbinden	233
4.6.3.4	Beispiel M 12: Berufsbiografie mit Kind	237
4.6.4	Zusammenfassung: Mutterschaft und Arbeitsbiografie	237
4.7	Mutter vs. Frau	244
4.7.1	Konfligierende hohe Werte: Eigenes Leben und mütterlicher Altruismus	244
4.7.1.1	Beispiel M 8: Altruismus (MVorgänger) hoch bewertet, aber nicht lebbar	248
4.7.1.2	Beispiel M 17: Altruismus alteriert phasenweise mit Egoismus	250
4.7.1.3	Beispiel M 24: ‚gute Mutter‘ = ‚glückliche Frau‘	254
4.7.2	Ausblendung der Folgen ego-relevanter Entscheidungen	257
4.7.3	Zusammenfassung: Mutter vs. Frau	260
4.8	Gelungenes Leben als autonome Kombination von Lebenschancen im ‚emphatischen‘ Leben	262
4.8.1	Relation Kind-Beruf	262
4.8.2	Relation Kind-Partner	264
4.8.3	Relation Partner-Kind	264
4.8.4	Glück als emphatische ‚Verdichtung‘ des Lebens	265
4.8.5	‚Strategien‘ des Lebens-Genusses	266
4.8.6	Entwicklungs-Modell MSprecher vs. Stagnation MVorgänger	268
4.8.7	Emphatisches Leben MSprecher vs. reduziertes Leben MVorgänger	269
4.8.8	Zusammenfassung: Gelungenes Leben – emphatisches Leben	271
4.9	Liebeskonzeption Mutter-Kind	274
4.9.1	Nähe und Beziehung vs. Distanz und Erziehung	274
4.9.1.1	Beispiel M 21: ‚Beziehung‘ vor ‚Rolle‘	277
4.9.2	Baby/Kleinkind: Nähe als zentrales Element	279
4.9.3	Kind/Jugendliche: Vertrauen und Egalität als Beziehungsprinzipien	282
4.9.3.1	Beispiel M 25: Vertrauen gegen Vertrauen	283
4.9.4	Liebeskonzeption Mutter-Kind: potenzielle Konflikte	287
4.9.4.1	Beispiel M 24: Die Tochter als zeitweise wichtigster Beziehungspartner	287
4.9.4.2	Beispiel M 12: Mutter-Tochter-System als zentrale Paar-Konstellation in der Familie	289
4.9.4.3	Beispiel M 14: Hohe affektive Besetzung der Mutter-Sohn-Beziehung	291
4.9.5	Vergleich der Liebeskonzeption MVorgänger und MSprecher	297
4.9.6	Vergleich der Liebeskonzeption Mutter-Kind und Frau-Mann	299
4.9.7	Zusammenfassung: Liebeskonzeption Mutter-Kind	302
4.10	Erziehungsziel: Freie Selbstentfaltung des Kindes	305
4.10.1	Idee der idealen Kindheit als Gegenentwurf zur selbst erlebten Kindheit	306
4.10.2	Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes	314
4.10.2.1	Beispiel M 11: Freiheit als Selbststeuerung des Kindes	318

## Vorbemerkung

4.10.2.2	Beispiel M 14: Freiheit als Strukturlosigkeit	319
4.10.3	Abkehr und Abwehr von Autorität	320
4.10.4	Vergleich der Erziehungs-Ziele MSprecher mit MVorgänger	325
4.10.5	Zwei ‚Generationen‘ im Sample: Unterschiede und Gemeinsamkeiten	328
4.10.5.1	Mütter der ‚Generation-1968‘ im Sample	328
4.10.5.2	Mütter der ‚Generation-1978‘ im Sample	330
4.10.6	Zusammenfassung: Erziehungsziel ‚Gelungenes Leben‘	332
4.11	Pubertät und Ablösung im Spannungsfeld von ‚Harmonie‘ und ‚Konflikt‘	335
4.11.1	Auflehnung gegen die ‚Norm‘ von Liebe und Nähe	341
4.11.2	Ablösung von der Herkunftsfamilie: Vergleich MSprecher und MSprecher-Kinder	343
4.11.3	Mütter und Töchter: Transformation zur Lebensfreundschaft	349
4.11.4	Ablösung als emotionaler Konflikt	358
4.11.4.1	Beispiel M 14: Dramatisierung der Ablösung	362
4.11.5	Zusammenfassung: Pubertät und Ablösung	366
4.12	Vater-Mutter-Kind-Familie im Wandel	370
4.12.1	Formale Übernahme des Ehe- und Familienmodells MVorgänger ohne seine normativen Implikationen	371
4.12.2	Höherrangigkeit und Autonomie der Kindesmutter in der Familie	375
4.12.3	Konstanz des Mutter-Kind-Systems nach Trennung oder Scheidung	376
4.12.4	Kindesvater als positiv-neutrale Randfigur der Mutter-Kind-Familie	378
4.12.5	Zusammenfassung: Ausdifferenzierung und Hierarchisierung der Relationen innerhalb der Familie	386
4.13	Stellenwert des Mutter-Seins im Biografieverlauf	389
4.13.1	Vergleich der biografischen Verlaufsmuster MVorgänger und MSprecher	389
4.13.2	Von der weiblichen ‚Normalbiografie‘ zum individuellen Lebenskonzept	393
4.13.2.1	Beispiel M 3: Individuelle Gestaltbarkeit der Mutterschaft	398
4.13.2.2	Beispiel M 30: Mutterschaft im Kontext von Beruf und Beziehung	401
4.13.2.3	Beispiel M 12: Umgang mit heterogenen biografischen Optionen	406
4.13.3	Unterschiedliche Fokussierung in den Lebensschilderungen	409
4.13.4	Zusammenfassung: Muttersein im Biografieverlauf	411
5.	Schlussbemerkungen	414
	Literaturverzeichnis	428

*Dank an  
M 1, M2, M 3, M 4, M 5, M 6, M 7, M 8,  
M 9, M 10, M 11, M 12, M 13, M 14, M 15,  
M 16, M 17, M 18, M 19, M 20, M 21,  
M 22, M 23, M 24, M 25, M 26,  
M 27, M 28, M 29, M 30, M 31, M 32*

*„Also, ich will am liebsten hin- und herspringen, so wie ich 's  
immer mache. Eigene Jugend vielleicht später. Ich habe mir  
jetzt eher auf dem Weg so Gedanken gemacht wie das war,  
überhaupt ein Kind zu haben.“ M 22: 1.*

## 1. Das Mutterbild im Wandel der Zeiten

*Jede Kultur ist von einem Idealbild der Mutter geprägt, das sich mit den Zeiten ändern kann, das aber Einfluss auf alle Frauen ausübt, ob sie sich dessen nun bewusst sind oder nicht. Sie können es akzeptieren oder unterlaufen, sich damit auseinandersetzen oder es ablehnen, aber zuletzt definieren sie sich doch immer in Bezug auf dieses Ideal.*

*Elisabeth Badinter 2010: 129*

Die Mütter des vorliegenden Samples, die überwiegend in den 1950er Jahren geboren wurden, wurden selbst meist ganz anders erzogen und behandelt als sie es dann als Mutter für ihre Kinder als richtig empfunden haben. Und wahrscheinlich wird auch die Generation ihrer Kinder wieder neue Ideen in der Kindererziehung umsetzen und andere Vorstellungen vom richtigen Umgang mit Kindern haben. Das Mutter-Sein scheint also im Lauf der Zeit und ihren gesellschaftlichen Entwicklungen veränderbar zu sein. Gleichzeitig gibt es, was das Idealbild der ‚guten Mutter‘ betrifft, Ideale und Vorstellungen, die sich offensichtlich nicht in der gleichen Geschwindigkeit und Weise entwickeln wie die soziale Praxis.

Der immer wieder aufkommende ‚Rabenmutter‘-Diskurs und das verbreitete ‚schlechte Gewissen‘ von Müttern, wenn sie ihren Kinder nicht rund um die Uhr zur Verfügung stehen bei gleichzeitiger gesellschaftliche Abwertung des Modells der Vollzeitmutter als ‚Nur-Hausfrau‘ deuten darauf hin, dass die Wirklichkeit, also das, was reale Mütter im realen Leben tun, nicht deckungsgleich ist mit den Vorstellungen, die man sich von einer Mutter macht. Im Spannungsfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit entsteht erst die Frage und das Problem, wie und inwiefern man eine ‚gute Mutter‘ sein kann.

Die vorliegende Arbeit geht insofern der Frage nach, wie Mütter, die bereits alle Phasen des Mutter-Seins erlebt haben – also erwachsene Kinder haben und ihre Erfahrungen als Mutter nach den 1968er Jahren mit ihren gesellschaftlichen Veränderungen machten – im biografischen Erzählen ihre eigene Mutterrolle re-konstruieren, beschreiben, erklären und bewerten<sup>1</sup> und inwiefern dabei überindividuelle mentale Modelle sichtbar werden. Eine solche Konstruktion wird – wie implizit auch immer – auch vor dem Hintergrund des Wissens der Erzählerinnen über kulturelle Konzepte positiv bewerteten Mutter-Seins erfolgen und sich ihnen gegenüber positionieren.

Eine Inkarnation der guten Mutter in unserer Kultur ist Maria als Mutter Jesu. Der Umgang mit dieser für die christlich beeinflusste Kultur zentralen mythologischen Frauengestalt gibt ein gutes Beispiel dafür ab, wie sehr die jeweilige Zeit und Gesellschaft mit ihren Zuständen und Bedürfnissen auf das Mutterbild

---

<sup>1</sup> Fritz B. Simon macht darauf aufmerksam, dass im Alltagsdiskurs Beschreibung, Erklärung und Bewertung immer zusammenhängen. Das gilt zumal für das (biografische) Erzählen. Simon 2006: 71ff.



einwirkt. Maria ist in der Bibel als Mutter kaum ausgeformt. Für Sarah Thurer ist dies ein Hinweis auf die „Wandelbarkeit der Mutter je nach den Bedürfnissen der Gesellschaft“.<sup>2</sup> Sieht man die enorme Bedeutung und Ausdifferenzierung der Mutterfigur Maria im Lauf der Jahrhunderte bis heute, so würde man nicht meinen, dass im neuen Testament nur an 12 Stellen von ihr die Rede ist.<sup>3</sup>

Den größten Anteil an den Wesenszügen, die sie, ihre ‚Heiligkeit‘ und ihre ‚Mütterlichkeit‘ ausmachen, haben diejenigen beigetragen, die ihr zu verschiedenen Zeiten all ihre Merkmale zugeschrieben haben. Dazu gehören, neben den Entscheidungen der katholischen Kirche, die im ersten von vier auf Maria bezogenen Dogmen<sup>4</sup> im Jahre 431 nach Christus ihre ‚Gottesmutterchaft‘ festlegte, auch die Bedürfnisse der Menschen. Bis heute erscheint Maria, obwohl sie auch ‚Himmelskönigin‘ genannt wird, überwiegend mütterlich und bescheiden. Sie wird meist als einfache junge Frau dargestellt, die demütig-sorgend im Hintergrund bleibt. Auch die seit Jahrhunderten ähnliche bildliche Darstellung Mariens mit dem Kind auf dem Arm hat wohl dazu beigetragen, sie in erster Linie als Mutter und nicht als entrückte Heilige wahrzunehmen. Durch diese ikonografische Kombination von Kind und Heiligenschein haftete der guten Mutter über Jahrhunderte auch etwas Religiöses an. Die schlechte Mutter dagegen hat im deutschsprachigen Raum ihre Vorbilder überwiegend im Fundus der Märchen und Sagen, wo der leiblichen ‚guten‘ Mutter die ‚böse‘ Stiefmutter gegenüber gestellt wird, die sich durch Eitelkeit und Egoismus auszeichnet, etwa in den Märchen „Aschenputtel“, „Schneewittchen“ und „Hänsel und Gretel“.

Das Bild von Maria mit dem Kind auf dem Arm ist uns eine selbstverständliche Darstellung geworden. Man kann sich kaum mehr vorstellen, dass sie den kleinen Jesus jemals abgesetzt hat, um irgend etwas anderes zu tun. Auch die ganz menschlich-durchschnittlichen Mütter früherer Epochen oder anderer Kulturen werden uns in bildlichen Darstellungen meist ausschließlich in ihrer Funktion als Mütter überliefert und sind im Kontext ihrer Kinder abgebildet oder beschrieben. Auch wenn dies zunächst nur logisch erscheint, so hat es

---

<sup>2</sup> Thurer 1995: 180 ff.

<sup>3</sup> Lk 1,26-38; Lk 1,39-56; Lk 2,25-35; Lk 2,41-52; Mk 3,31-35; Joh 2,1-12; Joh 19,25-27; Apg 1,13-14.  
Jesus spricht sie nicht als Mutter, sondern als „Frau“ an, als er sich bei der Hochzeit zu Kana von ihr distanziert (Johannes 2,4: Was habe ich mit Dir zu schaffen, Frau?).

<sup>4</sup> Die katholische Kirche hat vier auf Maria bezogene Dogmen: Das Konzil von Ephesos erklärte 431 neben der wahren Gottheit Jesu Christi auch die Gottesmutterchaft Marias. Das Zweite Konzil von Konstantinopel lehrte 553 die "immerwährende Jungfräulichkeit" der Mutter Maria. 1854 erklärte Papst Pius IX., dass Maria ohne Erbsünde empfangen wurde (Unbefleckte Empfängnis). Die Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete Pius XII. 1950.

doch die Wahrnehmung der Mutter mit geprägt.<sup>5</sup> In die Vorstellung auch unserer Epoche haben sich die Bilder der ‚guten Mutter‘ als anwesende, ganz auf das Kind bezogene Mutter vielleicht tiefer eingepägt als man zugeben möchte.

Elisabeth Badinter beschreibt den wechselseitigen Einfluss von Mutterbild und Mutter-Sein in ihrem Buch „Der Konflikt. Die Frau und die Mutter“. Obwohl das Idealbild der Mutter ihrer Ansicht nach schon immer kultur- und zeitspezifisch war, macht sie die größten Anforderungen an die ideale Mutter doch in unserer Zeit aus. „Heute stellt das Idealbild der Mutter größere Anforderungen an Frauen als je zuvor, größere als vor 20 Jahren.“<sup>6</sup> Grund dafür ist ihrer Ansicht nach nicht nur die Ausweitung der mütterlichen Pflichten über die emotionale und körperliche Fürsorge hinaus, indem sie auch für die psychische, soziale und intellektuelle Entwicklung des Kindes zuständig und verantwortlich ist, sondern auch die in unserer Zeit auseinander driftenden Ideale von ‚Frau‘ und ‚Mutter‘. „Da sich außerdem das Ideal der Frau nicht mehr mit dem Bild der idealen Mutter deckt und die persönliche Entfaltung das vorherrschende Motiv unserer Zeit ist, sehen sich die Frauen mit einem dreifachen Widerspruch konfrontiert.“<sup>7</sup> Dieser dreifache Widerspruch liegt für Badinter in der gesellschaftlichen Stellung der Frau, in der Aufgabe der Frau als Ehefrau und Partnerin und in der Frau selbst, die sich zwischen „Selbstverwirklichung“ und eigenen Wünschen einerseits und Liebe zum Kind andererseits „aufreibt“.

Da ihr die gegebenen Widersprüche nicht auflösbar erscheinen, liegt nach Badinter die Macht zur Beseitigung dieser Konfliktsituation nicht bei der Frau selbst, sondern bei der Gesellschaft, die die Frau umgibt. Sie muss, wenn sie an Kindern interessiert ist, „die Legitimität verschiedener weiblicher Rollen“ anerkennen und der Frau ermöglichen, „dem idealen Mutterbild den Rücken zu kehren“. Tut sie dies nicht, werden die Frauen dazu neigen „der Mutterschaft den Rücken zu kehren“.<sup>8</sup>

Auch Shari Thurer thematisiert die in der Gesellschaft verwurzelte Vorstellung der „Vollzeitmutterschaft“, die ihrer Ansicht nach ein Mythos der 1950er Jahre ist und in den Köpfen nachfolgender Generationen als Ideal weiterlebt, obwohl es in keiner Epoche wirklich real gelebt werden konnte. „Die Vollzeitmutterschaft kann historisch und kulturell durchaus in Frage gestellt werden ... wenn eine intensive, ausschließliche Eins-zu-eins-Beziehung zur Mutter tatsächlich unverzichtbar wäre, müssten mit Ausnahme einer kurzen Zeitspanne in den fünfziger Jahren alle Kulturen, vergangene wie gegenwärtige, gestörte Kinder

---

<sup>5</sup> Dass die Mutter das Kind auf einem Bild auf dem Schoß sitzen hat, schließt ja noch nicht aus, dass diese Mutter eine Minute nach Fertigstellung des Porträts ganz andere Dinge tat, etwa schreiben, lesen, arbeiten, sich vergnügen. Ähnliches gilt für die Mütterdarstellung in Werbefotos und -Spots, wie sie etwa Goffmann 1981 präsentiert: Auch hier sind Mütter nicht mit Alltagsaufgaben beschäftigt, sondern präsentieren sich in Tableaus reiner Mutterschaft. Vgl. Goffmann 1981: 195f,306f, 310.

<sup>6</sup> Badinter 2010: 129

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> Badinter 2010: 131

hervorgebracht haben“<sup>9</sup>. Für Thurer ist die ‚gute Mutter‘ „eine kulturelle Erfindung – kein unumstößliches Gesetz der Natur, sondern etwas vom Menschen Erschaffenes“<sup>10</sup>.

### **1.1 Erfindung und Wandel der ‚Kindheit‘**

Philippe Ariès sieht in der langfristigen Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung eine positive Entwicklung hin zur Empathie und zum Emotionalen.<sup>11</sup> Zieht man den amerikanischen Psychologen Lloyd deMause<sup>12</sup> heran, interpretiert er ebenfalls die Eltern-Kind-Beziehung als eine stufenweise Steigerung vom Schlechten zum Guten hin: Vom Kindesmord in der Antike über die Weggabe von Kindern im Mittelalter zieht er die aufsteigende Linie über ein Zeitalter der Ambivalenz vom 14.-17. Jahrhundert, die sich im 18. Jahrhundert endgültig ins Positive wandte mit der „Unterstützung des Kindes“, wie sie seiner Auffassung nach seit Mitte des 20. Jahrhunderts den Umgang von Eltern mit ihren Kindern prägt.

Damit scheint die Entwicklung der Elternschaft parallel mit der positiven Entwicklung der Kindheit zu verlaufen. Andererseits gibt es auch die Vorstellung, dass das mütterliche Verhalten potenziell dazu neigt, sich vom Guten zu entfernen, wie Rousseau und andere feststellten: Aus der Sicht der männlichen Autoren der Aufklärung sind Mütter eben als Frauen nicht per se mündig genug, ihre Rolle selbstverständlich vernünftig zu gestalten, sondern bedürfen der Erziehung und Bildung: So traten im Lauf der Zeit immer Vermittler zwischen Mutter und Kind auf und Ratgeber, die mit Vorschlägen der Optimierung und Veränderung an die Mütter herantraten, die ihrer Aufgaben allein nicht gewachsen zu sein scheinen.

Der historische Blick auf die Eltern-Kind-Beziehungen anderer Epochen, wie ihn uns in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Philippe Ariès und Elisabeth Badinter, Herrad Schenk und Shari Thurer bieten, ermöglicht es, Unterschiede festzustellen und mit zeitgenössischen Auffassungen vom Mutter-Sein zu vergleichen. Das verschafft manchen das Gefühl, es heute besser zu machen als unsere Vorfahren. Doch die historische Entwicklung der Mutter-Kind-Beziehung ist nicht unbedingt gleichzusetzen mit einer aufsteigenden Entwicklung hin zum ‚Guten‘ und moralisch höher Stehenden. Die Veränderbarkeit des Verhältnisses von Mutter und Kind, der Einstellung einer Gesellschaft zu Kindern, der Familienformen und der Kinderaufzucht zeigen jedenfalls deutlich, dass die Normen, Werte und Einstellungen zur Rolle und Aufgabe der Mutter kulturspezifisch und zeitabhängig sind – wie auch die Kindheit selbst, so wie sie uns heute selbstverständlich erscheint, ein soziales und kulturelles Konstrukt darstellt.

---

<sup>9</sup> Thurer 1995: 425.

<sup>10</sup> Thurer 1995 437.

<sup>11</sup> Ariès 1977.

<sup>12</sup> deMause 1992.

## Einleitung

Das zeitgenössische mitteleuropäische Kindheitsbild sieht in der Kindheit eine eigene und wichtige Phase des Lebens mit klarer Abgrenzung zum Erwachsenen-Sein. Dieser Lebensabschnitt ist eine Spiel-, Lern- und Bildungsphase und in den heutigen Zivilisationen Mitteleuropas per Gesetz erwerbs- und arbeitsfrei.

Das Leben in klar voneinander unterschiedene Phasen einzuteilen und die Kindheit vom übrigen Leben abzugrenzen ist jedoch nicht naturgegeben, sondern einer Entwicklung unserer Kultur, die in Mitteleuropa erst im 16. Jahrhundert begann und sich mit Umwegen und Rückschritten allmählich zu dem gestaltete, was wir heute mehrheitlich unter Kindheit verstehen.

Nach Postman<sup>13</sup> ist die Kindheit an Bedingungen und Notwendigkeiten der Gesellschaft und Kultur geknüpft. Kindheit „entsteht“ seiner Auffassung nach dadurch, dass es in der Gesellschaft nicht-natürliche Fertigkeiten und Kulturtechniken zu erlernen gilt und sie „verschwindet“ oder fehlt als eigene Lebensphase in dem Maße, wie es möglich ist, ohne spezifische Fertigkeiten an der Kultur teilzuhaben. So macht er die Herausbildung der Kindheit unter anderem am Buchdruck fest und der damit erst notwendigen Alphabetisierung und Wissensaneignung durch Schulen.

Die heutige Kindheit scheint ein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem Mittelalter zu sein, als man Kinder schon früh als kleine Erwachsene behandelte, denen man dasselbe zumuten konnte wie diesen, zum Beispiel Arbeit. Es war üblich, die eigenen Kinder schon mit sieben Jahren als Arbeitskraft in andere Haushalte abzugeben, während im eigenen Haushalt wiederum fremde Kinder beschäftigt waren. Spricht man von der Behandlung eines Kindes als ‚kleinen Erwachsenen‘ muss man bedenken, dass es nicht nur eine zeittypisch andere Vorstellung vom Kind-Sein oder von der Kindheit gab, sondern dass es auch den Begriff des ‚Erwachsenen‘ nicht in der Form gab, wie wir ihn heute verwenden. Folglich grenzte man weder das ‚Kind‘ noch den ‚Jugendlichen‘ so exakt vom ‚Erwachsenen‘ ab wie man es heute zu tun gewohnt ist. Ein Ritter mit allen Pflichten konnte man zu dieser Zeit bereits ab 12 Jahren werden, ebenso wie Herrscher eines Landes, wenn der Vater verstorben war. Man teilte die Lebensphasen zu dieser Zeit in Sieben-Jahres-Schritte ein. Nach Beendigung der ersten Phase, der ‚Infantia‘, war das Kind in der Lage, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. In diesem Alter wurde entschieden, ob es eine geistliche oder weltliche Laufbahn einschlagen sollte und entsprechend einem Lehrer oder Lehrherrn außerhalb der Familie übergeben.<sup>14</sup>

Philippe Ariès hat anhand von bildlichen Darstellungen Kleidung und Alltag des Mittelalters erforscht und festgestellt, dass ein Kind für die Erwachsenen des Mittelalters nach der Säuglings-Zeit ebenso gekleidet war wie ein Erwachsener, woraus er ableitet, dass das Mittelalter Kinder nicht anders als Erwach-

---

<sup>13</sup> Postman 2009.

<sup>14</sup> Arnold 1991.

sene behandelte.<sup>15</sup> Auch der Umgang mit Säuglingen war robuster als heute. Sie wurden in Stechkissen geschnürt, um ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken und Krabbelkinder an Stühle gebunden, damit sie nicht beaufsichtigt werden mussten, wenn sie nicht mit Alkoholgaben ruhig gestellt wurden, so lange die Eltern abwesend waren. Ein Kind wurde nur so lange von der Mutter intensiv versorgt, wie es auf ihre Hilfe angewiesen war und dann früh in die Gesellschaft integriert. Kinder nahmen am Alltag teil, wozu man keine besondere Erziehung, Vorbereitung oder Rücksicht für notwendig erachtete.

Vieles, was heute hart erscheint, war damals notwendig, wie etwa die Mitarbeit im Haus, das Versorgen jüngerer Geschwister oder der Beitrag zum Familienerwerb. Vieles, was uns heute für alle Kinder angemessen erscheint, war zu anderen Zeiten nicht nötig, etwa das Lesenlernen mit sechs Jahren. Shari Thurer stellt fest, dass Eltern im Mittelalter keinen großen Wert darauf legten, ihre „Kinder bei sich im Hause zu haben“, ergänzt aber: „Vielleicht ging es den Eltern weniger darum, ihre Kinder loszuwerden als ihnen einen Platz in der Gesellschaft zu sichern.“<sup>16</sup> Im Mittelalter hielt man tatsächlich die Unterbringung und Ausbildung von Kindern im Haushalt Fremder für die bessere Erziehung, da man davon ausging, das eigene Kind nicht so gut anleiten und anweisen zu können wie ein fremder Lehrherr.<sup>17</sup>

Ariès siedelt die Ausprägung der Kindheit als eigene Lebensphase im 16. Jahrhundert an, was er unter anderem daraus ableitet, dass zu der Zeit eine kinderspezifische Kleidung aufkam. Auch die Vorstellung von der Kindheit als einer Zeit des Spielens entwickelte sich nach und nach, entsprechend finden sich in Darstellungen nun Kinder beim Nachahmen von Turnieren oder bei einer Schneeballschlacht.<sup>18</sup> Parallel zur Ausformung der Kindheit sieht Ariès auch die Familie, wie wir sie heute kennen, als abgeschlossene Gemeinschaft innerhalb der Gesellschaft Gestalt annehmen. Bis dahin lebte man mit eigenen und fremden Kindern, mit Lehrlingen, Mägden und Dienstboten unter einem Dach, ohne die heute normale Privatsphäre und räumliche Abgeschlossenheit zu anderen. „Im Verlauf des 16. Jahrhunderts vollzieht sich ... dann ein letzter Wandel, der für unser Thema sehr aufschlussreich ist. [Die Ikonographie] wird eine Ikonographie des Familienlebens.“<sup>19</sup>

Die Kindheit als Phase der Bildung und des Lernens zu begreifen kam nach Ariès zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf und zeigte sich an verschiedenen schulischen Einrichtungen wie dem Hauslehrertum, die die bis dahin übliche Lehrzeit nach und nach ablösten. Bis zum Ende des Mittelalters wurden Kinder in den Dienst zu einem Lehrherrn gegeben. „So gab ein Lehrherr auf dem

---

<sup>15</sup> Shari Thurer widerspricht Ariès hier: „Mittelalterliche Biographien und Autobiographien deuten darauf hin, daß eine normale Zuneigung zwischen Eltern und Kindern durchaus die Regel war. Thurer 1997: 202 ff.

<sup>16</sup> Thurer 1997: 211; viele Beispiele zur Lage der Kinder im Mittelalter in Thurer 1997: 202 ff.

<sup>17</sup> Ariès 1977: 505 f.

<sup>18</sup> Ariès 1977: 474.

<sup>19</sup> Ebd.

## Einleitung

Wege dieses Dienens in seinem Hause einem Kind, und zwar nicht seinem eigenen, sondern dem eines anderen, den ganzen Schatz der Kenntnisse, der praktischen Erfahrung und die menschlichen Werte weiter, in deren Besitz man ihn glaubte.“<sup>20</sup> Dass man dem Kind nun die Notwendigkeit eines allmählichen Reifeprozesses unterstellte, führte dazu, es nun auch zunehmend von der Erwachsenenwelt isoliert aufwachsen zu lassen um es zu erziehen und in speziellen Kenntnissen zu unterrichten. „Was die Jungen betrifft, so ergriff die Schulbildung zunächst den mittleren Teil der Standeshierarchie, während der Hochadel und die Handwerksstände jeweils der alten Lehrzeit treu blieben. ... Infolge der gewaltigen Zunahme der Schülerzahl, der Vermehrung der Schulklassen, der wachsenden moralischen Autorität trägt die Schule schließlich den Sieg [über die Lehrzeit] davon. Unsere moderne, auf der Schulbildung basierende Zivilisation hat sich damit endgültig durchgesetzt und wird sich infolge der ständigen Verlängerung und Erweiterung der Schulzeit immer mehr konsolidieren.“<sup>21</sup>

Im Gegensatz zum Mittelalter, wo man mit Dienstboten und Fremdem unter einem Dach wohnte, gewann auch die Familie in dieser Zeit als von der Umgebung abgesonderte Institution zum Schutz und zur Erziehung der Kinder wachsende Bedeutung. Ariès sieht diese Entwicklung der Familie negativ für das Kind, das damit in sozialer Abgrenzung zur Gesellschaft leben muss und im Vergleich zum Mittelalter seinen Freiheitsgrad einbüßt. Bei deMause dagegen erscheint diese Entwicklung als Fortschritt, da sie für ihn zur Zunahme freier Entfaltung im Schutz der Familie führt.<sup>22</sup>

Die Verhaltensweisen von Müttern oder Eltern des Mittelalters oder anderer Epochen, auch wenn sie uns heute vielleicht erschreckend erscheinen, hatten einen Sinn oder Zusammenhang in den Lebensumständen, Gewohnheiten und Wertvorstellungen der damaligen Gesellschaft, genau so wie der Umgang mit Kindern heute unsere Haltung und Lebensgewohnheiten widerspiegelt. Uns scheint die Vorstellung, dass Kinder viele Stunden des Tages und 10-13 Jahre des Lebens in Schulen verbringen, normal zu sein. Anderen Zeiten und Kulturen kam ihr eigenes Verhalten ebenfalls normal und selbstverständlich vor. So wie wir heute die jahrelange Versorgung von ausgewachsenen Abkommen im Haushalt der Eltern angemessen finden, war es für Eltern bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert normal, ihre Kinder früh in die tägliche Arbeit einzubeziehen. Hunger oder Krieg, Krankheit oder Ausbeutung trafen nicht nur die Eltern, sondern in gleicher Weise und ungemildert ihre Kinder. Auch in Europa der Frühindustrialisierung, wo Kinder als billige Arbeitskräfte bis zu 14 Stunden täglich auch unter Tage schufteten, waren Mütter nicht unbedingt härter oder gefühlloser als heute, sondern wurden ebenfalls, oft im gleichen Betrieb, unter menschenunwürdigen Umständen ausgebeutet.

---

<sup>20</sup> Ariès 1977: 505.

<sup>21</sup> Ariès 1977: 511f.

<sup>22</sup> deMause 1977: 12ff. und 82ff. Deutlich sieht man an diesem Beispiel, wie sehr bei ähnlich rekonstruierten Sachverhalten die Bewertung solcher Sachverhalte auch im wissenschaftlichen Diskurs differieren kann.

Während wir heute davon ausgehen, dass einem Kind durch Bildung und Erziehung alle Türen offen stehen, teilten Kinder früherer Zeiten den Stand, den Bildungsgrad, den Wohlstand oder die Armut ihrer Eltern. Was auch immer Mütter oder Väter für ihr Kind taten oder unterließen, hatte einen Zusammenhang mit diesen vorgefundenen Lebensumständen, die nicht frei wählbar waren und in denen sich die Kinder bewähren mussten.

Die Absicht, ihre Kinder auf das jeweilige Leben gut vorzubereiten, ist in vielen Handlungen und Haltungen der jeweiligen Kulturen und Epochen deutlich ablesbar. Hierin könnte auch der verbindende Rote Faden der Mutter- bzw. Eltern-Kind-Beziehung über die Zeiten hinweg zu finden sein. Heute fragen wir uns, was wir Kindern zumuten können, was sie lernen sollen und ab wann sie dem ‚Ernst des Lebens‘ ausgesetzt werden dürfen. Das setzt voraus, dass man überhaupt die Möglichkeit hat, bestimmte Einflüsse auf ihr Leben auszuschließen oder im Gegenzug zu fördern. Die Verantwortung der Eltern liegt im Gegensatz zu früheren Epochen viel stärker darin, die gegebenen Ressourcen und Optionen für die Entwicklung ihrer Kinder geschickt zu nutzen und zu ‚managen‘. Wie sich zeigen wird, wird diese Verantwortung parallel zur Konturierung der Idee ‚Kindheit‘ und der beginnenden Entwicklungspsychologie vor allem der Mutter zugerechnet.

## **1.2 Die ‚gute Mutter‘ als kulturell-ideologisches Konstrukt in der europäischen Kultur**

Im Zusammenhang mit der neuen Sicht auf die Kindheit und der damit gesteigerten Relevanz der Mutter für Versorgung, Aufzucht und Erziehung der Kinder geht ein philosophisch-ideologischer Diskurs einher, der sich von der Aufklärung bis in unsere Tage hinein immer wieder auf eine Argumentation stützt, der ‚Mutterliebe‘ als ‚natürliche Anlage‘ konstruiert. Über die Epochen hinweg wird die Idee eines natürlichen Mutterinstinktes, wie man ihn im Tierreich beobachten zu können glaubt, auch als Vorbild für die menschliche Mutter herangezogen, an dem auch die realen Mütter der jeweiligen Zeit sich orientieren sollen und messen lassen müssen.

In ihrem Buch „Mutterliebe“<sup>23</sup> räumt Elisabeth Badinter mit der Vorstellung vom angeborenen Mutterinstinkt auf. Sie sieht den „Mythos“ der unbedingten Mutterliebe als gesellschaftliches Konstrukt und siedelt dessen Entstehung am Ende des 18. Jahrhunderts (in Frankreich) an, ausgehend von einer Aufwertung des Kindes in der Gesellschaft. Sie führt diese geänderte Einstellung zum Kind auch auf den gestiegenen Bedarf an guten Staatsbürgern im prosperierenden Frankreich zurück. Mit dem 19. Jahrhundert begann man in Frankreich, die Mutter nicht nur zu überhöhen, sondern sie gleichzeitig auch aufzufordern, eine gute Mutter zu sein nach den Bedürfnissen der Kinder. Angeführt von Jean Jaques Rousseau entstand in dieser Zeit eine Welle der Ratgeber, die die Anforderungen an eine Mutter definierten und begründeten. Real exist-

---

<sup>23</sup> Badinter 1987.

tierende Mütter schienen als Vorbild und nachahmenswertes Beispiel nicht zur Verfügung zu stehen. Nicht nur Elisabeth Badinter hat unzählige Beispiele für das scheinbar grausame, vernachlässigende Desinteresse (französischer) Mütter an ihren Kindern aufgelistet, bevor mit dem 18. und 19. Jahrhundert die Wende zur gefühlsbetonten Mutterschaft begann. Besonders bekannt geworden sind die Beispiele, in denen die Neugeborenen auf offenen Karren bei Wind und Wetter aufs Land den Ammen zugeschickt werden, so dass sie schon diese Fahrt kaum überleben, und erst nach einigen Jahren zurück kehren, wenn sie denn die Aufzucht mit schlechtem Wasser und verdorbenem Mehl überlebt haben.

Vor solchen Hintergründen scheint es zunächst für die Definition der ‚guten Mutter‘ notwendig zu sein, eine ganz basal versorgende Mutter zu entwerfen, die ein Kind zunächst einmal so versorgt, dass es wahrscheinlich überhaupt überleben wird. Erst nach Sicherung dieser fundamentalen Bedingungen gingen die Anforderungen seit dem 19. Jahrhundert weit über eine bloß versorgende Mutter hinaus und zielten neben dem physischen Wohl des Kindes auch auf die Beiträge der Mutter zu seiner geistigen, psychischen und ‚sittlichen‘ Entwicklung. Die Mutter musste sozusagen neu erfunden werden im Interesse einer Gesellschaft, die an gesunden, genährten, überlebenden, sozial und ökonomisch ‚brauchbaren‘ Kindern interessiert war.<sup>24</sup>

Das gesellschaftlich übliche Verhalten von Müttern, sich von ihren Kindern auf die beschriebene Art zu trennen, war für Rousseau – genau umgekehrt wie für Elisabeth Badinter – nun eben nicht ein Beleg für die Nicht-Existenz eines angeborenen ‚Mutterinstinktes‘, sondern ein skandalöses Anzeichen für die Denaturiertheit derjenigen Frauen, die sich so verhielten. Rousseau sah schon darin einen bedeutsamen Schritt zurück zum ursprünglich-natürlichen Verhalten, wenn die Frauen sich überhaupt wieder für das Stillen ihrer Kinder entscheiden würden, und er erhoffte sich darüber hinaus davon auch eine (Rück-) Besinnung auf den mütterlichen ‚Naturtrieb‘. Und der betraf bei weitem nicht nur die Versorgung mit Milch: „Alles entspringt dieser ersten Entartung [nicht zu stillen. Anm. KF]. ... Wenn sich jedoch die Mütter dazu verständigen, ihre Kinder selber zu nähren, so werden sich die Sitten von selbst erneuern und die natürlichen Regungen erwachen. Der Staat wird sich wieder bevölkern.<sup>25</sup> „Seitdem die Mütter, pflichtvergessen, ihre eigenen Kinder nicht mehr stillen wollen, müssen sie sie gewinnsüchtigen Frauen anvertrauen. Diese geben sich natürlich keine Mühe, da sie als Mütter fremder Kinder keinen Naturtrieb in sich fühlen.<sup>26</sup> Vom Stillen haben sich nicht nur Rousseau, sondern auch Pestalozzi sehr viel versprochen. Pestalozzi hoffte, dass die Kinder durch den

---

<sup>24</sup> Dass und wie die Aufklärung, am deutlichsten wohl im absolutistischen Frankreich, ein solches rational-kalkulierendes Verständnis von Staat, Gesellschaft und Individuum entwickelte, zeigt Michel Foucault 1977 in kritischer Schärfe.

<sup>25</sup> Rousseau, Emile: 19.

<sup>26</sup> Rousseau, Emile : 17 f.



innigen Kontakt zur Mutter nicht nur die notwendigen Kalorien, sondern auch „die Milch der frommen Denkart“<sup>27</sup> aufsaugen würden.

Die Wirkung, die Rousseaus Vorstellung von der idealen Mutter auf die zeitgenössischen französischen Frauen hatte, ist wohl nicht so groß gewesen, wie die, die seine Ideen noch im 20. Jahrhundert entfalteten. Barbara Vinken fasst in ihrem Buch „Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos“ zusammen, dass die Vorschläge Rousseaus dort, wo Kinder aufgezogen wurden, erst sehr langsam wahrgenommen wurden. „Die Idee, dass die leibliche Mutter ihr Kind zu stillen, für es zu sorgen, es zu erziehen und zu lieben hatte, setzt sich in Frankreich, folgt man Elisabeth Badinter und Philippe Ariès, zunächst in bürgerlichen Familien und selbst dort nur zögerlich durch.“<sup>28</sup> Interessant ist, dass bei Rousseau die Vorstellungen davon, wie wichtig gerade die „erste Erziehung“ ist, mit der Folgerung einhergeht, dass diese Erziehung „unbestreitbar Sache der Frauen“ ist. Damit prägt er bis heute die mitteleuropäischen Vorstellungen, in denen bei allen Unterschieden die vorrangige Zuständigkeit der Frauen für die erste Lebensphase des Kindes nicht mehr weiter hinterfragt wird, was in Deutschland sogar so weit geht, dass auch in den Betreuungseinrichtungen wie Krippen, Kindergärten und Grundschulen überwiegend Frauen arbeiten.

Barbara Vinken sieht seine Idee von der „Natürlichkeit“ der Aufgabe der Mutter bis in die heutige Zeit wirken. „Das Ende des Siegeszuges der auf das ‚Natürliche‘ setzenden Pädagogik sind so manche Theoreme des zwanzigsten Jahrhunderts, die durch die Verhaltensforschung an Affen untermauert wurden – etwa, dass der erste Blickkontakt nach der Geburt entscheidend ist, dass der sofortige Hautkontakt wichtig ist ..., dass eine symbiotische Beziehung zwischen Mutter und Kind durch Stillen und häufigen Körperkontakt zu fördern ist.“<sup>29</sup> Eine weitere wichtige Folge aus dem Gedankengut Rousseaus und seiner Zeit setzt auf die ununterbrochene Anwesenheit der Mutter im häuslichen Bereich, in dem auch die Kinder aufgezogen werden sollen. Nach Vinken ist die Mutter damit „automatisch aus dem normalen Erwachsenenleben ausgeschlossen“. Die Frau, die sich „eingesperrt im Mutter-Kind-Ghetto“<sup>30</sup> im häuslichen Raum einer Vorortsiedlung der Kindererziehung widmet, ist ein typisch deutsches Phänomen geworden, das die Rolle der Mutter seit den 1950er Jahren geprägt hat. Bis heute ist die Trennung der Erwachsenen-Welt von der Mutter-Kind-Welt in der ‚Balance‘ (oder im Spagat, je nach Lesart) deutscher Mütter zwischen Beruf und Familie zementiert. Rousseau verstand unter einer „richtigen Familienmutter ... keine Dame von Welt, denn sie ist in ihrem Heim kaum weniger eingeschlossen als eine Nonne in ihrem Kloster.“<sup>31</sup> Erst die Erziehung der heranwachsenden Söhne oblag bei ihm dann dem Vater, der die Aufgabe hatte, sie aus der Familie zu lösen und zu Staatsbürgern zu erziehen,

---

<sup>27</sup> Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“: 244

<sup>28</sup> Vinken 2007: 137.

<sup>29</sup> Vinken 2007: 139.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Rousseau 1977: 421.

während die Mutter die Töchter wiederum zu Müttern erziehen sollte. Wenn es, wie Barbara Vinken meint, erklärtes Ziel Rousseaus war, „die Frauen aus dem öffentlichen Raum zu verbannen und diesen zu einer rein männlichen Zone zu machen“,<sup>32</sup> dann hatte er damit nachhaltigen Erfolg. Die Beteiligung von Müttern am öffentlichen Leben, an Beruf und Politik zu ermöglichen, war und ist ein langer Prozess, der noch heute für die einzelne Frau spätestens dann in Frage gestellt wird, wenn sie ein Kind bekommt. Als 2010 die französische Justizministerin Rachida Dati gleich nach der Geburt ihres Kindes wieder arbeiten wollte, stieß dies auf Widerspruch und Ablehnung seitens der Gesellschaft. Eine Mutter, die fünf Tage nach der Geburt ihres Kindes an Staatsempfängen teilnimmt, während ihr Kind ‚allein‘ zu Hause ist, begeht immer noch ein Sakrileg, das in Frankreich und auch Deutschland heftig diskutiert wurde.<sup>33</sup> Während es beim englischen Premierminister Tony Blair hoch geschätzt wurde, dass er sein Baby, das während der Amtszeit zur Welt kam, immerhin für einige Wochen mit betreute,<sup>34</sup> würde dieser Zeitraum bei einer Frau als wesentlich zu kurz gelten.

Eine weitere Denk- und Betrachtungsweise Rousseaus, die bis heute nachwirkt, ist die Trennung der ‚Frau‘ und der ‚Mutter‘, indem er von der ‚Mutter‘ andere Verhaltens- und Lebensweisen fordert als von der ‚Frau‘. Wenn Rousseau schreibt, „die Frauen haben aufgehört, Mütter zu sein“<sup>35</sup>, dann bezieht sich das nicht auf Frauen ohne Kinder, sondern auf diejenigen Frauen, die als Mutter weiter am öffentlichen Leben teilnehmen und die Kinder der Amme überlassen. Somit war für ihn, wie Barbara Vinken feststellt, „eine Frau keine Mutter und eine Mutter keine Frau“.<sup>36</sup>

Auch Pestalozzi, ein unumstritten einflussreicher Pädagoge des deutschen Sprachraums im 19. Jahrhundert, hielt die Erziehung der Kleinkinder durch die Mütter für zentral. Auch er wendet sich gegen eine von adeligen Frauen („Weltweiber“) vertretene Weiblichkeit. Entsprechend seiner Unterscheidung zwischen „Weltweibern“ und „Müttern“ unterscheidet er auch zwischen „Weltkindern“ und „Mutterkindern“. Die ersteren „verdorben und verloren, die anderen schon auf Erden im ... Paradies“.<sup>37</sup> Er geht, was die Verantwortung der Mütter betrifft, noch weiter als Rousseau, indem er nicht nur die Betreuung, Versorgung und auch die Erziehung der Kinder in die Hände der Frauen legen

---

<sup>32</sup> Vinken 2007: 142

<sup>33</sup> Die ehrgeizige Politikerin stellte schon Monate vor ihrer Niederkunft klar, dass sie nach der Geburt nur wenige Tage pausieren wolle, bevor sie ins Justizministerium zurückkehre. BILD.de textete daraufhin am 24.04.2010: „Darf ich als Mutter 5 Tage nach der Geburt wieder arbeiten?“ und präsentierte eine Pro und Contra Debatte, die einen hübschen Überblick über die entsprechenden aktuell koexistierenden Ideologeme gibt.

<sup>34</sup> "Ich werde meine Arbeit in dieser Zeit so weit wie möglich zurückschrauben, aber ich muss ja das Land regieren. Das muss doch weitergehen", sagte Blair. "Ich weiß nicht, ob das jetzt bedeutet, dass ich Vaterschaftsurlaub nehme oder nicht, aber all dies ist eine Frage des gesunden Menschenverstandes." Tony Blair im Jahr 2000. zitiert nach rp-online 2011

<sup>35</sup> Rousseau 1971: 399.

<sup>36</sup> Vinken 2007: 140

<sup>37</sup> Zitiert nach Vinken 2007: 148

möchte, sondern sie selbst zu Objekten von edukativen Programmen macht, die dazu dienen, die Frauen erst selbst „dazu zu erziehen..., ihre Kinder mütterlich erziehen zu können“.<sup>38</sup> In den Werteschreibungen ist Pestalozzi für ein Mutterbild mit verantwortlich, das aus Häuslichkeit, Frömmigkeit, Einfachheit und Reinheit besteht. Seine Ausformung der idealen Mutter ist in die Wertvorstellungen des frühen 20. Jahrhunderts unverkennbar eingegangen, wo die Mutter noch bis weit in die 50er und 60er Jahre in Muttertags-Gedichten als gute, treue, stille, fromme aber auch einfache und demütige Mutter dargestellt wurde und keinesfalls als gebildete, selbstbewusste, gesellschaftlich aktive Frau. Auch nach Ansicht Pestalozzis scheint es um die reale Mutter seiner Zeit nicht so gut bestellt zu sein. Er formuliert sein Ziel „in den Müttern des Zeitalters das so sehr erloschene und so sehr zerrüttete Gefühl, was sie ihren Kindern ... sein könnten und sein sollten, in ihnen von neuem wieder zu wecken und zu beleben.“<sup>39</sup>

Wie bereits Martin Luther und Rousseau setzt Pestalozzi auf die Familie als private Sphäre, in der die Frau und Mutter ihren festen, unverrückbaren Platz hat. Ähnlich der Vorstellung von der Mutter, so erscheint auch die als ideal gesetzte Familie bei ihm als „naturegeben“. Barbara Vinken stellt fest, dass die jeweils definierte Mutterbild und die favorisierte Vorstellung der privaten Kernfamilie bei allen dreien stets „im Gewand der Natur und der unverfälschten Sitten“ auftrat.<sup>40</sup>

Die Vorstellung, dass es eine ‚Natur‘ der Mutter gibt, die es nur wieder zu entdecken gibt, geht mit der Idee einher, dass die Vorstellungen von einer Mutter nicht geschichtlich begründet und veränderbar sind, sondern dass Mütterlichkeit einen unveränderbaren, überzeitlich gültigen Kern hat.

Dabei hat sich wenig im Lauf der Jahrhunderte als stabil erwiesen, was die Mutter betrifft. Nicht nur einmal wurde eine ‚neue‘ Mutter ausgerufen und bis heute steht jede Mutter mit dem was sie ist und was sie tut auch immer im Spannungsfeld dessen, was die sie umgebende Kultur jeweils für richtig hält. Dass diese historische und kulturelle Überformung des Mutterbildes den wenigsten bewusst ist, stärkt noch die Vorstellung einer Mutterrolle, die von Natur aus angelegt und überzeitlich gültig ist. Ein Thema, bei dem dies besonders deutlich wird, ist die Vorstellung von der Mutter als alleinige Rund-um-die-Uhr-Versorgerin ihres Babys.

Wie sehr diese Idee ein Produkt zeittypischer Betrachtungs-Schablonen und Denk-Tabus ist, zeigt Sarah Bluffer Hrdy in ihrem Buch „Mütter und andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat“. Sarah Bluffer Hrdy widmet sich in „Mothers and others“<sup>41</sup> der Frage, ob in der Menschheitsentwicklung die Mutter das Neugeborene ausschließlich selbst versorgte oder ob

---

<sup>38</sup> Zitiert nach Vinken 2007: 144

<sup>39</sup> Pestalozzi „Weltweib und Mutter“, zitiert nach Vinken 2007: 155.

<sup>40</sup> Vinken: 133

<sup>41</sup> Bluffer Hrdys Buch erschien 2009, hier zitiert nach der deutschen Ausgabe 2010.

## Einleitung

Babys mit Hilfe mitversorgender Hilfspersonen (sogenannter Alloeltern) aus dem näheren Umkreis großgezogen wurde.

Bei Bluffer Hrdy finden sich einige Beispiele dafür und Hinweise darauf, dass der Blick der zur uns Verfügung stehenden Forschung nicht immer neutral war und ist. Dazu kommen scheinbar objektivierbare Beobachtungen an Müttern des Tierreiches, deren Verhalten gern mit dem Verhalten von Menschen-Müttern verglichen wird, vor allem was den Aspekt der sogenannten Ursprünglichkeit oder Natürlichkeit betrifft.

Bluffer Hrdy weist darauf hin, dass sich im Laufe der Evolution jedoch nicht nur die menschliche Mutter kognitiv verändert und entwickelt hat, um die Bedürfnisse des Kindes wahrzunehmen, sondern auch die Neugeborenen. Sie können durch vielerlei Äußerungen und Handlungen die eigene Mutter dazu auffordern, sie zu stillen, zu tragen, zu wärmen und dergleichen. Ebenso sind sie in der Lage, die Emotionen und die Hilfsbereitschaft anderer Menschen als der eigenen biologischen Mutter anzusprechen.<sup>42</sup> Diese Fähigkeit des Kindes, von klein an mit anderen als der eigenen Mutter zu interagieren und eine Mit-Versorgung durch sie auszulösen und anzunehmen, ist ein oft vernachlässigter Aspekt der Kind-Umwelt-Beziehung.

Der Diskurs darüber, was eine gute, natürliche und angemessene Mutter-Kind-Beziehung ist, wird bis heute oft vor dem Hintergrund eines scheinbar gesicherten Wissens darüber geführt, dass von Natur aus eigentlich niemand außer der Mutter für die Versorgung eines Neugeborenen in der Lage und vorgesehen ist und die notgedrungene Akzeptanz von Mitversorgern durch das Baby nur unseren ‚unnatürlichen‘ modernen Lebensumständen geschuldet ist. Die rein mütterlichen Versorgung ist aber, wie Bluffer Hrdy aufzeigt, in der menschlichen Entwicklung selten möglich gewesen. Abwesenheitszeiten zur Nahrungsbeschaffung, für das ständige Herumtragen wesentlich zu schwere Nachkommen, vor allem wenn man bedenkt, wie lange sie nach dem Entwöhnen noch nicht selbständig für Nahrung sorgen können, der Umstand, dass die Kleinkind-Mutter mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits wieder ein neues Neugeborenes zu versorgen hat, wenn das vorhandene noch nicht selbständig genug ist, haben nach allem, was man heute weiß, bereits bei den frühen Menschen dazu geführt, dass die kooperative Aufzucht des Nachwuchses erfolgreicher war als die alleinige Versorgung durch die biologische Mutter.

Bluffer Hrdy macht in der Möglichkeit zur kooperativen Aufzucht des Nachwuchses sogar einen wesentlichen Unterschied der menschlichen Spezies zu den Menschenaffen aus. „Im Unterschied zu Müttern anderer afrikanischer Menschenaffen, die Neugeborene ganz allein aufzogen“ stützten sich bereits „frühhomonine Mütter auf andere Gruppenmitglieder, die ihnen dabei halfen,

---

<sup>42</sup> Bluffer Hrdy 2010 gibt eine Reihe von Beispielen, wie bereits Babys mitversorgende ‚Alloeltern‘ zu ihrer Versorgung und ihrem Schutz stimulieren.

ihre ungewöhnlich langsam heranreifenden Kinder zu beschützen, zu betreuen und zu ernähren“.<sup>43</sup>

Es leuchtet ein, dass es zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte sinnvoll war, den Nachwuchs in einer starken, aber gleichzeitig auch nicht absolut exklusiven Mutter-Kind-Bindung aufwachsen zu lassen. Einfühlungsvermögen und Empathie der Mutter brachten dem Kind Vorteile, was seine Versorgung anbetrifft. Doch auch die einfühlsamste Mutter konnte zumindest vorübergehend abwesend sein. Um so erstaunlicher, dass bis heute die alleinige Versorgung des abhängigen Kleinkindes durch die eigene Mutter als natürliches Vorbild auch für die moderne Mutter gelten soll. Die ‚Natürlichkeit‘ einer exklusiven Mutter-Kind-Beziehung wird überbetont, jede Tendenz zur Delegation, zum Abgeben, somit zu kooperativen Formen der Kindesaufzucht scheint dieser unterstellten Natürlichkeit zu widersprechen. Sicher ist, dass die enge Mutter-Kind-Beziehung (oder eine funktional äquivalente Beziehung), gerade in den ersten Monaten, in denen das Kind auf die Muttermilch angewiesen ist, sinnvoll ist. Im Umkehrschluss bedeutet dies aber keinen Widerspruch zur Einbeziehung mitversorgender Personen in die Aufzucht des Babys. Dass ein kooperatives und damit soziales Verhalten ebenfalls einem natürlichen menschlichen Verhalten entspricht und im Lauf der Menschheitsentwicklung das Überleben des Nachwuchses gesichert hat, scheint heutzutage in Vergessenheit geraten zu sein gegenüber einem Hang, im Mutter-Kind-Verhältnis, insbesondere im Stillen, eine scheinbar konservierte Natürlichkeit oder Naturnähe menschlichen Handelns zu erkennen. Elisabeth Badinter sieht in ihrem Buch „Mutterliebe“ bei den „Verfechtern des Stillens durch die Mutter – von Plutarch, über Favorinus, Erasmus und viele andere bis hin zu Doktor Brochard Ende des 19. Jahrhunderts ... ein Bekenntnis des Glaubens an die Natur.“<sup>44</sup> Das Vorbild „wilder, barbarischer Völker, das Tierreich und sogar die Pflanzen“ wurde im 18. Jahrhundert herangezogen, um den Frauen der Zivilisation die Natürlichkeit des Stillens vor Augen zu halten. Und auch in den 70er Jahren des 20. Jahrhundert war der Weg zum Stillen ein Weg zu mehr ‚Natürlichkeit‘ und weniger ‚Zivilisation‘, was konkret den Verzicht auf industriell hergestellte Babynahrung bedeutete und eine Rückkehr zu Tragetüchern anstelle des Kinderwagens. Dass das Tragetuch eigentlich einer anderen Kultur entstammt, störte da nicht. Man berief sich auf Bilder und Filme afrikanischer Frauen, die während der harten Feldarbeit ein Baby auf dem Rücken schlepp-

---

<sup>43</sup> Bluffer Hrdy 2010: 51 ff. Sarah Bluffer Hrdy befasst sich in ihrem Buch ‚Mütter und andere‘ mit der „kooperativen Aufzucht“ des Nachwuchses, der ihrer Ansicht nach schon bei einer Menschenaffenlinie, die schließlich in die Gattung ‚homo sapiens‘ mündete, entstand. „Die kooperative Aufzucht, wie sie von Soziobiologen definiert und in einer umfangreichen empirischen und theoretischen Literatur erörtert wird, kennzeichnet jede Spezies, die bei der Umsorgung und Ernährung von Jungen alloelterliche Unterstützung erfährt.“ Bluffer Hrdy 2010: 50. Bereits diese Menschenaffenkinder waren nach der Entwöhnung durch die Mutter noch jahrelang darauf angewiesen, auch von anderen Mitgliedern der Gruppe, in der es lebte, versorgt zu werden, da die eigene Mutter bereits lange vor deren Fähigkeit zur selbständigen Nahrungsversorgung weitere Kinder zu nähren und zu versorgen hatte.

<sup>44</sup> Badinter 1987: 144.

ten und war's zufrieden. Nach Hrdy hat jede Kultur und jede Zeit ein ‚Früher‘ und ein ‚Anderswo‘, wo es natürlicher zugeht und im Fall der Mutter-Kind-Beziehung scheint das, was die zeitgenössische Frau tut, stets mit dem verbunden zu sein, wie es immer schon gewesen sein muss. Auch hier ist, wie in vielen Aspekten des Mutter-Seins, eine Tendenz zu der Annahme zu erkennen, das Wesentliche der Mutter-Kind-Beziehung sei nicht veränderbar und universell und überzeitlich gültig. Der Wandel der Zeit, der Beziehungen, der Lebensstile und -Entwürfe soll offensichtlich hier Halt machen und diese Enklave des Ursprünglichen nicht antasten.

Bluffer Hrdy sieht die Besonderheit der Beziehung zwischen menschlichen Babys und Kleinkindern zu ihren Müttern darin, dass dem Baby – im Gegensatz zum Tierbaby – die eigene Mutter nicht kontinuierlich und ununterbrochen zur Versorgung zur Verfügung steht. Im Gegensatz zu Arten, die ihre Nachkommen ständig mit sich tragen, wie etwa den Schimpansen<sup>45</sup>, wurden sie schon bei den frühen Menschen auch zeitweise sich selbst und damit den Mitgliedern ihrer Gruppe überlassen. Darin sieht Bluffer Hrdy auch die Fähigkeit menschlicher Babys begründet, durch Laute, Mimik und Körpersprache „die Fürsorge von anderen, wie auch von seiner Mutter“ einzufordern.<sup>46</sup> Vergleicht man also die Menschen-Mutter mit der Tiermutter, dann ist die menschliche Mutter-Kind-Beziehung in den ersten Monaten nicht so ausschließlich angelegt wie etwa bei Menschenaffen oder anderen Säugetieren. Folglich ist eine absolut exklusive Mutter-Kind-Beziehung nicht natürlicher als eine Aufzucht mithilfe von mitbetreuenden Personen, sondern einfach nur den Aufzuchtformen des Tierreiches ähnlicher. Nach dieser Logik scheinen dann aber Verhaltensweisen des Tierreiches eher als natürlich anzusehen zu sein, während Verhaltensweisen des Menschen tendenziell eher als nicht-natürlich klassifiziert werden. Insofern scheint uns das Verhalten der menschlichen Mutter natürlicher und richtiger, wenn es dem einer Tiermutter gleicht, sie das Baby also 24 Stunden am Tag bei sich hat, trägt, stillt, beobachtet und sonst niemanden an es heranlässt.<sup>47</sup>

Was gegen die These der gemeinsamen Aufzucht zu sprechen schien, waren sogenannte patrilokale Wohnsitzregeln unserer Vorfahren. Man ging etwa im 19. Jahrhundert davon aus, dass unsere weiblichen Vorfahren sich der Gruppe ihres Sexualpartners anschlossen und dort unter fremden, konkurrierenden Weibchen gar nicht die Möglichkeit einer kooperativen Aufzucht der Jungen

---

<sup>45</sup> Dass eine Schimpansen-Mutter ihr Neugeborenes am Körper trägt und niemals absetzen würde, erklärt Bluffer Hrdy damit, dass sie sich nicht sicher sein kann, was passiert, wenn es ihren Nachwuchs absetzt. „Wenn Menschenaffenmütter Junge überall mit sich herumtragen, so nicht deshalb, weil sie instinktiv ständigen Körperkontakt mit ihren Babys suchen, sondern weil die verfügbaren Alternativen nicht sicher genug sind.“ Bluffer Hrdy 2010: 323.

<sup>46</sup> Bluffer Hrdy 2010: 52

<sup>47</sup> Dass eine solche Logik aber nicht stringent angewendet und konsequent durchgezogen wird, sondern ihr Einsatz eher interessegeleitet und durchaus auch inkonsequent erfolgt, dafür ist der Mutter-Diskurs ein gutes Beispiel.

hatten.<sup>48</sup> „In Anbetracht solcher tiefverwurzelten Überzeugungen konnte man sich kaum vorstellen, dass Homininen jemals hinlänglich matriloal waren, um gemeinsame Jungenfürsorge zu betreiben.“<sup>49</sup>

Auch die Tatsache, dass das Neugeborene bei der Mutter hormonelle Veränderungen auslöst – Stichwort Oxytozin –, die deren Bereitschaft erhöhen, sich dem Kind anzunehmen, und durch sein Saugen an der Mutter-Brust das Hormon Prolaktin ausgeschüttet wird, das zur Milchbildung führt, ist ein weiteres Argument für eine angenommene größere ‚Natürlichkeit‘ einer ausschließlichen Mutter-Kind-Beziehung. Doch auch andere, nicht-verwandte Personen reagieren auf Babys und deren Signale, wie man von zahlreichen Beobachtungen im Tier- und Menschenreich weiß.<sup>50</sup> Menschliche Babys haben jedenfalls ein ausgeprägtes und großes Register, sich Gehör und Aufmerksamkeit zu verschaffen, das sich nicht allein auf die eigene Mutter bezieht.<sup>51</sup> Nach Bluffer-Hrdy bringt „ein sich selbst verstärkender evolutionärer Prozess ... Eltern und Alloeltern [Mitbetreuer] hervor, die empfindlicher auf Signale von Neugeborenen reagieren, und Babys, die sich besser darauf verstehen, solche Signale auszusenden.“<sup>52</sup> Magnetoenzephalografische Aufnahmen der Gehirnaktivität von Eltern und Nicht-Eltern beim Betrachten von Kleinkind-Porträts zeigten die gleichen erhöhten neuronalen Erregungsmuster.<sup>53</sup> Bis heute hält sich nichts desto trotz die Auffassung, dass das Kind zumindest in den ersten Jahren immer dann am besten versorgt ist, wenn es ausschließlich oder zumindest überwiegend von der leiblichen Mutter betreut wird. Die Realität, die längst über die Vater-Mutter-Kind-Familie in Versorgungerehe hinausgeht, hat an dieser Vorstellung wenig ändern können. Der Zusammenhang von Mutter und Kind wird in unserer Gesellschaft so stark betont, dass man eine schon fast symbiotische Beziehung zwischen Baby und Mutter als ‚normal‘ empfindet. Normal im Sinne von häufig ist die ausschließliche Betreuung des Kindes durch die Mutter vor allem deshalb, weil alle Alternativen dazu beschränkt sind. Ein funktionierendes System aus mitbetreuenden Personen, die

---

<sup>48</sup> Diese These wurde im 19. Jahrhundert u. a. von dem deutschen Anthropologen Johann Jakob Bachofen vertreten. Vgl. Bachofen 1975.

<sup>49</sup> Bluffer Hrdy 2010: 330

<sup>50</sup> Nicht nur Löwinnen wurden beobachtet, die Antilopenbabies versorgen wollen, sondern auch Hunde, die Katzenbabies aufziehen. Bluffer-Hrdy geht davon aus, dass es grundsätzlich in Gruppen grundsätzlich sinnvoll war, sich um den Nachwuchs in unmittelbarer Umgebung zu kümmern, das die Wahrscheinlichkeit einer Verwandtschaft hoch war. Zahlreiche weitere Beispiele aus der Tierwelt siehe Bluffer-Hrdy: 290 ff.

<sup>51</sup> Die Reiz-Reaktionsschwelle ist wohl in kaum einem Aspekt so niedrig gelegt wie dem eines weinenden Babys. Dass man seinem Versorger-Impuls dabei selten folgen muss, liegt mehr an der stets anwesenden Mutter als daran, dass das Kind diesen Reiz (weinen, lächeln, auch ein besonderer Geruch, Kindchenschema etc.) nur der eigenen Mutter zugedacht hätte. Väter, Geschwister, Mitbewohner und andere Anwesende werden von einem Kind, das daran gewöhnt ist, jedenfalls nicht von sich aus als Versorger oder Tröster ausgeschlossen.

<sup>52</sup> Bluffer Hrdy 2010: 303.

<sup>53</sup> Nach neurophysiologischen Forschungen der Universität Oxford, zitiert nach Bluffer Hrdy 2010: 303 f.

bis Mitte des 20. Jahrhunderts um die Mutter herum zur Verfügung standen, muss heute fast gänzlich durch den Kindesvater ersetzt werden, der dazu aus sozialen, beruflichen und damit wirtschaftlichen Gründen meist gar nicht in der Lage ist. Er geht früher oder später wieder seinem Beruf nach. Auch die Wohnformen der Kleinfamilie, der individuelle Lebensentwurf unter Abschottung von weiteren Familienmitgliedern und Freunden bringen es mit sich, dass in deutschen Familien die Mutter oft überwiegend alleine mit ihrem Neugeborenen und Kleinkind ist, was sich dann, wenn die Kinder älter werden, oft als Modell nicht mehr zurücknehmen lässt.<sup>54</sup> Der Kindesvater, der weiter gearbeitet hat, muss seinen Beruf behalten, die Frau, die ihre Berufstätigkeit länger unterbrochen hat, tut sich schwer, zum Familieneinkommen ausreichend beizutragen. Dass diese stark auf die ständige Anwesenheit der Mutter bezogene Betreuungsform von Kindern hierzulande nur kulturell üblich, jedoch nicht natürlicher oder besser für das Kind ist, zeigen auch andere Kulturen. Beispielsweise befragte Herwartz-Emden im Jahr 1995 85 türkische und 85 deutsche in Deutschland lebende Mütter. Die deutschen Mütter gaben an, die Betreuung der Kinder überwiegend allein zu bewerkstelligen. Die türkischen Mütter dagegen tendierten zu einer partnerschaftlich organisierten Kinderbetreuung. Wo sie sonst auf ein großes Netzwerk von weiblichen Verwandten, Nachbarinnen und Freundinnen zurückgreifen konnten, bezogen sie in Deutschland, wo sie aufgrund ihrer Migrantinnen-Situation isolierter waren, nun ihre Männer verstärkt in die Kinderbetreuung mit ein.<sup>55</sup>

### **1.3 Kulturelle Modelle der ‚guten Mutter‘ in Relation zu politisch-ökonomischen Interessen**

Nicht nur kulturelle Gewohnheiten, zeitspezifische Anschauungen und Wissensstände, auch politische Haltungen fließen in die Auffassung darüber ein, was eine ‚gute‘ Mutter ist und sein soll. Eine wechselseitige Abhängigkeit kulturell-ideologischer Diskurse zur Rolle der Frauen und Mütter einerseits und der volkswirtschaftlichen Lage andererseits ist im Rückblick auf die Nachkriegsgeschichte nicht zu übersehen. Gerade im Wechsel der politischen Kommunikationen zum Thema spiegelt sich auch das Oszillieren der Arbeitsmarktsituation zwischen Vollbeschäftigung und Fachkräftemangel wider: Letzterer beschleunigt derzeit offenkundig die Bereitschaft auch konservativerer Kreise, die Mutterrolle anders zu definieren. Auch bei diesem Thema wird also den real existierenden Müttern in gewisser Weise der Weg gewiesen, wie sie als Mütter am besten sein sollen. Über Gesetze und Regelungen, über Belohnungssysteme und Restriktionen, über Förderungen und Steuern und nicht

---

<sup>54</sup> Wie unterschiedlich Väter und Mütter vom Thema der Vereinbarkeit betroffen sind, ist ganz gut an einer Eurostat-Studie von 2008 abzulesen, in der die Zeiten abgefragt wurden, die Väter und Mütter für Kindertreuung und Hausarbeit beziehungsweise Erwerbstätigkeit pro Tag aufwenden :

Mütter: Kindertreuung/Hausarbeit = 371 Minuten, Erwerbstätigkeit = 72 Minuten

Väter : Kindertreuung/Hausarbeit = 180 Minuten, Erwerbstätigkeit = 272 Minuten.

<sup>55</sup> Herwartz-Emden 1995.



zuletzt über die Angebote in Schule und Kinderbetreuung wird Einfluss auf das Verhalten von Müttern und zukünftigen Müttern genommen, und zwar immer schon wesentlich mehr, als auf das von Vätern. Die Nazizeit<sup>56</sup> in Deutschland, der Kommunismus in Osteuropa, die DDR, das sind Beispiele, die für bewusste Steuerungsversuche des Verhaltens und der Lebensumstände von Müttern durch den Staat.<sup>57</sup>

Heute gehört die erwerbstätige Mutter zum Leitbild der EU, doch in Deutschland „fehlen geeignete Betreuungsstrukturen und familienfreundliche Arbeitszeiten.“<sup>58</sup> Das liegt nicht daran, dass die deutschen Politiker versagt haben, sondern daran, dass die bundesrepublikanische Gesellschaft lange unentschlossen war und heute noch ist, was sie beim Thema Kinderbetreuung, -Versorgung und Bildung anstreben soll – wohl auch angesichts einer oszillierenden ökonomischen Entwicklung. Die Idee, dass eine gute Mutter immer auch eine anwesende Mutter ist, hat sich bei allen gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland gehalten. Im Unterschied zu Frankreich, wo man Kinder früh in Gemeinschaft mit anderen Kindern sozialisiert und es für normal hält, dass Kinder in Krippen und Kindergärten ebenso lange verweilen wie die Eltern am Arbeitsplatz, ist eine sogenannte Fremdbetreuung in Deutschland höchstens eine Notlösung. Nicht nur Vorbehalte gegen einen sich einmischenden Staat spielen hier eine Rolle, sondern auch die Idee, dass ein Kind nicht auf seine Mutter verzichten kann und die Mutter die optimale Betreuungsperson ist. Man wünscht es nicht, sondern nimmt es höchstens aus beruflichen oder finanziellen Gründen in Kauf, ein Kleinkind ‚wegzugeben‘. Dementsprechend wird in Deutschland ein Konflikt zwischen Mutter-Sein und beruflichem Engagement ausgemacht und betont, während andere Nationen und Kulturen, darunter auch die ehemalige DDR, einen solchen Konflikt nicht zum Thema machen.

Die französische Philosophin Elisabeth Badinter geht davon aus, dass „unsere jeweiligen Mutterbilder weitgehend von Ideologien und unserem gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Umfeld abhängen.“<sup>59</sup>

---

<sup>56</sup> Zur Gleichstellung nicht-ehelicher mit ehelichen Kindern, der Verleihung des Mutterkreuzes auch an nicht verheiratete Frauen, Ausschluss verheirateter Frauen vom Staatsdienst, Eheförderungsdarlehen, zu Lebensborn und Rassengesetzen siehe beispielsweise Vinken 2007: 241ff.

<sup>57</sup> Man denke nur an die extrem hohen Steuersätze im Nachkriegsdeutschland-West für „dazuverdienende“ Ehefrauen, die Betreuungszeiten von Kindergärten, die noch bis in die 1980er Jahre zumindest außerhalb von Ballungszentren meist nur von 8.00 Uhr bis 12.00 Uhr geöffnet waren und das Angebot von Schulen, die die Kinder spätestens um 13.00 ohne Essen und mit unerledigten Hausaufgaben nach Hause schicken. Noch in der Einführung zum bundesrepublikanischen zivilrechtlichen „Gleichberechtigungsgesetz“ von 1957 steht: „Es gehört zu den Funktionen des Mannes, dass er grundsätzlich der Erhalter und Ernährer der Familie ist, während die Frau es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen muss, das Herz der Familie zu sein.“

<sup>58</sup> Dr. Mechthild Veil, Sozialwissenschaftlerin, in : AKTIV Frauen in Baden-Württemberg – Ausgabe 29 – 3/2005, <http://www.frauen-aktiv.de/aktiv/29/seite4.php>

<sup>59</sup> Badinter 2010: 11.

Elisabeth Badinter thematisiert in ihrem Buch schon im Titel „Der Konflikt. Die Frau und die Mutter“ die Ambivalenzen der Mutterschaft. Sie siedelt diesen Konflikt nicht nur zwischen „Frau und Mutter“ an, sondern auch zwischen unterschiedlichen Muttertypen und verschiedenen Priorisierungen im Leben einer Mutter. Sie bezeichnet die Übersetzung ihres Werkes ins Deutsche als besonders wichtig, denn sie macht ganz „entgegengesetzte Vorstellungen von der gesellschaftlichen Rolle der Frau und vom Status der Mutter“ in Frankreich und Deutschland aus, wobei sie feststellt, dass bei Deutschen, die Mütter werden, die „Rolle als Frau“ oft „verkümmert“. „Die Frau tritt in den Hintergrund, zugunsten der Mutter, die der wichtigste und natürliche Ansprechpartner des kleinen Kindes ist. Man geht häufig davon aus, dass nur die Mutter, dank ihres Instinkts, weiß, was ihr Kind braucht und wie man seine Bedürfnisse befriedigen kann.“<sup>60</sup> Badinter beschreibt die Mutter aus der Perspektive der französischen Kultur und grenzt die französischen Mütter von der deutschen Mutter ab („sie findet oft in dieser Funktion auch erst zu ihrer Weiblichkeit“, „sie ist zu allen Opfern bereit“, Badinter 2010: 10) Ihre Einteilung der Mütter nach Vogeltypen (Pelikanmütter und Rabenmütter) setzt auf starke Gegensätze. Der Begriff der Rabenmutter ist, nicht wie im deutschen Gebrauch üblich, bei ihr und offensichtlich auch in Frankreich durchaus positiv im Sinne einer arbeitenden, emanzipierten Frau und Mutter gemeint und bezieht sich auf die Französin im Allgemeinen, die zwar gerne Kinder hat, aber ihre Aufgabe im Beruf, als Frau und als Ehefrau zumindest gleich wichtig oder wichtiger nimmt. Tatsächlich ist es so, dass französische Mütter heute nach der Geburt ihres ersten Kindes EU-weit am schnellsten wieder arbeiten. Das geht einher mit der vergleichsweise hohen Geburtenrate Frankreichs in der EU<sup>61</sup>.

Badinter sieht diese Errungenschaften der französischen Frauen gefährdet durch die jetzige junge Mütter-Generation, welche die gesellschaftlichen und persönlichen Errungenschaften ihrer (Raben-)Mütter leichtfertig aufgibt. „Heute scheinen immer mehr junge Französinen das von ihren Müttern gelebte Modell der Rabenmutter abzulehnen. Sie sind entmutigt von einer immer härter werdenden Arbeitswelt und lassen sich vom naturalistischen Diskurs der Ökologie und einem maternalistischen Feminismus verführen. So empfinden sie es dann als Erleichterung, für einige Jahre zu Hause zu bleiben, um jene wirklich guten Mütter zu sein, die ihre eigenen Mütter nicht waren, und aus ihren Kindern ihr Lebenswerk zu machen.“<sup>62</sup>

---

<sup>60</sup> Badinter 2010: 9.

<sup>61</sup> Quelle: Statistisches Bundesamt 2009. Frankreich mit 12,7 Kinder pro 1000 Einwohner Platz drei hinter Irland (16,8) und UK 12,8, Deutschland 7,9 (letzter Platz).

<sup>62</sup> Badinter 2010: 11

## 1.4 Rahmenbedingungen des Mutter-Seins heute

Im Alltag der Familien und auf die Mutter-Kind-Beziehung haben sich in den letzten Jahren auch Faktoren ausgewirkt, die nur indirekt mit der Familie zu tun haben. Berufsbilder haben sich verändert, technische Entwicklungen erleichtern die Haushaltsarbeit, die Mobilität nimmt zu, die sozialen Verpflichtungen gehen zurück.

Die ‚ganze‘ Familie ist meist nur in der späteren zweiten Tageshälfte und abends zu Hause, eine Vollzeit-Anwesenheit im häuslichen Bereich ist somit auch für die Mutter nicht mehr notwendig und sinnvoll. Die Tendenz zu Freizeitaktivitäten während des Wochenendes nimmt zu, Haushaltstätigkeiten sind im Vergleich zu früher durch Geräteeinsatz wesentlich reduziert. Auch die soziale Einbindung der Familie ist zurückgegangen und daraus folgende Verpflichtungen und Regelmäßigkeiten wie Kirchengang oder Verwandtenbesuche. Die Eltern haben mehr Urlaub als früher und oft flexiblere und kürzere Arbeitszeiten, so dass auch Väter nicht nur abends am Familienleben teilnehmen. Insofern hat die Familie im Lauf der letzten Jahrzehnte eigentlich nicht nur Verluste hinzunehmen, sondern es zeichnen sich Gewinne ab, vor allem, was die den Kindern vorbehaltene Zeit betrifft.

Während Kinder vor Jahrzehnten noch überwiegend mit anderen Kindern spielten oder in die häusliche Arbeit einbezogen waren, sind sie heute mehr auf die Eltern bezogen, die mit ihnen etwas unternehmen, mit ihnen spielen, mit ihnen ihre Freizeit verbringen. Das weniger hierarchische Verhältnis zu Eltern und die mögliche größere Nähe und Vertrautheit zu beiden Eltern sind Anzeichen dafür, dass in Familien die Möglichkeiten des gemeinsamen Lebensgenusses gegenüber anderen traditionellen Familienaufgaben in den Vordergrund gerückt sind. Genauso, wie man heute bei Partnerschaft, Freundschaft, Freizeit und Arbeit verstärkt darauf achtet, eine ‚gute Zeit‘ zu verbringen, möchten Mütter und Eltern auch mit den Kindern zusammen sein, um eine schöne Zeit zu haben.

So ist die Familie heute nicht in erster Linie der Ort, an dem Kinder auf das Erwachsenenleben vorbereitet und entsprechend ihrer zukünftigen Rolle in der Gesellschaft erzogen werden. ‚Erziehung‘ tritt gegenüber einer ‚Beziehung‘ zu den Eltern zurück und Kinder sind für ihre Mütter und Väter in erster Linie wertvolle und interessante Kommunikations- und Lebenspartner.

### 1.4.1 Kinder im Kontext ihrer Familie, nicht im Kontext der Gesellschaft

Allgemein ist die Familie zu einer wesentlich privateren, der Gesellschaft gegenüber abgeschlosseneren Gemeinschaft geworden als sie es wohl je war. Kinder wuchsen auch noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein im Dorf oder im Stadtviertel zwischen Schule und elterlicher Wohnung unter den Augen von Nachbarn, Großeltern, Lehrern und Verwandten auf. Heute kommen Kinder

selten in die Obhut anderer. Der nachbarschaftliche Raum ist meist von Menschen bewohnt, zu denen die Eltern keinen Kontakt haben, und das selbständige Herumlaufen von Kindern in Städten ist fast unmöglich geworden. Sie halten sich in Wohnung, Haus und Garten auf, haben Unterhaltungsmedien zur Verfügung, Unmengen von Spielsachen und werden, im Unterschied zu früher, auch von den Eltern ‚bespielt‘, die sich intensiver, länger und bereitwilliger als früher mit den Kindern beschäftigen. Die Liberalisierung der Gesellschaft nach den 60er Jahren, aber auch der Wunsch der Eltern, eine gute – und das heißt: eine durch keine Disharmonie und Auseinandersetzung beeinträchtigte – Zeit mit den Kindern zu verbringen, haben dazu geführt, dass Strenge, Strafen, Verbote, Grenzen setzen in Familien an Bedeutung verloren haben. Gleichzeitig sind Kinder heute vor allem die Kinder ihrer Eltern, mit denen sie in intensivem Kontakt stehen und treten kaum mehr selbständig in der Gesellschaft auf.

Ihr Platz ist mehr oder weniger an der Seite ihrer Mütter und Väter, sie sind in erster Linie Teil einer Familie und weniger Teil der Gesellschaft. Sie nehmen zwar am gesellschaftlichen Leben teil, aber nicht als Kinder an sich, sondern als ‚Kinder von jemandem‘. Die Zeiten, als Kinderscharen ohne ihre Eltern unterwegs waren, laut und frech den Erwachsenen Streiche spielten oder in ihre stundenlangen Hüpf- und Wurfspiele im Hinterhof oder auf der Straße vertieft waren, sind offensichtlich vorüber. Insofern ist Philippe Ariès recht zu geben, der die zunehmende Entwicklung der Familie zu einer von der Gesellschaft abgeschlossenen, intimen Institution vorhersah, und konstatierte, dass sich Familiensinn und Sozialität jeweils nur auf Kosten des anderen entwickeln können, jedoch nie gemeinsam.<sup>63</sup>

#### *1.4.2 Die Mutter als entscheidende Figur der Persönlichkeitsentwicklung*

Die Idee, dass die Persönlichkeit des Menschen in den ersten Lebensjahren geprägt wird und sein weiteres Lebensglück entscheidend davon abhängt, was er als Kind erlebt, hat den Aufgaben der Mutter seit den 1970er Jahren neben der Versorgung und Erziehung auch die Verantwortung für die psychische Entwicklung des Kindes hinzugefügt. Im Sample spiegelt sich der in der populär-psychologischen Literatur der 1970er Jahre ausgeprägte Verdacht, die Mutter könne dem Kind potenziell schaden. Mit der Psychoanalyse kam im 20. Jahrhundert der Gedanke ins Spiel, dass das Verhalten der Mutter sich nicht nur unmittelbar auf das Kind auswirkt, sondern dass es vor allem auf das später erwachsene Kind großen Einfluss hat. "Durch die Psychoanalyse wird die Mutter zur Hauptverantwortlichen für das Glück ihres Sprösslings befördert", schreibt Elisabeth Badinter, und "von der Verantwortung zur Schuld war es nur ein kleiner Schritt".<sup>64</sup> Diese Sensibilisierung für die (Alltags-)Psycholo-

---

<sup>63</sup> Ariès 1977.

<sup>64</sup> Über Schuld und Schuldgefühlen schreibt Badinter ausführlich in Badinter 2010: 75 f und Badinter 1987: 261

gie ist in der Diskussion um die Mutterrolle bis heute sehr ausgeprägt. Eine Psychologisierung der Mutter-Kind-Beziehung beschreibt 2008 der finnische Psychotherapeut Ben Furman: "Die Bevölkerung der westlichen Welt wächst auf in einer von Psychologie geprägten Kultur, in der man glaubt, dass sich psychische Probleme hauptsächlich ... von der Kindheit herleiten lassen."<sup>65</sup> Furman erkennt auch im 21. Jahrhundert die Gewohnheit, Probleme des Erwachsenen auf Erlebnisse der Kindheit zurückzuführen und problematisiert die verbreitete Ansicht, elterliche Versäumnisse als Grund für Persönlichkeitsdefizite Erwachsener zu sehen. "Dass einem Kind bestimmte Erlebnisse in Bezug auf seine Eltern fehlen, ist für seine Entwicklung nicht so schicksalhaft, wie wir es gewohnt sind zu denken." Diese Sichtweise auf den weit über die konkrete Kindheit hinausgehenden prägenden Einfluss einer Mutter wird als selbstverständlich gesetzt und nicht hinterfragt. Wiederum richtet sich hier der Verdacht gegen die intentional ‚gute Mutter‘. Hier ist im Vergleich zum 18. und 19. Jahrhundert, wo Rousseau und Pestalozzi ein in ihren Augen potenziell defizitäres mütterliches Verhalten mit ihren Ratschlägen und Schriften verbessern wollten, eine Ausweitung von Defizit-Unterstellungen festzustellen. Auch in den in dieser Epoche populären Märchen<sup>66</sup> wird die Mutter vor allem dann zum Problem, wenn sie etwas tut, was der kulturspezifischen Vorstellung einer ‚guten‘ Mutter widerspricht oder etwas unterlässt, was notwendig zum Mutter-Sein gehört. Eifersucht, Lieblosigkeit, Entzug von familiären Rechten, Vernachlässigung und Bevorzugung eigener, leiblicher Kinder gehören zum Problemkatalog der ‚bösen‘ Märchen-Mutter. Der problematisierenden Blick der (Alltags-)Psychologie auf das Mutter-Sein im ausgehenden 20. Jahrhundert scheint jedoch auch das zu betreffen, was in der Kultur eigentlich als ‚gute‘ oder normale Mutter definiert ist.

Die Mutterarchetypen im Märchen, die Sybille Birkhäuser in ihrem Buch „Die Mutter im Märchen“<sup>67</sup> aufgreift, zeigen die ‚Mutter‘ in ihren extremen Ausprägungen als besonders ‚gute‘ oder besonders ‚böse‘ Exemplare des Mütterlichen. Die ‚gute Mutter‘ ist bereits verstorben und insofern machtlos, woraus sich die Problematik der bösen, vernachlässigenden, eifersüchtigen Stiefmutter erst ergibt. Weder die ‚gute Mutter‘ noch die ganz ‚normale‘ Mutter spielen im Märchen also eine wichtige Rolle, der Fokus liegt immer auf der bösen Variante, die der Tochter den Zugang zum Lebensglück verwehrt. Auch

---

<sup>65</sup> Furman, 2008:13.

<sup>66</sup> In den überlieferten Märchen, die im 18. und 19. Jahrhunderts in Deutschland populär waren, sind Gefahren, die von einer Mutter ausgehen können, immer an ein ‚schlechtes‘ Verhalten einer ‚bösen‘ (meist Stief-)Mutter geknüpft. Im Gegensatz zu der heute gängigen Auffassung, dass Erfahrungen in Kindheit und Jugend über diese Phasen hinaus den weiteren Lebensverlauf prägen, stellt der negative Einfluss der ‚bösen‘ Mutter beispielsweise im Märchen zwar eine große Störung im Lebensablauf der Tochter dar, jedoch ist dieser mütterliche Einfluss immer auf die Kindheit beschränkt. Letztlich wird das Kind später nicht von seinem Lebensglück abgehalten. Was die ‚böse‘ Mutter auch veranstaltet, um Schneewittchen das Leben zu erschweren oder Aschenputtels Glück zu verhindern, es hat keine Auswirkung auf das spätere Erwachsenen-Leben der Tochter, die mit ihrem Prinzen glücklich leben wird bis ans Ende ihrer Tage.

<sup>67</sup> Birkhäuser-Oeri 1993.

## *Einleitung*

hier hat man ein Beispiel für die Tendenz zur Problematisierung des Mütterlichen. Die Idee möglicher negativer Einflüsse der Mutter auf die Lebensentwicklung des Kindes wurde im 20sten Jahrhundert von Psychologie und Alltagspsychologie jedenfalls begeisterter aufgegriffen als die Vorstellung der ganz ‚normalen‘ versorgenden Mutter.

Herrad Schenk<sup>68</sup> sieht die 1980er Jahre zudem geprägt von einer "Neuen Mütterlichkeit" der Frauen, die sich bewusst und euphorisch auf die Mutterschaft einließen, um "ihren Kindern alles (zu) geben, was sie brauchen, um sich zu selbst bestimmten glücklichen Menschen zu entwickeln". In dieser Zeit nahmen ihrer Meinung nach die Anforderungen an die gute Mutter auch deshalb zu, weil die Mutterschaft inzwischen kein „biologischer Automatismus mehr ist, sondern „ein frei wählbares Lebenskonzept“ das man entsprechend ausfüllen möchte und vor sich und anderen begründen muss.

### *1.4.3 Das Kind als ‚Aufgabe‘*

Kinder zu haben ist in Zeiten sicherer Verhütungsmethoden eine Entscheidung, die man ebenso planen und vorbereiten kann wie andere Lebensentscheidungen. Erstmals in der Geschichte der Menschheit stellt sich damit nicht nur die Frage, ob und wann eine Frau Kinder bekommt, sondern das Mutter-Werden ist auch erstmals eine Entscheidung, die gesondert von der Frage zu treffen ist, ob man in einer Partnerschaft lebt. Während das Mutter-Werden von der Ehe zunehmend losgelöst ist (es ist gesellschaftlich akzeptiert, eine Ehe ohne Kinder zu führen und Kinder zu haben, ohne verheiratet zu sein), verbindet sich das Thema ‚Kind‘ mehr und mehr mit dem Thema ‚Beruf‘. Das Mutter-Sein wird in Konkurrenz zu beruflichen Aufgaben wahrgenommen, wie der seit Jahren anhaltende Diskurs über eine mögliche oder unmögliche Vereinbarkeit von Kindern und Beruf zeigt: „Der erste Mann, der mich gefragt hat, ob ich ein Kind möchte, war nicht mein Freund, sondern mein Chef!“<sup>69</sup>

In einer berufsorientierten Leistungsgesellschaft wird auch die für ein Kind aufgewendete Zeit und Energie als Aufgabe gesehen und als Leistung gemessen und bewertet, die potenziell mit anderen Berufs- und Lebensaufgaben einer erwachsenen Person konfligiert.

In diesem Kontext rückt das Kind als ‚Aufgabe‘, die es analog zu beruflichen Herausforderungen zu managen gilt, in den Fokus sozio-ökonomischer Diskurse über die Mutterrolle, und damit die Kleinkinderzeit als Lebensphase, in der es so zeitintensiv betreut und beaufsichtigt werden muss, dass es eine berufsähnliche Aufgabe darstellt. Andere Lebensphasen des Kindes werden nur bezüglich der Aspekte wahrgenommen, die die Betreuungszeit und -Intensität betreffen. Das Kind ist im Zuge der Vereinbarkeitsdebatte als eigenständiger Teil der Gesellschaft aus dem Fokus gerückt und wird vermehrt unter

---

<sup>68</sup> Schenk 2005: 227

<sup>69</sup> Aussage in der Studie „Frauen und Führung“, Frenzel, Müller, Sottong 2000.

dem Aspekt nötiger Betreuung und Beaufsichtigung durch Erwachsene wahrgenommen.

#### *1.4.4 Vereinbarkeit von Familie und Beruf*

Heute ist der Wunsch nach einer synchronen Vereinbarkeit von Familie und Beruf zwar ausgeprägt, wird aber hauptsächlich im Zusammenhang mit Frauen bzw. Müttern diskutiert. Die Vereinbarkeitsdebatte ist zudem ein auf politischer und gesellschaftlicher Ebene relativ neuer Diskurs. Bisher wird das Thema der Vereinbarkeit überwiegend als Frage der privaten Lebensführung behandelt, ohne die geltenden Gestaltungsmöglichkeiten des Erwerbslebens für beide Geschlechter in Frage zu stellen. Vor allem wird die Vereinbarkeitsdebatte aber ohne eine Auseinandersetzung darüber geführt, welche Lebensform man für Kinder eigentlich wirklich vorzieht. Solange diese beiden Themen nicht in die Diskussion mit einfließen, wird eine Lösung der Vereinbarkeitsfrage wie bisher nur individuell gelingen können.

Die Darstellung der Mutter im Kontext von Vereinbarkeit von Beruf und Kind hat einige ikonografische Muster für das Bild der Mutter hervorgebracht: die Frau, die am Computer sitzt und dabei ein Kind auf dem Schoß hält. Andere Bilder zeigen eine lebensstüchtige ‚Familienmanagerin‘, die den täglichen Anforderungen des Kinderlebens stets gewachsen ist. Weitere Bilder im Kopf zeichnen die patente Mutter, die aber abends auch noch Zeit für sich, den Partner und gepflegte Essenseinladungen im perfekt sitzenden Kleid Größe 36 findet.<sup>70</sup>

#### *1.4.5 Reduzierung des Mutterbildes auf die Kleinkindmutter*

Überhaupt fällt auf, dass nun, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, (Werbe-)Ikonographie, Work-Life-Balance-Diskurse und die entsprechenden politischen Diskussionen auf die Mutter eines Babys oder sehr jungen Kindes fokussieren. Man spricht im Zusammenhang von Müttern vorwiegend von Betreuungsangeboten für Kleinkinder (gleich ob Kita-Platz oder Betreuungsgeld), man sieht Mütter mit kleinen Kindern abgebildet, die Mutter-Kind-Kur oder das Mutter-Kind-Abteil im Zug ist für Mütter mit Kleinkindern gedacht. Mutterschaft wird in der Baby- und Kleinkindphase sozial ‚sichtbar‘ und dabei wahlweise als

---

<sup>70</sup> Da die meisten Bilder etwas mit Werbung, Marketing oder Feel-good-Produkten zu tun haben, wird die ‚Kehrseite der Medaille‘ selten dargestellt: Die abgekämpfte, sich im Beruf und in der Familie aufreibende Frau, die abends totmüde ist, die gestresste Mutter, die ihre Kinder wegen Kleinigkeiten anbrüllt, die überforderte Mutter, die den Haushalt nicht schafft, die gelangweilte Mutter, deren Leben eintönig ist. Neuere Fernsehformate stellen dagegen die Mütter (meist ‚bildungsferner‘ Schichten) im Reality-TV bloß und zeichnen ein Gegenbild der stets hilflosen und überforderten Mutter, die ohne Super-Nanny nicht klarkommt. Von einer dem Alltag und der Wirklichkeit angemessenen Darstellung sind beide Extrem weit entfernt.

Organisationsproblem in der Lebensgestaltung oder als Glücksversprechen semantisiert.

Diese Reduzierung der Mutter-Figur auf die Kleinkindmutter ist recht neu. Viele historische Mutter-Archetypen und Mutter-Mythen beziehen sich auf die Mutter eines älteren Kindes oder eines bereits erwachsenen Menschen. Die Marien-Ikonographie schließt den Kreis der Mutterdarstellungen noch mit der Pietá ab. Auch in Mutter-Darstellungen der Märchen sind die Kinder bereits älter und stehen zumindest am Beginn einer gewissen Selbständigkeit. Dornröschen, Schneewittchen und Aschenputtel sind im heiratsfähigen Alter, als Feen und Stiefmütter ihnen das Leben schwer machen.<sup>71</sup> Auch die Heldenmütter, die Götter-Mütter, die Mütter der griechischen und römischen Mythologie werden als Mütter von Erwachsenen dargestellt. Die Mutter-Bilder des 19. Jahrhunderts weisen noch verschiedene Phasen des Mutter-Seins auf, wie es etwa an der Abbildung der sogenannten Lebens-Treppe der Frau zu sehen ist<sup>72</sup>. Sie hat erst einen Ehemann, dann eine Familie und kleine Kinder, dann segnet sie die erwachsen gewordenen Kinder bei deren Heirat, wird Großmutter, und schließlich ist sie alt und wird von den Kindern ge- und unterstützt. Heute scheint dagegen der Blick der Gesellschaft auf die Mutter als Kleinkindmutter verengt zu sein. Mutterschaft wird in dieser Betrachtung zu einer Phase, zu einer Art Exkurs für die Dauer einer kurzen Zeit, nach der die Mutter als berufstätige Frau, als Erotikpartnerin, als ‚selbständige‘ Frau wieder in die ‚Normalität‘ des modernen Lebens zurückkehrt, das eben nicht mehr in der ausschließlichen Sorge um die Gestaltung und Pflege einer ‚idealen Familie‘ besteht.<sup>73</sup>

### 1.5 Wandel der Mutterrolle in der Nachkriegsgeschichte

Faktisch jedoch spielt in unserer Kultur ein Kind im Leben der Mutter über einen wesentlich längeren Zeitraum eine Rolle und das Mutter-Sein wirkt auch in andere Lebensphasen hinein, selbst wenn, wie in den dieser Arbeit zugrunde liegenden biografischen Entwürfen von Frauen, ‚Mutter-Sein‘ nicht mehr als zentrale Lebensaufgabe gesehen wird.

Gesellschaftliche Konstruktionen der ‚guten‘ Mutter können dabei auf sehr unterschiedliche Weise auf verschiedene Aspekte und Phasen der Mutterschaft fokussieren, die Frauenrolle insgesamt auf Mutterschaft verengen oder gera-

---

<sup>71</sup> In Märchen wird die Mutterfigur häufig zum Problem für die Tochter oder Stieftochter. Doch im Verlauf der Erzählung wird ihr Einfluss eliminiert und die Lebensentwicklung der Tochter geht nun unbelastet ihren Gang. Hier unterscheidet sich die ‚psychologisierende‘ Denkweise, die sich auch im vorliegenden Textkorpus spiegelt, wenn sie davon ausgeht, dass eine einmal erlebte Mutter-Problematik sich untilgbar auch auf das weitere Leben negativ auswirkt.

<sup>72</sup> Ingeborg Weber-Kellermann 1998: Frauenleben im 19. Jahrhundert. Abbildung Rückumschlag: Das Stufenalter der Frau.

<sup>73</sup> Wunsch 2012: 641f.



dezu in Opposition zu ihr konstruieren, wie der kurze Streifzug durch sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Mutterrolle gezeigt hat.

Dass diese diskursiven Konstruktionen der ‚guten‘ Mutter deutlich ideologischer Natur sind, wird unter anderem dadurch sichtbar, dass sie ihre gesellschaftlichen, politischen und gerade auch ökonomischen Bedingtheiten und Interessen verschleiern und lieber auf – je nach Zeitgeist – religiöse und/oder biologistische ‚Universalien‘ verweisen.

Dass solche ‚Universalien‘ eben Konstrukte sind, ebenso wie das bürgerliche Modell der ‚idealen‘ Kleinfamilie mit der Mutter als zentraler emotionaler Ressource, zeigt aber gerade die Zyklik und Intensität der Diskurse um die Mutterrolle im Laufe der Zeit: Was eine ‚gute‘ Mutter ist, ist eben nicht selbstverständlich, sondern muss angesichts beobachtbarer abweichender Lebensmodelle von Frauen und Familien immer neu definiert und argumentativ abgesichert werden. Diese Aufgabe fällt seit der Aufklärung dem sich zunehmend auch als zentrale politische Kraft etablierenden Bürgertum zu, das in seinen Abgrenzungskämpfen gegenüber dem Adel und später dann zusätzlich gegenüber den unteren Schichten in immer neuen Varianten die Überlegenheit und ‚Natürlichkeit‘ der eigenen Frauen- und Familienvorbilder herausarbeiten muss.<sup>74</sup> Dabei wird über einen relativ langen Zeitraum hinweg ein Trivialschema von ‚guter‘ Mutter und ‚idealer‘ Familie etabliert, das sich auch dann noch in populären Medien halten kann, als die statistisch erfassbare soziale Realität *und* die öffentlichen Diskurse zur Frauenrolle schon längst dafür sprechen, dass dieses Schema der Vergangenheit angehört.<sup>75</sup>

„Die Mutter lebt in der Familie nur für andere und ist damit durch aufopferungsvolle Fürsorge für ihre Familie gekennzeichnet... Sie schafft den Schutzraum und ist damit der Mittelpunkt der innerfamiliären Kommunikation und damit der familieninternen Wertevermittlung an die Kinder. Die Erziehung der Kinder ist damit im Idealmodell die wesentliche Funktion der Mutter. Nach außen hin unterstützt sie ihren Mann primär in einer zurückhaltenden Dekorfunktion.“<sup>76</sup>

Gerade das Fortleben des alten Trivialschemas der ‚guten Mutter‘ in der Form, wie es das obige Zitat über die Familienideologie in Fernsehserien widerspiegelt, verdeutlicht, wie paradox und teilweise absurd die gesellschaftliche Kommunikation der Mutterrolle im ausgehenden 20. Jahrhundert und darüber hinaus verläuft. Für Frauen – so scheint es – können je nach Kontext, Milieu und politisch-ökonomischer Großwetterlage sehr unterschiedliche und auch durchaus untereinander unvereinbare Rollenklischees bedarfsweise aktiviert werden: Idealisierung der Selbstaufgabe und Reduzierung der weiblichen Identität auf die Funktion als Gewährleisterin von harmonischer Emotionalität

---

<sup>74</sup> Zur zentralen Relevanz solcher Abgrenzungskämpfe in der populären Literatur des 19. Jahrhunderts siehe etwa Sottong 1991: 128-158.

<sup>75</sup> Vgl. Wunsch: 641f : Noch in beliebten TV-Familienserien der 80er Jahre lässt sich danach eine Hochbewertung der Mutterrolle aus den Serien ableiten, wenn diese in der Aufopferung für die Familie und deren Zusammenhalt besteht.

<sup>76</sup> Ebd.

und Hüterin der Tradition kann in medialen Reproduktionen des Trivialschemas neben das Bild der alterslos attraktiven, beruflich engagierten, selbstbestimmten Frau treten, die das Mutter-Sein nebenbei, aber gleichermaßen perfekt managet. Die Entscheidung für die Mutterschaft ist eine ebenso legitime wie die Entscheidung für ein Leben ohne Kinder. Mutterschaft kann in der eigenen Biografie Element einer Komplettierung der eigenen Identitätskonstruktion sein, muss es aber nicht sein. Lediglich die ausschließliche Reduzierung auf die Rolle als Hausfrau und Mutter über die Kindheitsphase des Nachwuchses hinaus wird gesellschaftlich mehrheitlich abwertend betrachtet: Angesichts der gewonnenen Optionenfülle gilt es in unserer Kultur offenbar mehr und mehr als anrühlich, sich selbst derart einzuschränken.

Noch in den fünfziger und sechziger Jahren der Bundesrepublik war eine solche Vielfalt an weitgehend akzeptierten Möglichkeiten, die Rolle der Mutter für sich selbst als Frau zu definieren, nicht gegeben. Die Rollenerwartungen an Frauen und Mütter wurden nicht unmittelbar durch den politischen Systemwandel nach dem Ende des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft transformiert: In dieser Beziehung steht die Adenauer-Ära der BRD für Kontinuität. „Soziologisch gesehen stand die Nachkriegszeit dem neunzehnten Jahrhundert näher als dem Jahre 1968“ und war entsprechend durch hierarchisches Denken und vertikale Abstufung sozialer Beziehungen geprägt schreibt dazu der Soziologe Gerhard Schulze.<sup>77</sup> Das betraf auch die Relation zwischen Männern und Frauen und der letzteren zugewiesenen Rolle: Das bürgerliche Gesetzbuch dieser Zeit erlaubt der Frau die Erwerbstätigkeit „so weit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“.<sup>78</sup>

Die entscheidenden kulturellen Transformationen, die dazu führten, dass sich die Mutterrolle in der skizzierten Weise verändern konnte, finden in der BRD-Gesellschaft erst Ende der 1960er und in den Folgejahren statt: Genau in dieser Zeit werden die Mütter sozialisiert, deren biografische Erzählungen das Ausgangsmaterial für die vorliegende Untersuchung bilden. Sie sind damit Vertreterinnen einer Frauen- und Müttergeneration, die aktiv zur Auflösung der althergebrachten, streng normierten Rolle der ‚guten Mutter‘ beigetragen haben, und die gleichzeitig nicht davon befreit waren, ihrerseits ihre eigene Rolle als Mutter vor sich und vor anderen so zu interpretieren, dass sie als positiv bewertet gelten konnte.

---

<sup>77</sup> Schulze 1993 [zitiert nach dem Manuskript des Autors S.3].

<sup>78</sup> Vogel 1989: 48.

## **2. Die Mutterrolle als mentales Modell von Müttern: Ein Textkorpus aus biografischen Erzählungen**

Die Generation der Frauen, die in den späten 60er und 70er Jahren sozialisiert wurde, hat hinsichtlich der Frauen- und Mutterrolle einen doppelten Erfahrungshintergrund: Geboren nach dem Krieg und aufgewachsen in Elternhäusern, für die die alten Rollen- und Familienbilder noch selbstverständlich waren, sind sie selbst Zeugen und potenzielle Akteure in einem sozialen und denkgeschichtlichen Umwälzungsprozess, der die bestehenden Modelle als veraltet und gar ‚reaktionär‘ erscheinen lässt. Damit sind sie, sobald sie in der Zeit danach selbst Mütter werden, gezwungen, ihrerseits ein neues Modell zu realisieren, ohne auf unmittelbare Vorbilder zurückgreifen zu können. Wie verläuft Rollenfindung in dieser Zeit und unter solchen Bedingungen? Wie bewusst oder nicht-bewusst werden dabei Konzepte von ‚Erziehung‘, ‚Fürsorge‘ gesucht, entworfen, gelebt? Woran machen diese Mütter selbst fest, ob sie ‚gute‘ Mütter sind, woran orientieren sie sich? Und nicht zuletzt: Lassen sich in einer solchen Phase, in der Subjektivität an Bedeutung gewinnt und zum positiven Merkmal wird, und in der Individualität der Lebensgestaltung in gesteigertem Maße möglich, gleichzeitig aber auch zur Pflicht wird, überindividuelle Konzepte des Wünschenswerten, der Identitätsbildung, der Rollenkonstruktion finden? Wie sieht also gegebenenfalls ein mentales Modell der ‚guten Mutter‘ in den Köpfen von Frauen dieser Generation aus? Diese Fragestellungen umschreiben das Erkenntnisinteresse, das am Anfang dieser Arbeit stand.

### **2.1 Das Textkorpus**

Nicht die biologische oder soziale Funktion der Mutter ist Gegenstand dieser Untersuchung, sondern die kulturelle Ausformung des Mutter-Seins im Kontext des persönlichen Lebensentwurfs in einer bestimmten Gesellschaft und Umgebungskultur steht im Zentrum dieser Arbeit. Interessiert man sich dafür, was Menschen antreibt sich auf eine bestimmte Art zu verhalten, warum sie Entscheidungen treffen und wie sie sich zu allgemeinen Lebensthemen stellen, wie es in diesem Fall die individuelle Ausgestaltung der Mutter-Rolle ist, ist es sinnvoll, sich über ihre Lebenswelt anzunähern und etwas über ihre Einstellungen und Werthaltungen herauszufinden. Diese Untersuchung arbeitet daher mit Erzähltexten, allerdings nicht mit Narrationen aus dem Bereich der Literatur, sondern mit nicht-fiktionalen, biografischen Erzählungen, die das Ergebnis von in der qualitativen Sozialforschung so genannten narrativen Interviews sind, die mit Zeitzeuginnen geführt wurden.

Die Textgrundlage wurde demnach mit Hilfe von Methoden geschaffen, die aus der qualitativen Sozialforschung stammen: Dies betrifft einerseits die Zu-

sammenstellung des Textkorpus, sozialwissenschaftlich gesprochen also der Bildung eines Samples, und andererseits die Interviewführung.<sup>79</sup>

Wie in der Vorbemerkung erwähnt, ging es bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen darum, Mütter mit vergleichbarem Erfahrungshintergrund zu finden, die bereit waren – unter Vereinbarung der Wahrung ihrer Anonymität – offen und erzählend ihre biografischen Erlebnisse zum Thema zu schildern. Entsprechenden Regeln aus der Sozialforschung folgend, wurde dabei auf die Faktoren geachtet, die aus der folgenden Merkmalszusammenstellung der Teilnehmerinnen hervorgehen:<sup>80</sup>

*Sample-Informationen: Merkmale der Teilnehmerinnen (M 1 - M 32)*

1. Teilnehmerinnen: 32 Mütter von bereits erwachsenen Kindern
2. Erhebungszeitraum 2007/2008
3. Alter der Mütter: zum Erhebungszeitpunkt Anfang 40 bis Anfang 60 Jahre alt
4. Erstes Kind 1967 bis 1989
5. Anzahl der Kinder: 1-3 Kinder
6. Bildung, Schicht: gebildeter Mittelstand
7. Erhebungs-Orte<sup>4</sup>: Südwestdeutsche Groß- und Mittelstädte und deren unmittelbares Umfeld.
8. Familienstand: die TN waren zum Erhebungszeitpunkt überwiegend verheiratet oder in Partnerschaft lebend.
9. Beruf: die Teilnehmerinnen waren in der Regel zum Erhebungszeitpunkt berufstätig. Teilzeit bis Vollzeit, fest angestellt, frei, selbstständig. Spektrum: Eventmanagerin, Vorstandsekretärin, Kaufmännische Leiterin, Lehrerin, Buchhändlerin, Angestellte, Anwältin, Ärztin, Bildende Künstlerin, Beraterin, Lektorin, Kaufmännische Angestellte, Psychologin, IT-Beraterin, Krankenschwester, Apothekerin.
10. Dauer der Gespräche: 45-60 Minuten
11. Basis der Auswertung: 32 biografische Erzählungen (verschriftlicht)

Das Textkorpus ist also so zusammengestellt, dass die Teilnehmer einen vergleichbaren Erfahrungshintergrund aufweisen: Trivialerweise handelt es sich hier also um Mütter erwachsener Kinder aus einer vergleichbaren Alterskohorte. Das Alter der teilnehmenden Frauen ergab sich aus der Voraussetzung, dass die vorhandenen Kinder bereits erwachsen sein sollten. Somit ist die jüngste Teilnehmerin 42 Jahre alt. Die Studie orientiert sich also an einer Frauengeneration, die durchgängig sowohl über Bildungschancen, gleichwertige Lebenschancen im Zuge von Emanzipation und zuverlässige Verhütungsmethoden verfügt, andererseits aber noch selbst von der Generation jener aufgezogen wurde, die durch ein traditionell-bürgerliches Eltern- und Familienkonzept geprägt waren. Die Altersbegrenzung nach oben resultiert

---

<sup>79</sup> Die Transkripte der entsprechenden Interviews wurden jeweils so bearbeitet, dass die Anonymität der Erzählerinnen gewahrt bleibt.

<sup>80</sup> Einen guten Überblick über entsprechende Verfahren der Datengewinnung und der Interviewführung bietet Flick 1996.

gleichfalls aus diesem Auswahlkriterium. Die Geburts-Jahrgänge der teilnehmenden Mütter erstrecken sich über die Jahre 1945 bis 1965.

Entsprechend handelt es sich um Frauen mit durchgehend guter Schul- und abgeschlossener Berufsausbildung, meist akademischem Hintergrund und durchgehend arbeitsbiografischen Erfahrungen. Ganz bewusst wurden also Frauen ausgewählt, die dem westdeutschen Mittelstand angehören und aufgrund ihrer (Aus-)Bildung in ihrer Biografie auch die Möglichkeit hatten, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen: Es ging also darum, Frauen auszuwählen, die nicht von vornherein durch bestimmte Umstände so determiniert waren, dass eine Entscheidung für oder gegen bestimmte kulturell optionale Lebensmodelle von vornherein ausgeschlossen oder zumindest sehr unwahrscheinlich waren. Eine reine ‚Hausfrauen-Biografie‘<sup>81</sup> ist nicht vertreten, wodurch die zeittypische Thematik der Vereinbarkeitsfrage von Beruf und Familie mit abgebildet ist. Der Partner und Kindesvater trug während der Familienphase in vielen Fällen zum Familieneinkommen bei, oft haben aber die verheirateten Frauen zeitweise, in der Regel während der Ausbildung des Ehemannes, das Familieneinkommen auch allein erwirtschaftet.

Anzumerken ist, dass bei der ersten Kontaktaufnahme keine der Erzählerinnen der Thematik ‚gute Mutter‘ fremd oder verständnislos gegenüberstand: Die Fragestellung erschien intuitiv als eine biografisch und gesellschaftlich bekannte und relevante – ein Thema, mit dem ‚frau‘ sich beschäftigt. Gleichzeitig wurde von vielen Gesprächspartnerinnen im Vorfeld der eigentlichen Interviews spontan auf den – im Erhebungszeitraum in den Medien populären – ‚Rabenmutterdiskurs‘ verwiesen, was zeigt, dass die öffentliche Diskussion um die Opposition von ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Mutter ein kulturelles Dauerthema von nennenswertem Aufmerksamkeitswert ist.

Die Menge an Einzelerzählungen in einem solchen Textkorpus muss groß genug sein, um ein breites Spektrum an Varianzen bezüglich der Ebene der Beschreibung und des Bedeutungsaufbaus zu ermöglichen.<sup>82</sup> Die Auswahl der Teilnehmer des Samples erfolgte nach dem Prinzip des theoretischen Samplings nach Glaser und Strauss.<sup>83</sup> Zunächst wurde demnach ein Grundstock an Teilnehmern zusammengestellt, der das Spektrum<sup>84</sup> der zu Grunde liegenden Fokussierung ausreichend abbildet. Danach erfolgte eine erste Auswertung und Hypothesenbildung. Auf dieser Basis wurden sukzessive weitere Texte unter dem Aspekt hinzugefügt, ob sie neue Erkenntnisse vermuten lassen. Nach dem Prinzip der Grounded Theory konnte das Textkorpus dann als ausreichend umfangreich gelten, als neue Texte Wiederholungen bezüglich ‚Denotation‘<sup>85</sup> und Bedeutungsaufbau aufwiesen und nichts Neues mehr

---

<sup>81</sup> Während der Baby- und Kleinkindzeit finden sich Phasen, in denen Teilnehmerinnen den Beruf vorübergehend aufgaben.

<sup>82</sup> Siehe dazu auch Frenzel, Müller, Sottong 2000.

<sup>83</sup> Grounded Theory nach Glaser und Strauss 1996.

<sup>84</sup> Hier: Alter, Region, Bildungsstand, Anzahl der Kinder, Beruf etc.

<sup>85</sup> Der Begriff der ‚Denotation‘ in der Grounded Theory ist nicht deckungsgleich mit dem Denotatsbegriff in der Semiotik: Im Sinne der strukturalen Textanalyse würde man hier wohl eher von ‚Semantisierung‘ sprechen.

zum Fokus der Untersuchung beitragen. Das setzt naturgemäß ein iteratives Vorgehen bei der Analyse der Texte voraus: Nach den ersten 10 Interviews wird ein erster Analysedurchgang gemacht und ein erster Satz von Hypothesen über übergreifende Modellbildungen durchgeführt. Anschließend werden weitere Interviews durchgeführt und ihre Bedeutungskonstruktionen rekonstruiert usf. Zu einem bestimmten Zeitpunkt kristallisiert sich ein Satz von als signifikant erachteten (und untereinander korrelierten) Hypothesen heraus. Zusätzliche Texte ergeben keine Basis für fundamentale neue Hypothesen: Das vorliegende Textkorpus wurde nach diesem Prinzip der „Grounded Theory“ bei einem Umfang von 32 biografischen Erzählungen geschlossen.<sup>86</sup>

An dieser Stelle soll ein wissenschaftstheoretischer Streit mit wechselseitigen Zweifeln an der Validität entweder ‚quantitativer‘ oder ‚qualitativer‘ Forschungsmethoden nicht aufgenommen werden. Es zeigt sich aber bei der hier vorgenommenen Art der Korpusbildung und Korpusanalyse<sup>87</sup>, dass bei entsprechender Auswahl der Texte nach entsprechend rational zusammengestellten und offengelegten Kriterien intersubjektiv verstehbare Aussagen über gemeinsame Merkmale, Bedeutungen und deren Logik – also Aussagen über die Modellbildungen der Texte – möglich sind. Es zeigt sich weiterhin – und das ist sozusagen auch der Witz der Argumentation der „Grounded Theory“ –, dass die Analyse weiterer Texte, die nach den selben Prinzipien ausgewählt (oder soziologisch: erhoben) werden, die Wahrscheinlichkeit signifikant hoch ist, unter Anwendung der selben Methodik wiederum die selben bzw. äquivalente Modelle wiederfinden zu können. Ein unschätzbare Vorteil der Methode liegt aber zusätzlich darin, dass im Zusammenhang damit heuristische Erkenntnisse von hohem Wert anfallen: Mit anderen Worten ergeben sich hier als Nebenprodukte Fragestellungen, die die Perspektive auf den Gegenstandsbereich nachhaltig verändern können, neue Forschungsprojekte und damit Erkenntnisse ermöglichen – und damit handelt es sich bei dieser Vorgehensweise auch um ein Entdeckungsverfahren für bisher übersehene Phänomene und Relevanzen.

## **2.2. Die biografische Erzählung als Zugang zu einem komplexen Thema**

Biografische Erzählungen sind besonders als Zugang geeignet, wenn es gilt, mehr darüber zu erfahren, wie die Einzelnen und die untersuchte Gruppe sich zur Welt verhalten und sich in ihr verorten, welches Bild sie von sich und ihrer Stellung in der Welt haben, warum sie sich so oder anders entscheiden oder welche Vorstellungen sie sich von ihrer Mitwelt, ihrer Vergangenheit und Zu-

---

<sup>86</sup> Siehe dazu Glaser und Strauss 1996 Glaser und Strauss 1996.

<sup>87</sup> Vgl. Hierzu Titzmann 2003: 3091ff.

kunft machen.<sup>88</sup> Die biografische Erzählung ist nicht die Grundlage einer Suche nach der ‚Wahrheit‘, sondern für die Rekonstruktion der ‚Welt‘, die der Erzählende konstruiert und in seiner Erzählung abbildet.<sup>89</sup>

Auch was weggelassen wird, kann unter Umständen von Bedeutung für die Analyse sein, wobei man hierbei unterscheiden muss, ob es sich um die „Routinarbeiten“ des Lebens handelt, die nicht erzählt werden, weil sie nicht ereignishaft genug sind, oder um Wertungen, Hierarchisierungen oder verinnerlichte Sanktionierungen. Nicht-Erzähltes wird etwa bedeutsam, wenn in einer zum Vergleich zur Verfügung stehenden Textmenge (hier: andere Erzählungen des Textkorpus) ein bestimmtes Ereignis immer erwähnt wird, in einigen wenigen oder einem bestimmten Text aber nicht. Oder wenn ein Ereignis in der Erzählung fehlt, das aber stattgefunden haben muss, weil von den Folgen des Ereignisses erzählt wird, es sich also um eine ableitbare Proposition oder Nullposition handelt.<sup>90</sup> Die je subjektive Auswahl der erzählten Ereignisse durch den Erzählenden selbst ist aus Sicht der Textanalyse eine zentrale Bedingung, um überhaupt Folgerungen über die Sinnkonstruktion einer Erzählung ziehen zu können.

Renner weist auch darauf hin, dass für eine korrekte Rekonstruktion der Vergangenheit der kritische Vergleich mit anderen Quellen notwendig ist.<sup>91</sup> Dies ist sicher sinnvoll im Fall einer Gerichtsverhandlung oder eines familiären Konflikts. Dann müsste man die Erzählungen und Aussagen weiterer Beteiligter und spezifisches Quellenmaterial heranziehen.<sup>92</sup> Doch geht es bei der Analyse biografischer Erzählungen nicht um die korrekte Rekonstruktion bestimmter Ereignisse, sondern um einen Einblick in die Selbst- und Rollen-Konstruktion der Erzählerinnen (Mütter) des Samples, wofür die jeweils ganz subjektive Darstellung, Auswahl und Ordnung des Erlebten kein Manko, sondern sogar eine wichtige Voraussetzung ist. Nicht nur, was die Frauen als Mütter erlebt haben, sondern auch, was sie davon erzählen, wie sie es erzählen und

---

<sup>88</sup> Zu den interessantesten Verfechtern der Erhebung und Verwendung narrativer Quellen für die Sozialforschung gehört Fritz Schütze. Vgl. Schütze 1976, 1997, 1983. Bedeutsam für die Argumentation zur Rekonstruierbarkeit mentale Modelle durch die Analyse von Erzählungen und zu den psychologischen Zusammenhängen von (biografischem) Erzählen und der Konstruktion von Ich-Identität, Sozialwelt und Kultur ist insbesondere Jérôme Bruner, 1997.

<sup>89</sup> Die Frage nach der ‚richtigen‘, historischen Wahrheit hat 1984 Donald Spence für die Erzählungen von Patienten im Rahmen einer Psychoanalyse gestellt. Er ging davon aus, dass der Patient mittels seiner Erinnerung die Vergangenheit nicht „wiederentdeckt“ (wie ein Archäologe verschüttete Artefakte unverändert ausgräbt), sondern dass die Erinnerung eine „narrative Wahrheit“ zutage bringt, die der historischen Wahrheit nur ähnelt. Spence, Donald 1984: Narrative Truth and Historical Truth: Meaning and Interpretation in Psychoanalysis, zitiert nach Bruner 1997: 120f.

<sup>90</sup> Vgl. Titzmann 1977: 238

<sup>91</sup> Karl N. Renner: oral history (PDF) 26. Juli 1994, Bayerische Landeskunde, Beck-Verlag München, download am 10-8-2011.

<sup>92</sup> Im Fall der vorliegenden Arbeit könnte man also die entsprechenden Familienmitglieder, zuallererst die Kinder der betreffenden Mütter, befragen und ihre Sicht ebenso in die Untersuchung einfließen lassen.

wie sie das Erlebte subjektiv präsentieren ist für die Auswertung eines narrativen Interviews von Belang.

Die Erzählung ist damit selbst Gegenstand der Untersuchung. Dieser Fokus auf die Erzählung unterscheidet die Herangehensweise der literarisch-semiotischen Analyse von soziologischen Methoden, die die Erzählung als notwendiges Hilfsmittel einsetzen, um im Nachhinein an Erlebnisse zu kommen und Daten und Fakten zu rekonstruieren. Es ist bei der Auswertung einer biografischen Erzählung letztlich also wichtig, was und wie erzählt wird, und nicht allein, was tatsächlich geschehen ist.

Was und wie erzählt wird ist nicht nur individuell (jeder erzählt anders und anderes), kulturspezifisch (unsere Kultur hat andere Erzähltraditionen als andere Kulturen), sondern auch zeitabhängig und damit veränderbar. Die Lebensschilderung variiert auch, je nach dem, wann sie (im biografischen Verlauf) erzählt wird. Wenn sich etwas Neues ereignet, das die Logik oder innere Ordnung der erzählten Lebensgeschichte betrifft, wird das ‚Gleiche‘ also danach potenziell anders erzählt. Auch in dieser potenziellen Veränderlichkeit der Erzählung abhängig vom Erzählzeitpunkt kann man einen Hinweis darauf sehen, dass eine Erzählung, auch wenn sie von der Wirklichkeit handelt, nicht einfach nur die Wirklichkeit abbildet. Sie verändert sich mit den Erlebnissen und Erfahrungen des erzählenden ‚Ich‘ mit, und ist damit eine höchst subjektive Ereignisrekonstruktion und damit immer auch Selbstkonstruktion. Der amerikanische Psychologe Donald Polkinghorne<sup>93</sup> drückt dies 1988 in seinem Buch über das narrative Wissen so aus: „Wir sind der Mittelpunkt unserer Geschichten und können nie sicher sein, wie sie enden werden. Wir müssen ständig die Handlungsstruktur dieser Geschichte ändern, wenn neue Ereignisse in unserem Leben auftreten.“

Das Textkorpus der vorliegenden Arbeit repräsentiert einen bereits weitgehend abgeschlossenen Lebensabschnitt. Bei den teilnehmenden Müttern sind die Kinder zum Zeitpunkt des Erzählens schon erwachsen. Wenn sie jetzt etwa von einem Vorfall im Leben des Kindes während der Kleinkind-Zeit erzählen, tun sie dies mit dem Wissen darüber, wie die Einzelerlebnisse einzuordnen sind.<sup>94</sup>

Das freie biografische Erzählen bietet dem Sprecher die Möglichkeit, aus dem Erlebten bestimmte Ereignisse auszuwählen oder wegzulassen. Das Erinnern beim Erzählen des Gleichen (der Biografie als Mutter) geht also an unterschiedlichen Aspekten und Erlebnissen entlang und umfasst jeweils andere Momente der tatsächlich erlebten Biografie. Somit ist die erzählte Biografie

---

<sup>93</sup> Polkinghorne, Donald 1988. *Narrative Knowing and the Human Sciences*. Zitiert nach Bruner 1997.

<sup>94</sup> M 13, deren Sohn als Kind eine Reihe ernster Unfälle hatte, gibt seine Missgeschicke in ihrer Erzählung fast schon erheitert wieder: „Also, den hat's überall runtergehaut ... Im Krankenhaus, die haben schon gelacht, wenn er wieder gekommen ist: *Er schon wieder, was ist denn diesmal passiert?*“ Zum Zeitpunkt der einzelnen Unfälle hätte sie sich wohl besorgter geäußert, zum Erzählzeitpunkt jedoch weiß sie bereits: „Also, dem ist wirklich wahnsinnig viel passiert. Aber jetzt ist der total stabil, jetzt ist gar nichts mehr.“ (M 13: 10 f).



nicht mit der erlebten Biografie gleichzusetzen. Das Gedächtnis präsentiert das Erlebte auch nicht wertfrei oder neutral. Niklas Luhmann weist darauf hin, dass das Individuum seine Handlungen auch ex post bewertet und einordnet.<sup>95</sup> Dies betrifft nicht nur einzelne Handlungen, sondern auch „Sinneinheiten“, „über die häufig nicht auf der Stelle entschieden wird, sondern erst später, wenn die Folgen sich herausstellen und man daraufhin auf das Handeln reagieren, es bereuen, es korrigieren, es ableugnen, es erzählen und sich seiner rühmen kann.“ Auch wenn die Frauen des Samples einen ähnlichen Zeit-, Bildungs- und Erfahrungshintergrund haben, unterschieden sich naturgemäß die einzelnen Erlebnisse und das ‚Wesentliche‘ eines erzählten Zeitraums von wenigstens 20 Jahren kann für jede Erzählerin etwas anderes darstellen. Das Erinnerungswissen vergleicht der Hirnforscher Ernst Pöppel mit „Erinnerungsankern“, die an entscheidenden Episoden der Lebensgeschichte gesetzt sind.<sup>96</sup> Diese Gedächtnis-Bilder tauchen aber nicht nur zufällig oder willkürlich auf. Es ist auf jeden Fall signifikant, was erinnert wird und auch, wie davon erzählt wird. Auch Erlebnisse oder Abschnitte der Biografie, die in allen Biografien des Samples erwartungsgemäß vorkommen, werden sehr unterschiedlich erinnert und wiedergegeben. Beispielsweise wird die Schwangerschaft in einigen Erzählungen nur kurz als Faktum erwähnt oder ausführlich geschildert, als Ur-Erlebnis des Frau-Seins dargestellt oder als beschwerliche Zeit, als Phase der beruflichen Einschränkungen oder der Zweifel daran, ob man sich als geeignete Mutter erweisen werde. Auch wenn die Schwangerschaft nicht erwähnt wird, kann man sie als folgerbare Aussage des Textes (Proposition) voraussetzen bei einer Frau, die mindestens einen biologischen Nachkommen hat. Etwas nicht zu erzählen kann nach Bruner auch ein Hinweis darauf sein, dass die Dinge so „sind, wie sie sein sollen“, also trivial und selbstverständlich.<sup>97</sup> Erzählt wird nach Bruner vor allem dann, „wenn konstitutive Überzeugungen der Alltagspsychologie verletzt werden“, also wenn es um etwas Besonderes, Abweichendes, Herausragendes geht, während das Selbstverständliche und Auf-der-Hand-liegende als solches unerwähnt (wenn auch vorausgesetzt) bleiben kann.

Im Gegensatz zu einer imaginierten kompletten Videoüberwachung eines ganzen Lebens, die dann die ‚Wahrheit‘ festhalten würde, die man jederzeit abrufen könnte, fungiert das Gedächtnis nicht nur als bloßer Speicher für ‚alles, was passiert ist‘, sondern auch als Filter für ‚alles was zählt‘. Nach Titzmann kann die Narration als Filter fungieren, um „Semantiken eines Textes zu hierarchisieren und damit erst spezifische Paradigmen als gültig zu konstituieren“.<sup>98</sup>

Dementsprechend ist das Erinnern nicht nur ein Akt des Abrufens von Daten, sondern ebenso ein Akt der Sinnstiftung. Die Erzählung ist also keine reine Ansammlung von Fakten oder eine Reihung aller relevanter Erlebnisse zum

---

<sup>95</sup> Luhmann 1985: 9.

<sup>96</sup> Vgl. Pöppel 1987: 87 ff

<sup>97</sup> Bruner 1997: 57.

<sup>98</sup> Titzmann 2011: 4.

Thema. Der Mensch erinnert und erzählt sich (und anderen) seine Erlebnisse so, wie sie für ihn Sinn machen. Welche Themen und Erlebnisse vom Ich-Erzähler erinnert und erzählt werden, ist also immer bereits aufgrund solcher Selektionen bedeutsam und kann interpretiert werden. Insofern spielt beim Erzählen mit herein, was die Erzählerinnen selbst für richtig und wünschenswert, für interessant und erwähnenswert, für erklärungsbedürftig und beispielhaft usf. halten. Bei der Erzählung der eigenen Biografie im Zusammenhang der Themenstellung ‚Mutter‘ wird im Hintergrund auch immer die Frage stehen, wie die Erzählerin sich selbst in ihrer Erzählung als Mutter ‚darstellt‘. Ein narratives Interview vermeidet daher bewusst Fragen, die ‚Antworten‘ verlangen<sup>99</sup>, sondern animiert die Teilnehmenden zu Erlebnisschilderungen, die um bestimmte Themenfelder kreisen. Das Einbringen und Abfragen vorgegebener Themen wird vermieden, denn genau das, was erzählt wird und damit auch das, was nicht gesagt wird, ist von Bedeutung.

Das aus den Erzählungen erschließbare ‚Wissen‘ liegt nicht nur an der Oberfläche des Textes in Form von expliziten Informationen, die man dann abschöpfen muss. Es ist vielmehr so, dass vieles in der spezifischen Narration der Erzählungen verborgen ist, und es sind zu einem großen Teil die Analysemethoden, die ein solches ‚Wissen‘ ebenso wie die entsprechenden Erklärungs- und Bewertungssysteme aus den Texten erst hervorbringen.

So sehr nun die qualitative Sozialforschung sich Verdienste um die ‚Entdeckung des Narrativen‘ für die Rekonstruktion mentaler Modelle und kultureller Denksysteme und um wissenschaftliche Kriterien zur Erhebung solcher Daten erworben hat, so zurückhaltend ist sie bisher bei der Nutzung interdisziplinärer Ressourcen gewesen, wenn es darum ging, die entsprechenden Texte mit geeigneten Mitteln zu analysieren.

---

<sup>99</sup> Die Grundproblematik der Frage ist, wie die Ethnologin Mary Douglas in einem treffenden Beispiel zeigt, die mögliche Gefälligekeitsantwort. „Fragen Sie jemanden, was er isst, und er wird Ihnen antworten, was er glaubt, dass Sie denken, dass er essen solle.“ Douglas 1991: 124.

### 3. Der Mensch ist ein erzählendes Wesen – Relevanz und Ergiebigkeit von Narrationen für die Kulturwissenschaft

Spätestens im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts lässt sich eine deutliche Tendenz der Literaturwissenschaft beobachten, ihren Gegenstandsbereich auszuweiten.<sup>100</sup> Dabei werden nicht nur kulturell als künstlerisch erachtete Texte anderer medialer Provenienz wie insbesondere die Filmerzählung als Objekte literatursemiotischer Analyse entdeckt, sondern auch Äußerungen, die in der Kultur nicht im Modus ‚Kunst‘ wahrgenommen werden, allen voran zunächst die Werbung.<sup>101</sup>

Daneben macht es die in der strukturalen Textanalyse immer wieder betonte Relevanz kulturellen Wissens für die Interpretation (nicht nur) literarischer Texte notwendig, systematisch auch Texte und Textkorpora aus anderen Bereichen der Kultur zu analysieren.<sup>102</sup>

Insofern Literatur kulturelle Diskurse selbst anstoßen, reflektieren und kommentieren kann und wesentliche Beiträge zu Denksystemen der eigenen – und/oder von Vorgängerkulturen<sup>103</sup> – liefert, wird eine rekonstruierende Beschäftigung mit solchen Denksystemen neben anderem zu einem Bestandteil literaturwissenschaftlicher Forschung. Als "Kulturwissenschaft" hat die Literaturwissenschaft somit notwendig beachtliche Überschneidungsmengen mit anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen wie etwa der Soziologie, der Sozialgeschichtsschreibung, der Sozialpsychologie.

Auf der Ebene der Methoden wiederum sollte eine interdisziplinäre Verschränkung eigentlich insofern noch enger sein, als die Literaturwissenschaft in ihrer Eigenschaft als Literatursemiotik und grundlegende Textwissenschaft immer dann als Grundlagenwissenschaft für andere kulturwissenschaftliche Disziplinen in Anspruch genommen werden sollte, wo diese es mit sprachlichen (und vergleichbaren semiotischen) Äußerungen als Quellen zu tun hat (seien es Interviews, Tagebücher, Protokolle, Blogs, beobachtete sprachliche Interaktionen usf.).

---

<sup>100</sup> So beobachten beispielsweise Richter/Schönert/Titzmann (1997: 9) eine wachsende Tendenz der Literaturwissenschaft, sich als „Kulturwissenschaft“ neu zu definieren und einzuordnen.

<sup>101</sup> Zum Modus von Äußerungen vgl. Sottong/Müller 2003: 105-112. Beispiele für die Beschäftigung mit Werbung, Film aber auch mit Alltagsgegenständen als Objekten literatur-semiotischer Analyse finden sich etwa bei Karmasin 1990 und 2000 (Werbebotschaften, Markenprodukte, Inszenierungen und Rituale rund ums Essen), Wunsch 2012, (Film, Familienserien im TV), Sottong/Müller (Politwerbung) 1998.

<sup>102</sup> Zum Begriff des „kulturellen Wissens“ und seine Relevanz für die Textanalyse siehe insbesondere Titzmann 1976, 2003.

<sup>103</sup> Beispielhaft in jüngster Vergangenheit in den Romanen Umberto Ecos zu verfolgen, der Denksysteme und mentale Modelle vergangener Epochen in Narrationen rekonstruiert und in ihrer Differenz zu den zeitgenössischen darstellt: Mittelalter in „Der Name der Rose“, Barock in „Die Insel des vorigen Tages“ usf.

Nun zeigt sich allerdings bei der Beobachtung der Methodenentwicklung der Soziologie und Sozialpsychologie der letzten Jahrzehnte, dass ein solcher – eigentlich nahe liegender und nicht nur aus Sicht der Literatursemiotik und Textwissenschaft wünschenswerter – Methodentransfer so gut wie nicht stattfindet. Dies verwundert am meisten im Umfeld der qualitativen Sozialforschung, die ja nach eigenem Bekunden nicht nur als hauptsächliches Quellenmaterial sprachliche Texte nutzt und analysieren muss, sondern dies in Abgrenzung zu quantitativ orientierten Ansätzen eben nicht mit der statistischen Verarbeitung von Phänomenen an der Textoberfläche leisten will. Ganz im Gegenteil hat die Sozialforschung in diesem Zusammenhang in bemerkenswerter Ignoranz gegenüber den (literatur-)semiotischen Ansätzen und insbesondere gegenüber den Methoden der strukturalen Textanalyse vielfältige Versuche entwickelt, ihrerseits und sozusagen *from the scratch* Interpretationsmethoden für sprachliche Äußerungen aller Art zu entwickeln – von der Inhaltsanalyse bis zur so genannten objektiven Hermeneutik, um nur zwei populärere Beispiele zu nennen.<sup>104</sup> Lediglich Kleining expliziert in seiner qualitativen Heuristik, dass ein interdisziplinärer Rückgriff auf die Methoden der Textwissenschaft als Grundlagenmethodik zur Interpretation von Texten auf der Hand liegt und erwähnt darüber hinaus die strukturale Textanalyse Titzmanns als vielversprechenden Ansatz.<sup>105</sup>

Besonders bemerkenswert ist diese Tendenz zu eigener Theoriebildung ohne Einbeziehung bestehenden literaturwissenschaftlichen Wissens, wenn es um eine Äußerungsform geht, die strukturell hohe Übereinstimmungen aufweist, gleich ob sie als ‚alltagssprachlich‘ oder als ‚literarisch‘ klassifiziert wird: die Narration.<sup>106</sup>

Narrative Texte (Episoden in narrativen Interviews und biografische Erzählungen) rücken seit den 1970er Jahren, verstärkt aber nochmals seit den 1990er Jahren in den Fokus der Aufmerksamkeit verschiedener sozialwissenschaftlicher Richtungen. Aufgrund einer – aus Sicht der Literaturwissenschaft richti-

---

<sup>104</sup> Einen guten Überblick über Entwicklung und Vielfalt qualitativer Ansätze in Soziologie und Sozialpsychologie bietet Flick 1995.

<sup>105</sup> Kleining 1994: 192

<sup>106</sup> Auf die weitgehende Unabhängigkeit von Erzähltexten vom Modus bzw. die erwähnten strukturellen Äquivalenzen, wird im weiteren Verlauf anlassbezogen eingegangen werden. Wie die Analyse der biografischen Interviews zeigen wird, können auch nicht-literarische Erzählungen Strukturen aufbauen und Strategien des Bedeutungsaufbaus aktivieren, die in der Erzählforschung, beispielsweise bei Lotman 1972, Titzmann 1997 oder Genette 1998 beschrieben sind. So gibt es in manchen der hier analysierten Narrationen durchaus Grenzüberschreitungen und zentrale Ereignisse von dem Typ, wie sie Lotman im Hinblick auf künstlerische Texte rekonstruiert. Solche Strategien sind allerdings in Alltagsnarrationen nicht obligatorisch, sondern fakultativ. Ausführlich dazu Müller 2004.

gen – Intuition erscheinen sie gerade qualitativ orientierten Sozialforschern als besonders ergiebig.<sup>107</sup>

Die erste Welle kulturwissenschaftlicher Nutzung des Erzählens in den 1970er Jahren<sup>108</sup> verbindet sich mit dem Stichwort "oral history". Karl Renner, der einen guten Überblick über diesen Trend gibt,<sup>109</sup> verweist dabei auf das Problem, das für die Historiographie aus der Beschäftigung mit biografischen Narrationen resultiert: Die erinnerte und in den Erzählungen rekonstruierte historische Realität muss sich nicht mit den anderweitig ermittelten geschichtlichen Fakten decken und tut es auch nachweislich in vielen Fällen nicht. Als Faktenlieferant einer „objektiven“ Geschichtsschreibung taugt die von Subjekten erzählte Geschichte nur mittelbar. Erzählungen sind – gleich ob literarischer oder nicht-literarischer Natur – jeweils Konstruktionen von ‚Welt‘ und nicht ‚Abbildungen‘ von Realität.

Genau dadurch werden narrative Äußerungen verstärkt ab den 1970er Jahren wiederum interessant für die sich zunehmend entwickelnden qualitativen Forschungsmethoden in der Soziologie und Sozialpsychologie, die wiederum stark vom parallel erstarkenden wissenschaftstheoretischen und philosophischen Diskurs des Konstruktivismus beeinflusst sind. Mit deren fundamentaler erkenntnistheoretischer Prämisse, dass – verkürzt gesagt – jede rezipierte und kommunizierte ‚Realität‘ eine Konstruktion des beobachtenden und sich äussernden „psychischen Systems“<sup>110</sup> bzw. einer sozialen Gruppe ist, rückt der Aspekt der Re-Konstruktion solcher ‚Weltbilder‘, mentaler Modelle und Identitätskonstruktionen in den Fokus der Aufmerksamkeit qualitativer Sozialforschung.<sup>111</sup>

Wie gesagt liegt dabei der Zuwendung zum Narrativen die heuristische Annahme zugrunde, dass im Erzählen der Prozess der Konstruktion von Realität, von Ich-Identität, der Systemik sozialer Beziehungen, von Kultur und von den Regularitäten von Welt besonders gut abgebildet wird und dass umgekehrt die Konstruktion entsprechender Bedeutungen "narrativer" Art ist. So argumentiert beispielsweise Bruner:

---

<sup>107</sup> Deutlich etwa bei Schütz 1976, Hermanns 1991 und insbesondere bei Bruner 1997, wobei letzterer als Sozialpsychologe einer ganze Reihe sehr einleuchtender Argumente dafür liefert, warum Erzähltexte für die Rekonstruktion mentaler Modelle, Alltagserklärungen von Kultur und Sozialwelt und für die Identitäts-Konstruktion von Gruppen und Individuen besonders ergiebig und relevant sind.

<sup>108</sup> Es folgt eine zweite Welle etwa ab Mitte der 90er Jahre, die primär von den angewandten Sozialwissenschaften und der Organisationstheorie ausgeht. Einen guten Überblick hierzu bietet Thier 2004: 24-75.

<sup>109</sup> Renner 1994.

<sup>110</sup> Luhmann 1987: 155: „Psychische Systeme, die von anderen psychischen oder sozialen Systemen beobachtet werden, wollen wir Personen nennen.“

<sup>111</sup> Vgl. z.B. Berger/Luckmann 1980. Einen besonderen Einfluss scheint dabei Nelson Goodmans Buch „Weisen der Welterzeugung“ (dt. 1984) gehabt zu haben, auf das die qualitative Sozialforschung in diesem Zusammenhang immer wieder Bezug nimmt. Vgl. etwa Flick 1995: 46f.

„[Das] organisierende Prinzip der Alltagspsychologie [ist] narrativer und nicht logischer oder kategorialer Art...Die Alltagspsychologie hat es mit menschlichen Akteuren zu tun, die Dinge auf der Grundlage ihrer Überzeugungen und Wünsche tun, die nach Zielen streben, die auf Hindernisse stoßen, welche sie überwinden oder an denen sie scheitern, und dies alles über eine bestimmte Zeitspanne.“ (Bruner 1997: 60)

Entsprechend sieht er in der analytischen Beschäftigung mit den entsprechenden Geschichten den erfolgversprechendsten Ansatz, die entsprechenden psychischen Konstruktionsmechanismen, mentalen Modelle und Realitätsannahmen rekonstruieren zu können. Hermanns konzipiert, dass Menschen sehr viel mehr von ihrem Leben ‚wissen‘ und darstellen können, als sie in ihren Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. Dieses Wissen ist den Informanten auf der Ebene der erzählerischen Darstellung verfügbar, nicht aber auf der Ebene von Theorien.<sup>112</sup>

Die enge Verwandtschaft von ‚Erzählen‘ und ‚Theoriebildung‘ hatte bereits Karl Popper betont:

Ich stelle mir die Sprache so vor, dass die Erfindung der menschlichen Sprache mit der Möglichkeit zusammenhängt, zu berichten, zu erzählen, was vorfiel. Das führt dann dazu, dass manchmal die Berichte von Wünschen gefärbt sind. Es kommt zum Erzählen von Geschichten, und da diese manchmal einander widersprechen, so entsteht das Wahrheitsproblem ... Gleichzeitig entsteht die Möglichkeit des Märchenerzählens oder Geschichtenerzählens. Diese Märchen oder Geschichten oder Mythen sind auch die ursprünglichen theoretischen Erklärungen: Die Anfänge der Wissenschaft bei den Griechen gehen auf Homer und Hesiod zurück ... Wir sind Produkt unserer Produkte, also unserer Zivilisation, zu der wir alle beitragen.<sup>113</sup>

Wie bereits angedeutet hat bei der Hinwendung von Teilen der Sozialforschung zu Erzähltexten als Quelle die interdisziplinäre Hinwendung zu Sprach-, Literaturwissenschaft und Semiotik nicht ernsthaft stattgefunden. Hier hätte ja zumindest der Rückgriff auf Theorien und Methoden, die sich dezidiert

---

<sup>112</sup> Hermanns 1991: 185 zitiert nach Flick 1996: 119.

<sup>113</sup> Popper 2003: 109ff. Allen drei Sichtweisen der Funktion des Erzählens als Mittel der individuellen wie sozialen Konstruktion von Wirklichkeit – der literaturwissenschaftlichen, der sozialwissenschaftlichen und der erkenntnistheoretischen – arbeiten neuere Erkenntnisse der Hirnforschung übrigens zu. So etwa Spitzer 2005: 210ff, 332.

mit Erzähltheorie beschäftigen, nahe gelegen. Statt dessen mühten sich auch hier Sozialwissenschaftler mit eigenen Theoriebildungen ab.<sup>114</sup>

Aus einer fächerübergreifenden Perspektive lässt sich festhalten, dass zwischen (Teilen) der Literaturwissenschaft (tendenziell strukturalistischen und literatursemiotischen Ansätzen) und Teilen der Sozialwissenschaften (insbesondere sich als ‚qualitativ‘ verstehenden) unter der Voraussetzung eines fachübergreifenden Dialogs höchstwahrscheinlich ein Konsens über die ‚konstruierte‘ und ‚konstruierende‘ Eigenschaft von Erzähltexten herstellen ließe.

Einigen könnte man sich nach dem Stand der Dinge wohl mindestens auf folgende Punkte:

1. Narrative Texte können als sprachliche und semiotische Konstruktionen von "Realität" aufgefasst werden.
2. Diese Konstruktionen enthalten subjektive und kollektive Modelle von ‚Realität‘, stellen also – zumindest rudimentäre – Theorien dar, indem sie beispielsweise Regularitäten implizieren, Klassifikationen vornehmen, Relationen behaupten, Kausalitäten und Kontingenzen folgern lassen.
3. Diese Modellbildungen, die durch den Akt des Erzählens vorgenommen werden, sind nicht (vollständig) intentional und bewusst durchkalkuliert, sondern in ihnen sind beispielsweise Realitätsannahmen und Bewertungen von sozialen, kulturellen, psychologischen Sachverhalten enthalten, die dem Produzenten des Textes nicht bewusst sind. Gerade deshalb sind Narrationen für die kulturwissenschaftliche Erforschung von Denksystemen und Mentalitäten von besonderem Interesse und Wert.
4. Texte und eben auch narrative Texte können in ihrer Bedeutung erschlossen und interpretiert werden, und zwar derart, dass diese Interpretation intersubjektiv nachvollziehbar ist. Textanalyse bedarf demnach zumal in wissen-

---

<sup>114</sup> Beispielsweise mit „Sequenzbildungen“ oder dem Versuch in der objektiven Hermeneutik, die erhobenen Texte auf als „eigentlich“ narrativ eingestufte Elemente hin zu untersuchen und Textelemente, die vermutetermaßen nicht zu einem unmittelbaren, unterstellten narrativen Verlauf beitragen, auszuselegieren, um den Text auf einen chronologisch-logischen „Plot“ hin zu reduzieren. Ganz abgesehen davon, dass hier in typisch hermeneutischer Tradition eine Vorvermutung, was eigentlich im jeweiligen Falle die „Geschichte“ zu sein hat, zur ansonsten unbegründeten Selektion der Daten führt, werden diese Daten dann in ihrer Funktion für den Aufbau der Gesamtbedeutung der Geschichte nicht mehr relevant werden können. Was hier also im Endeffekt untersucht wird, ist dann wiederum eben nicht die Geschichte des Erzählers und seine entsprechenden Modellbildungen, sondern allenfalls das, was der Interpret zu denken meint bzw. als überhaupt Bedenkenswert klassifizieren zu müssen glaubt. Mit anderen Worten: Diese Art der Interpretation sorgt zwar dafür, dass man feststellen kann, welches Geistes Kind der Interpret ist, liefert aber bereits aufgrund des interpretatorischen Umgangs mit den Daten kaum brauchbare Erkenntnisse zu den untersuchten Fragestellungen. Zu den elementaren Vorgehensweisen der objektiven Hermeneutik vgl. Flick 1995: 227ff. Gerade dieser Versuch, zwischen „eigentlich“ narrativen und sonstigen Elementen zu unterscheiden, belegt im Übrigen, wie hilfreich und methodisch elegant die Unterscheidung zwischen „histoire“ und „discours“ ist, die eben unter anderem die verschiedenen Funktionen von (Teil-)Äußerungen innerhalb einer Narration untersuchen kann, ohne dadurch die Einheit des Textes aus dem Auge zu verlieren.

schaftlichen Kontexten einer Methode, die dem Gegenstandsbereich angemessen ist und wissenschaftlichen Kriterien genügt.<sup>115</sup>

Genau an dieser Stelle den Transfer von Methoden anzustoßen und den Wert von erzähltheoretischen Erkenntnissen zu zeigen, ist ein Anliegen dieser Arbeit. Interessanterweise sind es eher Vertreter angewandter Forschung und entsprechender Praxis, die interdisziplinär arbeiten und Methoden-Verknüpfungen vornehmen, wo Effizienz- und Qualitätskriterien es rational erscheinen lassen.<sup>116</sup>

---

<sup>115</sup> Siehe dazu auch Titzmann 1976: 20ff.

<sup>116</sup> Es dürfte kein Zufall sein, dass etwa Kleining als universitärer Quereinsteiger, der früher als Marketingchef eine großen Unternehmens tätig war, auf der Suche nach elaborierten Textanalyse-Methoden zur Textwissenschaft blickt und dort auf die strukturelle Textanalyse stößt. Gleichzeitig trifft seine Kritik, etwa an der Inhaltsanalyse, oft genau den Punkt. Kleining kritisiert „die ganz einseitige Ausformung der Methode der ‚Inhaltsanalyse‘ als einer Spezialtechnik vornehmlich zur quantitativen Bestimmung manifester Gehalte in Texten von Massenmedien. Dies erzeugte zwei gravierende Defizite: eine Verkürzung der Forschungsgegenstände und eine Einengung der Methoden. Aus der allgemeinen Sozialforschung ausgeblendet wurden die ‚ganzen‘ Texte, also ihre Formen, Strukturen, ihre gesellschaftlich-historische Bedingtheit.“ Kleining 1994: 170

In der Markt- und Motivforschung, der Kommunikationsberatung und Organisationsberatung wird ebenfalls seit vielen Jahren für die Analyse komplexer Äußerungen systematisch auf strukturelle Methoden der Literatursemiotik zurückgegriffen. Vgl. dazu die Beiträge von Karmasin, Frenzel, Müller und Sottong in Frank/Lukas 2004, Karmasin 1993, 1999 und Frenzel/Müller/Sottong 2005.



*Mutter, Karrieremutter, Helikoptermutter, Vollzeitmutter, Latte-Macchiato-Mutter, Rabenmutter, Nur-Mutter, Alleinerziehende Mutter, Ur-Mutter, Übermutter ...*

## **Vorbemerkungen zur Analyse des Textkorpus**

Die Mutter-Rolle, die so überfrachtet ist von trivial-anthropologischen Erwartungen, ideologischen Rollenmustern und Metaphoriken der Natürlichkeit, erweist sich im späten 20. und beginnenden 21. Jahrhundert als sehr individualisiert und unterschiedlich lebbar. Der Umbruch in der Sozialwelt nach der Adenauer-Ära und die nachfolgende Entwicklung zu einer Individualisierung, die dem Einzelnen zur Wahlfreiheit der Lebensgestaltung verhilft und ihn gleichzeitig zur permanenten Abwägung von Optionen und entsprechenden Entscheidungen zwingt, macht auch und gerade vor den Frauen mit Kindern nicht halt.

Aber gerade vor dem Hintergrund einer hoch ausdifferenzierten und individualisierten Variantenbreite möglicher Lebensentwürfe und Verhaltensweisen als ‚Mutter‘ erscheint es wissenswert, ob man hinter dieser schillernden Oberflächenvielfalt überindividuelle Gemeinsamkeiten der Beweggründe und Motive sowie hoch bewertete Konstruktionen der Mutter-Rolle entdecken kann. Erwartbar ist, dass auch die Mütter aus dem Umfeld der 1968er- und 78er-Generationen bei aller Unterschiedlichkeit der real gelebten Mutterschaft, sich als gute Mütter sehen und sehen wollen. Was aber macht eine solche Selbst-Konstruktion möglich? Ist sie Ergebnis der Umsetzung von vorgefassten ‚Konzepten‘ oder entsteht sie erst im Akt der biografischen Erzählung als Re-Konstruktion?

Nach Michael Titzmann können wir solches Wissen rekonstruieren, „indem wir die Betroffenen veranlassen, Texte zu produzieren“ und „die Texte dieses Korpus nach den methodologischen Regeln einer wissenschaftlichen Interpretation“<sup>117</sup> analysieren.

Anhand der narrativen Lebensschilderungen von Müttern bereits erwachsener Kinder soll der Frage nach möglicherweise sich abzeichnenden Konstanten, Mustern und mentalen Modellen nachgegangen werden. Die auf der Ebene der heterogenen Oberflächenmerkmale des Textkorpus nicht ohne weiteres sichtbaren Strukturen und Gemeinsamkeiten werden in der vorliegenden Arbeit durch struktural-semiotische Methoden herausgearbeitet. Sie liegt damit an der Schnittstelle von Sozialgeschichte und Literatursemiotik.<sup>118</sup>

Den Hintergrund der Arbeit bildet Wissen unserer Zeit und Kultur über die Geschichte der Mutter-Kind-Beziehung und Vorstellungen von den Konstanten und Veränderbarkeiten der Mutterrolle.

---

<sup>117</sup> Titzmann 2011: 99f.

<sup>118</sup> In der Definition von Titzmann 2003.

Leitthemen der Auswertung sind außerdem die Betrachtung des Mutter-Seins im Kontext vielfältiger Lebensoptionen und biografischer Verlaufsmuster eines Frauenlebens und die Suche nach Übereinstimmungen und Abweichungen bezüglich der Vorgänger-Generation.

Schließlich ermöglicht das Textkorpus einen Einblick in die Lebensentwürfe einer Frauen-Generation, die von den Bildungschancen und gesellschaftlichen Veränderungen seit den 1968er-Jahren profitierte und die tradierte Mutter-Rolle im Selbstverständnis der Emanzipation und Gleichberechtigung ‚pionierhaft‘ für sich neu definieren musste.

Die Frage nach möglichen Ambivalenzen zwischen dem Mutter-Sein und darüber hinaus gehenden oder damit konfligierenden Lebens-Aufgaben und -Zielen umfasst im Lichte der vorliegenden Untersuchung wesentlich mehr als das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Es geht letztlich um einen Entwurf von ‚Mutter-Sein‘, der das Frau-Sein, das in ideologischen Rollendefinitionen immer wieder zur Mutterrolle in Opposition gesetzt wird, mit einschließt.

## **4. Analyse des Textkorpus: Selbst- und Rollenkonstruktion der ‚guten Mutter‘ im Spiegel biografischen Erzählens**

### **4.1 Mutter-Werden: Die Transition zur Mutterschaft**

Es gibt Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Sample, was die Entscheidung zur ersten Schwangerschaft und damit den Beginn der Mutterschaft betrifft, die bei den teilnehmenden Frauen in der Regel an erwartbarer Stelle der Biografie eintritt, etwa zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahr.

Normal wird der Übertritt zur Mutterschaft dann empfunden, wenn ihm eine Entscheidung und entsprechende Planung innerhalb einer bestehenden Partnerschaft vorausgeht, wobei hier nicht so relevant erscheint, ob das Paar bereits verheiratet ist oder nicht. Das Sample bildet ein Spektrum ab zwischen dieser ‚Normalität‘ und ‚Abweichungen‘ davon. Diese Abweichungen betreffen den Beziehungsstatus der werdenden Mutter, den Zeitpunkt der Schwangerschaft innerhalb der weiblichen Biografie und in Relation zur Arbeitsbiografie. Außerdem wird die Möglichkeit der Mutterschaft auch dahingehend thematisiert, ob man als Frau überhaupt bereit und in der Lage dazu ist. Im Sample zeichnet sich auch eine potenzielle Trennung des Kinderwunsches von einer Partnerschaft ab.

#### *4.1.1 Der Weg zur Schwangerschaft*

Ein Großteil der Mütter des Samples erwartet das erste Kind innerhalb einer bereits bestehenden Partnerschaft, meist innerhalb einer Ehe. Als Abweichung von dieser Normalität kann die ungeplante Schwangerschaft gelten. Innerhalb einer bestehenden Partnerschaft kommt es zur Schwangerschaft, einer kurzen Phase der Irritation und Abwägung, ob man dafür bereit ist, wobei hier auch das Thema der Schwangerschaftsunterbrechung als Option hereinspielt, folgt die Akzeptanz und die Partnerschaft wird in der Regel gefestigt (Heirat, Zusammenziehen). Es gibt im Sample keine Anzeichen dafür, dass eine Bindung unbedingt legalisiert werden muss oder aufgrund sozialen Drucks eingegangen wird, auch wenn man eine Heirat in der Regel als den normalen Verlauf der Dinge empfindet. Es gibt Fälle, in denen der (latente) Kinderwunsch bereits bestanden hat („Wir wollten eigentlich immer Kinder“).

Zu den Abweichungen von der Normalität gehören Fälle, in denen man bisher davon ausgegangen war, kein Kind zu bekommen („Ich wollte eigentlich kein Kind“). Hier wird die Mutterschaft selbst problematisiert, man hält sich nicht für geeignet („Ich konnte es mir nicht vorstellen, ein Kind zu haben.“) oder es wird der Zeitpunkt der Mutterschaft abgewogen. Vor allem macht man sich Gedanken, wann es „an der Zeit“ ist und wann es vielleicht biologisch zu spät sein könnte, um Mutter zu werden.

Ein ausgeprägte Abweichung von der ‚Normalität‘ stellt sich in Form besonderer Herangehensweisen an die Transition zur Mutterschaft dar. In zwei Fällen wird die Mutterschaft als ‚biologisch-biografischer‘ Impuls und Wunsch der Frau dargestellt, der losgelöst von der Partnerschaft zu einem Mann auftritt (M 14, M 24). Der manifeste Kinderwunsch („Ich will ein Kind. Einfach so!!“) wird gefolgt von der Partnersuche, womit die kulturell übliche Reihenfolge umgedreht erscheint. In einem weiteren Fall (M 11) wird der Übertritt zur Mutterschaft zwar innerhalb einer Partnerschaft von der Frau gewünscht, aber vom Zusammenhang der Partnerschaft gelöst. Der Wunsch nach dem Mutter-Sein stellt sich, wie bei M 24 und M 14, als außerordentlich intensives Bedürfnis ein und wird hier im Unterschied zu den beiden anderen Beispielen ausführlich ideologisch hergeleitet als ‚Rückkehr‘ zu einer gesteigerten, emotional aufgeladenen ‚Weiblichkeit‘, die für die betreffenden Frauen ohne Kind nicht möglich war. Das Thema, wie man als Mutter leben kann und möchte, spielt bei den dargestellten Abweichungen eine besondere Rolle, wird aber auch in den dargestellten ‚Normalfällen‘ stets mit erwogen. Die biologisch-biografische Selbstverständlichkeit der Mutterschaft scheint im Lichte des vorliegenden Samples damit weitgehend abgelöst von einer ‚Entscheidung‘ zur Mutterschaft, auch wenn man diese Entscheidung noch gelegentlich an die Natur zurückdelegiert, indem man die zugänglichen Verhütungsmittel nicht oder nachlässig einsetzt.

Meist wird die erste Schwangerschaft in Verbindung mit anderen Ereignissen der Biografie erzählt, wie Ausbildung, beruflicher Entwicklung oder Partnerschaft. In vielen Fällen wird die eigene Einstellung zu einer möglichen Schwangerschaft thematisiert. Hier finden sich im Textkorpus verschiedene Kategorien, die man in etwa mit den folgenden beispielhaften Aussagen übertiteln kann:

typische Aussage	Kategorie
„Wir wollten eigentlich immer Kinder.“	latenter Kinderwunsch innerhalb bestehender Partnerschaft
„Ich wollte eigentlich kein Kind.“	kein Kinderwunsch
„Ich konnte es mir nicht vorstellen.“	Problematisierung potenzieller Mutterschaft
„Ist jetzt vielleicht doch an der Zeit“	Mutterschaft als gesetztes Element der weiblichen Normal-Biografie
„Ich will ein Kind!“	manifeste Kinderwunsch, unabhängig von einer Partnerschaft

Bei einigen Frauen bestand vor der ersten Schwangerschaft schon latent der Wunsch nach Kindern („Wir wollten eigentlich immer Kinder“, z.B. M 15, M 17)

Andere hatten ursprünglich nicht vor, Mutter zu werden („Ich wollte eigentlich kein Kind.“) In anderen Fällen werden Zweifel thematisiert bezüglich der Frage, ob man sich zur Mutter eignet und sich die Mutterschaft als Aufgabe zutraut. Das reine Versorgen, Großziehen und Ernähren ist hier nicht gemeint. Es geht aufgrund eigener Vorerfahrungen (als Kind) um den Zweifel, ob man einem eigenen Kind eine glückliche Kindheit ermöglichen kann. („Ich konnte es mir nicht vorstellen, ein Kind zu haben“). Auch in diesen Fällen ist eine bewusste Entscheidung notwendig, um die Sache in Gang zu bringen. Eine besondere Kategorie bilden drei Teilnehmerinnen des Samples, bei denen der Kinderwunsch sich ganz unabhängig von einer Partnerschaft und besonders ausgeprägt manifestiert („Ich will ein Kind!“, M 11, M 14, M 24).

#### 4.1.1.1 Latenter Kinderwunsch

In allen Fällen mit bereits bestehendem Kinderwunsch wird der Übertritt zur Mutterschaft nicht im Zusammenhang mit Vorüberlegungen präsentiert. Mit dem Hinweis, man habe immer schon Kinder gewollt, ist die Realisierung der Schwangerschaft nur eine Frage des richtigen Zeitpunkts oder geeigneter Umstände: „Ich wollte auch immer Kinder haben, und wir haben ein paar Jahre gewartet, und dann wurde ich schwanger.“ (M 16: 1)

Doch auch wenn die Umstände ungünstig sind und die Schwangerschaft zum falschen Zeitpunkt eintritt (zu jung) oder unter defizitären Umständen (Geldmangel, kein ‚Ernährer‘ in der Familie) kann bei bestehendem latenten Kinderwunsch die Mutterschaft problemlos in den Lebensverlauf integriert werden. M 15 wird schwanger, als ihre Partnerschaft bereits in der „Endphase“ ist und sie zwischen Italien und Deutschland beruflich und privat pendelt. In Italien lebt ihr Noch-Lebensgefährte, in München ihr neuer Partner. Ihre Lebensumstände sind denkbar ungünstig für eine Schwangerschaft oder ein Baby. Doch für sie ist es selbstverständlich, das Kind zu bekommen, auch wenn „viele Umstände nicht ganz klar waren, bis hin zur Vaterschaft“. Sie argumentiert, dass sie sich schon vorher „immer sicher“ war, „in jedem Fall später Kinder“ zu haben. Nur der falsche Zeitpunkt des Übertretens „ins Mutterdasein“ ist für M 15 kein Hindernis.

Und es begann irgendwie so 'ne ziemlich turbulente Zeit, die aber dann eigentlich auch der Anfang meines Mutterdaseins unerwarteterweise war. Das war nämlich keineswegs geplant, und war für mich eigentlich auch in dem Moment gar nicht... Also, ich hatte nichts dagegen und war mir ganz sicher, dass ich in jedem Fall später Kinder haben werde - ich ging auch immer von mindestens vier Kindern aus -, aber zu dem Zeitpunkt, wo ich so hin und her und ständig irgendwo anders unterwegs war und eigentlich keinen festen Wohnsitz hatte – ich hatte hier ein bisschen was und dort ein bisschen was – ging ich nicht davon aus, dass ich nun plötzlich übertrete ins Mutterdasein. Aber dem war nun plötzlich so. Und der Anfang war auch so, dass eigentlich viele Umstände nicht ganz klar waren, bis hin zur Vaterschaft. (M 15: 2)

#### 4.1.1.2 Bedenken gegen die Mutterschaft

Einige Mütter des Samples geben an, ursprünglich keinen Kinderwunsch gehabt zu haben. Argumentationen gegen eine Schwangerschaft betreffen bei einigen Zweifel an ihrer Eignung zur Mutter, bei anderen werden biografische Erfahrungen wie eine schwierige Kindheit oder ein problematisches Elternhaus angeführt.

M 17, die sich erst mit Ende 20 entscheiden kann, Mutter zu werden, führt in ihrer Erzählung ein breites Spektrum an Gegenargumenten und Beweggründen an, die sie ursprünglich von der Mutterschaft abgehalten hatten. Sie fühlt sich einerseits nicht „weiblich“ genug, da sie eher wie ihre Brüder aufgewachsen ist (a), sie führt ihre eigenen negativen Kindheitserfahrungen ins Feld, die sie einem eigenen Kind nicht zumuten möchte (b) und schließlich kann sie sich ein Kind in der bisherigen Beziehung nicht vorstellen (c). Dazu kommen arbeitsbiografische Überlegungen (d), sie will ihre erfolgreiche Berufslaufbahn nicht unterbrechen.

a) Ich habe drei Brüder, ich habe früher auch Fußball gespielt mit denen, ich war einfach immer auch so ein bisschen männlich drauf, fand ich. ... Und deswegen konnte ich mir für mich also ein Kind lange überhaupt gar nicht vorstellen.

b) Hatte auch 'ne nicht so gute Kindheit, so ein bisschen so in Erinnerung schwarzweiß, eher grau. ... Ja, dann habe ich mir gedacht: Das kannste einem Kind doch gar nicht zumuten, also, immer gedacht, die Kindheit muss schwer sein ...

c) Und dann habe ich erst mal meine Berufslaufbahn gemacht, und dann zwischen 20 und 30 war ich in meiner ersten Beziehung und habe dann da auch mir das nicht vorstellen können, einfach, ein Kind zu haben.

d) Und dann kam's eben, in der zweiten Beziehung kam das Kind, und der Mann war Student noch. Und ich habe aber gut verdient, also, ich habe dann gleich nach 8 Monaten wieder angefangen zu arbeiten, und das Kind ist dann zu einer Tagesmutter gekommen. (M 17: 1f)

M 17 hat damit fast die ganze Bandbreite möglicher Gegenargumente zusammengeführt. Mutter wird sie dann ungeplant, die Schwangerschaft wird von ihr schließlich „so hingenommen“, auch wenn sie ein letztes Mal zweifelt, als sie von der Schwangerschaft erfährt: „Und dann habe ich mir in dem Moment natürlich auch nur überlegt: Ja, was ist ein Wunschkind?“ (M 17: 1)

M 16 führt ihr „schwieriges Elternhaus“ an (M 16: 3) und zögert, weil sie die Aufgabe, ein Kind zu erziehen, für „die schwierigste Aufgabe, die man haben kann“ hält angesichts ihrer Beobachtung, dass „die meisten Erwachsenen ... ihr gesamtes Erwachsenenleben“ brauchen, „um mit ihrer Kindheit und Jugend fertigzuwerden“ (M 16: 2f).

Auch M 12 schätzt sich zunächst als „nicht familientauglich“ ein. Ihre Argumente gegen eine Mutterschaft betreffen ihren bevorzugten Lebensstil mit wechselnden Partnerschaften. Sie hat „gar nicht an Familie gedacht“, weil ihr Beziehungsmuster keine langfristigen Bindungen ermöglicht.

Also, ich habe, glaube ich, ganz lange gedacht, dass ich gar keine ... Also, ich habe gar nicht an Familie gedacht. Ich hatte zwar immer Beziehungen, immer, immer, immer, also, entsetzlich eigentlich. Also,

keine 4 Wochen mal irgendwie Single gewesen. Immer. Schluss gemacht, und aber schon kam irgendwie der Nächste um die Ecke. Also, deswegen, aber das hat bei mir eher, das hatte vielleicht dann auch damit zu tun, dass ich dann gar nicht dachte, dass ich da so familientauglich bin, wenn das da auch sich so immer wieder herrlich neu ergibt (M 12: 1)

Zweifel an der Tauglichkeit zur Mutter, was deren Aufgaben betrifft, sind bei M 2 am stärksten ausgeprägt. Sie kann sich lange „nicht dazu entscheiden, Kinder zu kriegen“, obwohl sie „welche gewollt“ hätte.

Und ich konnte mich immer nicht dazu entscheiden, Kinder zu kriegen, ich hätte wohl welche gewollt, aber ich hab's mir einfach nicht zugetraut. Ich habe gedacht: Das schaffe ich irgendwie nicht, kriege ich nicht hin, warte ich einfach mal ab. Kann man später vielleicht immer noch.  
(M 2: 3)

Zur Lebensplanung gehört die Schwangerschaft jedoch fest dazu. Ihr Partner wünscht sich Kinder und für M 2 sind schließlich andere Ängste ausschlaggebend. Sie „kommt in das gewisse Alter, wo man schon langsam als altgebärend eingestuft wird“ (M 2: 3) und gibt schließlich nach.

#### *4.1.1.3 Mutterschaft als Element der Normalbiografie*

Der kulturelle ‚Normalfall‘ ist natürlich auch im Sample häufig vertreten: Man macht seine Ausbildung zu Ende, geht eine Partnerschaft ein, nach einiger Zeit folgt die Eheschließung und danach erwartet das Paar das erste Kind. Dieser Ablauf wird beispielsweise von M 26, M 7, M 4, und M 28 erzählt. „Ich habe 1986 geheiratet und bin halt dann schwanger geworden“ (M 26: 1)

So knapp und lapidar, wie es bei M 26 in einem Satz zusammengefasst wird, scheinen die Ereignisse Eheschließung und erste Schwangerschaft zum normalen Lauf der Dinge im Leben einer Frau zu zählen, die auch in einer bestimmte Reihenfolge angedacht sind. Man heiratet und wird dann irgendwann auch schwanger. Auch M 4 erzählt die Abfolge der Ereignisse komprimiert und in der kulturell ‚normalen‘ zeitlichen Abfolge. Sie hat sich mit einem Mann „zusammengetan“, dann wurde geheiratet, und „dann kam das erste Kind“ (M 4: 2). Die gleiche Reihenfolge findet sich bei M 7 und M 16.

Ja dann waren wir so zwei Jahre so liiert. Und dann haben wir uns ja nach zwei Jahren entschlossen, dass wir zusammenziehen. Ja, zwei Jahre zusammen gewohnt, dann geheiratet, und nach zwei Jahren kam dann ja die Miriam. Tja, und dann wieder nach zweieinhalb Jahren der Markus. (M 7: 1)

Eine Variante dieser Version bildet die Umkehrung der Reihenfolge ‚Schwangerschaft‘ und ‚Heirat‘, das heißt, man heiratet den Kindesvater erst nach eingetretener Schwangerschaft.

#### 4.1.1.4 Mutterschaft als biologischer Impuls: „Ich will ein Kind!“

Die Tendenz, die eigene Biografie auch eigenständig zu gestalten, spiegelt sich in vielen Einflussmöglichkeiten seitens der Mütter. Man kann bestimmen, ob man schwanger wird, wann und von wem und man hat Einfluss auf die Anzahl der Kinder. Wie im Sample auch deutlich wird, bindet die Mutterschaft nicht an ein bestimmtes oder an ein eingeschränktes Lebenskonzept. Als Mutter stehen einem, Organisationstalent und Belastbarkeit vorausgesetzt, dieselben Möglichkeiten offen wie als Frau und als Frau verfügt man (zumindest theoretisch) über dieselben Lebensmöglichkeiten wie ein Mann.

Auch die Kopplung der Mutterschaft an die Lebensform ‚Familie‘ beziehungsweise an eine Partnerschaft verliert an Verbindlichkeit. Man braucht einen Partner, um schwanger zu werden, doch wenn man möchte, kann man alleine mit dem Kind leben. Damit sind fast alle bisher sozial und kulturell ‚verbindlichen‘ Voraussetzungen (Heirat, Familiengründung) einer Mutterschaft für die Sample-Generation potenziell volatil. Man kann, muss aber keine Partnerschaft eingehen, man kann, muss aber nicht heiraten, um Mutter zu werden.

Die im frühen 21. Jahrhundert schon etablierten und gesellschaftlich akzeptierten Möglichkeiten der künstlichen Befruchtung spielen im Sample noch keine Rolle. Auch der Gedanke einer rein biologischen Vaterschaft als ‚Erzeuger‘ eines Kindes ist aus den Gesprächen nicht ableitbar. Der ‚Kindesvater‘ ist im Licht des Samples ein ‚Vater‘ nicht nur im biologischen, sondern auch im sozialen Sinne und wird intentional als Lebenspartner im Rahmen eines Familienkonzeptes gesehen. Dass bezüglich des Familienkonzepts der vollständigen Vater-Mutter-Kind-Familie bereits erodierende Tendenzen vorhanden sind, zeigt sich im Sample dagegen deutlich.

In zwei Fällen des Samples spielt Partnerschaft und Familiengründung keine Rolle bei der Entwicklung des Kinderwunsches. Kinder sind hier nicht ‚Folge‘ einer Partnerschaft, sondern die Partnersuche der Frauen ist Folge des Kinderwunsches.

M 24 weiß bereits kurz nach dem Abitur, dass sie jetzt „unbedingt ein Kind haben“ möchte.

Na ja, es war so, dass ich schon mit 20, als meine Schwester ihr erstes Kind bekommen hat ... da brach in mir auch dieses Gefühl auf: Ich möchte unbedingt ein Kind haben! Das brach richtig raus. (M 24: 2)

„Ich möchte unbedingt ein Kind haben!“ Der Wunsch wird in der Ich-Form geäußert und nicht an eine Partnerschaft oder an eine Lebensplanung mit Partner gebunden. In diesem ‚Ich‘ scheint der Wunsch auch bereits existiert zu haben, wenn er „rausbricht“ („Und da habe ich’s einfach so in mir gespürt.“ M 24: 2). Sie sucht erst danach einen Mann, der auch als Kindesvater in Frage kommt, wobei sie wechselnden Partnern das Angebot unterbreitet, bis sie den richtigen im Urlaub kennen lernt, der dann innerhalb weniger Wochen der Vater ihres Kindes wird.



Damals sind natürlich die Jungs in dem Moment, wo ich gesagt habe, ich möchte gerne ein Kind kriegen, weggerannt, ja. Das dynastische Denken der jungen Männer ist nicht ganz so ausgeprägt dann doch. Ja wirklich! Wahrscheinlich hätte ich mir 'nen Alten suchen müssen, aber die Alten haben mir nicht gefallen. Na ja. Auf jeden Fall habe ich dann in einem Urlaub, wo ich meine eine Freundin besucht habe, in Jugoslawien, einen Mann kennen gelernt. (M 24: 2)

Bei M 11 kommt der Wunsch nach einem Kind während der Studentenzeit auf und sie formuliert ihn als Gegenentwurf zu einer „auf Kopf und Verstand“ programmierten Lebensphase, die sie mit dem Übergang zur Mutterschaft beenden will. Auch für sie ist es ihr eigener Körper, der ihr „signalisiert“, dass sie sich „im Grunde“ ein Kind wünscht<sup>119</sup>, womit wiederum ein bereits latent in der Person vorhandener Wunsch sich Bahn bricht und in der Folge auch erfüllt wird, bei M 11 innerhalb einer bestehenden Partnerschaft. Hier wird ein biologischer Impuls (der Körper „signalisiert“) als Ursache angedeutet, der von innen („im Grunde“) herrührt und ein von außen gesetztes Lebensmodell („programmiert“) außer Kraft setzen kann, womit die Überlegenheit dieser ‚Natur‘, die in der Frau sozusagen schlummert, über die äußeren Lebensumstände der Studentin, die „auf Kopf und Verstand“ programmiert ist oder wurde, vorgeführt wird. Die Intensität und Unmittelbarkeit des Kinderwunsches spricht in allen hier behandelten Fällen für eine starke Kraft, die ‚schlummern‘ kann, so dass die Frau Lebenswege einschlägt, die eine Mutterschaft nicht einbeziehen, sich aber auch verselbstständigen und ‚aufbrechen‘ kann, wobei dann immer der Naturtrieb gewinnt.

Auch M 14 hat schon während der Ausbildung das unbestimmte, aber starke Gefühl „ich will ein Kind! Irgendwie so“. Als Kunst-Studentin studiert sie Ende der 70er Jahre an der Kunst-Akademie in München und lebt nach einigen Beziehungen vier Jahre alleine. Sie beschreibt sich selbst als „Künstlerin“, die nicht unbedingt weiblich oder mütterlich ist (M 14: 1). Gegen Ende der Akademiezeit, sie ist jetzt 27, kommt in ihr der Wunsch nach einem Kind auf. Ähnlich wie M 24 formuliert sie den Wunsch für sich, ohne in einer Partnerschaft zu leben: „Ich will ein Kind!“

... das war so gegen Ende der Akademiezeit, da hatte ich eigentlich ein Stipendium für Detroit grade und hätte noch ein Jahr zu studieren gehabt dann und ... hatte aber gleichzeitig das Gefühl: Ich will ein Kind! Irgendwie so. (M 14: 1)

Als M 14 den Mann kennen lernt, der der Vater ihres Kindes wird, hat sie den Kinderwunsch schon „für sich formuliert“. „Und, na ja, und dann kam irgendwie aber gegen Ende der Akademiezeit eben so dieser Wunsch“ nach einem Kind. (M 14: 1) Für M 14 sind Wunsch und Realisierung des Wunsches eins. Ihr Kinderwunsch ist bereits manifest, als sie ihn „für sich formuliert“. Ihrem Vater berichtet sie da bereits als Faktum, dass sie „bald ein Kind“ bekommt.

---

<sup>119</sup> Siehe dazu auch 4.1.3.

Ich weiß noch, dass ich bei meinem Vater war und ihm erzählt habe, dass ich irgendwie das Gefühl habe, dass ich bald ein Kind kriege. Und dann hat er mich irgendwie so angekuckt und gesagt: „Na ja, da brauchste erst mal 'nen Mann dafür.“ (M 14: 1)

Dass der geeigneten Mann dafür noch fehlt, wie ihr Vater anmerkt, ist für sie nicht relevant. Sie hat „das Gefühl“ und damit ist es so gut wie Realität. Die Partnersuche ist bei M 14 wie bei M 24 eine Funktion der angestrebten Mutterschaft. Hier kehrt sich also das zeitliche Nacheinander um.

„Normalität“:           **Partnerschaft** => (Kinderwunsch) => Mutterschaft

Abweichung M 14: **Kinderwunsch** => Partnersuche => Mutterschaft

„Und dann habe ich ziemlich überraschend meinen Mann kennen gelernt, dann also, so ungefähr kurz drauf, nachdem ich das so für mich formuliert hab.“ (M 14: 1) Diesem Mann unterbreitet sie sogleich ihren Kinderwunsch. Obwohl er erst 20 Jahre alt ist (M 14 ist zu diesem Zeitpunkt 27 Jahre alt), ist er begeistert. Bereits nach acht Wochen Beziehungsdauer ist M 14 schwanger.

Wir wollen eigentlich beide ein Kind! Wir wollen eigentlich beide ein Kind. Er wollte auch dringend ein Kind, eigentlich. ... Und dann im zweiten Monat, als wir uns kannten, haben wir es drauf angelegt. Und das ist dann unser Sohn geworden. Also, wir wollten einfach beide ein Kind. (M 14: 2)

#### 4.1.2 Tendenz zur Trennung von Mutterschaft und Partnerschaft

Die Erfüllung des Kinderwunsches erfolgt bei M 14 und M 24 nicht als Element einer Partnerschaft. Ein Kind zu haben wird als ‚fehlender‘ Baustein der eigenen Biografie wahrgenommen und herbeigewünscht. Die Realisierung erfolgt dann naturgemäß mit einem Partner. Der Kindesvater wird in den beschriebenen Fällen zumindest vorübergehend der Lebenspartner, doch bei M 24 beispielsweise ist die Beziehung zum Kindesvater kurz nach der Geburt des Kindes beendet. M 11 trennt sich von ihrem Mann<sup>120</sup>, als das Kind im Kindergarten ist und M 14 rechnet nicht damit, dass die Beziehung zum Erzeuger „von Dauer“ ist (M 14: 3) Sie will ihn, als er sie fragt, nicht heiraten, sondern „will jetzt nur mal mit dem ein Kind kriegen“ (M 14: 3).

Damit ist allen drei Beispielen gemeinsam, dass der ‚Kindesvater‘ und Erzeuger einerseits und der ‚Partner‘ in ihrer Rolle getrennt wahrgenommen werden können. Potenziell können damit auch ‚Mutterschaft‘ und ‚Partnerschaft‘ (beziehungsweise ‚Familiengründung‘ auf Basis eines Paares) voneinander getrennt gesehen werden. Dies zeigt sich auch bei M 8. Sie will ihr Kind abtreiben lassen, weil es von einem Mann ist, der als Partner für M 8 nicht in Frage

---

<sup>120</sup> M 11 und ihr Mann kommen nach einigen Jahren wieder zusammen, ebenso wie M 11 und ihr Partner.

kommt. Zunächst sieht sie also die Schwangerschaft nur als Element einer Paar-Beziehung, die für sie so nicht vorstellbar ist. Erst als eine Freundin sie fragt, ob sie selbst, unabhängig von der Beziehung, das Kind haben möchte, entscheidet sie sich dafür, es zu bekommen (und alleine großzuziehen).<sup>121</sup>

Und dann hat sie gesagt: „Was möchte denn dein Herz?“ ... niemals hat mich einer gefragt: „Was willst du eigentlich?“ Auch bei dieser Beratungsstelle hat niemals einer gefragt nach meinen Emotionen ... Und dann war diese Frage so schockierend und so überraschend, und die hat mich dann so ausgehebelt, dass ich gesagt habe: „mein Herz, mein Herz gehört diesem Kind und ich will dieses Kind.“ ... Und ab dem Moment war alles gut. (M 8: 1)

Ein Kind entsteht nicht notwendiger Weise in einer Beziehung, eine Beziehung bedeutet nicht, dass man auch ein Kind bekommt. Ein Kind kann nicht nur unabhängig von einer Paar-Beziehung entstehen, sondern auch ohne einen Partner gewünscht werden. Die alleinstehende Mutter ist damit nicht mehr nur eine soziale Abweichung gegenüber der kompletten Vater-Mutter-Kind-Familie. Der Kinderwunsch, der im beobachteten Zeitraum der 1970er bis 1980er Jahre<sup>122</sup> schon außerhalb einer legitimierten Partnerschaft (Ehe) problemlos realisierbar ist, ist damit auch bereits auf dem Weg dahin, sich von dem Thema ‚Partnerschaft‘ ganz zu lösen.<sup>123</sup> Eine Tendenz zur Mutterschaft ohne notwendig dazugehörige soziale Vaterschaft (als in der Familie mitlebender Vater) ist ebenfalls aus den vielen Schilderungen von Trennungsabläufen abzulesen. Nach der Trennung von der Kindesmutter werden dem Kindesvater in der Regel über die Versorger-Rolle hinaus keine relevanten Aufgaben (in den Augen der Kindesmutter) mehr zugeordnet.<sup>124</sup>

---

<sup>121</sup> Siehe auch S. 70.

<sup>122</sup> Zeitraum, in dem die ersten Schwangerschaften bei den Müttern des Samples eintraten.

<sup>123</sup> Weitere Hinweise darauf sind die Reaktionen der Mütter, die eine ungeplante Schwangerschaft außerhalb einer festen Beziehung akzeptieren. Hierin wird kein besonderes Problem gesehen.

<sup>124</sup> In allen Erzählungen von Trennungen wird zwar bedauert, dass das Kind nicht weiter in seiner kompletten Familie leben kann, Hinweise auf ein wirkliches Fehlen des Vaters bezüglich der ERziehung oder Entwicklung der Kinder lassen sich jedoch nicht finden.

#### 4.1.3 Mutterschaft als Entscheidung im weiblichen Biografieverlauf

Die Planbarkeit und Steuerbarkeit der Empfängnis durch den Zugang zu sicheren Verhütungsmethoden wirft Anfang der 1970er Jahre in Deutschland erstmals die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt einer Schwangerschaft auf. Bisher war nur und höchstens der Zeitpunkt der Familiengründung bestimmbar, mit der Aufnahme einer Ehe war dann aber kaum mehr gesichert Einfluss auf das Eintreten einer Schwangerschaft zu nehmen.

Neben der Frage des richtigen Zeitpunkts, was die Voraussetzungen betrifft, also ob die Ausbildung abgeschlossen ist oder ob man wirtschaftlich in der Lage ist, ein Kind zu ernähren, wird im Sample der Kinderwunsch auch im Kontext der weiblichen Biografie im biologischen Sinne erörtert. Hier geht es um den richtigen Zeitpunkt innerhalb der fruchtbaren Lebensphase der Frau. Dies jedoch nicht unter dem Aspekt der (biologisch) größtmöglichen Chancen, schwanger zu werden. Die Frage dreht sich vielmehr darum, wann ein Kind am besten in die Lebens- und Berufsplanung der (zukünftigen) Mutter passt.

M 2, M 22 und M 17 thematisieren nicht die Schwangerschaft als Entscheidung. Kinder zu haben gehört für sie zum normalen Verlauf der weiblichen Biografie, darüber muss in ihren Augen also nicht extra entschieden werden. Für sie stellt sich nur die Frage des individuell richtigen Zeitpunkts der Mutterschaft. M 2 zögert diesen Zeitpunkt innerhalb ihrer Ehe immer wieder hinaus und kann sich zunächst nicht zu einer (von ihrem Partner bereits gewünschten) Schwangerschaft entschließen. Sie setzt den ‚richtigen‘ Zeitpunkt schließlich pragmatisch, da, wo der Übertritt zur Mutterschaft (in ihren Augen) im biologischen Sinne nicht mehr aufschiebbar ist. Obwohl sie sich die Aufgabe der Mutter nach wie vor nicht zutraut, konstatiert sie: „Jetzt ist das mal dran“.

Ja, und in der Zeit bin ich dann auch schwanger geworden, das war wohl so 'ne Entscheidung von mir, dass ich gedacht habe: Ja, jetzt passe ich nicht mehr auf, jetzt ist es mal dran - weil ich eben auch schon, ich glaube, 27? Na ja, also, kurz vor 30. (M 2: 1)

Der biografische Druck wächst für die Teilnehmerinnen des Samples, je mehr man sich der 30 nähert. Ein Alter, in dem heutige junge Frauen oft erst beginnen, über ein Kind nachzudenken: „... und irgendwie ist man ja dann mit 27 auch schon ein bisschen älter und ich dachte mir: *Na ja, ist jetzt vielleicht doch an der Zeit.*“ (M 22: 1)

Ich glaube, normal war so, wenn man um die 25, 26 anfing, die ersten Kinder zu kriegen, damals jedenfalls, habe ich das so an meinen Klassenkameraden gesehen. Mit kurz vor 30 galt ich schon als altgebärend.  
(M 2: 3)

Als Impulse einer Schwangerschaft kommen somit mehrere Auslöser in Frage. Der Kinderwunsch innerhalb einer bestehenden Beziehung, die kulturell verankerte Vorstellung von der Mutterschaft als Teil der weiblichen Biografie, ein

biologischer Impuls, der den Kinderwunsch auch unabhängig von einer Partnerschaft auslösen kann und potenziell der sozialen Determinierung überlegen ist. Zu diesen auslösenden Faktoren des Kinderwunsches kommen Fälle, in denen eine Schwangerschaft nicht geplant oder gewollt, sondern überraschend eintritt, sozusagen als biologische Folge (Mutterschaft) eines sozialen Verhaltens (Sexualität), das intentional gar nicht auf eine Familiegründung abzielte. Die Frauen haben altersentsprechend sexuelle Kontakte oder leben mit einem Mann zusammen, wollen aber keine Familie gründen und sehen den Sex als vom Kinderwunsch lösgelöstes Thema, indem sie verhüten, wobei es hier zu einer Verhütungspanne kommt. Einige Beispiele, in denen mehr oder weniger bewusst auf Verhütung verzichtet wird, deuten auf eine latente Bereitschaft zur Mutterschaft hin. In anderen Fällen wird eine Mutterschaft aufgrund biologischer Umstände ausgeschlossen (angenommene Unfruchtbarkeit der Frau), was sich jedoch als medizinische Fehldiagnose herausstellt.

#### *4.1.3.1 Ungeplante und ungewollte Schwangerschaft*

Bei aller Tendenz zu Planung und Beeinflussung des eigenen Biografieverlaufs, die sich im Sample findet, ist doch auch recht häufig die ungeplante oder ungewollte Schwangerschaft vertreten, wenn man bedenkt, dass die Sample-Generation mit der Pille über eine zuverlässige Verhütungsmethode verfügt. Gründe für das Eintreten einer ungeplanten Schwangerschaften werden selten genannt, außer in zwei Fällen, wo es sich sozusagen um einen ärztlichen Fehler handelte, der fälschlicherweise eine Unfruchtbarkeit attestiert hatte. M 1, die davon ausging, unfruchtbar zu sein, ist entsprechend überrascht, als sie die Schwangerschaft bemerkt. Die Formulierungen der anderen Mütter deuten überwiegend auf ein laxes Verhütungsverhalten innerhalb bestehender Partnerschaften (s.u.). Die ungeplant eingetretenen Schwangerschaften werden jedenfalls nicht als Folge aberwitziger Zufälle oder ausgesprochen ungewöhnlicher Umstände beschrieben. „Die Schwangerschaft war jetzt nicht geplant, sondern, ja, die kam halt so. Aber die musste auch irgendwie kommen, ne, also, völlig leichtsinnig ...“ (M 20: 8). M 18 kommentiert ihre beiden ungeplanten Schwangerschaften jeweils mit einer ähnlichen Formulierung: „Es kam, wie es kommen musste“.

<i>Zitate: Thematisierung der ungeplanten Schwangerschaft</i>	
Ich war einfach plötzlich schwanger!	M 1
Und es kam, wie es kommen musste, ja, ich war dann 22, bin schwanger geworden mit dem Ingo. War 'ne ganz schwierige Situation. ... Und es kam noch mal, wie's kommen musste: Ich bin wieder schwanger geworden. Dann, hm, kurz drauf, sagen wir mal so, dann wurde der Arno geboren, 20 Monate später. Und ich habe gedacht: <i>Das schaffe ich auch</i> , ja.	M 18
Und als ich nach Hause kam und sagte: „Ich bin schwanger von meinem Tanzpartner“, war das natürlich ein unerwünschter Zustand in der Familie.	M 19
Kurz vorm Abitur hat sich rausgestellt, dass ich von meinem Mann dann schwanger war, dann kam unser erstes Kind	M 32
An meinem 18. Geburtstag war ich beim Frauenarzt und da hieß es dann: „Ja, herzlichen Glückwunsch, Gratulation, Sie sind schwanger!“	M 25
Und mit diesem One-Night-Stand ist dann die Alina gezeugt worden, genau.	M 8
Und dann passierte was Interessantes: Dann wurde ich schwanger.	M 12
Und es begann irgendwie so 'ne ziemlich turbulente Zeit, die aber dann eigentlich auch der Anfang meines Mutterdaseins unerwarteterweise war. Und der Anfang war auch so, dass eigentlich viele Umstände nicht ganz klar waren, bis hin zur Vaterschaft.	M 15

#### 4.1.3.2 Hoher Wert der Selbstbestimmung bei der Entscheidung zur Mutterschaft

Die Erhaltung der Gestaltungshoheit über die eigene Biografie ist im Sample ein akzeptierter und ausreichender Grund, sich gegen eine Schwangerschaft zu entscheiden, wie bei M 20 (Abbruch der ersten Schwangerschaft) und M 8 (Abbruch erwogen und geplant, aber nicht durchgeführt). Trotzdem werden ungeplante Schwangerschaften in der Mehrzahl auch ausgetragen. Hindernisse sind für die Frauen des Samples in der Regel überwindbar. In einigen Fällen des Samples gewinnt man den Eindruck, die Auflistung möglicher Hindernisse (zu jung, nicht verheiratet, noch Studentin, kein Geld, defizitäres Wohnumfeld, kein verdienender Ehemann) sei gleichzusetzen mit dem Katalog der Voraussetzungen, ein Kind zu bekommen. Viele der Teilnehmerinnen des

Samples leben mit dem Kind zunächst in Wohn- und Lebensumständen, die man als ungünstig bezeichnen könnte: ohne Geld (M 8 lebt bewusst von Sozialhilfe, um nicht arbeiten zu müssen, fast alle Studentemütter haben kaum Geld zur Verfügung), ohne festen Partner (M 8, M 15), in der Examenszeit (M 18, M 20), in einfachsten Wohnverhältnissen (M 14, M 20, M 24), mit ungesicherter beruflicher Zukunftsperspektive. Die Gestaltung eines Familienheimes, der ‚Nestbau‘ des Paares, ehe man Kinder bekommt, fällt meist weg, wo die Schwangerschaft nicht geplant ist. Aber auch M 14 und M 24 leben mit ihren Kindern sehr einfach, obwohl sie lange im Vorfeld ihren Kinderwunsch vorbereitet und ihn bewusst realisiert haben.

Ein Beispiel dafür ist der Fall von M 20. Sie bricht die erste ungeplante Schwangerschaft ab und hat dafür gute Argumente<sup>125</sup>. Zwei Jahre später kommt es jedoch (wieder ‚unerwartet‘) zu einer weiteren Schwangerschaft mitten im Studium, wobei M 20 wiederum, wie schon beim ersten Mal, die Pille weggelassen hatte und eine mögliche Schwangerschaft zumindest in Kauf genommen wurde („nicht unwahrscheinlich“, „leichtsinnig“). Sie hat jetzt jedoch keine „Zweifel“ mehr und kann das Kind auch in ihr Medizin-Studium integrieren, obwohl der Aufwand enorm ist, da beide Eltern noch mitten im Examen stehen und M 20 gerade ihre Doktorarbeit schreibt, als das Kind auf die Welt kommt.

Die Schwangerschaft war jetzt nicht geplant, sondern, ja, die kam halt so. Aber die musste auch irgendwie kommen, ne, also, völlig leichtsinnig da irgendwie auf 'ner Reise die Pille dann weggelassen, und im Grund, ja, war's jetzt nicht unwahrscheinlich, dass da was passierte. Und da war auch dann kein Zweifel, dass wir auch das Kind bekommen würden.  
(M 20: 8)

Gesellschaftliche Normen, die gegen eine Schwangerschaft sprechen, werden zwar in Form der elterlichen Kritik gelegentlich referiert und Kollisionen mit den Regeln und Normen der Umgebung thematisiert, aber die ‚Hindernisse‘ durch gesellschaftlich gesetzte Normen sind nicht höherrangig als die individuell gewählte Entscheidung, das ungeplante Kind zu behalten. Die gesellschaftlichen Normen, gegen die eine ‚ledige Schwangerschaft‘ verstoßen könnte („Skandal“, M 19), werden im Textkorpus nur durch die Eltern (MVorgänger) vertreten (Kritik, Zweifel) und von der befragten Mütter-Generation (MSprecher) nicht mehr als bindend erlebt. Man ist schwanger vom Tanzpartner, die Vaterschaft des Kindes ist nicht gesichert, man hat keinen Mann, aber einen ausgeprägten Kinderwunsch, man lebt in wechselnden Partnerschaften oder trennt sich vom Kindesvater. All dies wird zwar als potenziell problematisch thematisiert, jedoch kann man mit einem unter Umständen auftretenden Dissens umgehen, sofern er die Eltern (MVorgänger) betrifft. Die eigene Umgebung (Wohnumfeld, Freundeskreis etc.) ist, was Normen betrifft nicht problematisch.

M 10 stellt ihre Mutter (MVorgänger) vor die Wahl, zuzulassen, dass sie unverheiratet in deren Haus lebt. M 23 konfrontiert ihre Mutter (MVorgänger) erst

---

<sup>125</sup> „Weil wir da noch viel früher im Studium waren und uns auch noch nicht lange kannten“ M 20:8

mit ihrer Ehescheidung vom Vater ihrer Kinder, als sie mit einem neuen Lebenspartner bereits für vollendete Tatsachen gesorgt hat.

Und ja, und als das auseinander ging, habe ich es meiner Mutter erst gesagt, als es soweit war. Habe gesagt: „Mama, ich bin jetzt da ausgezogen, und ich komme jetzt mal mit meinem neuen Partner vorbei, dann musst du den mal kennen lernen.“ (M 23: 13)

Dass im Konfliktfall mit den Normen der Herkunftsfamilie die Abtreibung als Lösungs-Option in Betracht kommt, ist ein interessanter Fall. Um sich normadäquat in der ‚Welt‘ der Eltern (MVorgänger) zu verhalten und kein lediges Kind vom Tanzpartner zu bekommen, könnte M 19 einen in deren ‚Welt‘ ebenfalls hochrangigen Normverstoß wählen und das Kind abtreiben. Hier liegt die Lösung eines möglichen Konflikts zwischen M 19 und ihren Eltern darin, dass sie sich ausschließlich an ihren eigenen Vorstellungen orientiert. Eine Abtreibung kommt für sie trotz „Skandal“ nicht in Betracht.<sup>126</sup>

Das war natürlich so ein kleiner großer Skandal damals, dass ich schwanger war, denn ich war noch im Studium, ich hatte gerade begonnen, Jura zu studieren, war im dritten Semester. Mein Vater war auch Anwalt. Und als ich nach Hause kam und sagte: „Ich bin schwanger von meinem Tanzpartner“, war das natürlich ein unerwünschter Zustand in der Familie. (M 19: 1)

Tendenziell gibt es im Textkorpus keine unüberwindlichen normativen Schranken, die gegen eine uneheliche ungeplante Schwangerschaft sprechen. Regelkollisionen gegen die soziale Norm, dass die Mutterschaft an die Ehe gebunden ist, die in den frühen 1970er Jahren noch bestehen mag, führen nicht zu Konflikten mit dem direkten sozialen Umfeld. Weder muss bei bestehender Schwangerschaft eine Ehe geschlossen werden noch muss eine Beziehung der Schwangerschaft wegen erhalten werden. Die Schwangere ist durch die eigene berufliche Ausbildung oder durch staatliche Unterstützung in der Lage, das Kind auch ohne einen unterstützenden Partner großzuziehen.

M 18 wird zweimal während ihres anspruchsvollen Jura-Studiums schwanger, ohne mit dem Mann, der in einer 1000 Kilometer entfernten Stadt wohnt und als ‚Ernährer‘ nicht besonders zuverlässig ist, verheiratet zu sein. M 20 beendet ihr medizinisches Examen trotz Baby mit nur einem Semester Verzögerung. M 8 lebt mit ihrem Kind und ohne Partner oder Job selbstbewusst von Sozialhilfe, M 17 versorgt das Kleinkind und verdient das Geld, bis ihr Mann zu Ende studiert hat.

Die Option der Abtreibung, auch wenn sie nicht wahrgenommen wird, hat sich im Licht des vorliegenden Samples von einer Notfall-Intervention zu einer ‚Exit-Strategie‘ der Lebensplanung gewandelt, auf die man selbstbewusst und selbstverständlich Zugriff hat, wenn auch über Umwege, wie bei M 20, die den Eingriff in England vornehmen lässt.

---

<sup>126</sup> Es läuft im Sample einer Mütter-Studie naturgemäß immer darauf hinaus, die Schwangerschaft zuzulassen und nicht abzubrechen.



In Deutschland war damals strikt Verbot, irgendwie Abtreibung. Und wir waren eigenartigerweise grade in England, wo ein anderes Gesetz war. Und da habe ich dann festgestellt, dass ich schwanger bin. Dann haben wir beide zusammen beschlossen, einen Abbruch zu machen. Und das ist dann dort auch möglich gewesen, ohne jetzt große Stigmatisierung oder sehr schwierige Schritte noch. (M 20: 8)

Die Überlegungen der Schwangeren betreffen nicht in erster Linie die Problematik einer möglichen Abtreibung, sondern die zu erwartenden Probleme durch die bestehende Schwangerschaft.

Und das war für mich auch jetzt nicht moralisch so behaftet, sondern ich hatte andere Verantwortungen auch, sei es mir gegenüber, sei es auch anderen gegenüber. Und da war einfach die Entscheidung für mich deutlich klar. Ich habe da sicher auch jetzt nicht in die tiefsten Tiefen drüber nachgedacht, da war ich auch noch zu jung dazu, da war ich so 22, 23, aber es hat mich nie auch später belastet. Jedenfalls nicht bewusst.  
(M 20: 9)

Die Entscheidung zum Kind ist eine weitgehend autonome, individuelle Entscheidung der Frau oder des Paares. Für M 20 ist die Unterbrechung ihrer ersten Schwangerschaft pragmatisch notwendig und „nicht so riesenproblematisch“ oder „dramatisch“. Sie lehnt eine Schwangerschaft nicht ab, nimmt aber für sich in Anspruch, den Zeitpunkt für ein Kind selbst zu bestimmen.

In der Regel wird die ungeplante Schwangerschaft im Sample zugelassen, wenn sie zu den eigenen Wünschen und Vorstellungen passt, auch wenn Zeitpunkt und Umstände nicht optimal sind. Auch die Schwangerschaft von M 15 ist „keineswegs geplant“, jedoch ist sie sich zu dem Zeitpunkt schon „ganz sicher, dass ich in jedem Fall später Kinder haben werde“ (M 15: 2)

M 19 greift die Relation von ‚grundsätzlichem Wunsch‘ und der schwierigen Suche nach dem ‚optimalen Zeitpunkt‘ auf, als sie von ihrer Entscheidung erzählt, „das Kind zu behalten“, obwohl sie noch zu jung ist.<sup>127</sup> Für sie ist der ‚falsche‘ Zeitpunkt dann aber letztlich nicht ausschlaggebend. Trotzdem bleibt es für sie eine ‚Entscheidung‘, das Kind zu bekommen, während man bei einer bereits bestehenden Schwangerschaft auch von einem Faktum sprechen könnte, das man notgedrungen zu akzeptieren hat.

Ich habe mich dennoch entschieden, das Kind zu behalten, war für mich eigentlich gar keine Frage, weil ich eigentlich immer geglaubt habe: Ich möchte Kinder haben. Und ich habe mir dann überlegt: Der Zeitpunkt ist eigentlich relativ egal, wann man Kinder bekommt. Man muss es irgendwie durchs Leben und bestehen. Ja, dann war meine Tochter Katrin auf der Welt, und ich war Studentin. (M 19: 1)

---

<sup>127</sup> Die Frage des optimalen Zeitpunkts, die viele Frauen bis heute dazu bringt, unter Umständen zu lange abzuwarten und dann bei reduzierter Fertilität das Risiko einzugehen, ganz kinderlos zu bleiben, wird in den genannten Fällen eigentlich mit ‚Leichtsinn‘ gelöst. Statt einer bewussten, aber schweren Entscheidung für einen guten Zeitpunkt lässt man es auf eine nicht-bewusste und damit leichte ‚Entscheidung‘ hinauslaufen.

Hier deutet sich ein Wandel im Wertesystem an. Die selbstgesteuerte und freie Entscheidungsmöglichkeit über den Verlauf der eigenen Biografie wird hoch bewertet. Dementsprechend sind alle Optionen nutzbar, und man bedient sich auch der Möglichkeit der Abtreibung, wenn dies angemessen erscheint. Das Kind zu bekommen ist damit, wenn man es nicht schon durch die Pille vermieden hat, auch nicht mehr unabänderliche Konsequenz einer bereits eingetretenen Schwangerschaft. Die Argumentation ist in diesem Thema jedoch nie moralisch-außengesteuert sondern immer individuell-innengesteuert.

Damit stellt die Mutterschaft im Sample immer eine Entscheidung der Frau dar. Sie ist kein ‚Umstand‘<sup>128</sup> mehr, der sich einstellt. Auch wenn es sich um eine nicht geplante Schwangerschaft handelt bleibt Entscheidungsfreiheit. Die Frage ist nur noch, welche Art von Frage gestellt wird. Die absolute Frage ob man überhaupt ein Kind bekommen will, muss mit ‚ja‘ beantwortet sein, dann bleiben noch die Fragen ‚mit wem, wann, unter welchen Umständen?‘

Die häufigste Entscheidungslage ist jedoch die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt bezüglich der eigenen biografischen Entwicklung, zu der der Beruf zählt. Nach einer gewissen Zeit des Abwägens steht die potenzielle Mutter aufgrund biologischer Voraussetzungen irgendwann automatisch vor der Frage: ‚Wann spätestens?‘.

Die im Sample recht häufig vertretenen Fälle von ungeplanten Schwangerschaften (11 von 32 ersten Schwangerschaften) können auch ein Hinweis darauf sein, dass man auf die Möglichkeiten der Entscheidungsfreiheit zwar Wert legt, dem daraus möglicherweise folgenden ‚Entscheidungs-Gebot‘ aber wiederum Grenzen setzt.

Die planbaren (Entscheidungsfreiheit) und damit zu planenden (Entscheidungs-Gebot) Elemente der eigenen Biografie werden dadurch wieder etwas einschränkt, dass durch das eigene Verhalten (Pille absetzen, Kontrolle einschränken) auch ‚Ungeplantes‘ entstehen kann.

M 15 ordnet ihre ungeplante Schwangerschaft einer „turbulenten Zeit“ zu, in der vieles „nicht ganz klar war“ (s.o.). Bei M 20 und M 18 kommt es wiederholt zu ‚ungeplanten‘ Schwangerschaften. Sie setzt zwei Mal mit der Pille aus, woraus jedesmal eine Schwangerschaft entsteht<sup>129</sup>. M 18 deutet auf eine ‚Schicksalskomponente‘ bei ihren Schwangerschaften hin mit der Formulierung „und es kam wieder, wie es kommen musste“ (s.o.).

Die Entscheidungshoheit über den optimalen Zeitpunkt wird in diesen Fällen sozusagen dem Schicksal bewusst abgetreten, indem man die absolute Kontrolle, die man haben könnte, phasenweise reduziert. Trotzdem wird eine

---

<sup>128</sup> Die bis in die 1960er Jahre gebräuchlich Formulierung ‚in anderen Umständen sein‘ deutet auf die Unbeeinflussbarkeit und auf das Faktische hin, das eine Schwangerschaft darstellt.

<sup>129</sup> Das zwischenzeitliche Absetzen der Pille war zu der Zeit allgemein üblich und auch ärztlich geraten, jedoch sicher nicht ohne den Hinweis, solange bitte anderweitig zu verhüten.

Schwangerschaft nicht als ‚Schicksal‘ gesehen, das man anzunehmen hat. Viele Beispiele im Sample zeigen, dass die Option des Schwangerschaftsabbruchs im Konzept der Mutterschaft integriert ist. Man kann und will ein Kind haben, aber man muss nicht. Nach der Pille, mit der man die Schwangerschaft ausschließen kann, kommt die Abtreibung als letzte Exit-Strategie, falls man doch nicht Mutter werden möchte. In vielen Fällen von ‚ungeplanten‘ Schwangerschaften scheint es sich um Strategien zu handeln, wie man sich vom mit der Schwangerschaft verbundenen Entscheidungsdruck entlasten kann. Man gesellt der ‚Entscheidung‘ sozusagen noch weitere Herangehensweisen zu und nimmt ihr die Alleinstellung. Die nahezu spielerisch-unterbewusste Herstellung von Kontingenz („es kam, wie es kommen musste“) öffnet die Tür für ein Quäntchen ‚Schicksal‘ und nimmt den Druck aus Frage nach der Mutterschaft. Einerseits genießt man die Möglichkeit zu entscheiden, andererseits weicht man die harte Ja/Nein-Entscheidung auf, indem man im Leben sozusagen unbewachte Grenzzonen und Übergänge zur Mutterschaft zulässt und die Mutterschaft als Option latent zulässt. Die Mutterschaft erscheint dadurch eher als eine Option und Möglichkeit, die man in sein Leben als Frau gelegentlich integrieren kann (vielleicht jetzt, vielleicht später) und weniger als ‚Pflicht‘ der Frau, von der sie sich durch ein bewusstes ‚Nein‘ entbinden muss.

Nach der Feststellung der Schwangerschaft kommt für M 1 die Frage auf, was nun zu tun ist. Die eingetretene Schwangerschaft ist für sie noch keine manifeste Tatsache, die zu akzeptieren ist, sondern wirft die Frage auf, wie man sich nun verhält. „Ich war einfach plötzlich schwanger. Die Frage stellte sich: Was tun?“ (M 1: 1)

Danach beschließt M 1, abzutreiben. Dieser Entschluss wird revidiert, auch weil der Kindesvater positiv reagiert und „sich gefreut hat“. Doch die letzte Entscheidung liegt bei M 1: „Und dann habe ich gesagt: Okay, dann soll’s so sein.“ (M 1: 1)

M 32 wird während der Ausbildung schwanger, was auch bei ihr schicksalhaft-unbeeinflussbar erscheint: „Und da war ich dann auf einmal schwanger.“ (M 32: 13)

Von M 3 wird die Option der Abtreibung ebenso selbstverständlich erwogen wie von M 1, auch wenn sie aus einer Reihe von pragmatischen Gründen, die sie aufzählt, für sie nicht ernsthaft erwägenswert ist: „Aber für mich war also Abtreibung gar kein Thema gewesen, weil ich gedacht habe: *Ich verdiene Geld, ich bin gesund, ich habe Möglichkeiten, das Kind großzuziehen, - ich bekomme das.*“ (M 3: 13) Auch die Freundin, mit der sie sich bespricht, fragt, wie sie sich entscheiden möchte.

Ich hatte dann mittags mich mit 'ner Freundin noch getroffen, mit der drüber gesprochen, die wusste alles, bevor mein Mann's wusste. Die hat dann auch gesagt: „Was willst du machen?“ Sage ich: „Ich krieg das, kein Thema.“ (M 32: 13f)

M 20 entscheidet sich einmal für die Abtreibung und einige Zeit später dagegen. Beide Male geht es um eine Abwägung der Interessen und Umstände,

die dafür oder dagegen sprechen, ein Kind zu bekommen. Beim ersten Mal fällt der Entschluss gegen die Schwangerschaft aus. Der biografische Zeitpunkt ist ungünstig. Sie ist mit 22 Jahren mitten im Medizin-Studium, macht gerade ein Praktikum im Ausland, die Beziehung zum Freund ist noch neu und ungefestigt. Die Möglichkeit der Abtreibung besteht, denn M 20 ist gerade in England, wo ein Abbruch auch zu der Zeit „ohne jetzt große Stigmatisierung oder sehr schwierige Schritte“ möglich ist (M 20: 8). Sie ist nach Vorüberlegungen nicht bereit, das Kind auszutragen, auch wegen „Verantwortungen [sich selbst] gegenüber“

... für mich war das klar: Das geht im Moment nicht. ... ich hatte andere Verantwortungen auch, sei es mir gegenüber, sei es auch anderen gegenüber. Und da war einfach die Entscheidung für mich deutlich klar. (M 20: 8f)

Zwei Jahre später, bei der nächsten Schwangerschaft, die ebenfalls ungeplant eintritt, gibt es keine Bedenken oder Zweifel mehr, obwohl M 20 jetzt immer noch mitten im Studium ist, finanziell von ihrem Vater abhängig und in einfachsten Wohnverhältnissen lebt. Das Schicksalhafte der Schwangerschaft wird zwar angedeutet, jedoch eigenem Verschulden zugerechnet („leichtsinnig“), so dass klar wird, dass nur so das Schicksal zum Zuge kommen konnte.

Die Schwangerschaft war jetzt nicht geplant, sondern, ja, die kam halt so. Aber die musste auch irgendwie kommen, ne, also, völlig leichtsinnig da irgendwie auf 'ner Reise die Pille dann weggelassen, und im Grund, ja, war's jetzt nicht unwahrscheinlich, dass da was passierte. Und da war auch dann kein Zweifel, dass wir auch das Kind bekommen würden. (M 20: 8)

M 8 entschließt sich ebenfalls zu einer Abtreibung, als sie von der ungewollten Schwangerschaft erfährt. Sie fühlt sich in jeder Weise als Herrin ihres Schicksals, das Prozedere der Abtreibungsformalitäten ist ihr bekannt und sie verfügt darüber mit der selben Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der sie später Sozialhilfeanträge ausfüllt, um Unterstützung für ihre Auszeit als Mutter zu erhalten, nachdem sie sich umentschieden hat und das Kind behält.

... habe ich dann gleich beschlossen, sie abzutreiben. Hab das auch alles durchgezogen und hab dann alle Papiere gehabt, hab dann das Zugticket gehabt, und war ganz rational - Nach München - war alles organisiert, der Kliniktermin stand war fest, wie gesagt, das Zugticket, das Köfferchen war gepackt. (M 8: 1)

Bei M 1, M 8 und M 20 wird die Unterbrechungs-Option bei der Erzählung von der ungeplanten Schwangerschaft selbstverständlich mitgeliefert und nicht problematisiert. Es gibt keine Zweifel oder nachträgliche Aufregungen, obwohl sie doch ihr nun so geliebtes Kind beinahe nicht geboren hätten. Auch bei einer bereits bestehenden Schwangerschaft wird dem ‚Schicksal‘ die Freiheit der Entscheidung gegenübergestellt. Somit ist nicht nur der Kinderwunsch planbar (ob) und der Zeitpunkt der Schwangerschaft (wann), auch eine bestehende Schwangerschaft bleibt noch innerhalb einer gewissen Planbarkeit,

auch wenn hier die Hürde, sich dagegen zu entscheiden, hoch angesetzt ist. Der eigene Wille ist damit im Sample die höhere Instanz beim Thema Mutterschaft als die biologische ‚Natur‘ oder das ‚Schicksal‘. Der Kindesvater kann mitentscheiden, aber die Mutter ist auch ihm gegenüber die Letztinstanz.

Und da hatte er mich auch, als ich schwanger war und es ihm gesagt habe – wir hatten so 'n Test gemacht – ich hab ihn noch angerufen, da wo er studierte: „Hey, ich krieg ein Kind, das sieht man an diesem Ring.“ Und dann sagte er: „Und, willst du's haben?“ Diese Frage war für mich so schlimm, weil ich dachte: Das kommt doch gar nicht infrage, dass das Kind nicht kommt. (M 17: 4f)

#### 4.1.3.3 Normalverlauf der Transition von der Nicht-Mutter zur Mutter

Dass im Lebensentwurf einer Mutter so etwas wie ein Normalverlauf bezüglich der Reihenfolge von Ereignissen innerhalb der Biografie angenommen wird, ist explizit und implizit in den Erzählungen abzulesen. Auch wenn der indirekt als typisch und erwartbar thematisierte Lauf der Dinge nicht oder nur phasenweise realisiert werden kann oder wenn man sich bewusst gegen den Normalverlauf entscheidet, dient dieses Normale als Muster, von dem sich individuelle Abweichungen abheben.

Die Abfolge des biografischen Nacheinander von Kennenlernen, liiert sein, zusammenziehen, heiraten, Kinder bekommen erscheint in der Darstellung von M 4 und anderen Teilnehmerinnen dieser Kategorie als der normale Ablauf, der selbstverständlich ist und nicht näher erläutert wird. Ein Großteil der Frauen des Samples wird innerhalb einer zuvor eingegangenen Ehe das erste Mal schwanger (20 von 32 Teilnehmerinnen). Man gründet gemeinsam mit dem Lebenspartner eine Familie. Es wird nicht weiter argumentiert, warum man heiratet oder warum man schwanger wird.

Na, und da hatte ich zwischendurch meinen Mann kennen gelernt, ... und, na, dann habe ich mich mit dem zusammengetan und habe dann geheiratet, und 80 dann, geheiratet. War noch weiter berufstätig, und dann kam das erste Kind, was wir auch wollten. (M 4: 2)

In dem Ausbildungsbetrieb habe ich meinen ersten Mann kennen gelernt, und mit 18 Jahren habe ich geheiratet, ... Jetzt muss ich überlegen, wann kam mein Stefan ... der Stefan, der ist jetzt 22. Mit 22 Jahren kam mein ältester Sohn auf die Welt ... (M 30: 2)

Dass die Eheschließung mit dem Thema Schwangerschaft stark korreliert ist zeigen auch die Fälle, in denen die Mutter unverheiratet schwanger wird. Hier wird die Eheschließung in fast allen Fällen nachgeholt, in denen der Kindesvater bereits der Lebens- oder Lebenspartner der Kindesmutter ist. Aus Sicht des Samples wird die Ehe als Grundlage der Familiengründung gesehen und es wird im Kontext einer Schwangerschaft als selbstverständlich empfunden, zu heiraten. Basis der Ehe ist jedoch die gegenseitige Liebe der Partner, einer gesellschaftlichen Konvention wird nicht entsprochen. Den Kindesvater nur wegen der Schwangerschaft zu heiraten wird ausgeschlossen, etwa bei M 8,

für die Kindesvater als Lebenspartner nicht in Frage kommt. Auch M 32 möchte von ihrem Freund nicht ‚wegen‘ der Schwangerschaft geheiratet werden.

Wobei, wie gesagt, ich habe gesagt: „Wegen dem Kind gehe ich nicht heiraten, also, das mache ich lieber dann alleine.“ Nee, er [Kindesvater] hat mir das dann doch deutlich gemacht, dass es auch anders zu der Heirat gekommen wäre, ja, und jetzt sind wir ja immer noch verheiratet. (M 32:14)

#### 4.1.3.4 Abweichungen vom Normalverlauf

Dass die Ehe als Voraussetzung einer Familiengründung an Bedeutung verliert lässt auch der Text von M 3 erkennen. Die Reihenfolge ‚Hochzeit und Schwangerschaft‘ gilt nicht für sie, und auch das Nachholen der Konvention ‚wegen einem Kind‘ ist nicht verbindlich für sie. Sie will auch als Schwangere „immer noch nicht heiraten“. Bei M 3 klingt eine Trennung der Mutterschaft von der Ehe an. Sie erzählt nicht wie etwa M 7 eine Folge von beziehungsrelevanten Abläufen (kennenlernen, liiert sein, zusammenziehen, heiraten, Kinder), sondern isoliert die Ereignisse. Schwangerschaft ist zwar ein Element von Beziehung, aber ‚Hochzeit‘ gehört für sie nicht dazu. Und die Formulierung „dann ist meine Schwester schwanger geworden, und dann kurz drauf bin ich schwanger geworden“ deutet an, dass sie die Mutterschaft auch als ego-relevantes Ereignis sieht. Sie will ein Kind, als ihre Schwester ein Kind bekommt. Nicht ‚wir‘ als Paar bekommen ein Kind, sondern ‚ich‘ „bin schwanger geworden“.

Mhm. Ja, und dann ist der Peter eingezogen und hat sofort gesagt: „Wir heiraten.“ Und ich fand das total blöd, weil, ich konnte mir das überhaupt nicht vorstellen, dass ich auf einmal nur noch einen Freund hab. Also, das war da, das war mir vollkommen-. Habe ich mir gedacht: Nee, also, so nicht. Aber das ging dann tatsächlich ganz schnell, irgendwie habe ich mich dann da drauf eingelassen. Und wir haben-. Dann ist meine Schwester schwanger geworden, und dann kurz drauf bin ich schwanger geworden. Dann wollte ich immer noch nicht heiraten, und Peter wollte dann unbedingt heiraten. (M 3: 3)

Bei M 9 wird gesondert hervorgehoben, dass man als verheiratetes Paar eine Familie gründet. ‚Heiraten‘ und ‚Familie gründen‘ erscheinen bei ihr auch voneinander getrennt denkbar. Die beiden Handlungen müssen jeweils durch eine Entscheidung ausgelöst werden, stellen also für sie keine gesetzten Faktoren innerhalb eines kulturell normalen Ablaufs dar. Sie und ihr Partner entscheiden sich zur Hochzeit („Und dann haben wir gesagt: ‚Wir heiraten.‘“), was auch eine mögliche Entscheidung gegen eine Hochzeit impliziert, und sie müssen dann noch einmal gesondert die Einigung über die Familiengründung herstellen. Danach kommt noch die Frage, ob es wirklich klappt („es hat bei uns sehr schnell geklappt“), also auch die biologische Erfüllung des Kinderwunsches ist nicht selbstverständlich.

Und dann haben wir gesagt: „Wir heiraten.“ Dann habe ich noch ein Jahr gearbeitet, und in diesem Jahr war mir schon klar: Ich bin jetzt 28, ich möchte möglichst bald, wir möchten möglichst bald Familie gründen. Wir waren uns da einig - er war Assistenzarzt, ich war schon fertige Lehrerin. Und es hat bei uns sehr schnell geklappt: Innerhalb von 2 Monaten war ich schwanger. Ich war dann noch ein Jahr im Schuldienst und habe dann praktisch mit 29 mein erstes Kind bekommen. (M 9:1)

Wie M 9 zeigt, möchte man optimalerweise innerhalb eines bestimmten biografischen Zeitrahmens Mutter werden. Ein ‚zu früh‘ ist ebenso ungünstig wie ein ‚zu spät‘ im Leben. Während ersteres mit der Ausbildung und der Schaffung von geeigneten Lebensverhältnissen in Zusammenhang steht, werden bei zweiterem biologische Argumente angeführt. Man gilt mit Ende 20 aus Sicht der Medizin als „altgebärend“ und hält diese Einstufung auch selbst für realistisch, so dass ein gewisser Zeitdruck entsteht, wenn man sich der 30 nähert. „Aber plötzlich habe ich gemerkt, dass ich schon doch das gewisse Alter hatte, wo man schon langsam als altgebärend eingestuft wird.“ (M 2: 3) Auch M 9 sagt sich: „Ich bin jetzt 28, ich möchte möglichst bald, wir möchten möglichst bald Familie gründen.“ (M 9: 1).

Die Planung der ersten Schwangerschaft im Lebensverlauf ist für die Mütter des Samples in erster Linie eine Frage des richtigen Zeitpunkts. Vor dem Hintergrund, dass mit der Pille als sicheres Verhütungsmittel eine sexuelle Beziehung nicht zwangsläufig zur Schwangerschaft führt, stellt sich die Frage, wann man sich dazu entschließt, Mutter zu werden, vorausgesetzt, dass man es überhaupt möchte.

Dabei geht es bei der Suche nach dem individuell optimalen Zeitpunkt vorzugsweise um die Themen Beruf und Partnerschaft und jeweils um die Einbettung der Mutterschaft in den (Arbeits-)Biografie-Verlauf der Frau. Implizit lässt sich aus den Erzählungen des Samples ableiten, dass die Frauen schon in jungen Jahren eine bestimmte Vorstellung ihres Lebensverlaufs entwickeln. Sie gehen davon aus, sich beruflich zu entwickeln, machen sich aber gleichzeitig auch Gedanken, unter welchen Umständen sie Kinder haben möchten.<sup>130</sup> Die Frage, wie sie mit dem zu erwartenden Kind leben möchten, ist so meist schon lange entschieden oder zumindest gedanklich erörtert, bevor eine Partnerschaft eingegangen wird. Auch hierin liegt ein Hinweis darauf, dass die Mutterschaft aus Sicht der Frau zwar mit Ehe/Partnerschaft in Verbindung steht, aber auch einen selbstständigen Stellenwert im Leben einer Frau hat. Die Frau denkt sich, auch in jungen Jahren und ohne Partner, schon potenziell als ‚Mutter‘ und setzt sich damit auseinander, wann und wie sie die Mutterschaft realisieren möchte.

M 32 wird schon als Schülerin schwanger, was ihre ursprünglichen „Planungen über Bord geworfen“ hat, was voraussetzt, dass sie sich den Ablauf in be-

---

<sup>130</sup> Die Frage wird im Sample, das nur aus Müttern besteht, in der Regel nicht unter dem Aspekt des ‚Ob‘ erwogen. M 12 schließt das Mutter-Sein für sich nicht aus, obwohl sie sich als „nicht so familientauglich“ einstuft, M 2, die lange zweifelt, ob sie als Mutter geeignet ist, lehnt die Mutterschaft nicht grundsätzlich für sich ab.

stimmter Weise – anders als er eingetreten ist – vorgestellt hatte. Als sich „kurz vor dem Abitur“ herausstellt, dass sie schwanger ist, entscheidet sie sich gegen ein Studium und geht gleich in den Beruf, „damit Geld in die Kasse kommt“, da der Kindesvater und spätere Ehemann zu dem Zeitpunkt auch noch in der Ausbildung ist.

Kurz vorm Abitur hat sich rausgestellt, dass ich von meinem Mann dann schwanger war, dann kam unser erstes Kind, ein Sohn. Und der hat meine Planung zuerst mal über Bord geworfen, weil, ich wollte anschließend halt BWL studieren. So, mein Mann war noch im Studium, und dann ging's halt drum: Ja, einer muss jetzt erst mal kucken, dass Geld in die Kasse kommt. Und da ich ja schon 'ne Berufsausbildung hatte, habe ich dann gearbeitet und unseren Sohn erzogen. (M 32: 1)

Die frühe Schwangerschaft wird von ihr ex post als problematisch gesehen, was ihre Lebensplanung betrifft, denn sie kann ihr Studium, das sie später doch noch aufnimmt, aus Zeitmangel nicht zu Ende bringen. Sie bricht das Studium ab, weil „Beruf, Familie, Studium ... nicht gut gegangen“ ist, wird wieder schwanger und bleibt nun bei den Kindern zu Hause.

Ja, dann hat mein Mann sein Studium beendet, und ich hab's dann mit Fernuniversität versucht, aber dann Beruf, Familie, Studium... ja, das ist nicht gut gegangen. Also, insofern nicht gut gegangen, dass ich dann nach dem Vordiplom quasi das Studium abgebrochen habe. Und in dem Zeitraum bin ich dann noch mal schwanger geworden auch. (M 32: 1)

Eine Schwangerschaft während des Studiums ist im Sample relativ häufig und wird nicht immer problematisiert. M 14 kann Studium und Kind gut vereinbaren und gibt es in den Uni-Kindergarten. Im Rahmen eines Lehramtsstudiums geht M 23 in beide Prüfungen jeweils „mit einem dicken Bauch“. Nach dem Studium hat sie aber durch die Verbeamtung auf Lebenszeit gute Voraussetzungen, die Kinder auch zu Hause zu betreuen, wie sie es möchte.

Erste Lehramtsprüfung, kurz zuvor wurde ich schwanger, ich bin also mit einem dicken Bauch in die Lehramtsprüfung gegangen. Dann - ich war noch nicht verheiratet - wir haben uns dann eine gemeinsame Wohnung gesucht, ich habe meine Lehramtsprüfung auch bestanden. Zweite Lehramtsprüfung, wieder kurz vorher schwanger, bin also immer mit dem dicken Bauch dann in die Prüfungen gegangen. Das ist dann das Staatsexamen, also, die Verbeamtung auf Lebenszeit, habe das dann auch gut geschafft. Und wollte dann so lange Vollzeit arbeiten, bis ich dann wirklich auf Lebenszeit verbeamtet bin ...Und erst dann habe ich drei Jahre, glaube ich, Teilzeit gearbeitet, um mich auch meinen Kindern mehr widmen zu können. (M 23: 1)

Der ‚richtige Zeitpunkt‘ der ersten Schwangerschaft ist auch innerhalb einer Ehe ein Element von Planung und Entscheidung.

Bei M 10 wird das erste Kind als „absolutes Wunschkind“ bezeichnet, was zeigt, dass für sie eine Schwangerschaft innerhalb einer Ehe eine gesonderte Entscheidung darstellt. Hier wird klar, dass Verhütung bereits in den Vorstellungen als normal verankert ist. Verhütung wird nicht weiter thematisiert (etwa ‚ich wollte nicht gleich schwanger werden, also haben wir verhütet‘), sondern



ist nur indirekt aus dem Text erschließbar: ein ‚Wunschkind‘ zu bekommen setzt eine gewisse Steuerbarkeit und Steuerung der Fruchtbarkeit voraus.

Geheiratet habe ich mit 30, und mit 32 habe ich das erste Kind bekommen, die Tochter, die Julia also. Gute Schwangerschaft, gute Zeit gewesen. Wir haben uns riesig gefreut auf das Kind. Es war eigentlich ein absolutes Wunschkind. Und wir haben alles genossen. (M 10:1)

Auch bei M 31 stehen Schwangerschaft und Mutterschaft im Zentrum einer bewussten Lebensplanung. Bei ihr geht es um die Lebensumstände des Paares als ‚Familie‘. Die Schwangerschaft wird von ihr innerhalb einer bestehenden Partnerschaft zeitlich bewusst geplant und so gelegt, dass sichergestellt ist, dass M 31, wie sie es „schon immer“ wollte, als Mutter bei den Kindern zu Hause bleiben kann.

Und ich wollte eigentlich immer ... wenn wir ein Kind bekommen, dass ich dann zu Hause bleibe, dass es also überwiegend von mir erzogen wird. ... Das Positive daran war, dass mein Mann während des Studiums schon 'ne Art Grundgehalt bekommen hat und wir auch wussten, wenn er diese Ausbildung beendet hat oder dieses Zusatzstudium, dass er dann auch Geld verdient, dass ich dann zu Hause bleiben kann. Das heißt, wir konnten praktisch ab 1978 'ne Schwangerschaft planen. (M 31: 1)

Fast alle Begleitumstände der ersten Schwangerschaft werden von M 31 von vornherein festgelegt und entschieden. Das Umfeld wird optimiert, ein Haus muss gebaut werden („Wenn wir ein Kind wollen, möchten wir ein eigenes Haus, ruhig und so. M 31: 2) Der passende Geburtsvorbereitungskurs und die richtige Klinik, in der alles den eigenen Wünschen gemäß behandelt wird, werden akribisch ausgewählt. M 31 hat von allen Vorgängen rund um Schwangerschaft und Geburt genaue Vorstellungen bis in die Details: „Und mein Mann durfte sie auch baden, und ich denke, das ist auch ganz wichtig, dass der Vater direkt 'nen Bezug zum Kind hat.“ M 31: 3) und schließlich lässt sie sich im Beruf auch wie geplant für die „Zeit der Mutterschaft“ (M 31: 3) beurlauben.<sup>131</sup> M 31 ist ein Beispiel für die größtmögliche Planung und Eigensteuerung bei Schwangerschaft und Geburt. Die Einflussmöglichkeiten der Mutter oder der Eltern sind ausgeprägt und werden als selbstverständlich wahrgenommen. Schwangerschaft und Geburt eines Kindes ist für M 31 kein schicksalhaftes Element des Lebens, das sich ‚einstellt‘, sondern wird zum Baustein eines biografischen Ablaufs mit einem großen Anteil an Steuerbarkeit und Einflussnahme. Folglich ist hier bereits ein Entscheidungsprozess notwendig. Dass mit der Schwangerschaft ein relativ hoher Entscheidungsaufwand verbunden ist, ist hier bereits zu erkennen. Bei M 31 verläuft der Entscheidungsprozess reibungslos: Sie „wollte immer“ ein Kind, sie wollte heiraten, sie hat den geeigneten Mann und der hat wiederum den geeigneten Beruf, bei dem er das nötige Geld verdient. Sie können die Schwangerschaft aufgrund erfüllter Bedingungen „planen“ und in ihren Lebensplan integrieren,

---

<sup>131</sup> Nach eineinhalb Jahren kann sie sich ein Leben ohne Beruf schon nicht mehr vorstellen (siehe 4.6.3.1).

der vom angemessenen Wohnumfeld bis zur Klinik durchgehend von den Eltern selbst bestimmt wird. Die Geburt des Kindes ist ebenso Teil der Erfüllung individueller Vorstellungen wie die Wahl des Partners, des Berufes oder des Wohnortes. M 31 fühlt sich, wie die Frauen des Samples durchgehend, als autonome Gestalterin der eigenen biografischen Entwicklung, kann jedoch auch mit nicht-planbaren oder ungeplanten Elementen umgehen und sie in ein bestehendes Lebenskonzept integrieren. Dazu zählen berufliche wie private Umstände.

Hinsichtlich des Übertritts zur Mutterschaft finden sich im Sample aktive, gestaltende Formen, in denen Planung eine Rolle spielt. Andererseits gibt es im Sample auch Beispiele für einen reaktiven Umgang mit Lebensereignissen, insbesondere dem ‚Lebensereignis‘ Mutterschaft. Man plant die berufliche Zukunft, beginnt ein Studium, lässt sich aber, was die ‚Familienplanung‘ betrifft, treiben. Dass die Frauen die Gestaltungshoheit über ihr eigenes Leben zu schätzen wissen schließt offensichtlich nicht aus, sich vom Leben auch überraschen zu lassen. Im Sample gibt es einen doch überraschend hohen Anteil an ungeplanten Schwangerschaften. 11 von 32 Teilnehmerinnen werden ungeplant schwanger.

M 18 berichtet von ihren beruflichen Vorstellungen. Sie fängt bewusst ein Jura-Studium an, weil sie „damit alles machen“ kann, wird aber dann mitten im Studium ungeplant schwanger.

Und habe dann gedacht: Okay, dann fängst du jetzt mal mit Jura an, damit kannst du alles machen. So war meine jugendliche Idee, und es hat mir eigentlich auch so Spaß gemacht. Ich habe einfach nur gedacht: Ich fange jetzt da mal an. ... Und es kam, wie es kommen musste, ja, ich war dann 22, bin schwanger geworden mit dem Ingo. War 'ne ganz schwierige Situation. (M 18: 2f)

Sie stellt sich auf die neue Situation ein, mit viel Familienunterstützung meistert sie die Situation, nach Wien (zu ihrem Mann) zu ziehen und trotzdem weiter in Heidelberg zu studieren, auch mit einem Neugeborenen.

... dann wurde der Ingo auch geboren, und ich bin dann erst mal mit dem Neugeborenen sozusagen mit wehenden Fahnen nach Wien gezogen und habe gedacht, das mit dem Studium, das kriege ich irgendwie hin. Jung und dynamisch und mit aller Energie dieser Welt habe ich gedacht: So mache ich das.

Und habe es auch gemacht. Ich bin dann immer pro Semester nach Heidelberg getingelt, habe meine Semesterarbeiten nachts geschrieben, habe meine Hausarbeiten gemacht. (M 18: 2)

In dieser schon herausfordernden Situation wird sie erneut schwanger, wieder ungeplant. Die Schwangerschaften stellen sich ihrer Beschreibung nach wie ‚zwangsläufig‘ ein. Die erste Schwangerschaft führt sie mit den Worten ein „es kam, wie es kommen musste“, die zweite Schwangerschaft mit der Variation „und es kam noch mal, wie’s kommen musste“.

Und es kam noch mal, wie’s kommen musste: Ich bin wieder schwanger geworden. Dann, hm, kurz drauf, sagen wir mal so, dann wurde der

[Sohn] geboren, 20 Monate später. Und ich habe gedacht: Das schaffe ich auch, ja. ... Und es war aber extrem anstrengend. Das war rückblickend eine der anstrengendsten Zeiten meines Lebens: diese zwei kleinen Kinder unter zwei Jahren; trotz dieses Studiums weitermachen; diese weite Entfernung immer von Wien immer zum Studienort, meine Arbeiten abgeben, zu den Klausuren zu fahren - ich war so gut wie nie an der Uni – und das alles hinzukriegen. (M 18: 2f)

Mangelnde Planung in der Vorbereitung wird bei M 18 durch Organisationstalent und enormem Kraftaufwand bei der Durchführung kompensiert („Und ich habe gedacht: *Das schaffe ich auch*, ja.“). Sie schließt ihr anspruchsvolles Jura-Studium ab, auch wenn es für sie „eine der anstrengendsten Zeiten“ ihres Lebens wird.

Alle Frauen mit ungeplanten<sup>132</sup> Schwangerschaften thematisieren den „unerwünschten Zustand“ (M 19: 1), jedoch nicht ernsthaft im Kontext der Frage, ob sie das Kind behalten oder nicht. M 19 drückt hier stellvertretend aus, was bei den anderen Frauen mit ungeplanter Schwangerschaft innerhalb einer bestehenden Partnerschaft so ähnlich klingt: „Und ich habe mir dann überlegt: Der Zeitpunkt ist eigentlich relativ egal, wann man Kinder bekommt.“ (M 19: 1). Dass der Zeitpunkt nicht ganz egal ist, zeigt sich bei M 25, die jüngste Mutter (Zeitpunkt der Mutterschaft in Biografieverlauf) im Sample. M 25 wird trotz Verhütung schwanger und erfährt an ihrem 18. Geburtstag davon Schwangerschaft, was für sie „ein ziemlicher Schock“ ist.

An meinem 18. Geburtstag war ich beim Frauenarzt und da hieß es dann: „Ja, herzlichen Glückwunsch, Gratulation, Sie sind schwanger!“ Es war für mich zunächst mal ein tiefes Luftholen, ein Aufatmen, ich hatte nicht damit gerechnet. Denn wir hatten verhütet, aber es ist trotzdem passiert. Und ja, jetzt rückblickend... damals war's ein ziemlicher Schock für mich, ich habe es mich zu Hause nicht erzählen getraut zunächst mal. (M 25: 1)

M 25 gibt als einzige einen Grund dafür an, dass sie ungeplant schwanger wurde, offensichtlich eine Verhütungspanne. Bei ihr fällt die Schwangerschaft nicht in eine in anderen Fällen beobachtbare Phase der Latenz, in der eine Schwangerschaft durch laxe Verhütungsmethoden nicht ausgeschlossen wird. Alle anderen geben keine Begründung für den Eintritt einer ungeplanten Schwangerschaft.<sup>133</sup> Hieraus kann abgeleitet werden, dass eine Unterscheidung gemacht wird zwischen ‚ungewollter‘ im Sinne von ‚unerwünschter‘ Schwangerschaft und einer zwar ungeplanten, aber ‚erwünschten‘. Die ungeplante Schwangerschaft ist problematisch bezüglich des Zeitpunkts, tritt aber in einer Phase ein, in der es bereits eine gewisse Bereitschaft und Latenz dazu gibt, Kinder zu bekommen. Ist dies der Fall, wird der ungünstige Zeitpunkt in Kauf genommen.

Ich habe meine Tochter mit 27 bekommen, also, ich war noch mitten im Studium, hatte noch nicht das Studium abgeschlossen. Das heißt, ich

---

<sup>132</sup> Ungeplant: innerhalb einer festen Beziehung (im Gegensatz zu ungewollt).

<sup>133</sup> Ausnahmen sind M 1 und M 12, die sich auf die ärztliche Diagnose, unfruchtbar zu sein, verlassen hatten.

habe kurz überlegt: Will ich jetzt ein Kind oder nicht? Ja, einfach noch mitten im Studium, und irgendwie ist man ja dann mit 27 auch schon ein bisschen älter und ich dachte mir: Na ja, ist jetzt vielleicht doch an der Zeit...Und ja, dann war ich schwanger, und das hat mich noch mal rausgerissen natürlich aus dem Studieren. Ich habe dann irgendwie später dann noch das Studium abgeschlossen auch, aber es ist mir nicht so leicht gefallen sagen wir mal so, wieder reinzukommen. ... (M 22: 1)

Die Frage, ob man das Kind bekommen möchte oder nicht, wird im Sample gelegentlich gestellt, aber eine Entscheidung gegen die Schwangerschaft ist ausgeschlossen, wenn die Einstellung zur einer möglichen Mutterschaft bereits im Vorfeld tendenziell positiv ist.<sup>134</sup> „Ist das jetzt ein Wunschkind oder nicht? Und dann hat man's natürlich so hingenommen.“ (M 17: 1)

Auch bei den Müttern, die ursprünglich von einer Unfruchtbarkeit ausgingen und doch, natürlich ungeplant, schwanger wurden, wird ein ‚schicksalhafter‘ Aspekt bezüglich der eingetretenen Schwangerschaft thematisiert. Man hat es nicht in der Hand, und nimmt es hin, schwanger zu sein. M 1 ist überrascht, („ich war einfach plötzlich schwanger“) und denkt zunächst an Abtreibung. Als ihr Mann sich aber über die Nachricht freut, sagt sie „Okay, dann soll's so sein.“ (M 1: 1). M 12 wird schwanger „gegen alle Regeln“ (M 12: 6) und in einer Lebensphase, die eigentlich auf ‚Karriere‘ ausgerichtet ist. Sie steht gerade mitten in der beruflichen Etablierung, akzeptiert die Schwangerschaft aber ohne Bedenken. Die im Sample durchweg ausgeprägte Stärke im ‚reaktiven‘ Umgang mit Lebensereignissen, die man auch als Akzeptanz eines ‚schicksalhaften‘ Moments deuten könnte, drückt M 12 aus. Für sie ist klar, dass sie die Möglichkeit, Mutter zu werden, die sie bereits ausgeschlossen wähnte, nun wahrnimmt: „Ah, das ist alles irgendwie auch gut, ... und dann, ja, kam Sandra auf die Welt.“ (M 12: 6) Interessanterweise sieht M 12 in ihrer Schwangerschaft eine biologische Möglichkeit, die nicht bedeutet, dass ihr biografisches Lebenskonzept sich wesentlich ändert. Die Mutterschaft ist für sie keine ‚Abzweigung‘ auf ihrem Lebensweg. Sie geht weiter ihrer beruflichen Entwicklung nach, nur jetzt eben als Mutter.<sup>135</sup>

Es gibt im Sample nur einen Fall einer unerwünschten Schwangerschaft (M 8), bei der eine Abtreibung überhaupt ernsthaft erwogen wird. Für M 15 steht der zwar unerwartete „Anfang (ihres) Mutterdaseins“ nie in Frage. Ihr Übertritt ins „Mutterdasein“ ist zwar „plötzlich“ und „keineswegs geplant“, stößt jedoch bei ihr auf eine latente Bereitschaft, Mutter zu werden. Vorgesehen waren in ihrer Vorstellung „mindestens vier Kinder“, nur der Zeitpunkt scheint ihr ungünstig und die „turbulenten“ Umstände.

Und es begann irgendwie so 'ne ziemlich turbulente Zeit, die aber dann eigentlich auch der Anfang meines Mutterdaseins unerwarteter Weise war. Das war nämlich keineswegs geplant, und war für mich eigentlich

---

<sup>134</sup> Siehe dazu M 20: die erste Schwangerschaft wird abgebrochen mit dem Argument, es sei zu früh, auch was die Beziehung zum Partner betrifft. Aber auch andere Lebensereignisse spielen eine Rolle. Nur ein Jahr darauf wird sie wieder schwanger und behält das Kind.

<sup>135</sup> Siehe dazu ausführlich 4.6.3.4.

auch in dem Moment gar nicht ... Also, ich hatte nichts dagegen und war mir ganz sicher, dass ich in jedem Fall später Kinder haben werde - ich ging auch immer von mindestens vier Kindern aus -, aber zu dem Zeitpunkt, wo ich so hin und her und ständig irgendwo anders unterwegs war und eigentlich keinen festen Wohnsitz hatte – ich hatte hier ein bisschen was und dort ein bisschen was – ging ich nicht davon aus, dass ich nun plötzlich übertrete ins Mutterdasein... Aber dem war nun plötzlich so. Und der Anfang war auch so, dass eigentlich viele Umstände nicht ganz klar waren, bis hin zur Vaterschaft. (M 15: 2)

#### *4.1.4 Unterschiedliche Ereignishaftigkeit des Mutter-Werdens*

Es gibt im Sample verschiedene Begründungen und ‚Logiken‘, wie eine Schwangerschaft sich im Rahmen der Berufs- und Lebensplanung herleitet und auswirkt. Insofern ist das Mutter-Werden nicht schon allein dadurch in seiner ‚Ereignishaftigkeit‘ definiert, dass es überhaupt eintritt. Seine Bedeutsamkeit hängt stark von dem Stellenwert ab, den die Frau dem Übergang zur Mutterschaft zuschreibt. Die ‚Ereignishaftigkeit‘ ist damit in hohem Maß auch mit der Bewertung des Mutter-Werdens durch die Mutter selbst korreliert. In einigen Biografien werden Schwangerschaft und Geburt eines Kindes neben andere, wichtige Lebensumstände eingeordnet (etwa bei M 15, M 12). In anderen Lebensbeschreibungen ist der Übergang zur Mutterschaft ein Ereignis, das den weiteren Verlauf der Biografie entscheidend verändert und prägt oder eine große Veränderung darstellt und sogar zu einem Auslöser für eine zentrale biografische Wende wird wie bei M 11. Die folgenden Überlegungen betreffen nicht das ‚freudige Ereignis‘ der Geburt des Kindes, das sicherlich für alle Mütter immer ein besonderes Ereignis darstellt, sondern den Stellenwert des Übergangs zur Mutterschaft in den Erzählungen der Mütter des Samples.

##### *4.1.4.1 Mutter-Werden als erwartbares biografisches Element*

Die erste Schwangerschaft und ihre Begleitumstände und somit der Übergang ins Mutter-Sein nehmen in den Erzählungen unterschiedlich großen Raum ein. Dabei ist die Beschreibung und Begründung im biografischen ‚Normalfall‘ tendenziell kürzer und wird umso ausführlicher, je mehr die eigene Situation als vom Normalfall abweichend erlebt wird. Die Bandbreite reicht vom lapidaren Satz „und bin halt dann schwanger geworden“ (M 26) bis zur ausführlichen Herleitung, Begründung und damit verbundenen Überlegungen wie bei M 20.<sup>136</sup>

Die biografischen Erzählungen des Samples folgen dem Lebensverlauf, und folglich kommt der Übergang zur Mutterschaft als Einbettung in eine ‚und dann‘-Anordnung der Lebensereignisse meist an früher Stelle der Lebensschilderung. Abhängig von dem, was zuvor einbezogen wurde (etwa die eige-

---

<sup>136</sup> Dazu ausführlicher 4.6.3.2.

ne Kindheit, Ausbildung, Jugend und berufliche Entwicklung) und wann in der eigenen Biografie die erste Schwangerschaft eintrat (die früheste im Sample mit 18, die späteste mit 29 Jahren). M 29, die ihre persönliche und berufliche Entwicklung bis zur Geburt der Zwillinge ausführlich schildert, kommt erst auf Seite 3 der transkribierten Erzählung auf den Übergang zur Mutterschaft zu sprechen, ebenso wie M 5, die zunächst ihre Kindheit und Jugend beschreibt.

Meist wird also die erste Schwangerschaft im Rahmen ihrer Begleitumstände erzählt. Sind diese Begleitumstände nicht ungewöhnlich, wie etwa die biografisch übliche Abfolge Partner-heiraten-Familiengründung als gewünschter Ablauf, und stellen sich keine Hindernisse oder besondere Umstände ein, bildet der Übergang zur Mutterschaft keine große Zäsur in der Erzählung. In vielen Erzählungen wird der Übergang zur Mutterschaft im Rahmen der eigenen Biografie als normale und erwartbare Entwicklung erzählt wie etwa bei M 26, M 5, M 4 und M 7.

Meine Tochter ist 87 geboren, und ich habe 86 geheiratet und bin halt dann schwanger geworden. (M 26: 1)

Kinder wollten wir immer schon, ich war 25 - und dann haben wir gesagt: „Okay, dann werden wir jetzt die Kinderphase beginnen.“ Und das hat also dann auch wirklich ad hoc geklappt. Und dann kamen, 76 und 78 kamen dann erst die Steffi und dann der Andreas, und da begann also diese Familienphase mit allem, was, mit allen Höhen und Tiefen. (M 5: 3)

Na, und da hatte ich zwischendurch meinen Mann kennen gelernt, ... und, na, dann habe ich mich mit dem zusammengetan und habe dann geheiratet, und 80 dann, geheiratet. War noch weiter berufstätig, und dann kam das erste Kind, was wir auch wollten. (M 4: 2)

Ja dann waren wir so zwei Jahre so liiert ... Und dann haben wir uns ja nach zwei Jahren entschlossen, dass wir zusammenziehen, ... Ja, zwei Jahre zusammen gewohnt, dann geheiratet, und nach zwei Jahren kam dann ja die Miriam. Tja, und dann wieder nach zweieinhalb Jahren der Markus. (M 7: 1)

Am Beispiel von M 9 wird deutlich, dass für die Mutterschaft ein bestimmtes ‚biografisches Zeitfenster‘ genutzt und nicht verpasst werden soll. Die Entscheidung zum Kind sollte, was dieses Sample und damit den Zeitraum der 1970er bis 1980er Jahre betrifft, bis Ende 20 getroffen sein. M 9 merkt an, sie sei „jetzt 28“ und möchte „möglichst bald“ Familie gründen. M 2 findet es normal, „mit 25, 26 ... die ersten Kinder zu kriegen und meint, „mit kurz vor 30 galt ich schon als altgebärend.“

Und dann haben wir gesagt: „Wir heiraten.“ Dann habe ich noch ein Jahr gearbeitet, und in diesem Jahr war mir schon klar: Ich bin jetzt 28, ich möchte möglichst bald, wir möchten möglichst bald Familie gründen. Wir waren uns da einig - er war Assistenzarzt, ich war schon fertige Lehrerin. Und es hat bei uns sehr schnell geklappt: Innerhalb von 2 Monaten war ich schwanger. Ich war dann noch ein Jahr im Schuldienst und habe dann praktisch mit 29 mein erstes Kind bekommen. (M 9:1)

Bei M 31 wird der ‚normale‘ Ablauf detaillierter erzählt. Sie hebt einige Begleitumstände besonders hervor. Dazu zählt das ‚Schwanger werden‘, das bei ihr aus dem Normal-Selbstverständlichen herausgehoben wird, da es sich nicht ohne weiteres einstellt. Erst nach ‚ärztlichen Untersuchungen‘ und einem ganzen Jahr des Wartes hat es ‚geklappt‘, nachdem sich das Paar „sehr bemüht“ hat.

Ja, ich möchte damit beginnen, dass ich mit 23 Jahren meinen jetzigen Ehemann kennen gelernt habe, ... Und ein Jahr später haben wir geheiratet. Mein Mann war noch im Studium, ich habe schon gearbeitet zu der Zeit. ... Das Positive daran war, dass mein Mann während des Studiums schon 'ne Art Grundgehalt bekommen hat und wir auch wussten, wenn er diese Ausbildung beendet hat oder dieses Zusatzstudium, dass er dann auch Geld verdient, dass ich dann zu Hause bleiben kann. Das heißt, wir konnten praktisch ab 1978 'ne Schwangerschaft planen. Da haben wir uns auch sehr bemüht, aber das hat dann ein ganzes Jahr nicht geklappt, aus welchen Gründen auch immer. ... Und dann haben wir beide alle ärztlichen Untersuchungen über uns ergehen lassen ... Ja, und an Sylvester haben wir gefeiert mit Freunden. Dann habe ich zu meinem Mann gesagt: „Ich weiß genau, wir sind schwanger.“ Und dann bin ich in der ersten Januarwoche noch mal zum Gynäkologen hin und der hat mir das bestätigt, da hat's endlich geklappt. (M 31:1)

#### 4.1.4.2 Geringe Ereignishaftigkeit des Mutter-Werdens

Der Übergang zur Mutterschaft durch Schwangerschaft und Geburt kann durch Erlebnisse in der Erzählung überlagert werden, die von der Erzählerin als zentraler dargestellt werden. Hier verlagert sich die Transition auf andere Lebens-Übergänge, die als wesentlicher empfunden werden. M 21 erzählt vom Vater ihres ersten Kindes und der Beziehung zu ihm. Dass ein Kind geboren wird erscheint in der Erzählung nur als Element der Beziehungs- und Trennungsgeschichte. Dass diese Beziehung „in eine große Katastrophe entartet“ ist dramatischer und damit ereignishafter als Schwangerschaft und Geburt.

[Ich] habe dann den Vater meines großen Sohnes kennen gelernt. Der große Sohn ist Felix, der ist 24 Jahre alt. Wir haben zusammen eine Buchhandlung eröffnet, und diese Beziehung ist aber in eine große Katastrophe entartet und ich habe mich scheiden lassen. Da war Felix fünf Jahre alt. (M 21: 1)

Die Tatsache der Schwangerschaft, der Geburt und der Baby- und Kleinkindzeit kann in der Erzählung von M 21 nur rekonstruiert werden: „Da war Felix fünf Jahre alt.“ Im Fokus der weiteren Erzählung steht, wie M 21 mit den Folgen der Trennung vom Kindesvater umging. Nicht die Geburt des Kindes selbst ist hier Auslöser von Folge-Ereignissen, sondern die „besonderen Umstände“ als Mutter, die M 21 erlebt. Sie muss in der Folge der Trennung nicht nur das Kind allein großziehen, sondern steht auch alleine mit einer im Aufbau

befindlichen Buchhandlung da. Da sie das Kind deshalb tagsüber betreuen lässt, empfindet sie sich in den Anfängen als „Rabenmutter“.<sup>137</sup>

Dann, eben durch diese Trennung ging's mir gar nicht gut, also, seelisch, und Felix war sehr oft bei meiner Mutter. Sehr oft heißt, dass er auch übernachtet hat, je nachdem, und damit auch die Konflikte mit mir selbst immer größer geworden sind, eigentlich, ja. Es geht ja so ums Thema Rabenmutter und so, ich habe mich da so gefühlt, kann man sagen, ja. (M 21: 1)

Auch bei M 27 sind Schwangerschaft und Geburt nicht dargestellt. Sie beschreibt in erster Linie die Auswirkungen der Mutterschaft auf ihr soziales Leben. Im Zentrum des Erzählten steht der Umstand, dass sie mit dem ersten Baby sozial isoliert im „goldenen Käfig“ leben muss.

Wir hatten eine schöne Wohnung, ich hatte einen netten Mann, aber weder Arbeit noch sonst irgendwas. Ich hatte dann versucht, was zu finden hier, was mir erst mal nicht geglückt ist. Ja, und dann kam das erste Kind, der Hannes, und das war für mich 'ne sehr, sehr schwierige Situation. Ich bin mir wirklich vorgekommen wie im Goldenen Käfig: Ich saß hier mit dem Säugling, kannte quasi so gut wie niemanden, hatte auch beruflich keine Verbindung, nix war da, ich saß also wirklich mit diesem Säugling zu Hause und mir ist oft die Decke auf den Kopf gefallen. Also, da muss ich sagen, das war nicht ganz einfach. (M 27: 1f)

Der Säugling wird nur in dem Zusammenhang erwähnt, dass sie als junge Mutter zu Hause sitzen muss, wo ihr oft „die Decke auf den Kopf“ fällt. Die Hauptursache für die belastende Situation ist jedoch nicht das Kind, sondern der zuvor erfolgte Umzug in eine andere Stadt, in der ihr Mann Arbeit gefunden hat und in der sie weder Beruf noch Anschluss findet: „Also, insofern schon das klassische Muster: Der Mann hat eine Stelle und die Frau folgt nach.“ (M 27:1)

Die Mutterschaft kann dafür zwar in einer Lesart als Ursache herangezogen werden, (Baby => kein Beruf => kein Anschluss). Jedoch wäre dieselbe Situation in ihrer gewohnten Umgebung, wo sie bereits über Kontakte verfügt, wohl anders verlaufen. Immerhin ist aus der Erzählung von M 27 abzuleiten, dass es potenziell zu sozialer Isolation führt, ein Baby zu haben. Die negative Veränderung im Leben von M 27 ist jedenfalls mit der Mutterschaft zeitlich verknüpft. Der relevante Übergang ist für sie jedoch nicht der von der Nicht-Mutter zur Mutter, sondern der von der arbeitenden, sozial integrierten Frau zur sozial isolierten Ehefrau, die ihrem Mann im ‚klassischen Muster‘ der Ehe bei seinem berufsbedingten Ortswechsel nachgefolgt ist.

---

<sup>137</sup> Siehe auch 4.9.4.



Ereignishaftigkeit in der Biografie bei M 27:

t1	t2	t3
Heirat	Schwangerschaft	Geburt und Umzug
Nicht-Mutter	vs	Mutter
Beruf/arbeiten	vs	Nicht-Beruf/nicht-arbeiten
sozial integriert	vs	sozial isoliert
„Leben“	vs	metaphorisch „Nicht-Leben“

Wenig ereignishaft ist der Übergang zur Mutterschaft bei M 12, M 15 und M 30 erzählt. Hier löst das Mutter-Werden keine Veränderungen im Lebensmodell aus.<sup>138</sup> Die Frau (mit Kind) lebt und verhält sich als Mutter ebenso wie vorher (Frau ohne Kind). Es gibt im Leben von M 12 und von M 15 keinen ‚Grund‘, der für das Mutter-Werden angeführt wird und sie bauen den Übergang zur Mutterschaft auch nicht in weitere implizite Logiken ein.

Der Lebensentwurf ist weder von vornherein auf ein Kind abgestellt gewesen wie etwa bei M 5 („Kinder wollten wir immer schon“, M 5: 3) und auch der Beziehungsverlauf zum Lebenspartner wird nicht als Anlass für eine Familiengründung gesehen. Ein expliziter Kinderwunsch im Vorfeld besteht nicht und es wird auch keine biografische Notwendigkeit gesehen, jetzt Mutter zu werden, etwa weil man schon „das gewisse Alter“ erreicht hat, wie bei M 2 (M 2: 3). Im Gegensatz zu M 18, die ansonsten hierin mit M 12 und M 15 vergleichbar ist, zieht der Zeitpunkt des Mutter-Werdens (in der Examenszeit, M 18) auch keine erschwerten Lebensumstände nach sich. Beide verlagern ihren Schwerpunkt nicht vom Beruflichen weg noch verändern sie ihre Einstellung zum Beruf, wenn man davon absieht, dass M 12 eine Einschränkung ihrer Berufsträume von der reisenden Schriftstellerin sieht, die aber zu dem Zeitpunkt (auch ohne Kind) noch weit jenseits einer möglichen Verwirklichung stehen. Allen drei Teilnehmerinnen ist gemeinsam, dass sie ihr Leben vor der ersten Schwangerschaft stark auf den Beruf bezogen haben und diese Haltung als Mutter nicht verändern. In größter Selbstverständlichkeit wird das Kind in die beruflichen Alltags integriert, nicht umgekehrt.

Ende 80 das Geschäft übernommen in der Stadt. 85 – 86? – 85 ist der Stefan geboren, in der Selbstständigkeit geboren...Hat auch bedeutet: Freitag abends, Freitag auf Samstag Nacht ist er geboren, also, sehr passend, sehr freundlich, ein fantastisches Kind in dem Fall, und dienstags war ich mit ihm schon wieder in der Firma. Mit einem Bett.  
(M 20: 3)

<sup>138</sup> siehe auch 4.1.4.1.

#### 4.1.4.3 Hochbewertung des Mutter-Werdens

In den meisten Fällen gehört das Mutter-Werden zum erwartbaren Normalverlauf einer weiblichen Biografie. Aus Partnerschaften heraus wird in entsprechendem Alter ein Wunsch zur Familiengründung abgeleitet. Oder man wird innerhalb einer Partnerschaft schwanger und entscheidet sich daraufhin, auch zu heiraten. Dieser wenig spektakuläre Normalverlauf wird jedoch in einigen Erzählungen durch individuelle Fokussierungen ins Besondere und außergewöhnliche transformiert, was die Sichtweise auf das Mutter-Werden betrifft. Aus dem Normalen wird, durch diese besondere Sichtweise, das Besondere. Wo der individuelle biografische Verlauf des Übergangs zur Mutterschaft vom kulturellen ‚Normalverlauf‘ abweicht, gibt es daraus resultierende Folgen zu bewältigen. Abweichungen betreffen meist die zeitliche Abfolge des kulturell üblichen Nacheinander (Ausbildung, Partner, Heirat, Kind), den Zeitpunkt innerhalb der eigenen Biografie (zu jung) und die Personenkonstellation (kein Partner für den Kinderwunsch verfügbar, Kindesvater nicht Lebenspartner oder als Lebenspartner nicht akzeptabel). Der individuelle Verlauf kann auch als ‚Normalverlauf‘ etwas Besonderes sein, wenn man bisher davon ausgegangen ist, dass dieser für einen selbst nicht in Frage kommt, wie bei M 3 und M 21, die ursprünglich eine bürgerliche Familiengründung für sich ablehnen: „Also, ich gehöre zu den Leuten, die eigentlich nie heiraten wollten und aber durch äußere Zwänge genötigt worden sind.“ (M 21: 4)

#### 4.1.4.4 Biografischer Normalverlauf als ‚Abenteuer‘

Die Texte zeigen, dass die Abfolge Ehe/Schwangerschaft für eine Frau mit akademischem Hintergrund in den 1970er Jahren keine biografische Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern als individuelle Entscheidung gesehen wird, auf die man sich „einläßt“ (M 3), die man sich vielleicht sogar nicht „zutraut“ (M 2), die man für sich zunächst ausschließt (M 12) gegen die man sich noch nachträglich entscheiden kann (Möglichkeit der Abtreibung). M 11 und M 14 sehen in der Schwangerschaft eine ganz individuelle Wunscherfüllung, auch ohne einen Partner zu haben. Vor dem Hintergrund der ‚Entscheidung‘ (dafür oder dagegen) erlangt das ‚Normale‘ für die Teilnehmerinnen einen anderen, höheren Stellenwert in ihrem Leben. Hier wendet sich das biografische Nacheinander (Jugend, Partnerwahl, Heirat, Mutter-Werden) vom ‚Normalen‘ zum ‚Besonderen‘ und erlangt dadurch den Status des Besonderen und Ereignishaften.

In ihrem bisherigen studentischen Umfeld sieht M 14 andere ihres Alters immer noch „in die selben Kneipen“ gehen und „dieselben Sachen“ machen, während für sie „eine andere Zeitrechnung angefangen“ hat. Ein Stipendium in Amerika schlägt sie wegen ihrer Schwangerschaft aus, denn „ein Kind zu kriegen“ stellt für sie „das so viel größere Abenteuer“ dar.

Ich habe da gar nicht mehr weiter darüber nachgedacht, weil, das war einfach das so viel größere Abenteuer, jetzt irgendwie schwanger zu sein und ein Kind zu kriegen. Das fand ich genial. (M 14: 2)

M 3 kann sich nach einer Jugend, die sie mit ihren Freiheiten auch bei der Partnerwahl genießt, „überhaupt nicht vorstellen“, „nur noch einen Freund“ zu haben und hat sich letztlich auf Drängen ihres Partners doch „irgendwie darauf eingelassen“ zu heiraten, was aus ihrer Sicht ein ungewöhnliches Vorgehen ist, auch wenn man schwanger ist.

Mhm. Ja, und dann ist der Peter eingezogen und hat sofort gesagt: „Wir heiraten.“ ... Habe ich mir gedacht: Nee, also, so nicht. Aber das ging dann tatsächlich ganz schnell, irgendwie habe ich mich dann da drauf eingelassen. ... (M 3: 3)

#### *Beispiel M 20: Biografisch ungewöhnlicher Ablauf*

Eine Abweichung vom zeitlichen Nacheinander führt bei M 20, die kurz vor dem medizinischen Examen ihr erstes Kind bekommt, zu einer immensen Mehrbelastung, die sie aber auch stolz zurückblicken lässt, weil sie ihre Entscheidung, das Examen mit einem Neugeborenen durchzuziehen, im Nachhinein als „ganz wichtig“ einstuft und weil sie es auch geschafft hat, fast ohne Zeitverlust ihre Doktorarbeit zu beenden während „hinten irgendein Baby“ lag (ihr ältestes von drei Kindern).

Ich sehe mich noch sitzen mit einer kleinen Reiseschreibmaschine damals, so 'ner ganz primitiven, meine Doktorarbeit tippend, mit drei, zweimal drei oder vier Fingern oder was. Hinten lag irgendein Baby, also, der älteste Sohn damals, und war eigentlich friedlich. ... Das war für mich wahrscheinlich im Nachhinein gesehen ganz wichtig, dass ich nicht gesagt habe: „Jetzt mach du erst mal Examen“, zu meinem Mann, „und dann mach ich 's irgendwann hinterher“, sondern dass wir dabei geblieben sind. Wir haben beide ein Semester drangehängt, weil wir einfach das nicht geschafft hätten sonst mit den Kursen und so, das alles hinzukriegen. Und haben dann beide gleichzeitig das Examen gemacht. (M 20: 3)

#### *Beispiel M 2: Normalverlauf als Herausforderung*

Von M 2 wird das Thema Mutterschaft im Lauf ihres Lebens immer drängender und auch bedrohlicher. Sie zögert, traut es sich nicht zu und sieht die Zeit gegen sich arbeiten. Ihrem Mann gegenüber fühlt sie sich in der Pflicht, ihre Klassenkameraden werden schon mit 25, 26 Jahren schwanger, und sie hat nun schon „das gewisse Alter“, als sie sich keinen zeitlichen Aufschub mehr erlaubt und den „Sprung ins Wasser“, den sie sich bisher „nicht zugetraut“ hat, „wagt“. Erst als die berufliche Perspektive als Identifizierungsangebot wegfällt und es „aussichtslos“ wird, hieraus noch eine Lebensperspektive zu entwickeln, gibt sie dem Wunsch ihres Partners nach, auch wenn sie es sich immer noch nicht zutraut. „Dann muss ich ich's eben mal einfach – Sprung ins Wasser.“

Ja, und in der Zeit bin ich dann auch schwanger geworden, das war wohl so 'ne Entscheidung von mir, dass ich gedacht habe: Ja, jetzt passe ich nicht mehr auf, jetzt ist es mal dran - weil ich eben auch schon, ich glaube, 27? Na ja, also, kurz vor 30. Und ich konnte mich immer nicht dazu entscheiden, Kinder zu kriegen, ich hätte wohl welche gewollt, aber ich hab's mir einfach nicht zugetraut. Ich habe gedacht: Das schaffe ich irgendwie nicht, kriege ich nicht hin, warte ich einfach mal ab. Kann man später vielleicht immer noch.

Aber plötzlich habe ich gemerkt, dass ich schon doch das gewisse Alter hatte, wo man schon langsam als altgebärend eingestuft wird.

Ich glaube, normal war so, wenn man um die 25, 26 anfing, die ersten Kinder zu kriegen, damals jedenfalls, habe ich das so an meinen Klassenkameraden gesehen. Mit kurz vor 30 galt ich schon als altgebärend. Und mein Mann hat damals eigentlich immer drauf gewartet, wann ich mal so bereit bin, Kinder zu kriegen. Und da das mit dem Beruf bei mir eben aussichtslos erschien, dass da jetzt noch was bei rauskommt, wo ich mich nachher damit identifizieren könnte, habe ich gesagt: Also, jetzt ist es wahrscheinlich einfach dran, jetzt wage ich den Schritt einfach. Auch wenn ich's mir irgendwo vielleicht nicht zutraue, aber dann muss ich's eben mal einfach – Sprung ins Wasser. (M 2:3)

Interessant ist, dass es im Sample nur in einem einzigen Fall von einer Geburt ausführlicher berichtet wird (M 24: 4 f) und nur einmal die Umstände und Folgen der Geburt geschildert werden (M 14). In beiden Fällen handelt es sich wiederum um Abweichungen vom (angenommenen) Normalfall. M 24 hatte aufgrund von Schilderungen ihrer Schwester und anderer Frauen mit einer schmerzhaften Geburt gerechnet, aber selbst die Wehen beinahe schmerzfrei empfunden (M 24: 4). Bei M 14 wiederum ist die Relation zwischen Erwartung und Erfahrung umgekehrt. In beiden Schilderungen klingt an, dass man ein scheinbar gesichertes ‚Wissen‘ mit der eigenen, spezifischen Erfahrung sozusagen widerlegt hat.

*Beispiel M 14: Neubewertung von Sexualität im Kontext der Mutterschaft*

M 14 hatte aus Büchern und Ratgebern von „glücklichen Geburten“ als „schönstes Ereignis ihres Lebens“ gelesen. Sie selbst sehnt eine Schwangerschaft jahrelang herbei und wünscht sich nichts mehr als ein Kind. Doch die erlebte Realität entspricht dann nicht den positiven Erwartungen und Schilderungen.

Also, die letzten drei Monate der Schwangerschaft, das war so richtig wie ins Bergwerk gehen. Das war nicht irgendwie fröhliche Schwangerschaft „und dann werfen wir das Kind“,... Also, es war alles sehr schwierig. (M 14: 2f)

Schon die Schwangerschaft ist beschwerlich, nicht „fröhlich“ und leicht, wie sie gedacht hatte. Die Geburt, die M 14 erlebt, ist dann ebenfalls kompliziert, eine „schwere Geburt“ mit ernstesten gesundheitlichen Folgen.

Ich habe einen wahnsinnigen Hass auf diese ganzen Frauen-Eso-Literatur gekriegt und habe gedacht: Da geht's um Leben und Tod! Und im Grunde genommen geht's jedes Mal, wenn du mit einem Mann schläfst um Leben und Tod, weil – also, so, ja, war mein Gedanke. Also, es hatte plötzlich eine Bandbreite und 'ne Tiefe und so,

das ist irgendwie nicht lustig, Amüsement, sondern da geht's wirklich um alles, ja, also, da geht's ums Leben selber, und so. (M 14: 3f)

Die Erfahrung von M 14, dass das Gebären selbst eine Gefahr darstellt, gibt für sie nicht nur dem Ereignis der Geburt eine für sie unerwartete „Bandbreite und Tiefe“. M 14 konstatiert für sich: „Da geht's um Leben und Tod“. Vor ihrem individuellen Erfahrungshintergrund ändern sich auch ihre bisherigen Einstellungen<sup>139</sup> bezüglich Sexualität und der Beziehung von Männern und Frauen. Die Leichtigkeit und Unbekümmertheit, mit der sie bisher „ziemlich viel ausprobiert“ hatte in „verschiedenen Beziehungen ... mit verschiedenen Männern“ (M 14: 1) weicht angesichts der selbst gewonnenen Erfahrung einer potenziellen Gefahr und Bedeutsamkeit der Sexualität für sie als Frau. Sie empfindet „Hass“ auf die „Frauen-Eso-Literatur“ und ist „wütend“ und „empört“, dass sie als Frau solchen Gefahren ausgesetzt ist, während „die Männer“ es einfacher haben.

... und das war wirklich 'ne schwere Geburt, und ich war auch so wütend, dass die Männer da einfach nur irgendwelche Samen ablegen und die Frauen können dann irgendwie die Kinder kriegen - also, ich war da schwer empört. (M 14: 4)

Die Geburt („Das war wirklich hochdramatisch.“ M 14: 3) stellt für sie eine „große Prüfung“ dar. Im Gegensatz zu dem „Vergnügen“ und der erwarteten „Leichtigkeit“ ist die Geburt ein „schwerer Anfang eigentlich für diese Leichtigkeit und dieses Vergnügen, was wir hatten an dem, jetzt ein Kind zu haben“ (M 14: 3). Auch die erste Zeit mit dem Baby ist für sie zwar „einerseits so wunderschön“ aber auch „irrsinnig erschöpfend“ und eine „wahnsinnige Beschäftigung“, die auch zu dem Gefühl führt, sich *völlig zu „veräußern“ wie M 14 es ausdrückt (M 14: 4)* Ihr Eindruck vor Kinderwunsch und Geburt war „Ich bin stark und ich krieg einfach ein Kind“ (M 14: 5) während sie durch die Erfahrungen von Schmerz, Folgekrankheit und Erschöpfung dann den Eindruck hat „ich kann nicht gut Kinder kriegen“. Hier liegt ein Wandel bezüglich der Ausgangssituation (Wissen und Annahmen vorher) und der Situation als Mutter (Erfahrung nachher) vor. Die Merkmale einer ‚Grundordnung‘ (Leichtigkeit, schönes Erlebnis, „ich bin stark“) sind durch die Erfahrung ins Gegenteil verkehrt und dem Eindruck von Dramatik, ‚Tiefe‘ und Gefahr gewichen und damit einer viel größeren Ernsthaftigkeit des Unternehmens „Ich will ein Kind!“. Irrendwie so“. Der Übergang zur Mutterschaft, der für M 14 als ihr individueller spontaner „Wunsch“ (ohne einen Partner) begann und den sie als „Abenteuer“ (M 14: 2) auf dem Weg einer „Selbsterkenntnis“ recht unverbindlich und offen realisierte, („Ja, ich will jetzt nicht heiraten, ich will jetzt nur mal mit dem ein

---

<sup>139</sup> Eine von den bisherigen Annahmen abweichende Erfahrung führt bezüglich der Einstellung nicht automatisch zu einer wesentlichen Veränderung. M 24 erlebt ebenso wie M 14 eine Abweichung zwischen Annahme und realer Erfahrung. Doch in ihrem Fall folgt der (erfreulichen) Erfahrung einer angenehmen Geburt kein wesentlicher Unterschied im Wissen und keine veränderte Wahrnehmung der eigenen Mutterschaft.

Kind kriegen. M 14: 3) ist nun verbindlich, existenziell und irreversibel in seinen Anforderungen.

Ereignishaftigkeit in der Biografie bei M 14

t1		t2
Kinderwunsch		Geburt und danach
<i>„Ich bin stark und ich krieg einfach ein Kind“</i>		<i>„Ich kann nicht gut Kinder kriegen“</i>
Nicht-Mutter	vs	Mutter
Nicht-Erfahrung	vs	(schmerzliche) Erfahrung
falsches Wissen Nicht-Wissen	vs	realistisches Wissen Wissen
Annahme: Geburtserlebnis korr. „emphatisches Leben“	vs	reale Geburt korr. reale Lebensgefahr
Annahme: Kinderkriegen korr. Leichtigkeit und Vergnügen	vs	Erfahrung: Prüfung, „Tiefe“ Schwere, Schmerz
Mutter-Sein = Freude	vs	Mutter-Sein = extrem anstrengend
Mann und Frau sind als Eltern äquivalent	vs	Frauen tragen die „Last“ der Fortpflanzung

Das Beispiel M 14 bestätigt, was im Textkorpus ein durchgehendes Thema bezüglich relevanter Wissensmengen ist. Man könnte es mit dem Satz ‚es gibt kein Wissen, ohne eigene Erfahrung‘<sup>140</sup> zusammenfassen. Wesentliche Erkenntnisse werden tendenziell erst durch das eigene, individuelle Erleben möglich, Erfahrungswerte anderer (Bücher, Vorgänger-Generationen) stehen nicht zur Verfügung, werden abgelehnt oder sind problematisch in der Übertragung auf die je individuelle Situation als Mutter.

<sup>140</sup> Siehe dazu auch das ‚tabula rasa-Gefühl‘ bzgl. Erziehung, 4.5.1.

#### 4.1.5 Zusammenfassung: Mutter-Werden

Im Sample erscheint der Übergang zur Mutterschaft teilweise als nicht weiter thematisiertes und somit erwartbar-normales Ereignis der weiblichen Biografie. Es ist an eine Partnerschaft gekoppelt, innerhalb derer man „dann halt schwanger geworden“ ist. Neben diesen Fällen, die in gewisser Weise noch die gegebene Normalität der MVorgänger-Generation abbilden, dass eine Schwangerschaft zum Leben einer verheirateten Frau eben dazu gehört, gibt es aber eine Reihe von interessanten Abweichungen im Sample. Hier wird die erste Schwangerschaft im Rahmen von vielfältigen Vorüberlegungen und Begründungen präsentiert. Der richtige Zeitpunkt für die Familiengründung wird thematisiert, insbesondere, ob und wie innerhalb des biologisch zur Verfügung stehenden Zeitfensters und im Kontext zur Berufsbiografie überhaupt ein guter Moment gefunden werden kann, um als Frau in die Mutterschaft überzutreten.

Man wägt in Begründungen dafür und Argumentationen dagegen die Mutterschaft vor allem im Kontext der weiblichen Lebensplanung ab. Einerseits spiegelt das Sample, dass eine Schwangerschaft kaum mehr von einer bewussten Entscheidung ‚dafür‘ zu trennen ist, sich also nicht mehr erwartbar und einfach so einstellt, wenn man in einer Partnerschaft lebt. Aus einer Entscheidungs-Möglichkeit wird damit eine Entscheidungs-Pflicht. Die Last der Entscheidung wird in vielen Fällen im Sample dadurch gemildert, dass man auch mal die Natur gewähren lässt und phasenweise auf sichere Verhütungsmethoden verzichtet oder ‚vergisst‘.

Gleichzeitig ist Selbstbestimmung für die Frauen im Sample ein hoher Wert und wird auch im Kontext der Abtreibungsmöglichkeit thematisiert. Hier nutzt man die eigene Entscheidungshoheit über die Austragung oder Unterbrechung einer Schwangerschaft überwiegend im positiven Sinne. Das ist natürlich auch der Sample-Auswahl geschuldet, das nur aus Müttern besteht. Dennoch ist eine Tendenz erkennbar, die eigene Entscheidungshoheit eher dafür zu verwenden, sich über Bedenken und Warnungen im sozialen Umfeld, insbesondere der Eltern oder des Partners, hinwegzusetzen („Ich krieg das, kein Thema.“ M 32: 13 f).<sup>141</sup>

Soziale oder kulturelle Normen spielen in die Entscheidung für oder gegen das Austragen einer ungeplanten Schwangerschaft jedenfalls nicht hinein. Die Kindesmutter ist immer die Letztinstanz in der Entscheidung, eine Schwangerschaft zu planen oder eine ungeplante Schwangerschaft auszutragen.

Insgesamt spielt im Sample die Planbarkeit und Steuerbarkeit des Übertritts zur Mutterschaft eine wichtige Rolle. Der Anteil an eigener Einflussnahme auf

---

<sup>141</sup> Der Partner und Kindesvater hat aus Sicht der vorliegenden Texte durch eine positive Haltung zur Schwangerschaft auch gewissen Einfluss darauf, dass die Frau die ungeplante Schwangerschaft annimmt. Letztinstanz einer Abwägung ist aber immer die Frau.

das Thema wird als hoch empfunden, aber auch ein (gegenüber der MVorgänger-Generation) gesteigener Entscheidungsaufwand zeichnet sich ab. Ist man bereits berufstätig, ist die Investition in Ausbildung und beruflichen Werdegang zu berücksichtigen, ist man noch in der Ausbildung, ist die Schwangerschaft ebenfalls mit den (möglicherweise reduzierten) Möglichkeiten einer beruflichen Zukunft abzuwägen. Im Vorfeld der Entscheidung, jetzt eine Schwangerschaft bewusst zuzulassen, werden viele mögliche Hindernisse thematisiert. Dazu gehört auch die Abwägung, ob man sich bezüglich der Mutterschaft für geeignet hält, womit die Mutterschaft und das Frau-Sein noch einmal deutlich voneinander abgegrenzt werden. Nicht jede Frau ist oder hält sich für die Mutterschaft gemacht oder geeignet.

Die eintretende Schwangerschaft hat dann, relativ zu den vorher stattfindenden Überlegungen und Abwägungen, auch eine unterschiedliche ‚Ereignishaftigkeit‘ in den Texten. Hier reicht die Bandbreite von der absolut selbstverständlichen (und damit kaum erwähnenswerten) Normalität zum breit und ausführlich geschilderten Lebens-Abenteuer.

Mit der potenziellen Trennung von Schwangerschaft beziehungsweise Mutterschaft und Partnerschaft zeichnet sich eine weitere Tendenz im Sample ab. In einigen Fällen geht der Kinderwunsch, auch innerhalb einer Partnerschaft, nur von der Frau aus. Aus ‚wir wünschen uns ein Kind‘ wird ‚ich will ein Kind!‘. Gesteigert erscheint diese Variante, wo zum Zeitpunkt des Kinderwunsches noch kein Lebenspartner vorhanden ist. Tendenziell ist der Zusammenhang zwischen Kinderwunsch und Partnerschaft aus Sicht des Samples lösbar und erscheint geschwächt.<sup>142</sup> Hinzu kommt, dass der Kinderwunsch in einigen Fällen als selbstständig und unabhängig von einer Partnerschaft auftretender ‚biologischer Impuls‘ auftritt. Gegen die Rationalität und Planbarkeit eines aufgeklärt-akademisch-hedonistischen Frauen- Lebens in Beruf und Gesellschaft wird eine in der Frau wirkende ‚natürliche‘ Weiblichkeit gesetzt, die sich im auftretenden Kinderwunsch Bahn bricht. In diesen Fällen wird auch das Thema ‚Kopf vs. Herz‘ (M 8) oder ‚Kopf vs. Bauch‘ (M 11) durchgespielt, wobei dann regelmäßig der biologisch-emotionale Impuls (Herz, Bauch) aus dem ‚Inneren‘ der Frau den Sieg über die Rationalität (Kopf) davonträgt.

---

<sup>142</sup> Auch vor dem Hintergrund, dass im Verlauf der Lebensentwicklung viele Eltern-Paare dann nicht dauerhaft als Familie zusammenleben, im vorliegenden Sample fast die Hälfte.



## 4.2 Mutter-Sein: Die ersten Erfahrungen

Dass das Mutter-Sein mit einer Lebensveränderung verbunden ist, allein dadurch, dass man nun mit einem Kind lebt, ist selbstverständlich. Diese Lebensveränderung ist aus Sicht des Textkorpus jedoch individuell gestaltbar und weniger kulturell determiniert wie noch bei der Generation MVorgänger.

Durch die verschiedenen und zusätzlich auch noch verschieden kombinierbaren Varianten der Lebensgestaltung, die einer Mutter in den 1970er Jahren und später zur Verfügung stehen, ist die mögliche Variantenbreite, wie die Mutterschaft mit dem ersten Baby und Kleinkind er- und gelebt wird, im Sample größer als bei der Vorgänger-Generation (MVorgänger). Mit der zunehmenden Pluralisierung von Lebenskonzepten wird die Frage interessant, welche Art der Veränderung die Mutterschaft bezüglich des bisherigen Lebens mit sich bringt oder erwartet wird.

Die je individuelle Situation der einzelnen Mutter spielt eine wichtige Rolle, was den Übergang zur Mutterschaft und die Gestaltung der Mutter-Rolle betrifft. Von einer einzigen, verallgemeinbaren Übergangssituation kann also im Sample keine Rede sein. Trotzdem sind Gemeinsamkeiten, die an bestimmten Merkmalen, Werte-Transformationen oder Verhaltensweisen festgemacht werden können, in Gruppen und Untergruppen des Samples nachzuweisen. Eine besondere Gemeinsamkeit der Sample-Generation scheint dabei zu sein, dass bei ihr der Übertritt zur Mutterschaft nicht wie bei den eigenen Müttern (MVorgänger) mit einem kulturell oder sozial geforderten Rollenwechsel verbunden ist. Außerdem spielt der Übertritt von der Frau zur Mutter in den Biografien des Samples nicht die Rolle einer starken, irreversiblen Grenze. Eine Frau mit Kind kann ihre gesellschaftliche und soziale Stellung beibehalten.

### 4.2.1 Transition Mutter-Sein im Vergleich zu MVorgänger

Ihre eigene Mutter beschreiben die Teilnehmerinnen überwiegend als Frau, deren Leben stark durch die Übernahme von Aufgaben und Rollen als Hausfrau, Ehefrau und Mutter definiert ist.<sup>143</sup> Dieses Aufgabenportfolio ersetzt bei der eigenen Mutter (MVorgänger) in der Regel alle bis dahin ausgeführten Tätigkeiten, und zwar nicht nur vorübergehend und solange die Kinder viel Betreuung brauchen. Ihr Alltag war ebenso geregelt wie der ihres berufstätigen Mannes, und wer den festgelegten Aufgabenkatalog nicht oder nicht gut erfüllte, war sozialer Kontrolle und Anpassungsdruck rund ums Eigenheim ausge-

---

<sup>143</sup> Näheres dazu 4.4.

setzt. Die Frage, ob eine Frau als Mutter weiterhin genau so oder ähnlich leben kann wie vorher oder ob sich für sie etwas ändert, ist also recht neu.<sup>144</sup>

Insbesondere im Vergleich zur Vorgänger-Generation (MVorgänger) fehlt im vorliegenden Textkorpus eine klare Grenzziehung zwischen ‚Nicht-Mutter‘ und ‚Mutter‘, was Merkmale, Verhalten, Lebensgestaltung, soziale Rollen oder gesellschaftliche Möglichkeiten betrifft.

Ein mit der Mutterschaft verbundener Übertritt in eine komplett neue Lebensphase, die sich vom bisherigen Leben und seinen Möglichkeiten strukturell unterscheidet, wird in den Texten des Samples tendenziell der Generation der eigenen Mütter (MVorgänger) zugeordnet. An die Mutterschaft waren in dieser Generation (MVorgänger) auch noch vielfältige weitere Themen gebunden, neben der Rolle als Hausfrau etwa die Ehe und die Berufslosigkeit. Als verheiratete Frau und Mutter war man in der Nachkriegszeit an bestimmte soziale Verhaltensregeln gebunden, deren Verbindlichkeitsgrad hoch war. Abweichende Lebensstile als Mutter waren in der bürgerlichen Mittelschicht der Mütter-Generation der Nachkriegszeit (MVorgänger) nicht Varianten einer sozialen Vielfalt, wie sie sich im Sample der vorliegenden Arbeit widerspiegeln, sondern seltene und negativ bewertete Abweichungen vom ‚Normalen‘. Der Status als ledige Mutter war sozial der verheirateten Mutter unterlegen, die berufstätige Mutter wurde meist finanziell und sozial prekären Lebensumständen zugeordnet (etwa der ledigen Mutter oder der Witwe). Abweichungen vom Lebenskonzept der berufslosen ‚Hausfrau und Mutter‘ waren höchstens in nicht-bürgerlichen sozialen Gruppen und Schichten (Künstlerin, Arbeiterin) vertreten.

Der Übergang der Generation MVorgänger in die Mutterschaft war mit einer irreversiblen Grenzüberschreitung verbunden. Diese Grenze markierte das definitive Ende der Adoleszenz mit allen Merkmalen von ‚Jugend‘ und den Beginn von ‚Mutterschaft‘, die auch alle Merkmale von ‚Erwachsen-Sein‘ mit einschließt. Mit der Eheschließung oder spätestens mit der ersten Mutterschaft war der Übertritt zum Erwachsenen vollzogen und die Phase der Adoleszenz abgeschlossen. Der bisherige Freundeskreis, das Freizeitverhalten, der Beruf, das gesellschaftliche Verhalten wurden damit neu geordnet beziehungsweise aufgegeben. Auch wenn sie im biologischen Sinne noch jung war, war es bei einer Frau als Mutter nicht mehr gesellschaftlich akzeptiert, zu leben wie junge Leute es zu tun pflegen. Es war allgemeiner gesellschaftlicher Konsens<sup>145</sup>, dass die verheiratete Frau und erst recht die Mutter in einer anderen Welt zu

---

<sup>144</sup> Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf war in unseren Vorgänger-Gesellschaften vor und seit der industriellen Revolution zwar im Prinzip präsent, (eine Bauersfrau oder Heimarbeiterin konnte die Kinder in ihren Tagesablauf besser integrieren als eine Arbeiterin mit 14-Stunden-Tag) aber sie wurde nicht über ihre technisch/organisatorische Seite hinaus diskutiert oder als gesellschaftlich relevant eingestuft. Die Frage war jedenfalls nicht, ob es für Frauen oder Kinder besser ist, wenn die Mutter zu Hause bleibt oder wenn sie sich selbst im Beruf verwirklicht. Das sind Aspekte, die erst seit den Emanzipations- und Gleichstellungsbestrebungen der späten 1960er Jahre eine Rolle spielen.

<sup>145</sup> Einführung zum Gleichberechtigungsgesetz von 1957: „Es gehört zu den Funktionen des Mannes, dass er grundsätzlich der Erhalter und Ernährer der Familie ist, während die Frau es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen muss, das Herz der Familie zu sein.“

Hause war als etwa ihre unverheirateten Freundinnen. Dementsprechend wäre es undenkbar gewesen, mit einem Kind im Schlepptau den alten Freundeskreis zu den gewohnten Freizeitvergnügen zu begleiten oder einen Babysitter zu bestellen, um weiterhin mit den Freunden aus Schulzeiten zum Tanzen zu gehen. Die Welt der ‚Familie‘ und die Welt der ‚Jugend‘ waren getrennt. Wer verheiratet war und Kinder hatte, musste sich gleichzeitig auch gesellschaftlich etablieren, etwa ein Haus bauen, sich als Erwachsener kleiden und benehmen, über ein gesichertes Familieneinkommen verfügen und unabhängig von elterlicher Unterstützung leben können.

Das trifft im Sample nicht generell zu. Verhaltensweisen, die man der ‚Jugend‘ zuschreiben würde, wie der Disco-Besuch, unkonventionelle Wohn- und Lebensweisen in Wohngemeinschaften (M 8, M 11) oder nicht-etablierte, einfachste und defizitäre Wohnverhältnisse (M 8, M 14 „mit Klo auf dem Gang“) sind nicht außergewöhnlich für die Mütter des Samples, die aus dem studentischen Umfeld kommen. Auch die finanziellen Lebensverhältnisse sind, gerade bei jungen Müttern, oft noch instabil und nicht eigenständig. Die eigenen Eltern (MVorgänger) spielen zum Teil bei der Finanzierung des Lebensunterhalts noch eine unterstützende Rolle, auch wenn das Elternpaar verheiratet ist.

Mein Vater bekam nämlich das Kindergeld für seinen Enkel, weil ich ja noch abhängig war von ihm. Ich kriegte noch Geld von meinem Vater für das Studium, und er kriegte das Kindergeld, konnte das Kindergeld beantragen. Und dann kriegte ich das Kindergeld für meinen Sohn von meinem Vater dann zurück überwiesen, das war ganz eigenartig.  
(M 20: 10)

Die Mutterschaft während der Studien- oder Ausbildungszeit ist im Sample häufig und nicht immer einer Verhütungspanne geschuldet. M 14 plant die Mutterschaft als Studentin und ohne bereits einen Partner zu haben, M 18 und M 12 heiraten den Lebenspartner und Kindesvater nicht, M 8 zieht ihr Kind die ersten Jahre mit Sozialhilfe auf. Es wird als ungewöhnlich, aber nicht als besonders außergewöhnlich gesehen, zumindest gegen Ende des Studiums ein Kind zu haben. Auch diejenigen Mütter, die sich in der Reihenfolge ‚Ausbildung-Beruf-Partnerschaft-Heirat-Mutterschaft‘ halten, sehen darin keinen absoluten Abschied von der Jugend.

Bei der eigenen Mutter (MVorgänger) und ihrer Generation war das Jung-Sein und Frau-Sein im emphatischen Sinne einer biografischen Phase vor der Mutterschaft zugeordnet. Das Erscheinungsbild der ‚Mutter‘ war mit dem Aussehen und Habitus einer jungen Frau nicht gleichzusetzen.

Die Mutterschaft war zudem in dieser Generation, zumindest was das Bürger-tum betrifft, relativ verbindlich an bestimmte gesellschaftlich sanktionierte Verhaltensmuster geknüpft, die in der Regel gegenüber der sozial anerkannten Verhaltensbreite der Frau reduziert waren. Dazu gehörte der eingeschränkte Zugang zum Beruf. Berufslosigkeit<sup>146</sup> war zu der Zeit ungeschriebenes Gesetz

---

<sup>146</sup> Die Berufstätigkeit verheirateter Frauen war bis 1957 noch zustimmungspflichtig durch den Ehemann. <http://www.frauenportal.essen.de/3gesetz1.htm>

für die verheiratete Frau, insbesondere für eine Mutter, auch vor dem Hintergrund, dass man die Abwesenheit vom Familienheim als unvereinbar mit ihren Pflichten als Ehefrau hielt, die Aufgabe der Hausfrau in einer Zeit ohne die heutigen Haushaltsgeräte auch aufwändiger war und die Tätigkeit als Hausfrau einen berufsähnlichen Status hatte. Sie war in Haus und Garten beschäftigt und verließ den familiären Raum meist nur, um einzukaufen oder Verwandte zu besuchen. Ihr Platz war nicht an sozialen Orten wie Bars und Tanzveranstaltungen der Jugend. Aber auch zu Cafés und Restaurants war ihr Zugang, vor allem mit mehreren Kindern, eingeschränkt. Eine Mutter mit Kindern allein unter der Woche im Café war in den 1960er Jahren undenkbar, während diese Gewohnheit inzwischen schon das Wort von den ‚Latte-Macchiato-Müttern‘ hervorgebracht hat.

Die Mütter des Samples sehen sich auch als Mutter weiterhin als ‚Frau‘ und als ‚jung‘ im emphatischen Sinne. Dass sich ‚Frau-Sein‘ und ‚Mutterschaft‘ nicht ausschließen, ist auch am Thema Partnerschaft und Beziehung abzulesen. Die Mütter sehen keinen Widerspruch zwischen ihrer Rolle als sexuell aktive und für Männer attraktive Frau und dem Mutter-Sein.<sup>147</sup> Sie unterscheiden das optische Klischee der ‚Mutter‘ („Kittelschürze“, M 29 oder „Mutti-mäßig“, M 12) von ihrem eigenen Aussehen und Auftreten. Sie sind biologische Mütter, wollen aber nicht so sein, leben und aussehen wie die ‚traditionelle‘ Mutter, die sie mit der eigenen Mutter gleichsetzen. Diese hatte, über das Mutter-Sein hinaus, „kein eigenes Leben“, und so will man im Sample durchgehend nicht sein. Die positive Abgrenzung des eigenen Mutter-Seins vom (negativen) Mutter-Sein der Vorgängergeneration ist ein zentrales Thema des Samples, auf das noch in verschiedenen Kapiteln eingegangen wird.

#### *4.2.2 Mutterschaft als konfliktreicher biografischer Bruch*

Am Beispiel von M 1 wird deutlich, dass die Mutterschaft als problematisch erlebt wird, wenn sie bezüglich der Lebensführung mit einem ‚Ende der Jugend‘ verbunden ist. M 1 ist 1978 gerade 22 Jahre alt als sie ungeplant schwanger wird. Schon in der Schwangerschaft sieht sie sich von Kollegen anders wahrgenommen.

... plötzlich konnte ich keine Dienste mehr machen, plötzlich wurde ich auch mit anderen Augen angeschaut, 'ne: Also, die ist ja jetzt schwanger, die hat jetzt eh keine Zeit mehr, kein Interesse mehr. Die kann auch, was auch richtig war, die kann nimmer so, wie sie will.  
(M 1: 1)

Als das Kind da ist, eigentlich „pflegeleicht“, wird M 1 klar, dass die Gewohnheiten des bisherigen Lebens jetzt erschwert sind. Sie fühlt sich „rausgerissen“

---

<sup>147</sup> Ausgeschlossen ist davon jedoch dezidiert die Schwangerschaft und das erste Jahr mit dem Baby. Hier ist man vom Kind ‚absorbiert‘ und zieht sich, auch innerhalb einer bestehenden Partnerschaft, zurück.

aus dem bestehenden „Freundeskreis, aus dem Leben, das man führt“, auch weil sie selbst jetzt „ganz andere Dinge im Kopf“ hat als bisher.

Ja, so war die Situation. Das Mädchen, ein Mädchen war das, war also sehr eigentlich pflegeleicht am Anfang. Wobei das natürlich schon schwierig war. Man muss sagen: Man ist rausgerissen – ich war einfach doch sehr jung – man ist herausgerissen aus dem Freundeskreis, aus dem Leben, das man führt. Plötzlich ist man Mutter, und Familie, verantwortlich, man hat ganz andere Dinge im Kopf als Party oder Reisen. Ich bin immer sehr gerne weggefahren und habe spontan was gemacht. Ich habe auch mich engagiert am Wochenende, ich habe gearbeitet auch im Krankenhaus, ich habe also nicht nur freizeitmäßig auch was getan, sondern auch für die Fortbildung in meinem Beruf, also. Und es war halt dann, plötzlich ist man halt Mutter und ist irgendwie dann, man freut sich zwar drauf, aber es war auch 'ne sehr große Umstellung. (M 1, S 1)

Die Spontanität des bisherigen Lebens fällt als erstes weg. M 1 konstatiert, dass das Mutter-Sein auch negative Seiten hat. Für sie ist es „plötzlich ein ganz anderes Leben“.

Und als das Kind dann da war, dann auch die... ja, man kann einfach nimmer hingehen, wo man will: Spontan kann man nichts mehr machen, man ist halt für das Kind da, abends, nachts, rund um die Uhr. Was natürlich jetzt nicht nur negativ ist - es ist natürlich schon auch schön, aber es ist halt ein ganz anderes Leben plötzlich. (M 1: 2)

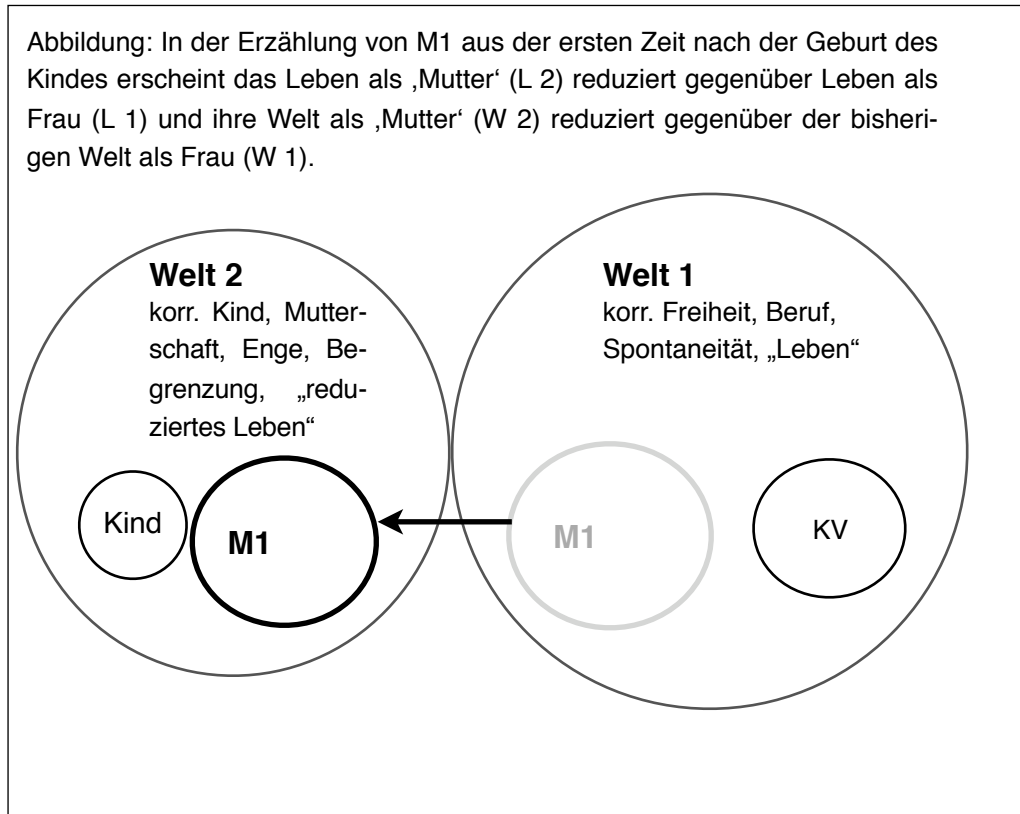
Das bisherige Leben (L 1) ist für M 1 als Mutter nicht oder nur erschwert fortführbar. Das Leben als ‚Mutter‘ (L 2) erscheint gegenüber dem bisherigen Leben als ‚Frau‘ (L 1) reduziert. Ihre räumlichen und zeitlichen Möglichkeiten sind eingeschränkt. M 1 ist als ‚Mutter‘ auf den Raum ‚Kind‘ beschränkt und hat keinen Zugang zur bisherigen sozialen und beruflichen Welt (W 1). Aus der Arbeitswelt fühlt sie sich ausgeschlossen, die Rücksicht der Kollegen, die sie als Schwangere nicht mehr gleichberechtigt einplanen („die kann nicht mehr so“ ...) empfindet M 1 einerseits als einschränkend, andererseits stimmt sie den Argumenten auch zu („was auch richtig war“).

Mit dem Ausschluss aus der Welt, die ihr ohne Kind zugänglich war (W 1) geht ein eingeschränkter Aktionsradius einher. M 1 ist nun auf die ‚Welt Kind‘ (W 2) beschränkt. W 2 ist kleiner als ihre bisherige Welt (W 1), räumlich, weil sie sich mit Kind nicht mehr frei und nicht mehr spontan bewegen kann („das geht nicht, das Kind ist zu klein, es ist zu kalt für das Kind“) und auch im übertragenen Sinne ist die Welt der Mutter (W 2) beengt und beschränkt auf einen reduzierten Aktionsradius innerhalb einer ereignisarmen und sozial reduzierten Mutter-Welt. Das Problem von M 1 ist nicht das Mutter-Sein an sich, das sie auch genießt („es ist natürlich schon auch schön“), sondern die Ausschließlichkeit und Ununterbrochenheit des Mutter-Seins auch „abends, nachts, rund um die Uhr.“ Sie fühlt sich in diese ausschließliche „Mutterrolle reingedrängt“ und dabei wenig unterstützt.

Also, man kann nicht spontan irgendwie sagen: „Jetzt fahren wir übers Wochenende an den See“, ja, das geht nicht, das Kind ist zu klein, es ist zu kalt für das Kind – also, ich war gern Zelten - also, man muss einfach

so Sachen bedenken, wo man dann plötzlich in eine Mutterrolle reingedrängt wird, ob man will oder nicht. Man kann ja auch nicht sagen: „Das Kind gebe ich jetzt ab.“ (M 1, S 1f)

Als Mutter fühlt sich M 1 von W 1 ausgeschlossen und auf W 2 reduziert. Der Zugang zu ihrer bisherigen Lebenswelt (W 1), die für M 1 interessante Dinge beinhaltet (Arbeit, soziale Kontakte, Spontanität, Freiheit) ist für M 1 erschwert.

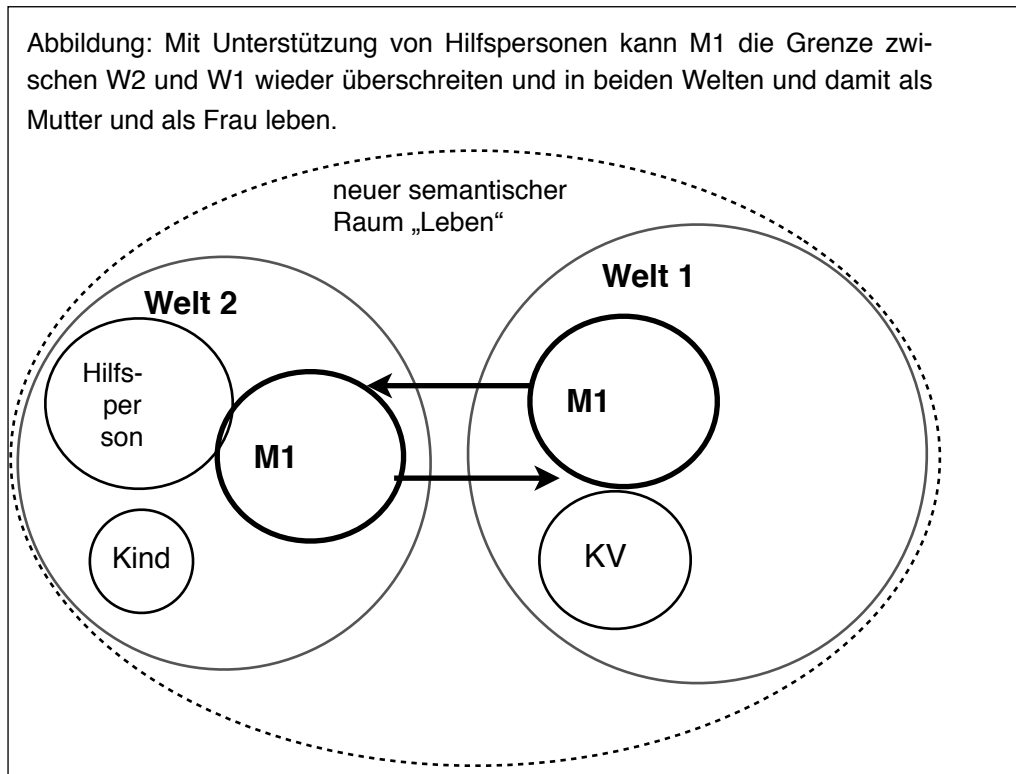


Nach einem halben Jahr fängt M 1 wieder an zu arbeiten. Für sie ist es eine „Befreiung“ in mehrfacher Hinsicht.

1979 habe ich wieder angefangen zu arbeiten, und das war eine Befreiung. Also, muss ich sagen, wenn ich mich so zurück erinnere, das war toll, weil, ich war plötzlich wieder in der Arbeitswelt, ich hatte natürlich keine Probleme, da wieder einzusteigen. Und ich hatte plötzlich das Kind dann, das habe ich abgegeben, also, entweder war mein Mann damals - der war im Schichtdienst - der hat auch dafür gesorgt, dass ich arbeiten konnte, oder auch eben dann zur Schwiegermutter oder Mutter. ... Und, ja, und ich habe dann einfach wieder, bin dann richtig auf-. Also, man muss schon sagen, ich war das nicht so gewöhnt, zuhause zu sein. (M 1: 2f)

Vor allem wird ihr jetzt in ihrem Umfeld zugestanden, das Kind abzugeben. Ihr Mann, ihre Schwiegermutter und Mutter unterstützen sie, wenn sie arbeitet. Sie fühlt sich mit Job auch wieder „angesehen“ (M 1: 3). Mit der Rückkehr in die Welt der Arbeit (als Teilmenge von W 1) wird für M 1 auch die ‚Welt Kind‘ (W 2) wieder aufgewertet. Hier hat sie nun mehr Möglichkeiten als bisher. In der Zeit als ‚Mutter‘ bestand die ‚Welt Kind‘ (W 2) nur aus ihr und dem Kind. Mit Wiederaufnahme der beruflichen Tätigkeit kommen weitere Personen hin-

zu: der Kindesvater und zwei weitere Hilfspersonen. Sie selbst kann nun über beide Welten verfügen.



Die Erzählung von M 1 über die ersten sechs Monate ihres Mutter-Seins enthält keine Schilderungen der Schwangerschaft oder Geburt, sie erzählt nicht vom Stillen oder Füttern, nicht vom Wickeln und Herumtragen des Kindes oder von anderen Momenten des Mutter-Seins. Ihre Darstellung der Ereignisse kreist ausschließlich um die Frage ihrer Lebensgestaltungsmöglichkeiten.

Als Mutter hat sie weniger Zugang zu den Möglichkeiten der ‚Welt‘, wie sie vor der Schwangerschaft war (W 1). Einschränkungen betreffen vor allem Aspekte, die mit ‚jung sein‘ verbunden sind: wenig Verantwortung, viel Freiheit und Spontanität, was Unternehmungen mit Freunden betrifft, Party und Reisen. Durch die Mutterschaft sind ihr diese Elemente von ‚Jugend‘ nicht mehr zugänglich. Die Grenzen ihres Handlungsspielraums sind einerseits direkt durch das Kind gesetzt, dessen Ansprüche und Empfindlichkeiten (das Kind ist „zu klein“) vieles unmöglich machen. Zusätzlich schränkt sie sich selbst mit ihrer nun veränderten Haltung als Mutter ein. M 1 hat jetzt „ganz andere Dinge im Kopf“: „Man muss einfach so Sachen bedenken, wo man dann plötzlich in eine Mutterrolle reingedrängt wird, ob man will oder nicht.“ (M 1: 2)

Eine weitere Grenze wird ihr durch ihr Umfeld gesetzt, die sie wenig unterstützt und nicht mehr einbindet. Sie empfindet die alleinige und ständige Verantwortung für das Kind als Belastung, um Unterstützung zu bitten, scheint ihr schwer möglich, solange sie keinen ausreichenden Grund dafür angeben kann. „Man kann ja auch nicht sagen: Das Kind gebe ich jetzt ab.“ (M 1: 2)

Phasenverlauf in der frühen Mutterschaft bei M 1

L 1 ,Jugend‘	L 2 mit Kind, ohne Job	L 1a mit Kind, mit Job
jung-Sein	Umstellung Mutter-Sein	„Befreiung“
keine Verantwortung	alleinige Verantwortung für das Kind	Verantwortung teilen
Freundeskreis	„rausgerissen“	
spontan sein Party, Reisen	Alleinversorgerin „rund-um-die-Uhr“	arbeiten, Entlastung durch Mitversorger
(leicht)	schwierig	wieder leicht(er)
(selbstbewusst)	(nicht angesehen)	wieder „angesehen“
<b>Leben 1</b>	<b>reduziertes Leben L 2</b>	<b>anknüpfen an L 1</b>

Sie thematisiert ihre Anpassungsversuche an die neue, in ihren Augen eingeschränkte ‚Welt‘ (W 2) und die Grenzen, die ihr dort durch das Mutter-Sein gesetzt werden. Im Gegensatz zu der Formulierung von M 4, die in das Leben als Mutter (aktiv) „eingetaucht“<sup>148</sup> ist, ist ihr Übertritt in die Mutter-Welt (W 2) passiv dargestellt, sie fühlt sich aus dem Leben als junge Frau „rausgerissen“ und in das Leben als Mutter „reingedrängt“.

Erst durch die Rückkehr in den Beruf ist die Teilung der Verantwortlichkeit als Mutter wieder möglich. Die ‚berufstätige Mutter‘ erhält Unterstützung in der Kinderbetreuung und damit wieder mehr Zugang zu ihrem bisher geführten Leben (L 1). Implizit lässt sich folgern, dass dieser Zugang, wenn sie weiterhin ausschließlich Mutter gewesen wäre, auch weiterhin erschwert gewesen wäre. Dass eine Mutter generell die ‚exklusive‘ Mutter-Kind-Beziehung wünscht, während sie aber durch die Arbeit davon abgehalten wird, erscheint in der Erzählung von M 1 in einem anderen Licht. Sie ist durch die zeitlich unbegrenzte und alleinige Zuständigkeit als Mutter für das Kind belastet und begrüßt die Aufteilung der Pflichten auf weitere Personen. Ihre Vorstellung von einem ‚guten‘ Mutter-Sein schließen ihre eigenen Anforderungen an ein gelungenes Leben mit ein. Sie möchte, neben der Mutter-Rolle, auch ihre anderen Lebensrollen wahrnehmen und Anerkennung auch in anderen Bereichen erhalten.

Und dann war ich also richtig froh, dass ich wieder arbeiten konnte. Und man ist auch angesehen dann, ne, also, es ist was anderes: Ein Kind und Arbeit, dann ist man plötzlich wieder wer. Also, das war auch zu der damaligen Zeit, das war also 79 schon, schon angesehener, wenn man 'nen Job hatte und ein Kind. (M 1: 3)

<sup>148</sup> Siehe dazu ausführlich 4.3.1.2.



Am Beispiel von M 29 zeigt sich, dass ein absoluter Rollenwechsel in die Mutterschaft auch bei ihr zu Konflikten zwischen ihren Bedürfnissen (als Frau) und der ‚Mutterrolle‘ führt. Bei M 29 ist mit der Mutterschaft zunächst ein „radikaler Wandel“ verbunden. In einem Dorf im Sauerland mutiert die „feministisch angehauchte“ Studentin zur Mutter mit „Kittelschürze“ und „Gemüsegarten hinterm Haus“. Sie empfindet das Mutter-Werden als völligen „Rollenwechsel“. Dass das Mutter-Sein sich vom Frau-Sein unterscheidet und als Mutter im Leben „was ganz anderes dran“ ist, ist für sie selbstverständliche und unhinterfragte Rahmenbedingung des Mutter-Seins.

Also, bei mir war schon eingepflanzt so in der ganzen Vorstellung: Wenn man Mutter ist, das ist schön und da freut man sich drüber. Und dann ist eben einfach was ganz anderes dran. (M 29: 3)

Die Metapher von der „eingepflanzten“ Mutter-Rolle deutet auf die quasi natürlich durch MVorgänger tradierte und auch für M 29 (MSprecher) tradierbare Rolle hin. Jedoch gelingt ihr die Anpassung an die vorgegebene Rolle nur oberflächlich. Sie beschreibt sich zwar den Attributen nach (Kittelschürze, Gemüsegarten) als Hausfrau, wie ihre Nachbarinnen, ist jedoch ihrer Einschätzung nach keine „wahnsinnig tolle Hausfrau“ und hat wenig Freude an haushaltsnahen Tätigkeiten und der Rolle der ausschließlichen Mutter. Was sie mit den kleinen Kindern verbindet, ist ein Mutter-Sein auf eine „ganz elementare Art“, während sie das Aufgabenfeld der Mutter, das tägliche Kümmern und Versorgen, auf Dauer weniger interessiert.

Und da habe ich halt auch gemerkt, dass mir Arbeiten sehr gefehlt hat, also, einfach so 'ne andere Form der Selbstverwirklichung. Ich war wahrscheinlich auch nie so 'ne wahnsinnig tolle Hausfrau, und mochte meine Kinder immer gerne, auf so 'ne ganz elementare Art, aber ich musste auch nicht dauernd mit denen zusammen glücken und Teechen kochen und basteln und so was, also, das war nicht so meines. (M 29: 6)

M 29 macht wesentliche Einschränkungen bezüglich ihrer traditionellen Rolle und Aufgabe als Mutter (nicht glücken, nicht basteln, nicht „dauernd“ zusammen sein, nicht Hausfrau-Sein). Außerdem nimmt sie das Konzept der Hausfrauen-Ehe und Kittelschürzen-Mutter, die immer zu Hause ist und „mit den Nachbarinnen quatscht“ nach einigen Jahren wieder zurück.

Insofern ist der „radikale Wandel“, den sie als Mutter durchlebt, abgemildert und reversibel und damit nur zeitlich begrenzt tradierbar. Im Nachhinein bewertet M 29 diesen „radikalen Wandel“ zwar als positiv, jedoch vor dem Hintergrund, dass die Reduzierung auf die Rolle der Mutter im Sinne tradierter Auffassungen der Vorgängergeneration nur eine Phase in ihrem Leben war. Ihre Verwandlung zur sauerländischen Hausfrau und Nur-Mutter ist schließlich nur episodenhaft eingebettet in die ‚große‘ Geschichte der Kontinuität des Lebenskonzeptes als ‚feministisch angehauchte‘ Frau: „Es war eigentlich 'ne sehr, sehr intensive Zeit, wo man einfach so ganz andere Sachen erlebt hat.“ (M 29: 3)

Der bei M 1 und M 29 beobachtbare (zeitweise) Übertritt als Mutter im Sinne eines Rollenwechsels in eine neue Altersstufe, die sich von der Jugendzeit unterscheidet, ist im Sample sonst nicht vertreten. Auch bei M 1 handelt es sich, retrospektiv, nur um eine zwischenzeitliche Veränderung, die später wieder zurückgenommen wird. Auslöser für die Rücknahme des Konzepts des radikalen Wandels zur ‚Mutter‘ unter Ausgrenzung anderer Lebensthemen und -Bedürfnisse sind Wünsche, die die eigene Lebensentfaltung betreffen.

#### *4.2.3 Problemlose Übergänge zur Mutterschaft*

Der Rollenwechsel, der für die eigenen Mütter (MVorgänger) mit dem Übergang zwischen Nicht-Mutter und Mutter verbunden war, ist an bestimmte Merkmalsunterschiede zwischen ‚Frau‘ und ‚Mutter‘ geknüpft. Vor dem Hintergrund eines biografischen Modells, das zeitlich linear und als ‚Einbahnstraße‘ ohne Umkehrmöglichkeit verläuft, ist die Rollenübernahme der ‚Mutter‘ für die Vorgängergeneration (MVorgänger) ein irreversibler Rollenwechsel. Man wird Mutter und reduziert sich entsprechend als Frau. Berufliche Tätigkeiten sind ausgeschlossen, das soziale Verhalten als ‚Frau‘ eingeschränkt. Zum Mutter-Sein gehörten in der Vorgänger-Generation kulturell determinierte Verhaltensweisen und weitere Rollenübernahmen: Die Ehefrau und die Hausfrau sind mit dem Mutter-Sein verknüpft. Ein solcher kompletter Rollenwechsel von der ‚Frau‘ zur ‚Mutter‘ kann für die Mütter des Samples nicht gelingen. Versuche in diese Richtung sind zeitlich beschränkt und umkehrbar. Früher oder später kommt es bei ‚radikalen Konzepten‘ zum Konflikt zwischen Mutterrolle und den Lebenswünschen als Frau. Die Konfliktlinie liegt dabei stets an der Grenze zwischen den Aufgaben als Mutter und dem ‚eigenen Leben‘ der Mutter/Frau mit sich daraus ergebenden Bedürfnissen. Diese können nur zeitweise und nie vollständig ausgeblendet werden. Das Leben als Mutter schließt somit für die Sample-Generation MSprecher das Mutter-Sein mit ein und umgekehrt. Zur ‚Mutter‘ mit ihren Aufgaben und Bedürfnissen zählen weiterhin auch die Bedürfnisse der ‚Frau‘.

Für die Mütter des Samples ist der Übergang von der ‚Frau‘ zur ‚Mutter‘ keine klare biografische oder soziale Transition. Wie M 1 ausdrückt, hat man als Mutter zwar auch „andere Dinge im Kopf“, und wie M 20 betont, ist den Müttern die neue Aufgabe als Mutter durchaus bewusst. Jedoch kommt diese Aufgabe zu anderen, bisherigen Lebensaufgaben hinzu. Das ‚elementare‘ Mutter-Sein, wie es M 29 für sich definiert, umfasst keine sozialen Reduktionen bezüglich des Frau-Seins. Eine Mutter bleibt hinsichtlich ihrer sozialen Rolle eine Frau in allen Aspekten. Die Rolle der Mutter wird nicht als Rollenwechsel gegenüber der ‚Frau‘ gesehen, sondern hinzugenommen als Rollenakkumulation.

Bei M 14 und M 24 erscheinen darüber hinaus die kulturell üblichen biografischen Abläufe individuell verschoben. In der Umkehrung der Reihenfolge wünschen sie sich erst ein Kind und dann, als Kindesvater, suchen sie einen

Partner. Auch hierin dokumentiert sich der im Sample vorherrschende individuelle Ansatz. Man wird nicht selbstverständlich Mutter infolge anderer sozialer Entscheidungen (Eheschließung), sondern entscheidet es gern als Teil der persönlichen Lebensgestaltung, in der man sich frei und autonom von gesellschaftlichen Rollenzuweisungen und Automatismen sieht. Biografische Übergänge erscheinen im Sample durchgehend unscharf. Auch der Abschluss der Ausbildung oder die Heirat markieren keine Grenze mit Vorher-Nachher-Unterschieden. Der Übergang zur Mutterschaft stellt im Sample ebenfalls keinen sozialen ‚Rollenwechsel‘ dar wie bei der Generation MVorgänger, sondern eine Rollen-Akkumulation. Die Mütter führen ihr Leben mit Kind als ‚Frau‘ und in der zusätzlichen Rolle der ‚Mutter‘.

Wenn, wie bei M 24 und M 11, mit dem Übertritt zur Mutterschaft eine Transition im Sinne eines Wendepunktes im Leben reklamiert wird, so aufgrund individueller Fokussierungen und Entscheidungen. M 24 sieht ihre Mutterschaft als Transition zum „richtigen“ Leben aus einem vorher als „nicht richtig“ gelebten Leben. M 11 macht aus dem Übergang zur Mutterschaft schon im Vorfeld der Entscheidung eine programmatische Wende, was ihre Lebensziele betrifft. An M 14 soll zunächst das im Sample vorherrschende Modell gezeigt werden, in dem die Mutterschaft selbst keine Lebensveränderung bedingt, selbst dann nicht, wenn man sie, wie M 14, zeitweise zum zentralen Lebensthema erhöht.

Das Mutter-Sein hat in den Augen von M 14 von Anfang an zwei Seiten. Einerseits ist die Baby-Zeit emphatisch aufgeladen (der Sohn ist „so klein“, „sinnlich“, schön) andererseits ist das konkrete Kümern um das Kind auch „irrsinnig erschöpfend“. Sie sagt über sich, dass sie eigentlich „nicht so die oberbegeisterte Mutter“ ist, für die es „das Schönste auf der Welt ist, jetzt (sich) um das Kind zu kümmern“.

Ja, und dann, die erste Zeit war einerseits irgendwie schön, weil er so klein und so, also, einfach wie's riecht, wie so sinnlich, sehr schön - aber es war auch für mich irrsinnig erschöpfend. Also, ich war nicht so die oberbegeisterte Mutter, mit dem, dass es das Schönste auf der Welt ist, jetzt mich um das Kind zu kümmern, sondern ich war irgendwie schon sehr, hatte auch immer das Gefühl: Ich verpasse was dann wiederum an der Akademie, oder am Malen oder am Beruf oder so. (M 14: 4)

M 14 stellt das Mutter-Sein, das sie so intensiv herbeigewünscht hatte, nicht in den Mittelpunkt ihrer Lebensgestaltung. Beruf und Malen sind für M 14 ähnlich wichtig wie das Kind.

Während bei M 24 der Kinderwunsch zentral und ausschließlich erscheint, steht bei M 14 der Wunsch nach einem Kind parallel zu anderen wichtigen Lebensthemen und Zukunftsvorstellungen. Im Gegensatz zu M 11 will sie ihr akademisches Leben nicht hinter sich lassen und anders als M 24 gibt sie den gewohnten Alltag als Erwachsene oder das Berufsleben nicht auf.

M 14 hat das Gefühl, an der Akademie etwas zu verpassen, wenn sie beim Kind ist und möchte auch weiter im Atelier malen. Deshalb ist sie erleichtert, als das Kind sich auch mal selbst beschäftigen kann. Das Thema der ‚Vereinbarkeit‘ des Berufes mit dem Mutter-Sein stellt sich bei ihr umgekehrt als bei

vielen anderen Müttern, die den Beruf so gestalten und reduzieren, dass sie genug Zeit mit dem Kind verbringen können. M 14 passt nicht den Beruf an das Kind an, sondern organisiert den Umgang mit dem Kind so, dass sie beruflich und künstlerisch nicht eingeschränkt ist. Schnell findet sie ihren Rhythmus mit dem Kind, so dass sie wieder an die Akademie gehen kann und auch Zeit fürs Malen hat. Auch der Kindesvater ist in die Versorgung und Betreuung des Kindes einbezogen und sie organisiert früh einen Platz im Kindergarten in der Nähe ihres Ateliers.

Das Thema der persönlichen Freiheit spielt für M 14 eine zentrale Rolle. Für ihren Beruf und ihre künstlerische Tätigkeit wie für ihre Konzepte der Partnerschaft und des Mutter-Seins. Dieser Wert, den sie als Studentin und junge Frau lebt, wird durch das Mutter-Werden nicht berührt. Insofern findet bei ihr durch das Mutter-Werden kein Paradigmenwechsel statt. M 14 verbleibt auch als Mutter bezüglich des hochrangigen Wertes ‚Freiheit‘ in der Ausgangsordnung der dargestellten Welt, wie sie vor der Mutterschaft war. Sie will nicht heiraten, als sie schwanger wird, weil sie nicht an langfristige Bindungen glaubt (... ich will jetzt nicht heiraten, ich will jetzt nur mal mit dem ein Kind kriegen. M 14: 3) und das Thema Freiheit führt auch zur vorübergehenden Trennung von ihrem Partner, weil er zu sehr „an [ihr] dortklebt“, keine „eigenen Freunde und kein eigenes Ding“ hat. M 14 will „einfach sehr eigen dann wieder sein“ (M 14: 5). Schon beim Kennenlernen warnt sie ihren späteren Mann, dass sie viel Zeit für sich braucht: „Ich muss allein sein, habe ich dann zu ihm gesagt, ich muss viel allein sein. Hat er gesagt: Ja, gut, aber ich will dabei sein.“ (M 14: 1)

Auch als Künstlerin geht M 14 davon aus, mit Kind alles machen zu können, was ihr als Akademie-Studentin wichtig ist. Entsprechend diesem Wunsch, weiter ihren künstlerischen und beruflichen Aufgaben nachzugehen, erwartet M 14 von ihrem Sohn dass er sich schon als kleines Kind möglichst viel „selbst beschäftigen“ oder „selbst unterhalten“ kann.

Aber dann hat der Tim angefangen zu sitzen, verhältnismäßig früh so hat er irgendwie so rumgesessen, und ab da war der sehr viel leichter zu haben, weil er leichter sich selbst unterhalten hat. (M 14: 4)

M 14 will auch als Mutter weiter arbeiten, künstlerisch tätig sein und hofft, dass der heranwachsende Sohn weitgehend ein „Selbstläufer“ (M 14: 10) in schulischen Dingen sei. M 14 bleibt bei schulischen Problemen, im Gegensatz zum Kindesvater, der „immer hochdramatisch“ reagiert, jeweils gelassen.

Phasenverlauf in der frühen Mutterschaft bei M 14: Das Lebensmodell bleibt konstant

t1		t2
Kinderwunsch	Schwangerschaft	Geburt und danach
Künstlerin	≈	Künstlerin
Beruf	≈	Beruf
Malen, Studieren	≈	Malen, Studieren
hoher Wert „Freiheit“ realisierbar	≈	hoher Wert „Freiheit“ realisierbar

#### 4.2.4 Mutterschaft als Transition zum ‚richtigen Leben

Am Beispiel von M 24, deren Lebensbeschreibung eine ‚starke narrative Struktur‘<sup>149</sup> aufweist, wird deutlich, wie Ereignisse einer Erzählung sich vom ‚zentralen Ereignis‘ des Textes unterscheiden. Ereignisse, also alles, was sich ereignet, haben unterschiedliche Gewichtung in der Dramaturgie einer Erzählung. Sie tragen dazu bei, die Handlung voranzutreiben, reihen sich mit anderen Ereignissen zu einer Lebensschilderung oder sind bezüglich ihrer Bedeutung für den weiteren Verlauf der Erzählung als markante Wendepunkte einzustufen. Den höchsten Rang nimmt in Erzählungen mit starker narrativer Struktur das ‚zentrale Ereignis‘ ein. Ein solches ‚zentrales Ereignis‘ teilt die Erzählung in ein ‚Vorher‘ und ein ‚Nachher‘, wobei sich in der dargestellten Welt etwas Entscheidendes verändert. Die Frage ist bei M 24 und allen Texten des Textkorpus, ob das Mutter-Werden als ein solches ‚zentrales Ereignis‘ einzustufen ist.

‚Vorher‘ wäre man nicht-Mutter, ‚nachher‘ wäre man Mutter und mit dem Mutter-Werden würde nichts mehr so sein wie vorher oder sich zumindest etwas Wesentliches verändern. Natürlich stellt die Geburt des Kindes immer ein wichtiges Lebensereignis dar, jedoch durchschreiten die Mütter mit dem Mutter-Werden keine Transition des bestehenden Lebensmodells. Sie leben vorher und nachher also bezüglich wichtiger Aspekte und Werte nicht wesentlich anders. Ihr Status als Frau ändert sich nicht oder nicht wesentlich. Auch als Mutter werden weiterhin Merkmale des Frau-Seins (beispielsweise Erotik und ‚eigenes Leben‘) für sich reklamiert. Eine Transition der Lebensphasen und -stufen, also etwa ein Übergang vom ‚Jung-Sein‘ zum ‚Erwachsen-Sein‘, ist ebenfalls nicht mit dem Mutter-Werden verknüpft.<sup>150</sup>

<sup>149</sup> Starke oder schwache narrative Struktur: siehe Schlussbemerkungen.

<sup>150</sup> Siehe Kapitel 4.13.

Die mit dem Wendepunkt jeweils verbundene ‚Grenzüberschreitung‘ in eine neue ‚Welt‘ ist im Text von M 24 an mehreren Stellen angelegt. Sie wechselt zunächst von ‚Welt 1‘, in der sie als junge Frau und nicht-Mutter selbst im Mittelpunkt steht in die ‚Welt 2‘, in der sie sich als Mutter „ganz“ dem Kind ergibt. Doch diese Wende ist nur eine vorübergehende, wie zu zeigen ist.

M 24, Jahrgang 1960, erzählt von ihrer Ausbildung und davon, dass sie mehrere Optionen für sich ausprobiert hat. Erst wollte sie Medizin studieren wie ihr Vater, dafür reicht aber der Abiturdurchschnitt nicht ganz aus, sie beginnt Physik zu studieren, schreibt sich dann für Biologie ein. Doch sie ist nicht zufrieden und hat in der Zeit nach dem Abitur das Gefühl, „auf der Suche nach was“ zu sein, was sie zunächst „nicht beschreiben“ kann.

Ja, ich habe dann Bio studiert und, ja. Ich war damals schon auf der Suche, und zwar auf der Suche nach was, was ich nicht beschreiben konnte, ja, und zwar nach... Also, ich habe so das Gefühl gehabt damals, ich lebe nicht richtig, ja. Ich funktioniere, aber irgendwo, ja, dass das nicht vollständig ist, ja. (M 24: 2)

Sie beschreibt das Gefühl, „nicht richtig zu leben“, nicht „vollständig“ zu sein und setzt dieses Gefühl in Zusammenhang mit einem Ereignis, das sie auf den Weg dahin bringt, zu einer „Einheit“ zu finden. Da entsteht in ihr im Alter von 20 Jahren der starke Wunsch nach einem eigenen Kind.

Und da habe ich auch 'ne ganze Weile gebraucht, bis das so eine Einheit wurde. Das hört sich jetzt wirklich komisch an, aber ist egal. Na ja, es war so, dass ich schon mit 20, als meine Schwester ihr erstes Kind bekommen hat ... als die ihr erstes Baby bekommen hat, da brach in mir auch dieses Gefühl auf: Ich möchte unbedingt ein Kind haben! Das brach richtig raus. (M 24: 2)

Der Wunsch nach einem Kind „brach richtig raus“, das Gefühl, ein Kind zu wollen „brach auf“, beides Formulierungen, die darauf hindeuten, dass der Wunsch in irgend einer Form bereits in ihr vorlag und es nur eines Auslösers bedurfte, ihn zu wecken. Der ‚innerlich‘ vorhandene Kinderwunsch ist für sie ab diesem Erlebnis etwas, das sie auch realisieren will, auch wenn sie noch keinen Partner hat, erst 20 ist und noch keine Ausbildung hat. Sie geht ihrem Gefühl nach, das sie „einfach so in (sich) gespürt“ hat. Offensichtlich unterrichtet sie ihre männlichen Bekanntschaften jeweils von ihrem Kinderwunsch, die jedoch schwer zu begeistern sind: „Damals sind natürlich die Jungs in dem Moment, wo ich gesagt habe, ich möchte gerne ein Kind kriegen, weggerannt“ (M 24: 2). Kurze Zeit später trifft sie im Urlaub in Jugoslawien einen Mann, in den sie sich auf den ersten Blick verliebt, und der dann der Vater ihres Kindes wird.

Na ja. Auf jeden Fall habe ich dann in einem Urlaub ... in Jugoslawien, einen Mann kennen gelernt: Der kam die Tür rein und ich habe gedacht, mir bleibt die Luft weg. Also, eine Erscheinung, ja. Und dieser Mann hat alles in mir angerührt, was mit animalischen Gefühlen zu tun hat. Kurzum, was ich vorher nie gemacht habe, und ich glaube, sogar danach nicht mehr: Ich habe noch an demselben Abend mit dem

geschlafen. Und mit dem war ich dann zusammen und wurde nach drei Monaten schwanger. (M 24: 2)

Dem Kinderwunsch, der als starke naturhafte Kraft beschrieben wird („brach auf“, „brach aus mir heraus“), der sie sich nicht entziehen kann, entspricht auch die Begegnung mit dem auserwählten Kindesvater. Sie ist von großer Intensität, Kennenlernen und der erst Sexualkontakt werden wie ein Naturereignis beschrieben: ihr bleibt bei seinem ersten Anblick „die Luft weg“, er rührt „animalische Gefühle“ in ihr an, und es kommt unmittelbar nach dem Kennenlernen zum Geschlechtsverkehr, was sie „vorher nie“ und „danach nicht mehr“ gemacht hat. Ihr ist es so wichtig, schwanger zu werden, dass sie bei ihrer nächsten Periode einige Wochen später ganz enttäuscht ist, dass es nicht sofort „gefruchtet“ hat.

Nach einem Monat war es so, da war ich noch nicht schwanger und habe dann meine Tage gekriegt und da war ich ganz unglücklich. Und da weiß ich noch, dass er mich dann in den Arm genommen hat und zu mir gesagt hat: „Och Gott, hätteste so gerne ein Baby von mir?“ Und ich: „Ja.“ (M 24: 2f)

Drei Monate später ist M 24 schwanger. Aus dem formulierten Wunsch „*Ich möchte unbedingt ein Kind haben!*“ (M 24: 2) wird nun die Bestätigung und Bekräftigung „Ich will dieses Kind“<sup>151</sup>. Der Kindesvater als ‚Entscheider‘ über einen möglichen Abbruch kommt nicht einmal gedanklich in Frage. Schon als Schwangere ist für sie das Kind „da“ und es ist auch ausschließlich *ihr* Kind. Vom Kindesvater trennt sie sich.<sup>152</sup>

Und für mich war klar: Ich will dieses Kind. Und es wär mir auch letztendlich wurscht gewesen, also, wenn jetzt der Vater meiner Tochter gesagt hätte: „Nein, ich will das Kind nicht“, dann hätte ich halt gesagt: „Ja, kann ich jetzt nichts ändern.“ Also, ich war nicht an dem Punkt, wo ich da irgend-, für mich war das klar: Also, das Kind ist da. (M 24: 4)

M 24 schildert in ihrer Erzählung die Geburt ihrer Tochter recht detailliert<sup>153</sup>. Das Geburtserlebnis ist für sie absolut positiv. Ganz im Gegensatz zu dem, was sie von ihrer Schwester und Freundinnen gehört hatte, sind für Sie die Wehenschmerzen erträglich. Die Geburt verläuft ganz anders, als sie erwartet hätte, und wird als emotional und körperlich aufregendes Erlebnis beschreiben.

---

<sup>151</sup> Bei M 24 zieht sich eine Linie von ‚Wunsch und Manifestation‘ durch die Erzählung, der je von dem Satz ‚ich will!‘ eingeleitet oder flankiert wird (ich möchte unbedingt ein Kind, ich will dieses Kind, ich möchte nicht alleine leben).

<sup>152</sup> Sie beschließen zu heiraten und der Kindesvater kommt nach Deutschland. Damit ist jedoch die Beziehung zu ihm auch schon abgeschlossen. „Also, ich habe nach drei Monaten, weiß ich noch, nachdem die Kleine auf der Welt war, habe ich gedacht: *Nee, das kann's nicht sein.* Und wir haben uns dann auch getrennt.“ 24: 3.

<sup>153</sup> Geburts-Beschreibungen finden sich sonst nicht im Sample, nur M 24 (postiv) und M 14 (schwere Geburt).

Ich will das jetzt gar nicht großartig ausführen, aber es war wirklich ein ganz tolles Erlebnis, ja - es war so: Ich habe weder ein Schmerzmittel gebraucht oder sonst was. Es war anstrengend, wie 'ne Bergtour oder so was, aber ich war irgendwie in mir selbst ganz entspannt oder habe gedacht: Aha, das ist es jetzt. Und habe eine sehr interessante Geburt gehabt. Also, ich würde sagen: „Ah, das war toll.“ Also, es war ein, ja, fast ein erotisches Erlebnis. Es war genial. Also, wenn mir das jemand gesagt hätte, wie das Gefühl ist, ich hätte es nicht geglaubt, dass es so ist. Ja, es war richtig gut ... Weil, in dem Moment, also, als dann diese Wehen anfangen mit dem Austreiben... erst mal habe ich sowieso so richtig die Sau rausgelassen und konnte dann rumstöhnen, habe gedacht: Jetzt kuckt kein Mensch, ich darf das jetzt, ja. (M 24: 4)

Die eigentliche Geburt ist im wahrsten Sinne kurz und schmerzlos.

Und ich habe dann wirklich erst gepresst, also dann erst, wo ich das Gefühl hatte: Jetzt! Und das war so: Eine Wehe der Kopf, die nächste Wehe der Körper. Ich hatte innerhalb von zwei Wehen das Kind und es war nicht schmerzhaft gewesen, ja. Also, war gut. War gut. Die Geburt war klasse. (M 24: 5)

Die Perspektive, aus der M 24 die Geburt ihres Kindes erzählt, fokussiert auf das Empfinden und Erleben der Mutter (M 24) und die emotionalen Vorgänge. Der Akt des Gebärens steht im Zentrum, nicht die damit verbundene Tatsache, dass hier ein neuer Mensch geboren wird. Wichtig ist, was M 24 beim Gebären erlebt. Die Ausdrücke „richtig gut“, „klasse“, „toll“, „genial“ sind hier auf die Geburt gemünzt, der für M 24 ein „fast erotisches Erlebnis“ ist, bei dem sie „rumstöhnen“ darf und „die Sau rauslassen“. Die sprachliche Darstellung des Geburtsvorgangs ähnelt in seiner Intensität der Beschreibung ihres Kinderwunsches, der „ausbruch“ und in ihr „aufbruch“. Als intensive Emotion ist auch das Kennenlernen und die erste Liebesnacht mit dem Kindesvater dargestellt: er rührt ihre „animalischen“ Gefühle an und ihr „bleibt die Luft weg“, als sie ihn sieht.

Seit der Entscheidung, ein Kind zu wollen, reihen sich für M 24 positive emotional aufgeladene Erlebnisse hoher Intensität aneinander. Das Gebären ist ein weiteres positiv-energetisches Erlebnis, wie schon die Entscheidung zum Kind (*Ich möchte unbedingt ein Kind haben!* Das brach richtig raus. M 24: 2), das Finden des Kindesvaters („mir bleibt die Luft weg“ M 24: 2) und der Wunsch nach einer Schwangerschaft innerhalb der ersten Wochen der Beziehung (*Ich war so leichtsinnig!* Aber es war voller Gefühl. M 24: 3).

Mit der Geburt des Kindes sind alle ‚Stationen‘ auf dem Weg zur Erfüllung des großen Kinderwunsches also erfolgreich absolviert, und es waren zudem alles sehr schöne Erlebnisse (E): Vater auswählen (E 1), Kind zeugen (E 2), Kind austragen (E 3), gebären (E 4), ein gesundes Kind mit nach Hause nehmen (E 5).

Das könnte nun der Abschluss des Lebensabschnitts sein, der mit dem Satz „ich möchte unbedingt ein Kind!“ begann: Ihr Neugeborenes ist gesund und „pflegeleicht“. M 24 konstatiert: „Ich habe ein tolles Kind“. Insofern könnte man von einer gelungenen Transition im Leben von M 24 sprechen. Die bisher dar-



gestellten Ereignisse (E 1 - E 5) führen zur Erfüllung des zentralen Wunsches, den M 24 in ‚Leben I‘ für sich formuliert hat. Aber es bleibt offen, ob der im ‚Leben I‘ aufgestellte Problemkatalog des ‚nicht richtig Lebens‘ nun gelöst wurde. Was eigentlich also das zentrale Ereignis<sup>154</sup> darstellen könnte, die Geburt des Kindes, verändert zunächst nichts Grundsätzliches in der dargestellten Welt. Obwohl ihr zentraler Wunsch sich erfüllt hat, ist das zentrale Problem von Leben I, das „nicht richtig leben“, nicht gelöst. Die erste Babyzeit ist für M 24 extrem anstrengend, das Kind schläft kaum und schreit ständig, die Beziehung zum Kindesvater endet bald nach der Geburt, M 24 versorgt das Baby alleine und leidet unter Schlafentzug. Nun fragt sie sich: „Wie kann das ein Mensch aushalten?“.

Und, ja, dann, sage ich mal so, die ersten drei, die ersten Wochen, ein, zwei Wochen war Ruhe vor dem Sturm. Da habe ich gedacht: Haha, ich habe ja ein tolles Kind. Dann fing's an, dass sie so richtig, jedes Mal, wenn ich sie dann gefüttert hatte, so 'ne halbe Stunde hat sie geschlafen, dann wurde sie wach und hat geschrien ... es ging jedenfalls drei Monate so: Schlafentzug pur! Und da habe ich manchmal gedacht: Wie soll das ein Mensch aushalten? (M 24: 5)

Die Frage nach der Belastbarkeitsgrenze eines Menschen hätte man vielleicht bei der Schilderung der Geburt erwartet. Gängige Lebenserfahrung und Konsens unter Müttern ist doch, dass die Schmerzen der Geburt schnell vergessen sind, wenn das Kind da ist. Bei M 24 ist der Glücksverlauf genau umgekehrt. Die Geburt erlebt sie als „wunderbar“, das Leben mit dem anstrengenden Säugling dagegen entpuppt sich für sie als Albtraum.

M 24 sieht sich damit vor eine Entscheidung gestellt. Sie spricht von einem „Knackpunkt“, an dem die für sie zentrale Frage im Umgang mit dem Kind ist: „Nehme ich sie wirklich an oder nicht?“

Ich habe, glaube ich, wie sie so ungefähr zwei Wochen alt war, wo so dieser Zeitpunkt kam, wo sie so unruhig wurde und ich so wenig geschlafen hatte, da war so ein Knackpunkt, wo ich entschieden habe beziehungsweise entscheiden musste: Nehme ich sie jetzt wirklich an oder nicht. Und zwar sozusagen das „Ergeben“. Und das habe ich dann gemacht. (M 24: 8)

Diese Entscheidung markiert eine Wendung in ihrem Leben: Sie fasst den Entschluss, sich voll und ganz dem Säugling zu widmen. Ihre Verbindung zum Kind wird dadurch in hohem Maße intensiviert. Erst als sie sich selbst freiwillig ganz dem Kind „ergeben“ hat, kann sie die Anstrengung leisten, die die Versorgung ihr abverlangt. Sie beschreibt ihre Entscheidung als unausweichlich („wo ich entschieden habe bzw. entscheiden musste“). Implizit kann man folgern, dass sie ihre eigene Freiheit und Souveränität, die sie durch das „Ergeben“ aufgibt, gleichzeitig zurück erlangt, als sie die bewusste Entscheidung zur „Aufopferung im positiven Sinne“ trifft. Die absolute Hinwendung zum Kind stellt einen Paradigmenwechsel in ihrem Leben dar. Bisher war sie selbst wichtig in ihrem Leben, seit der Geburt des Kindes ist es dieses Wesen, das in

---

<sup>154</sup> Nach Lotman 1972.

ihrem Leben die zentrale Rolle einnimmt. Die eigenen Bedürfnisse verlieren an Bedeutung, die Bedürfnisse des Kindes gewinnen in gleichem Maße an Wichtigkeit.

M 24 kann das Kind, wie sie es ausdrückt nur „ganz“ annehmen, oder sie kann sich distanzieren (auch diese andere mögliche Entscheidung ist implizit angelegt). Einen Mittelweg gibt es für M 24 nicht. Sie „musste“ sich „ganz“ für das Kind entscheiden. Hilfe zu suchen, andere Menschen in die Betreuung des Kindes mit einzubeziehen kommt für sie nicht in Frage. Die ‚Lösung‘ des von ihr selbst gestellten ‚Problems‘ ist die ‚Aufopferung im positiven Sinne‘ als Mutter.

Ich habe mich ihr ergeben. Ich habe einfach gedacht: Okay, jetzt bist du dran. Und ihr Rhythmus ist der, der jetzt mich sozusagen bestimmt, Aufopferung im positiven Sinne, ja. Im positiven Sinne. (M 24: 8)

Der Satz „Okay, jetzt bist du dran“ markiert den Übergang von der ‚Welt 1‘, wie sie vorher war, in die ‚Welt 2‘ mit Kind. Die Sichtweise auf die Welt hat sich für sie radikal verändert. Wo in ‚Welt 1‘ sie als Person im Mittelpunkt stand, ist das Zentrum von ‚Welt 2‘ nun das Kind.

Nach diesem Paradigmenwechsel, der ähnlich wie beim Übergang vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild den Mittelpunkt ihres ‚Universums‘ neu bestimmt, lebt sie ganz für das Kind. Sie geht mit ihrer Tochter eine enge Beziehung ein, die sie als Symbiose beschreibt.

Ich bin dann mit Sara in so 'ne Verbindung gekommen, ja, was weiß ich, Symbiose oder wie man es auch nennen mag, wo wir ganz dicht beieinander waren. Ich habe das erste Mal einen Menschen dann so dicht an mich rangelassen, wie ich das Gefühl hatte, so habe ich noch nie jemanden dicht an mir gehabt, ja. ... Ich habe das Gefühl gehabt: Ich habe mich jetzt ganz arg weit aus dem Fenster gelehnt, ja, was meine Gefühle betrifft. (M 24: 9)

Damit wäre nicht die Geburt des Kindes selbst, sondern die Entscheidung, wie M 24 das Mutter-Sein gestaltet, der Wendepunkt und „Knackpunkt“ in ihrem Leben oder im Sinne Lotmans das ‚zentrale Ereignis‘<sup>155</sup>. Die Grenze zwischen ‚vorher‘ und ‚nachher‘ wäre in diesem Fall von ihrer Entscheidung markiert, sich dem Kind zu „ergeben“ und gleichzeitig mit ihm „dicht“ zu verbinden.

Damit wäre die Transition in ihrem Leben, die mit dem Gefühl begann, „nicht richtig zu leben“, nicht „vollständig“<sup>156</sup> zu sein mit der Entscheidung abgeschlossen, sich ganz mit dem nun geborenen Kind zu verbinden und so nun ‚richtig‘ zu leben und ‚vollständig‘ zu sein. Drei Jahre lebt sie „ganz“ für das Kind. M 24 schläft und lebt jetzt nicht mehr in ihrem Rhythmus, sondern das Kind gibt den Rhythmus vor. Mutter und Kind verbinden sich sozusagen zu

---

<sup>155</sup> Nach Lotman 1972.

<sup>156</sup> „Ich war damals schon auf der Suche, und zwar auf der Suche nach was, was ich nicht beschreiben konnte, ja, und zwar nach... Also, ich habe so das Gefühl gehabt damals, ich lebe nicht richtig, ja. Ich funktioniere, aber irgendwo, ja, dass das nicht vollständig ist, ja.“ M 24: 2

einem Wesen, das ein basales Leben führt in dem es nur um Nahrungsaufnahme und Schlafen geht. Die Ausschließlichkeit der Mutter-Kind-Beziehung ist so vollkommen ausgeprägt, dass M 24 nichts anderes mehr tun kann, nicht einmal einfache Haushaltstätigkeiten sind mehr denkbar. Die Versorgung des Kindes kostet M 24 so viel Kraft, dass es ihr unmöglich erscheint, irgendwelche darüber hinausgehende Aufgaben zu übernehmen. Anforderungen des Partners an sie als Frau schließt sie kategorisch aus, die Beziehung zu ihrem Ehemann beendet sie, nicht zuletzt um für das Kind zu „funktionieren“ und empfindet es als „erleichternd“, als sie mit dem Kind schließlich alleine lebt.

Nach drei Jahren hat sie dann die erste Nacht komplett durchgeschlafen. Also, es war immer sonst so stundenweise, sagen wir, alle vier Stunden, drei, vier Stunden wurde sie wach. Wobei: Ich habe mich dran gewöhnt. Also, der Körper kann sich tatsächlich dran gewöhnen, sozusagen seinen Schlaf in diesen Etappen zu haben, und da kriegt man auch seinen Schlaf. Ich sage mal, ich habe dann eben drei Stunden und drei Stunden und noch mal zwei Stunden oder drei Stunden, drei Stunden, und dann noch mal drei Stunden geschlafen und hab halt auch mittags mich dann hingelegt. ... Wenn sie (die Tochter) dann geschlafen hat, habe ich dann immer die Zeit genutzt und habe auch geschlafen. Für 'n Haushalt habe ich nichts gemacht. Das hat mir dann mein Ehemann auch sehr übel genommen, wie gesagt, das hat sich nachher rausgestellt, und da habe ich einfach gemerkt, das kann's nicht sein. Also, ich funktioniere für das Kind, aber ich funktioniere nicht für 'nen anderen erwachsenen Menschen in so 'nem Zustand. ... Ich war dann mit der Sara alleine und habe am Anfang das als sehr erleichternd empfunden. (M 24: 6)

Doch wieder zeigt sich diese Transition als nur vorübergehende Wende, die ein neues, wiederum wichtiges Ereignis nach sich zieht.

Und ich erinnere mich da dran, für mich kam dann auch richtig 'ne Krise in dem Moment, wo mir bewusst geworden ist – das war an 'ner ganz banalen Sache, nämlich, wir waren bei Leuten auf 'ner Party eingeladen, Sara war da so ungefähr zweieinhalb oder so, so um den Dreh rum. Und da war ein Teich, so groß wie 'ne Badewanne: Die spielt da und die fällt rein, und wir haben sie dann rausgeholt, aber es war mir auf einmal bewusst geworden: Dem Kind kann was passieren, das Kind kann sterben, ja. Und das war für mich auf einmal so, ja, wie ein Schock, ein Bewusstsein auf einmal, wie wenn man auf einmal klar erkennt, um was es eigentlich geht, ja. ... Und ... dieses Bewusstsein, das Bewusstsein über, ja, sagen wir, die Sterblichkeit von ihr. Und das hat mich ganz arg erschüttert, das hat mich in eine richtige Krise versetzt. Also, das kann ich kaum beschreiben, da bin ich wirklich an meine Grenzen gekommen: Ich war plötzlich wahnsinnig müde, habe auf der einen Seite Schlafstörungen gehabt, auf der anderen Seite Müdigkeit, ich war völlig durcheinander, mir war irgendwie alles ... das ist innerhalb von einer Woche passiert. Ich kann das gar nicht erklären, warum und weshalb. Es war wirklich so, dass ich an existenzielle Gefühle gekommen bin, an denen ich vorher nicht dran war, ja. (M 24: 9)

M 24 wird durch ein für sie schockierendes Erlebnis im Zusammenhang mit ihrer Tochter depressiv und gerät in eine Lebenskrise. Bei einem eigentlich glimpflich verlaufenen Bade-Unfall ihrer Tochter wird ihr schlagartig die Sterblichkeit ihres Kindes bewusst. Sie bricht daraufhin körperlich und seelisch zu-

sammen und kann sich danach auch einige Zeit nicht mehr selbst um das Kind kümmern.

Wieder, wie schon bei der Geburt des Kindes, steht nicht das eigentliche Ereignis (hier: der Beinahe-Unfall) im Mittelpunkt, sondern die Bewertung und Deutung des Ereignisses durch M 24 sowie die emotionalen Auswirkungen auf sie. Der Teich, in den die Tochter fällt, ist nur „so groß wie eine Badewanne“ und die Tochter wird offensichtlich sofort herausgeholt. Das Wesentliche an dem Ereignis ist für M 24 ihre Erkenntnis der „Sterblichkeit“ der Tochter, die M 24 an ihre „Grenzen“ bringt und an „existenzielle Gefühle“, an denen sie „vorher nicht dran war“. Sie reagiert körperlich mit Schlafstörungen und seelisch mit einer Depression. In der Folge muss sie ihr Konzept der absoluten ‚Alleinversorgerin‘ und des ‚ganz‘ für das Kind Da-seins aufgeben und ihre Tochter jetzt notgedrungen von einer Tagesmutter betreuen lassen. Trotzdem kann sie ein halbes Jahr wiederum nichts anderes machen (als Mutter zu sein), weder studieren noch arbeiten.

Ich hatte das Gefühl, emotional am Grunde der Existenz mich zu befinden, und auf dem Boden sozusagen zu kratzen. ... in der Zeit habe ich nicht studiert und auch nichts gearbeitet. Also, das war vielleicht insgesamt, würde ich sagen, fast ein halbes Jahr. Also, ich hatte 'ne richtige Krise. (M 24: 10)

Die psychisch-emotionale Selbstaufgabe für das Kind gipfelt in der absoluten Selbstaufgabe, als sie die Möglichkeit des physischen Todes in Betracht zieht. Die Krise ist für M 24 so existenziell, dass sie das Gefühl hat, sich emotional „am Grunde der Existenz“ zu befinden und „auf dem Boden ... zu kratzen“. Sie folgt der Abwärtslogik ihrer Krise so weit, dass sie den eigenen Tod als direkte Folge nicht ausschließt.

Ich war von der Panik geschüttelt, dass ich gedacht habe, ich sterbe im nächsten Moment. Dann habe ich mich aufs Bett gelegt, die Viere von mir gestreckt, habe gesagt: „Okay, wenn's jetzt sein soll, dass ich sterbe, dann sterbe ich halt jetzt dann.“ Ich bin aber nicht gestorben. (M 24: 10)

Nicht nur das Thema des ‚sich Ergebens‘ wird hier noch einmal angespielt, als sie auf dem Bett liegend „alle Viere“ von sich gestreckt den Tod erwartet. Auch die symbiotische Verbindung zu ihrem Kind wird in der Äquivalenz der Todesnähe von Mutter und Tochter ausgedrückt. Mutter und Kind sind, sozusagen als ein Leib, beide in Lebensgefahr. In dieser Episode erscheint die emotional gesteigerte und positiv überhöhte Geburts-Schilderung wie ins Negative gespiegelt.

Damit hat M 24 die Skala der möglichen Intensität von Gefühlen in ihren Grenzbereichen weit ausgeschöpft. Während die Geburt die positive Seite der emotionalen Intensität grenzwertig abbildet, indem der Vergleich mit einem (ekstatischen) erotischen Erlebnis gezogen wird, kommt die Reaktion von M 24 auf den (aus ihrer Sicht) Beinahe-Tod des Kindes mit ihrem Verzicht auf ‚Leben‘ (Depression, nichts tun, den Tod erwarten) nah an das untere Ende der möglichen Ausprägungen menschlicher Gefühlserfahrungen. Alle bisher

erzählten Erlebnisse sind von hoher emotionaler Intensität und bilden zusammen ein stark verdichtet ‚emphatisches‘ Leben in dem sich individuell hoch bewertete Ereignisse dicht aneinander reihen. Einzelheiten oder Begleitumstände des Alltags dagegen bleiben in diesem Ausdruck eines gesteigerten Lebensgefühls ausgespart.

Kinderwunsch	„aufbrechen“, „ausbrechen“
Vater-Auswahl	„animalisch“
nicht-schwanger	„geweint“
Geburt	„fast erotisches Erlebnis“
Beziehung Baby	„sich ergeben“
Krise	„ich sterbe“

Die Überwindung des ‚Todes‘ markiert das Ende von ‚Leben I‘. Durch diesen ‚Tod‘ entsteht für M 24 ein ‚neues Leben‘, das nach der Krise beginnt. M 24 fängt an, sich zu erholen.

Bisher hatte M 24 alle Ereignisse, die dem allgemein üblichen menschlichen Erfahrungsschatz gegenüber eher als ungewöhnlich gelten können( überwältigender Kinderwunsch mit 20 ohne Partner, sexuelles Abenteuer mit einer Urlaubsbekanntschaft als Zeugungsakt, Gebären als erotisches Erlebnis, totale Selbstaufgabe, totaler Zusammenbruch, Todesnähe für Mutter und Kind), mit großer Selbstverständlichkeit und im Bewusstsein einer inneren ‚Logik‘ und erzählt. Doch die Genesung und Erholung von ihrer Krise, die sich schließlich nach einem halben Jahr einstellt, kann sie sich gar nicht erklären.

Auf jeden Fall ging es mir dann von Tag zu Tag auch wieder besser. Also, irgendwann fing das an, dass ich auf einmal wieder mehr Kraft hatte. Ich kann es gar nicht erklären, warum und wann, sondern das kam einfach mit der Zeit. (M 24: 10)

Dieselbe „existenzielle Erkenntnis“, die sie in die Krise stürzte, trägt schließlich dazu bei, dass M 24 die Krise überwindet. Sie geht gestärkt und nun für immer „immun“ daraus hervor.

Aber, im Nachhinein gesehen: Durch diese Krise, die ich da hatte - es hört sich jetzt an wie 'ne Krankheit, wo man dann immun ist ... Ich habe so das Gefühl seitdem, also, ich habe so ein Fundament bekommen dadurch. Seitdem habe ich auch nicht mehr das Gefühl, nicht richtig zu leben oder nicht richtig bei mir zu sein, sondern seitdem habe ich das Gefühl: Ich bin ich. Also, so kompakt. Im Grunde genommen hat die Beziehung zu meinem Kind mir geholfen, ja, irgendwie erwachsen zu werden, oder 'ne gewisse Vollständigkeit zu kriegen, Erwachsensein und so was. (M 24: 11)

M 24 erhält durch die Überwindung der Krise ein neues „Fundament“, das Gefühl, „nicht nicht zu leben“ ist überwunden und sie konstatiert nun: „Ich bin ich“.

Die Beziehung zu ihrem Kind hat ihr „geholfen, erwachsen zu werden“ und am Ende des Prozesses, der sich in der Krise zuspitzt, ist sie „bei sich“, „kompakt“, „lebt richtig“, fühlt sich „vollständig“. Damit ist die Transition von L I zu L II, die durch den Kinderwunsch eingeleitet wurde, durch die Beziehung zu dem Kind abgeschlossen und die Grundproblematik von Leben I, nämlich nicht „richtig“ zu leben und „nicht vollständig“ zu sein (M 24: 2) gelöst. Die vorher gebrauchte Formulierung ihres Gefühls „ich lebe nicht richtig“ (M 24: 2) wird hier noch einmal aufgegriffen: „Seitdem habe ich auch nicht mehr das Gefühl, nicht richtig zu leben“.

Das eigentliche ‚Ereignis‘ ist in dieser Phase der Erzählung von M 24 also nicht die Geburt des Kindes, sondern eine Art ‚Neugeburt‘ der Mutter, die durch die Intensität des Lebens mit dem Kind, durch ihr „Ergeben“ und ihre „Aufopferung“ eine Krise und Neugeburt erlebt und damit eine Ich-Werdung verbindet. Damit reklamiert M 24 in ihrer Erzählung den Prozess der ‚Menschwerdung‘, der mit der Geburt verknüpft ist und ursprünglich einem (ihrem) Kind zgedacht ist, (auch) für sich,. Nicht nur das Kind wird geboren, auch die Mutter wird ‚neugeboren‘ und entwickelt sich zum (vollständigen) Menschen mit einem (richtigen) Leben. Das Kind ist dafür Auslöser und Helfer. Damit sind die erwartbaren Ereignisse in der Deutung von M 24 wiederum ins Gegenteil gewendet. Die reale Mutter wird zum ‚Kind‘, das (wieder),geboren‘ wurde und sich ‚entwickelt‘ und das reale Kind wird der Funktion und Rolle in der Erzählung nach zur ‚Mutter‘, die die Entstehung und Entwicklung eines anderen Menschen ermöglicht und befördert.

Durch die Geburt des Kindes wird M 24 zur Mutter, der entscheidende Übergang (Transition) ist in ihrer Erzählung jedoch die Entwicklung des eigenen ‚Ich‘ vom Zustand ‚nicht-vollständig-Sein‘ zum ‚richtigen Leben‘. Die in ‚Leben 1‘ vorherrschenden Gefühle (auf der Suche sein, nicht richtig leben, nicht vollständig sein) werden durch die Entscheidung zum Kind eingeleitet und die (wie beschrieben intensive) Beziehung zum Kind transformiert und auch die Ich-Werdung von M 24 ist mit ihr korreliert. M 24 kann „seitdem“ und damit bis ‚heute‘ (= Erzählzeitpunkt) sagen: „Ich bin ich“. Sie hat nicht nur eine wichtige Grenze überschritten, sondern dieser Übertritt ist auch unumkehrbar.

„Leben I“ ≈ defizitäres Leben	Transition Geburt Kind und Leben mit Kleinkind	„Leben II“ ≈ emphatisches Leben
auf der Suche sein nicht richtig leben nicht vollständige Person (nicht erwachsen) (noch nicht „Ich“)	„sich ergeben“ (Aufgabe des Selbst) metaphorischer Tod	bei sich sein richtig leben vollständige Person erwachsen „Ich“

M 24 ändert nach der Krise ihre Lebensführung. Sie gibt die Alleinversorgung ihres Kindes auf, mitbetreuende Personen werden zugelassen. Nach der Tagesmutter kommt der Kindergarten. Sie kehrt in die Welt des ‚normalen Lebens‘ zurück, das sie von der Geburt des Kindes bis zur Überwindung der ‚Krise‘ für über drei Jahre verlassen hatte. Nun kümmert sich M 24 auch um Berufliches und findet als Computer-Beraterin sogar einen sehr einträglichen Job. Auch ein Partner ist wieder in das Leben von M 24 und ihrem Kind integrierbar.<sup>157</sup> Insofern ist ihr Konzept der ‚Selbstaufgabe‘, das sie als Mutter in den ersten drei Jahren gelebt hat, nur vorübergehend. Damit ist die Phase der Mutter-Kind-Beziehung, in der das Kind mit seinen Bedürfnissen den Takt vorgibt und die Mutter sich für die Anpassung an das Kind entscheidet, für M 24 abgeschlossen. Ihre zukünftigen Lebensentscheidungen trifft sie wieder so, wie es für sie selbst am besten ist. Analog zu ihrem Schlüsselsatz am Anfang der Erzählung („Okay, jetzt bist du dran“, M 24: 9) könnte man nun sagen ‚Okay, jetzt bin (wieder) ich dran‘.

#### *Beispiel von M 11: Mutterschaft als biografische Wende*

Für M 11 steht der Wunsch nach einem Kind für eine Art programmatische Wende in ihrem Leben. Für sie ist die Hinwendung zum Mutter-Sein gleichzusetzen mit einer Rückkehr zum Frau-Sein und einer Abkehr vom intellektuell geprägten studentischen Umfeld der 1968er Jahre, in dem sie bis dahin lebt. Sie stellt für sich fest, dass sie sich „wahnsinnig ein Kind“ wünscht und verwirft mit Schwangerschaft und Geburt ihr ganzes bisheriges Lebenskonzept.

M 11, Jahrgang 1946, beginnt ihre biografische Erzählung mit dem Zeitpunkt, als sie sich für das Thema Schwangerschaft und Mutter-Sein zu interessieren beginnt. Den Wunsch nach einem Kind verbindet sie in ihrer Lebensschilde-

<sup>157</sup> Zur Partnerbeziehung siehe 4.9.6.

nung mit einer ganz entscheidenden Weggabelung ihrer persönlichen und beruflichen Biografie, worauf sie gleich im ersten Satz ihrer Erzählung zu sprechen kommt:

Wie soll ich sagen? Für mich war also dieses Schwanger-Werden, Mutterwerden, Kindkriegen also ein ganz wichtiger Einschnitt in meinem Leben und hat 'ne ganz große Veränderung gebracht. Und hat mich eigentlich zu mir selber wieder zurückgebracht, und dafür bin ich also dem Kind oder diesem Muttersein sehr, sehr dankbar“. (M 11: 1)

Sie beschreibt ihr Leben innerhalb der studentischen 1968er-Bewegung an der Münchner Universität, die sie als „Hochburg der Studentenbewegung und der Revolution“ bezeichnet. Sie ist von der Ausbildung her Kindergärtnerin, studiert aber dann Psychologie. Gemeinsam mit ihrem Mann erlebt sie die Studentenzeit nicht als „Flower Power“ (M 11: 1), sondern als Zeit, in der alles „intellektuell wahnsinnig hochgepusht“ war. M 11 hatte sich das Studium hart erkämpft. Auf Wunsch der Eltern sollte sie Kindergärtnerin werden, sie holt dann aber das Abitur nach und beginnt ein Psychologie-Studium. Aber retrospektiv hat sie den Eindruck, dass es ihr während des Studiums nicht gut ging. Sie spricht von einer Art „Dauerdepression“ während der gesamten Studienzeit. Ihre Erklärung dafür ist die in ihren Augen einseitig „intellektuelle“ studentische Welt. Sie fühlt sich zu sehr auf Kopf und Verstand „programmiert“. Im Umfeld der Münchner Universität und der Kunst-Akademie, wo ihr Mann studiert, darf ihrer Schilderung nach noch nicht einmal der Wunsch nach einem Kind entstehen. Vom Verstand her kommt ein Kind nicht in Frage. Sie „erlaubt“ sich in dieser Zeit nicht, sich ein Kind „zu wünschen“<sup>158</sup>.

Aber hab das [Muttersein] mir sozusagen intellektuell, vom Verstand her, überhaupt nicht erlaubt, das zu wünschen. Und war dann eben im Studium in der Zeit und halt so ganz auf 'n Kopf und auf 'n Verstand programmiert. Und habe aber da. Also, im Grunde ging's mir da wahnsinnig schlecht. Also, ich würde das heute wie so 'ne Dauerdepression eigentlich bezeichnen. (M 11: 1)

Mitte der 1970er Jahre erlebt sie die Frauenbewegung und beschäftigt sich mit der „mein-Bauch-gehört-mir-Bewegung“. Dadurch kommt sie wieder mit ihrem „Frau-Sein in Berührung“. Es ist der Körper der ihr dann signalisiert: „Im Grunde wünsche ich mir eigentlich wahnsinnig ein Kind“. Sie folgt den Signalen des Körpers, der ihr zeigt, was sie „im Grunde“ möchte und dass es ihr „im Grunde wahnsinnig schlecht“ geht.

Und dann mit dieser, also, so Ende der 70er Jahre, die Frauenbewegungszeit, so diese ganze ‚§ 218 mein Bauch gehört mir Bewegung‘, der Film „Jonas, der im Jahre 2000 25 Jahre alt sein wird“ und so, das waren dann lauter so Momente in meinem Leben, die mich mit meinem Frau-Sein irgendwie wieder in Berührung gebracht haben

---

<sup>158</sup> Die Frage ist, wie sehr M 11 retrospektiv den Wunsch nach einer Schwangerschaft schon in die Zeit verlegt, in der sie diesen Wunsch noch gar nicht hatte („nicht erlaubt, das zu wünschen“). Man kann sich etwas nicht erlauben zu tun, obwohl man es wünscht. Aber wie kann man sich etwas nicht zu wünschen, obwohl man es eigentlich wünscht? Hier kommt eine psychologisierende Sichtweise in Frage (zeitweise Verdrängung von unbewusst bereits bestehenden Wünschen).



und wo mein Körper einfach dann sozusagen mir das signalisiert hat: Im Grunde wünsche ich mir eigentlich wahnsinnig ein Kind. (M 11: 1)

In diesem Zusammenhang thematisiert sie einen Gegensatz zwischen Kopf und Körper. Die beiden Organe bzw. Begriffe, die in ihrer Erzählung für Verstand und Emotionen stehen, bestimmen jeweils die Prioritäten, die M 11 in ihrem Leben setzt. Auf Kopf und „Verstand programmiert“ erlaubt sie sich nicht, die Mutterschaft zu wünschen.

Und in dieser Zeit, so habe ich das erlebt, also, in den Kreisen, wo wir waren, das war nicht Flower Power und Hasch und so, sondern also intellektuell wahnsinnig hochgepusht. Und da war also Thema Kinderkriegen oder Familie oder so, war also einfach sozusagen verboten zu denken oder zu fühlen. (M 11: 1)

Dann gewinnt der Körper die Oberhand. Er signalisiert ihr, was sie „im Grunde“ wünscht und M 11 folgt ihm.

Und mit dem, der Schwangerschaft also ist dann irgendwas passiert, wo ich irgendwie wieder zu mir zurückgekehrt bin und was mich also wahnsinnig ergriffen hat und was für mich total wichtig war. (M 11: 1)

Durch das Studium dazu „programmiert“, sich ausschließlich auf den Verstand (Kopf) zu verlassen, wird sie in einen defizitären Zustand versetzt („Dauerdepression“), in dem sie das rational-Intellektuelle überbetont („wurde wahnsinnig gepusht“) und ihre eigentlichen Wünsche verleugnet. Aus diesem Zustand kann sie, geleitet durch die Signale ihres Körpers, „zurückkehren“ zu sich selbst, zum Frau-Sein, zur Emotionalität. Somit ist für M 11 durch die Mutterschaft der (Rück-)Weg von der Rationalität zur Emotionalität eröffnet.

Zurückzukehren setzt eine zuvor erfolgte Entfernung voraus. Es muss also auch einen Ausgangszustand geben, von dem man sich entfernt hat und zu dem man ‚zurückkehrt‘. Die ‚Entfernung‘ ist in ihrer Beschreibung die Überbetonung von Verstand und Kopf in der studentischen Welt der Universität der 1968er Jahre. Aus dem Begriff ‚Rückkehr‘ kann man auch ableiten, dass es diese Emotionalität für M 11 schon gegeben haben muss, bevor sie sich (als Studentin) dem Rationalen („Kopf“, „Verstand“) zugewendet hatte. Die Mutterschaft bringt sie damit in eine ‚Welt‘, in der Kinder, Frau-Sein, Emotionen eine Rolle spielen, und die ihr (als Frau) bereits zugänglich und bekannt war. Interessanter Weise erlangte sie die ‚Welt der Rationalität‘, die sie jetzt wieder verlässt, zuvor aktiv. Weil es ihr „ein Bedürfnis“ war zu lernen, hatte sie zuvor das Abitur nachgeholt und ein Studium begonnen, obwohl ihre Eltern für sie als Mädchen den Beruf als Kindergärtnerin (sic!) vorgesehen hatten (M 1:1).

Also, ich bin von meinem Berufsweg her erst Kindergärtnerin gewesen, so als Nachkriegskind in 'ner Familie aufgewachsen, wo Mädchen also so 'n bisschen was lernen durften und der Bruder durfte etwas Richtiges lernen, weil der Man ja Familie ernähren muss, also, das war so der Hintergrund. Und ja, und bin dann, also, über dieses Bedürfnis, auch irgendwie lernen zu dürfen und zu können, habe ich beruflich immer weiter gemacht und hab irgendwann's Abitur nachgeholt und dann das Studium gemacht. (M 11: 1)

In die ‚Welt der Emotionalität‘ wird sie dagegen eher passiv mitgenommen, „etwas“ hat sie „ergriffen“ und „nicht mehr verlassen“. Sie folgt dem eigenen Körper, der für die Welt der Emotionalität und der Mutterschaft steht, und er signalisiert ihr den für sie ‚richtigen‘ Weg zurück zu sich. Zuvor war sie vom Kopf her bestimmt („programmiert“), der im biologischen Sinne zwar ebenfalls ein Teil des Körpers ist. M 11 unterscheidet hier jedoch zwischen Kopf und Körper im metaphorischen Sinne. Während sie den Signalen des Körpers freiwillig und gern folgt und dadurch ein positives Lebensgefühl erlangt, war der Kopf zuvor ein implizit schlechter Ratgeber, der sie in die „Dauerdepression“ führte.

Rationalität wird für M 11 durch das Studium und durch die Denkweise des studentischen Umfelds der 1968er Jahre an der Universität repräsentiert. Ihre eigene, in dieser Zeit „einseitig“ auf Kopf und Verstand ausgerichtete Lebensweise wird von M 11 als hoch defizitär erlebt. Sie fühlt sich (aus der Rückschau betrachtet) in dieser Zeit schlecht, es entspricht ihr nicht, sie ist „weg“ von sich und lebt nicht als Frau. Rational gesehen ist zwar an der Oberfläche alles in Ordnung, doch in der ‚Tiefe‘ sieht es anders auch, denn „im Grunde“ geht es ihr schlecht. Im emotionalen Bereich gibt es dazu die Entsprechung „im Grunde“ wünscht sie sich „wahnsinnig eine Kind“.

Das Thema Kind und Schwangerschaft ist in der Schilderung von M 11 eng mit dem Thema ‚Emotionalität‘ korreliert. Diese emotionalen Aspekte sind von M 11 durchweg positiv besetzt. Sie bekommt und versteht vom Körper Signale, es entspricht ihr, sich mit dem Thema Schwangerschaft zu beschäftigen, das Thema zieht sie an, sie findet Glück in der Schwangerschaft und empfindet sich im Einklang mit ihren Emotionen und Wünschen, die sie „im Grunde“ hat. Sie betont noch einmal die Opposition zwischen Emotionalität und Intellekt („das totale Gegenteil“). Die Emotionen erscheinen hier natürlicher und selbstverständlicher, sie entsprechen ihr, sie tun ihr gut. Die Zeit als Studentin war dagegen intellektuell „gepusht“, überbetont und künstlich „intellektualisiert“.

Und dann das Erlebnis eben von Schwangerschaft, Geburt und diesem kleinen Wesen dann, wo dann die totale Emotionalität wieder gefragt war. Also, das totale Gegenteil eben zu diesem Intellektualisierten. Und das hat mir aber dann eben viel mehr entsprochen, und das, ja, das hat mir dann einfach total gut getan, also, einerseits vom Emotionalen her.  
(M 11: 1)

Die Abkehr von der ‚studentischen, rationalen‘ Welt und die Rückkehr in eine ‚emotionale‘ Welt wird durch ihr Interesse für die Frauenbewegung eingeleitet und durch die eigene Schwangerschaft unumkehrbar abgeschlossen. Sie gehört damit einerseits einer ‚neuen‘ Welt an, die die Welt der Rationalität ablöst, andererseits ist es durch das Erleben als ‚Rückkehr‘ keine neue, sondern eine bekannte alte Welt, die sie implizit nur vorübergehend verlassen hatte. In dieser ‚Welt‘ ist die „totale Emotionalität wieder gefragt“, die ihr „viel mehr entsprochen“ und „gut getan“ hat. Diese ‚Welt‘ ermöglicht das Leben mit Kind,

was in der ‚rationalen Welt‘ nicht möglich war. Das Mutter-Thema hat M 11 mit der Schwangerschaft „ergriffen“ und seitdem „nicht mehr verlassen“. Sie hat sich „eingelassen“ und „gebunden“ und führt ab da ein neues Leben in einer „neuen Welt“.

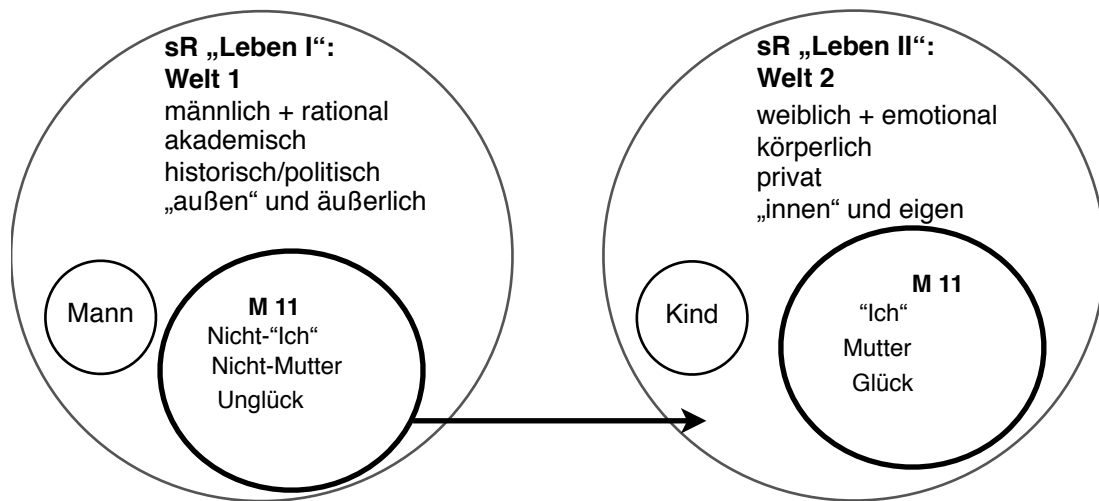
Und, ja, auf jeden Fall war's einfach eine ganz neue Welt und sehr, sehr wichtig und sehr, sehr schön für mich. Und habe das sehr intensiv erlebt mit dem kleinen Kind irgendwie, also, diese, dieses Ganz-im-Moment-sein, dieses ganz-stark emotional Gefordert-sein... Auf jeden Fall war's so, dass mich dieses ganze Mutterthema irgendwie so ergriffen hat und nicht mehr verlassen hat. (M 11: 2)

Für M 11 findet das Leben mit Kind nicht in der ‚rationalen Welt‘ statt und sie schließt auch aus, dass das möglich wäre. In dieser Welt ist weder ein Kind noch der Gedanke an ein Kind vorstellbar. Um ein Kind zu bekommen, selbst um es sich zu wünschen, muss M 11 die ‚rationale Welt‘ verlassen und das Leben das sie darin führt. Damit ist in der rationalen Welt (W 1) nur ein rationales Leben (L1) möglich. In der ‚emotionalen Welt‘ (W 2) scheint dagegen

<p>„Leben I“ (alt):</p> <p>(unerfüllter Kinderwunsch) Nicht-Mutter - „nur“ Frau ≈ defizitäres Leben</p>	<p>„Leben II“ (neu)</p> <p>(erfüllter Kinderwunsch) Mutter und Frau ≈ emphatisches Leben</p>
<p>Ich-fremde Außeneinflüsse (von außen „gepusht“):</p> <p>Kopf korr.</p> <p>Rationalität Intellektualität korr.</p> <p>Oberfläche</p> <p>=&gt;</p> <p>Depression Dissonanz</p> <p>Nicht-Glück</p>	<p>Ich-eigene Einflüsse (eigenes Kind):</p> <p>Körper korr.</p> <p>Emotionalität</p> <p>korr.</p> <p>Tiefe</p> <p>=&gt;</p> <p>Einklang/Harmonie Selbstentsprechung</p> <p>Glück</p>

nur ein emotionales Leben möglich zu sein. Denn hier gelten andere Verhaltens- und Denkweisen, andere Prioritäten.<sup>159</sup> Dort ist M 11 „ganz im Moment“ und „ganz stark emotional gefordert“. Obwohl (oder auch weil) es eine „wahn-sinnig anstrengende Zeit“ mit dem Baby ist, ist sie doch „sehr, sehr schön“, und wird von ihr „intensiv erlebt“.

<sup>159</sup> Als Einfluss der 1968er-Bewegung lässt sie nur das Konzept von ‚Freiheit‘ zu, das sie in ihr Erziehungskonzept aufnimmt: „Ja, und das war, also, also, waren alles so Sachen, wo ich schon stark so aus dieser ganzen Freiheitsbewegung der 68er-Zeit schon gespeist war. Auch so, also auch so in meinem, meinem Umgang mit dem Kind, mit meinen pädagogischen Freiheitsvorstellungen.“ M 11: 3.



Ihr Mann (und Vater des Kindes) kommt in dieser neuen ‚emotionalen Welt‘ nicht vor. W 2 ist exklusiv der Mutter (M 11) und ihrem Kind vorbehalten, während sie in der studentischen Welt mit ihrem Mann gemeinsam „in diese politische Richtung gegangen“ ist.

Und war dann schon mit meinem Mann verheiratet, der in der Kunstakademie war, die ja auch so Hochburg der Studentenbewegung und der Revolution war. Und wir beide sind dann sehr stark in diese politische Richtung gegangen. (M 11: 1)

Ihr Partner spielt in ihrer Schilderung nach der Geburt des Kindes keine Rolle mehr. Aufgrund der hohen Belastung durch ein früh geborenes Kind kommt es zur Ehekrise. Sie trennen sich (vorübergehend), als das Kind geboren ist. Dadurch wird die Bindung von M 11 (an das Kind, an die ‚emotionale Welt‘) ihrer Ansicht nach noch verstärkt, weil sie sich auf die Tochter „dann um so mehr irgendwie eingelassen“ hat. Der Partner bleibt aus ihrer Sicht in W I, M 11 ist als Mutter nun in der emotionalen Welt (W II), wo sich die Mutter-Kind-Beziehung entwickelt. Für sie ist die „anstrengende Zeit“ ein Bindungsverstärker zum Kind, und steht gleichzeitig in ursächlichem Zusammenhang mit der Bindungsauflösung zwischen ihr und ihrem Mann.

Meine Tochter ist sieben Wochen zu früh geboren, und das war halt einfach 'ne wahnsinnig anstrengende Zeit. Hab dann eine ganz massive Beziehungskrise mit meinem Mann gekriegt. ... Und war dann mehr oder weniger allein erziehend mit der Tochter und habe mich natürlich da dann um so mehr irgendwie eingelassen und vielleicht auch gebunden. (M 11: 1f)

Diese „ganz neue Welt“ ist für M 11 wirklich ‚ihre‘ Welt. Sie entspricht ihr „viel mehr“, alles was mit Mutterschaft zu tun hat, „zieht [sie] besonders an“. In der Folge zieht sie sich, gemeinsam mit einer weiteren Mutter mit Kind, monatelang in eine ‚Urmutter-Idylle‘ in Italien zurück, zu der der Kindesvater keinen Zugang hat. <sup>160</sup>

<sup>160</sup> Zum weiteren Verlauf siehe 4.3.1.3.

Das Diplom in Psychologie macht sie noch fertig, beginnt dann aber eine Ausbildung in Geburtsvorbereitung, was für die nächsten 15 Jahre auch ihr Beruf sein wird, den sie von zu Hause aus ausübt. Mutterschaft und alles was damit zusammenhängt wird, über ihre eigene Mutterschaft hinaus, für sie zum zentralen Thema, auf das sie sich dann auch beruflich ausrichtet.

Alles was mit Schwangerschaft, mit Geburt zu tun hatte, sämtliche Bücher, alles hat mich so angezogen und habe da draus dann selber 'ne Ausbildung als Geburtsvorbereiterin eben dann gemacht, ... Also, weil dieses Thema, wie gesagt - Geburt, Schwangerschaft, Mutterwerden - also, das war dann irgendwie so mein Thema. (M 11: 2f)

Mutterschaft als Rückkehr zum Frau-Sein

verdeckter Urzustand:	Um- und Irrweg als Studentin	Rückkehr zum Selbst als Mutter
Frau-Sein angelegtes Ich: „Frau“ biologisch-körperlich latente Kraft	Hinwendung zur Rationalität Selbstverlust (Nicht-Frau) „Kopf“ statt „Körper“ aktiver Versuch	Frau-Sein realisiertes „Ich“ körperlich und geistig passiv Ergriffen-Werden

M 11 beschreibt ihr Leben in der studentischen Welt als „rational“ und „unglücklich“, und findet durch die Mutterschaft (wieder) Zugang zu einer Welt der Emotionen. Damit verbunden ist für sie auch ein Übertritt von ‚Unglück‘ zu ‚Glück‘ und von gefühlten Defiziten (als Frau) zu einer „Erfüllung“ (als Mutter). Dieses Konzept des ‚neuen Lebens‘ als Mutter prägt bei M 11 alle Lebensbereiche. Der Beruf, die Partnerschaft, das politische Leben und das soziale ändern sich bei ihr mit dem Übertritt zum Mutter-Sein. Das Mutter-Thema wird für sie zum zentralen Lebensthema, auch über die Kindheit ihrer Tochter hinaus.<sup>161</sup>

4.2.5 Zusammenfassung: Mutter-Sein

Ist die Grenze zur Mutterschaft überschritten, stellt sich die Frage, wie man nun als Mutter leben möchte. Hier fällt zunächst auf, dass im Gegensatz zur Generation MVorgänger die Mutterschaft keine biografische oder soziale Grenze mehr darstellt. Lebensformen ändern sich nicht, die Mutterschaft ist nicht scharf gegenüber der Adoleszenz abgegrenzt. In Fällen, wo die Mutterschaft die Tendenz zur irreversiblen biografische Grenze hat, wird dies problematisiert. Als Mutter vollkommen anders zu leben als bisher als Frau wird gelegentlich zeitweise versucht, scheitert aber über kurz oder lang den eigenen Lebensbedürfnissen als Frau. Eine Phase gesteigerter, besonders inten-

<sup>161</sup> Siehe dazu 4.11.3.

siver Mutterschaft ist durchaus möglich und wünschenswert. Eine Tendenz zur Aufwertung der Mutterschaft durch emotionale Intensivierung zeichnet sich hier ab neben einem Hang dazu, die Mutterschaft, für die man sich ja auch bewusst entschieden hat, nun auch zu genießen. Mutterschaft und Frau-Sein schließen sich keinesfalls aus, bilden aber ein sich gegenseitig immer wieder begrenzendes Spannungsfeld.

Die Mütter des Samples entwickeln ihre individuelle Mutter-Rolle überwiegend in starker Anlehnung an das Konzept der eigenen Mutter und deren Generation (MVorgänger), auch wenn diese Anlehnung in Gestalt einer Ablehnung und ‚Umkehrung‘ des von der eigenen Mutter vorgelebten Rollen-Modells erscheint. Alle zentralen Merkmale des Mutter-Seins, wie man es bei der eigenen Mutter-Generation erlebt hat, werden im Sample aufgegriffen, aber gleichzeitig variiert, verändert oder aufgeweicht.

Die traditionelle biografische Abfolge (‚Ausbildung - Beruf - Partnerschaft - Heirat - Mutterschaft‘) wird zwar weitgehend in dieser Reihenfolge eingehalten und im Prinzip auch für gut befunden, jedoch nicht der kulturellen Gepflogenheiten wegen. Man möchte gern über eine abgeschlossene Ausbildung verfügen, um selbstständig leben zu können und durch einen eigenen Beruf überhaupt die Wahl zu haben, wie man als Mutter leben möchte. Das biografische Stufenmodell des unumkehrbaren Nacheinanders verschiedener Lebensphasen wird damit um individuelle Varianten erweitert und damit aufgeweicht. Entscheidend für die Gestaltung der Rolle und Aufgabe als Mutter sind im Lichte der vorliegenden Texte weniger kulturelle Gepflogenheiten als individuelle Wünsche, zu denen auch der gehört, sich als Frau weiter zu entwickeln und eigene Lebensvorstellungen zu entfalten.

Auch die Merkmale von Mutter-Sein (MVorgänger) wie ‚reduziertes soziales Leben‘ und ‚reduzierte soziale Rolle‘ werden in den Erzählungen des Samples gespiegelt und teilweise und zeitweise selbst durchgespielt. Hier sucht man jedoch auch schnell wieder Auswege, wenn die soziale Reduzierung erkannt oder wirksam wird, weil die Intensität der Mutter-Kind-Beziehung ein erfülltes soziales Leben nicht dauerhaft kompensieren kann.

Im Sample erscheint die ‚Mutter‘ gegenüber der ‚Frau‘ nicht reduziert (Mutter < Frau), sondern die Frau erweitert um das Mutter-Sein (Mutter = Frau + Mutter => Mutter > Frau). Rollenzuschreibungen der ‚Frau‘ werden immer auch auf die Rolle der ‚Mutter‘ mit übertragen.

### 4.3 Varianten der Lebensgestaltung mit Baby und Kleinkind

Nach der Entscheidung für Schwangerschaft und Kind und dem Übergang zur Mutterschaft stellt sich für die Frauen des Samples das Problem, wie sie nun mit Kind leben und leben möchten, ob und wie das Kind ihr bisheriges Leben verändert und verändern soll.

Im Sample wird unterschiedlich intensiv von der ersten Zeit mit dem erstgeborenen Kind oder weiteren Babys erzählt. Nicht alle Mütter gehen besonders auf die Babyzeit ein.<sup>162</sup> Viele stellen die Geburt des ersten Kindes als Fakt im Rahmen ihrer Erzählung dar, ohne weitere Einzelheiten über die Babyzeit auszuführen. M 7 bettet das Ereignis der Geburt in ihre Erzählung ein, Erstgeborene und ein weiteres Kind „kamen“ der Reihe nach und nach der knappen Schilderung einer „schönen Zeit“ mit den Kleinen kommt sie gleich auf die Schulzeit der Kinder zu sprechen. Die Zeit erscheint gerafft, auch wenn M 7 später noch einige Einzelheiten aus der Kleinkindzeit schildert, geht sie nicht weiter auf Details der Babyjahre ein.

Ja dann waren wir so zwei Jahre so liiert ... Und dann haben wir uns ja nach zwei Jahren entschlossen, dass wir zusammenziehen, ... Ja, zwei Jahre zusammen gewohnt, dann geheiratet, und nach zwei Jahren kam dann ja die Miriam. Tja, und dann wieder nach zweieinhalb Jahren der Markus. ... ich war halt so bis Ende Mutterschutz oder Mutterschaftsurlaub ... noch bei meiner Firma und habe dann aufgehört zu Arbeiten und war dann eigentlich nur noch Hausfrau. ... Und es war eigentlich eine Superzeit, muss ich sagen, weil eben diese Bekannten, die haben dann auch alle so um den Zeitraum ihr erstes Kind bekommen, ... Und ich war halt auch viel, wahnsinnig viel unterwegs mit den Kindern.

... Tja, und wie gesagt, dann war ja die schöne Zeit bald vorbei, dann kam die Schule ... (M 7: 1)

Erzählungen dieses Typus sind häufig im Sample vertreten. Ein weiteres Beispiel (M 10) steht ebenfalls für eine gewisse Zeitraffung<sup>163</sup>. Von der Babyzeit wird nicht ausführlich erzählt<sup>164</sup>, im Vordergrund der Schilderung stehen Begleitumstände wie die schnelle Rückkehr in den Beruf (M 10) und die entsprechend notwendige Organisation der Kinderbetreuung.

---

<sup>162</sup> Siehe Übersicht S. 123

<sup>163</sup> Aus diesem Grund wird im Folgenden auch auf Auslassungen und Textstraffungen in den Zitaten verzichtet um deutlich zu machen, dass hier wirklich nicht mehr als gezeigt erzählt wird.

<sup>164</sup> Jede Erzählung setzt auch individuelle thematische Schwerpunkte. So fallen je nach Fokus der Erzählung die entsprechend ‚wichtigen‘ und relevanten Passagen ausführlicher aus während andere nicht so genau geschildert werden. Hier sind im Sample mehrere Typen vertreten. Die ‚Arbeitsbiografie‘ der berufstätigen Mutter, die Biografie der ‚Mutter‘ wie bei M 11 und M 24 sehr ausgeprägt und die ‚Biografie‘ als Lebensschilderung relativ gleichwertiger Ereignisse unter ‚und-dann‘-Aspekten. Der Fokus kann auf der persönlichen Entwicklungsgeschichte liegen oder eine Schilderung der eigenen Lebensumstände in wechselnden und dramatischen (Liebes-)Beziehungsverläufe. Der Fokus kann also sehr unterschiedlich gesetzt sein. Erzähl-Schwerpunkte betreffen, was die Entwicklung der Kinder betrifft, naturgemäß besondere Phasen wie Babyzeit, Pubertät oder Ablösung von zu Hause.

Geheiratet habe ich mit 30, und mit 32 habe ich das erste Kind bekommen, die Tochter, die Julia also. Gute Schwangerschaft, gute Zeit gewesen. Wir haben uns riesig gefreut auf das Kind. Es war eigentlich ein absolutes Wunschkind. Und wir haben alles genossen. Mein Mann und ich, wir haben oben gewohnt, in einem Ein-, also, eigentlich war's ein Zweifamilienhaus: Wir oben, meine Mutter - die war Witwe - hat unten gewohnt. Ich habe von ihr sehr viel gelernt, nämlich, dass sie sich nie einmischte bei uns. Dass wir immer unten willkommen waren, sie aber nie nach oben kam zu uns, uneingeladen. Ich war dann nur 8 Wochen daheim, das war - die Tochter ist 26 - das war noch so, dass man dann wieder angefangen hat zu arbeiten. (M 10: 1)

Der Säugling wird nach acht Wochen, als M 10 wieder im Schuldienst arbeitet, zeitweise von der Oma betreut, die im Haus wohnt. Ihr zweites Kind betreut M 10 dann selbst und bleibt zu Hause, hätte also unter Umständen mehr von der Babyzeit zu erzählen, doch sie berichtet auch jetzt nicht ausführlicher sondern geht schnell zur Kindergaren-Zeit über.

Und dann kam der Stefan, als die Julia eben fünf war. ... Ich blieb dann daheim, weil, ich wollt einerseits ihm die gleichen Chancen bieten, dass er nicht irgendwo in der Früh raus muss in der Kinderkrippe oder so. Also, das war mir schon eigentlich und meinem Mann auch schon wichtig, dass wir gesagt haben, auch er soll jetzt so daheim so ins Leben reinwachsen dürfen. Und dann, als er dreieinhalb war, ging er auf den Kindergarten. (M 10: 3)

Im Folgenden soll auf die Lebensschilderungen des Samples eingegangen werden, in denen das erste Jahr mit dem Baby ausführlich geschildert wird. Wie die MSprecher-Generation die Rolle der Mutter gestalten, ist weniger kulturell determiniert wie bei der Vorgänger-Generation (MVorgänger) als vielmehr individuell gestaltbar. Die im Sample vorgefundenen Varianten der Lebensgestaltung als Mutter mit Baby und Kleinkind sind im Vergleich zur Vorgänger-Generation heterogener und reichen von der nahtlosen Integration des Kindes in die bisherigen beruflichen und privaten Gewohnheiten bis zur (vorübergehenden) totalen Abkehr als ‚Mutter‘ von der bisherigen Lebensführung als ‚Frau‘. In allen Fällen wird das gelebte Konzept als selbst gewählt semantisiert und nicht als kulturell vorgegeben empfunden.

Dass es überhaupt mehrere Optionen und damit Wahlmöglichkeiten bezüglich der Lebensführung in der Mutter-Rolle gibt, ist für die im Sample vertretene Mütter-Generation bereits ‚normal‘, obwohl es historisch neu<sup>165</sup> ist, insbesondere im Vergleich zur unmittelbar vorangehenden Mütter-Generation (MVorgänger). Die Lebensgestaltung im Sample ist im Vergleich zur vorhergehenden Generation generell und insbesondere als Mutter weniger an die Erfüllung sozialer Normen geknüpft. Das gesellschaftlich akzeptierte Handlungsspektrum der Mutter ist dadurch entsprechend erweitert.

Die eigenen Mütter (MVorgänger) werden im Sample sehr homogen beschrieben. Sie haben in der Regel als verheiratete Hausfrau gelebt, in lebenslanger Ehe mit dem Kindesvater, der die Familie finanziell versorgte. Sie waren als

---

<sup>165</sup> Zur sozialgeschichtlichen Transformation der Mutter-Rolle siehe 1.



Ehefrau, spätestens aber als Mütter nicht berufstätig<sup>166</sup> und so immer im häuslichen Umfeld anwesend.

Die Mütter (MSprecher) des Samples haben dagegen recht unterschiedliche Ausgangsbedingungen bezüglich Beruf, Ausbildung und gelebtem Familien-Modell. Sie verfügen über einen höheren Schulabschluss, meist ein Studium und über eine Ausbildung, die ihnen den Zugang zum Berufsleben ermöglicht. Entsprechend stellt sich im Sample die Frage nach der Verbindung von Beruf und Familie. Einige üben zum Zeitpunkt der ersten Mutterschaft bereits einen Beruf aus, andere befinden sich mitten im Studium oder haben gerade die Ausbildung abgeschlossen. Auch die sozialen Ausgangslagen sind heterogen. Die meisten Mütter (MSprecher) leben zwar mit dem Kindesvater zusammen und viele heiraten ihn oder sind bereits mit ihm verheiratet, jedoch ist der Partner oft ebenfalls noch nicht beruflich etabliert und kommt zunächst nicht als Voll-Versorger der Familie in Betracht. Einige haben ein Kind, ohne mit dem Kindesvater oder einem Partner zu leben, was eine entsprechende Erwerbstätigkeit voraussetzt. Oder sie wollen einen Beruf ausüben, auch wenn sie durch einen verdienenden Partner finanziell die Möglichkeit hätten, zu Hause beim Kind zu bleiben.

Gerade der Säugling verlangt zeitintensive Betreuung, die in allen Fällen des Samples die Mutter leistet. Hier gibt es jedoch schon die ersten Abweichungen bezüglich der Intensität, Ausschließlichkeit und Dauer dieser intensiven Mutter-Phase. Die Geburt des ersten Kindes geht mit einer mehr oder weniger großen Veränderung des Tagesablaufs und der Alltagsgestaltung einher und es werden in unterschiedlichem Ausmaß mitbetreuende Personen integriert. Die Erzählungen teilen sich in zwei große Gruppen bezüglich der Gestaltung der Babyzeit: Die ‚Alleinversorgerin‘ und die ‚Versorgerin mit Mitbetreuern‘, wobei auch hier die Mutter als Hauptbetreuerin agiert.

---

<sup>166</sup> Ausnahmen: eine Geschäftsfrau und eine zunächst berufstätige und ledige Mutter.

Übersicht: Situationen und gelebte Modelle M1-M32 in der Phase mit Kleinkind

M	Zeit Baby/Kleinkind	Absch. W 2 Kind	Integr. W 1	Ausgrenz. W 1	Variante	K. ausführl. erzählt
M 1	Alleinversorgerin z.H.		t2	t1		0
M 2	Alleinversorgerin z.H.				bes. anstr. K.	x
M 3	Alleinversorgerin z.H.				bes. anstr. K.	x
M 4	Alleinversorgerin z.H.		t2	t1		x
M 5	Alleinversorgerin z.H.	t2	t3	t1	bes. anstr. K.	x
M 6	Alleinversorgerin z.H.					0
M 7	Alleinversorgerin z.H.	x				x
M 8	Alleinversorgerin z.H.	x			MK-Kosmos	x
M 9	Vers./Mitbetr.		t2	t1		0
M 10	Vers./Mitbetr.		x			0
M 11	Alleinversorgerin z.H.	x			MK-Kosmos	x
M 12	Vers./Mitbetr.		x		Mitbetreuer KV	0
M 13	Alleinversorgerin z.H.	x			MK-Kosmos	x
M 14	Vers./Mitbetr.		x			x
M 15	Vers./Mitbetr.		x			0
M 16	Vers./Mitbetr.		x			x
M 17	Vers./Mitbetr.		t2	t1	bes. anstr. K	x
M 18	Vers./Mitbetr.		x			x
M 19	Vers./Mitbetr.		x			x
M 20	Vers./Mitbetr.		x		Mitbetreuer KV	x
M 21	Vers./Mitbetr.		x			x
M 22	Vers./Mitbetr.		x			0
M 23	Vers./Mitbetr.		x			x
M 24	Alleinversorgerin z.H.	x			MK-Kosmos	x

M 25	Alleinversorgerin z.H.					0
M 26	Alleinversorgerin z.H.		t2	t1		0
M 27	Alleinversorgerin z.H.			x		0
M 28	Vers./Mitbetr.		x			0
M 29	Alleinversorgerin z.H.	t1	t3	t2		0
M 30	Vers./Mitbetr.		x			0
M 31	Alleinversorgerin z.H.		t2	t1	bes. anstr. K	x
M 32	Vers./Mitbetr.		x			0

- bes. anstr. K. = besonders anstrengendes Kleinkind (Schreikind etc.)  
M = Mutter  
Absch. = Modell Abschottung  
Integr. = Modell Integration  
Ausgr. = Modell Ausgrenzung  
t1, t2, t3: = zeitweise verschiedene Modelle  
MK-Kosmos = Modell Abschottung im Mutter-Kind-Kosmos  
K. ausf. erzählt = Kindheit ausführlicher dargestellt  
Vers./Mitbetr. = Hauptbetreuerin unter zeitweiser Einbeziehung von Mitbetreuern  
Mitbetreuer KV = Kindesvater an der Kinderbetreuung beteiligt  
Alleinvers. z.H. = Alleinversorgerin zu Hause, zeitweise Berufsaufgabe

Die Erzählungen der ersten Zeit mit Kind stehen überwiegend unter dem Aspekt, wie es der Mutter selbst in dieser Phase gelang oder welche Schwierigkeiten sie hatte, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es wünschte.

Diejenigen Mütter des Samples (18 von 32), die von dieser Zeit ausführlicher erzählen, berichten meist von besonderen Umständen, etwa dass das Leben mit dem ersten Baby körperlich und seelisch anstrengend sein kann. Erschöpfung, Schlafmangel und Belastungen in der Partnerschaft durch den Schlaf- und Essensrhythmus des Kindes werden allerdings auch unterschiedlich erlebt, was wiederum mit der Einstellung der Mutter zu ihrer Mutterschaft korreliert sein kann.<sup>167</sup> Andere Mütter im Sample (14 von 32) stellen die Babyzeit nicht besonders in den Mittelpunkt ihrer Erzählung.

Der Rückzug aus der sozialen Mitwelt mit dem Neugeborenen ist häufig, jedoch mehr oder weniger intensiv und lang. Die Extrempunkte der Skala liegen bei der problemlosen Integration in den bisherigen Lebensrhythmus einerseits und der absoluten Neu- und Umgestaltung des bisherigen Lebens. Hierzu zählt der vorübergehende Rückzug in eine Mutter und Kind vorbehaltene soziale ‚Enklave‘ und die räumliche und soziale ‚Abschottung‘ (3) einer gesonderten ‚Mutter-Kind-Idylle‘ (W 2) gegenüber der realen Welt (W 1).

<sup>167</sup> Siehe dazu 4.1.

Zwischen ‚Integration‘ in die bisherigen Lebensumstände und die jeweilige soziale Umwelt und aktiver ‚Abschottung‘ von der bisherigen Mitwelt bei gleichzeitiger Schaffung einer eigenen Welt für sich und das Kind liegen Zwischenformen: hierzu zählen Mütter, die die Integration angestrebt hatten, aber gescheitert sind. Sie haben das Gefühl, nun aus dem sozialen Alltag und den Abläufen der ‚normalen Welt‘ ausgegrenzt zu sein, weil sie mit dem Kleinkind in der Lebensführung wider Willen eingeschränkt sind. Diese Einschränkungen betreffen die zeitliche und räumliche Flexibilität und die für die Betreuung des Kindes aufgewendete Energie, die zur Bewältigung anderer Lebensaufgaben nicht mehr zur Verfügung steht.

Modelle des Lebens mit Kleinkind: Übersicht

<b>Kurzzeitiger Rückzug der Mutter mit Baby aus W1</b> (häufigstes Modell, „Normalfall“)	Alleinversorgerin	M 20, M 2, M 5, M 9, M 10, M 14, M 16, M 19, M 21, M 23, M 25, M 28, M 29, M 31, M 32  Mischformen: M 3, M 6, M 22
<b>‚Enklave‘ W 2 in W 1:</b> positives Leben in W2	Varianten Alleinversorgerin	M 7, M 13, M 4
<b>‚gefühlte Ausgrenzung‘ aus W 1:</b> defizitäres Leben in W1		M 1, M 4, M 17, M 26, M 27
<b>‚Abschottung‘ W 2 von W 1:</b> emphatisches Leben in W2 - W 1 ausgeblendet		M 8, M 11, M 24
<b>‚Integration‘ in W 1:</b> positives Leben mit Kind in W1	Versorgerin mit Mitbetreuern	M 12, M 15, M 18, M 30, M 20

W1 = bisherige Lebenswelt der Mutter, Sozialwelt

W2 = eigene, neue Mutter-Kind Lebenswelt, abgegrenzt zu W1

#### 4.3.1 Alleinversorgerin

Die ‚Alleinversorgerin‘ betreut ihr Kind in der Babyzeit überwiegend und ausschließlich selbst zu Hause und gibt berufliche Tätigkeiten vorübergehend ganz auf (‚Alleinversorgerin z.H.‘). Hier sind alleinlebende Frauen ebenso vertreten wie Mütter, die in Partnerschaft leben. Unterschiede innerhalb dieser Gruppe betreffen weniger den Umgang mit dem Kind als den Umgang mit der Außenwelt.

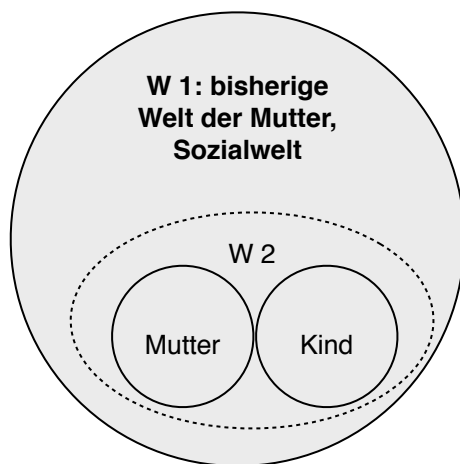
Zu dieser Gruppe zählen auch Sonderformen. Das sind Mütter, die sich mit dem Baby von der räumlich-sozialen Umgebung (W 1) abschotten (‚Abschot-

tung<sup>168</sup>) und eine neue ‚Welt‘ für sich und ihr Kind gestalten (W 2). In einigen Fällen (M 11, M 8, M 24) wird von der Mutter ein gesonderter ‚Mutter-Kind-Kosmos‘ (M-K-Kosmos) gestaltet, der andere Bedingungen hat als die Umgebungswelt (W 2) und in dem sie ein völlig anderes Leben (L 2) führen als vor der Mutterschaft (L 1).

Eine häufige Variante der ‚Alleinversorgerin‘ ist die Mutter, die mit der Zeit wieder berufliche Tätigkeiten aufnimmt und entsprechend mitbetreuende Personen integriert. (‚Versorgerin/Mitbetreuer‘). Die Dauer der Alleinversorgung ist hier sehr unterschiedlich, ebenso wie die Gestaltung der Rückkehr in den beruflichen Kontext. M 1 ist sechs Monate zu Hause mit Kind und beschreibt die Rückkehr in den Beruf als „Befreiung“<sup>168</sup>. Auch M 26 empfindet die Monate, in denen sie nur zu Hause ist, als extrem einschränkend und unterläuft sogar den Mutterschutz, um möglichst früh und oft wieder arbeiten zu können. Andere, wie etwa M 7, gestalten die Zeit mit den kleinen Kindern zu Hause bewusst und „genießen“ über Jahre die Zeit als Mutter mit Kleinkind.

#### 4.3.1.1 Zeitweiser Rückzug Mutter mit Baby

Ein zeitweiser Rückzug der Mutter mit ihrem Baby ist der häufige Normalfall im Sample. Oft ist die erste Zeit mit dem Baby eine Phase, in der Beruf und soziale Kontakte eingeschränkt werden, was mit zunehmendem Alter des Kindes sukzessive wieder aufgelöst wird.



#### 4.3.1.2 Enklave und selbst (noch einmal) Kind sein

Selbst noch einmal zeitweise Kind sein zu dürfen ist ein Konzept, wie es im Sample von einigen Müttern in den Kleinkinderjahren ihrer Kinder gelebt wird. In der Regel von denjenigen Müttern, die sich dafür entschieden haben, die Kleinkind-Zeit ganz oder vorwiegend zu Hause zu verbringen und vorübergehend nicht berufstätig zu sein. Von ihnen wird das intensive und

<sup>168</sup> Siehe 4.3.3.2.

ausschließliche Leben mit den Kindern dann positiv erlebt, wenn es auch dem eigenen Genuss dient. Damit verbunden ist bei vielen Müttern der Genuss der ‚Kindheit‘ ihrer Kinder ganz allgemein. Sie ermöglichen ihrem Kind oder ihren Kindern eine Art von ‚Kindheit‘, wie sie sie selbst erlebt haben oder gern erlebt hätten. Sie gestalten den Tag und die Abläufe nicht in dem Sinne, dass sie sich als Erwachsene den kindlichen Bedürfnissen anpassen und sie kindgerecht beschäftigen. Sie nehmen selbst großen Anteil an den gemeinsamen Erlebnissen mit den Kindern und machen sich damit ebenso „eine schöne Zeit“ wie den Kindern.

Der Antrieb für ihr großes Engagement als Mutter ist der zu erwartende Genuss einer hochwertigen, „glücklichen“ Zeit. Was diese Mütter für die Kinder tun, tun sie gern, weil es auch dem Selbstgenuss dient. In der Kleinkinder-Phase bedeutet das noch überwiegend, dass man den Satz auch reziprok auffassen kann: Was sie für die Kinder tun, tun sie für sich. Was sie für sich tun, tun sie für die Kinder.<sup>169</sup> Entsprechend verlieren die früher üblichen Mutterpflichten (etwa die des Haushalts, aber auch die der Erziehungsleistungen) an Stellenwert. In den Fokus rückt dagegen die gemeinsam verbrachte Zeit, in der man die Kindheit (der Kinder) so gestalten kann, wie man das selbst als optimal empfindet und erlebt.

M 13 beispielsweise beschreibt, dass die Kleinkinder-Zeit auch für sie „eine verlängerte Kindheit“ voller „Glück“ war. Sie ist, genauso wie das Kind, den ganzen Tag mit Spielen beschäftigt: „Ich habe mit beiden Kindern ... das war eigentlich eine verlängerte Kindheit. Es war halt ein großes Glück, ich habe den ganzen Tag mit meinen Kindern gespielt.“ (M 13: 2)

Obwohl bei ihr die traditionellen Pflichten der ‚Hausfrau und Mutter‘ anklingen, indem sie sich in der Rückschau milde kritisiert, macht sie doch auch einen ganz klaren Unterschied zwischen Pflicht und Kür. Sie übernimmt zwar, indem sie zeitweise für das Kind zu Hause bleibt, die Rolle der ‚Hausfrau‘, aber sie reduziert deren Pflichten auf das Mindestmögliche („wenn ich keine Windeln mehr gehabt hab, dann hab ich die auch mal gewaschen, M 13: 2), wogegen sie die ‚Kür‘, also die Freude am Zusammensein mit den Kindern, maximal ausdehnt („den ganzen Tag ... gespielt“)

Ich bin jetzt auch noch nicht die Über-Hausfrau, aber damals, das weiß ich, also, meine Schwiegermutter, die war ja wirklich eine tolle Hausfrau, und wie sie das ertragen hat, wundert mich wirklich. (M 13: 2)

Sie bewertet sich selbst in der Rückschau interessanter Weise aus der Perspektive ihrer (nachsichtigen) Schwiegermutter, der gegenüber sie ja selbst der Kinder-Generation angehört. Auch der Mutter ist im Spiel mit den Kindern eine „verlängerte“ Kindheit möglich, und sie selbst verbringt eine „extrem glückliche Zeit“, nicht nur die Kinder. Sie geht davon aus, dass sie mit ihrem Verhalten, mit der Art, wie sie das Mutter-Sein lebt, den Kindern eine optimale

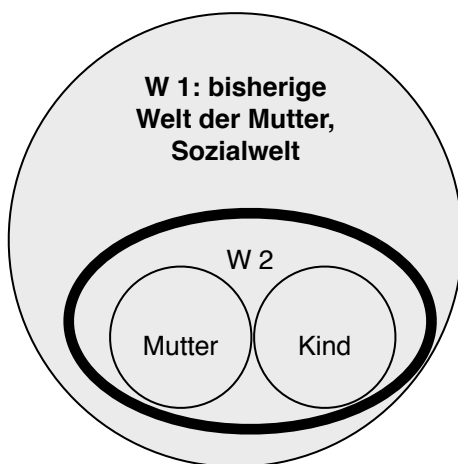
---

<sup>169</sup> Konflikte zwischen ‚Selbstgenuss‘ und Egoismus bzw. den Bedürfnissen der Kinder siehe 4.7.1.

Mutter ist, weil sie ihnen eine in ihrem Sinne optimale Kindheit ermöglicht. Modell für alles, was M 13 mit den Kindern erleben will, ist dabei ihre eigene Vorstellung einer ‚glücklichen Kindheit‘.

Also, ich habe eine extrem glückliche Zeit mit denen verbracht. Und die Kinder lieben das auch heute noch, also, die träumen oder schwärmen heute noch von der Zeit, obwohl sie sich ja nicht erinnern können.  
(M 13: 2)

Aus Sicht der Mutter (M 13) haben ihre Kinder auf diese Weise genau das erlebt, was zu einer (in ihren Augen) glücklichen Kindheit gehört. Sie führt als Beweis die Ausführungen ihrer Kinder an, die als Erwachsene noch von dieser Zeit „träumen oder schwärmen“. Was sie als allgemein gültiges ‚Modell‘ einer guten Kindheit ansieht, trägt aber – zumindest teilweise – subjektive Züge. Es ist ihr Modell, in dem die ‚Freiheit und Zeit zu spielen‘ und die Absenz von Regeln und Einschränkungen zusammen eine glückliche und damit auch automatisch gute Kindheit ergeben. Ihre Auffassung einer guten Kindheit war in den späten 1970ern nicht allgemeine Auffassung, was M 13 auch anführt. Trotzdem ist sie überzeugt, es richtig gemacht zu haben, da die „Familiensituation“ „wirklich sehr glücklich“ war. Eine glückliche Kindheit steht in ihrem Denkmodell also gleichbedeutend mit einer guten Kindheit. Diesen ‚glücklichen‘ Erfahrungen zuliebe reduziert M 13 ihr soziales Leben und begibt sich ein die „hermetische“ Familiensituation, in die kein Pfarrer und keine Schwiegermutter eingreifen können. Im vorübergehenden räumlichen (Reisen) und sozialen („hermetisch“) Rückzug aus der normalen Welt entsteht eine „extrem glückliche Zeit“ sowohl für die Mutter (M 13) als auch für die Kinder, die ihre Kindheit „heute noch lieben“ (M 13: 2f). Die Bedingung einer ‚glücklichen Kindheit‘ ist bei M 13 die Abgrenzung gegenüber der sozialen Welt. Sie verschafft sich und den Kindern in der ‚Enklave‘ des sozialen Rückzugs Abstand zur realen sozialen Welt mit ihren Forderungen und Pflichten. Sie ist also gleichzeitig als Erwachsene so ‚mächtig‘, dass sie über die Möglichkeiten der Abschottung ihrer sozialen Enklave verfügt, andererseits auch ‚Kind‘, indem sie selbst die soziale Enklave, deren Grenzen sie sozusagen selbst absteckt und auch ‚bewacht‘ gegenüber der normalen Welt, auch mit nutzt.



Bei M 4 ist der ‚Rückzug‘ aus dem Beruf und der bisherigen Welt (W 1) nicht geplant gewesen. Sie geht als Schwangere noch davon aus, dass es „eine reine Organisationsfrage“ ist, Kind und Beruf zu verbinden. Doch als das Baby da ist, macht sie die Erfahrung, dass sie durch das „Eintauchen in den Säugling“ absolut „absorbiert“ ist. Ihren Job hat sie erst „vergessen“ und später gibt sie ihn ganz auf, um 10 Jahre zu Hause zu bleiben.

Und ich wollte das natürlich verbinden, klar, mit Beruf, wie man das so tut - ist ja 'ne reine Organisationsfrage - und dann habe ich aber nach diesem Eintauchen in das, in den Säugling habe ich völlig meinen Job vergessen. Und nach einem halben Jahr kam dann der Anruf von der Chefin, ja, ob ich da weitermache? Da sage ich : „Ja, ja, natürlich, klar.“ – „Ja, aber nur ganztags.“ Und das wusste ich genau, das mache ich nicht. Das wollte ich nicht, und ich war auch so absorbiert von dem Säugling natürlich. Und dann habe ich dann aber aufgegeben. (M 4: 2)

Wer in etwas, etwa einen See, ‚eintaucht‘, ist verschwunden und wer ‚absorbiert‘ wird von etwas, ist darin auch aufgelöst. Zwei Metaphern, die wiederum maximale Verschmelzung der Mutter mit dem Kind ausdrücken. Die Mutter M 4 ist nicht mehr mit der Frau gleichzusetzen, die sie vorher war. Sie ist Teil des Kindes geworden, dessen Leben sie teilt. Gleichzeitig ist hier die größtmögliche Ausschließlichkeit einer Beziehung ausgedrückt, über die M 4 die bisher für sie relevante Welt (W 1) und ihre Arbeit einfach „vergessen“ hat.

M 4 ist schließlich „im Grunde ganz froh“, dass die Chefin keine Teilzeitstelle anbietet und sie zu Hause bleiben muss oder kann. Selbst eine zeitweise Beschäftigung als freiberufliche Übersetzerin von zu Hause aus ist ihrer Meinung nach nicht mit dem Mutter-Leben vereinbar.

... und du musstest die Kinder wegbeißen und-. ... dann habe ich hinterher, bin ich mit den Kindern in den Spielwarenladen gegangen und habe ihnen ein Riesen-SteiffTier gekauft. Da durften sie sich ein SteiffTier aussuchen, was ich aus meinem schlechten Gewissen heraus ihnen-. Das haben sie heute noch: Jedes Mal, wenn ich das sehe, dann denke ich: Ach Gott, siehste, das war der Preis!  
Und dann ist das mehr oder weniger ein bisschen eingeschlafen, ich habe mich dann auch kindermäßig, stärker engagiert eben im Kinderleben. (M 4: 2)

M 4 wird schließlich, nach dem Rückzug aus W 1, Teil der Welt W 2, in der sie ein „Kinderleben“ mitführt. Sie beginnt auch eine neue und veränderte Wahrnehmung aus dem Blickwinkel der Kinder-Welt zu entwickeln.

Hach: Die Jahreszeiten, das fand ich, das fand ich toll, in dieser Zeit. Ich war, hab im Großraumbüro 5 Jahre gearbeitet und fand das ganz gräßlich, da so eingesperrt zu sein. Und dann diese Familienzeit, das war wie ein Rücktritt in die eigene Kindheit wieder, oder Wiedereintauchen in die eigene Kindheit, und dann so die Jahreszeiten erleben. Und das, das war toll. Winter, Sommer, Herbst und dieser Übergang, und die Erntezeiten aus dem Garten, dann kommen da, wir haben also Obstbäume drin, dass wir da das erlebt haben, dass ich diese Jahreszeiten gemeinsam mit den Kindern erlebt habe, die Festzeiten, die verschiedenen natürlich, die Festivitäten, die Ostern, Weihnachten, Backen und einfach die ganze Palette der Kultur des Jahres, sei es der Natur, sei es der Kultur, sei es der Münchner Ereignisse, die wir gemeinsam da gefeiert haben oder erlebt haben.  
(M 4: 10)

Als Mutter ist ihr das Mitleben mit den Kindern wichtig, was die Kinder tun, will sie nicht nur organisieren, sie will alles miterleben und selbst deren ‚Kindheit‘



fast als ihre eigene genießen. M 4 betont in ihren Formulierungen das „wir“<sup>170</sup> und damit das gemeinsame Erleben, sie schwärmt davon, selbst die Jahreszeiten gemeinsam mit den Kindern noch einmal intensiv erleben zu können. Sie stellt sich und ihr Erleben gleichwertig neben das Erlebnis der Kinder. Nicht ‚für‘ die Kinder wird all das unternommen, sondern „mit den Kindern“, was einen Unterschied macht. Das Zusammensein mit den Kindern wertet ihr eigenes Erleben auf, indem alles intensiver und in seinen einzelnen Facetten wahrgenommen wird. Die Aufmerksamkeit für die Natur ist geschärft, für die Jahreszeiten und die mit ihnen verbundenen Rituale. Sie erlebt eine Intensität der Wahrnehmung, zu der sie als ‚Erwachsene‘ auf dem Weg zur Arbeit oder beim Blick aus dem Großraumbüro gar nicht in der Lage ist. In ihrer Erzählung wird, wie schon bei M 13, der semantische Raum ‚Kindheit‘ (sR ‚Kind‘) bezüglich wesentlicher Merkmale in Opposition zum semantischen Raum ‚Erwachsenenleben‘ (sR ‚Erwachsene‘) gesetzt. Wo M 13 im sR ‚Kind‘ über mehr Freiheit und weniger Pflichten verfügt, ist dieser Bedeutungsraum bei M 3 mit einem intensiven Naturerleben und einem insgesamt gesteigerten Erleben konnotiert.

**sR ‚Kind‘**

emphatisches Leben  
Freiheit

**sR ‚Erwachsene‘**

eingeschränktes Leben  
Pflicht

M 4 sieht diese positiven Erlebnisse als Kompensation für die „undankbaren“ Aufgaben der Mutter an: die Aufgabe des Erziehens, des Regels vorgebens und Versorgens.

Das fand ich als eigentlich auch ein Geschenk irgendwie. Das war ganz toll in der Zeit, die auch frustrierend war, weil sie so isoliert ist, eigentlich, oder das undankbare Arbeiten sind. Du musst immer Nein sagen als Mutter, du machst immer, die Regeln musst du einhalten, und dann kommt der Papa nachhause, und: „Papapaaa“, und so, wie üblich, gell. Dieses, dass du halt doch ein bisschen manchmal die Buh-Frau bist, weil du, weil du auch sagst: „Nee, so setzen wir uns jetzt nicht an den Tisch, ich mag das nicht. Warte bitte noch, bis wir alle essen.“

M 4 formuliert ihre eigene Freude an den Erlebnissen mit den Kindern als „Rücktritt in die Kindheit“, was als Wort hier nicht ganz richtig gewählt zu sein scheint, möglicherweise sollte es ‚Rückkehr‘ in die Kindheit heißen. Bemerkenswert ist aber doch, dass ein Rücktritt normalerweise von einer Aufgabe oder einem Amt erfolgt, das man übernommen hat. So gesehen wäre das Amt, die Rolle der ‚Mutter‘ das, wovon sie zurücktritt. Entlastet vom üblichen (kulturell vorgegebenen) Aufgabenbereich der erwachsenen Frau kann sie die Kleinkindzeit selbst wie ein Kind erleben, hat aber nun wesentlich

---

<sup>170</sup> Auch M 9, die beim ersten Kind weiter gearbeitet hatte und dann beim zweiten Kind für vier Jahre ganz zu Hause bleibt, beschreibt die Zeit zu Hause mit den Kindern als „fast die schönste in meinem Leben“ Sie formuliert, was sie mit den Kindern gemeinsam unternommen hat, oft mit „wir“, also „wir haben viel unternommen“ oder „Kinderturnen haben wir gemacht“. M 9: 3f.

mehr Entscheidungsgewalt, als es ein Kind hätte. Sie (als Erwachsene) kann bestimmen, wie die Kindheit (der Kinder) gestaltet wird, die sie mit genießt. Nämlich genau so, wie es in ihren Augen wünschenswert ist. Das Bild vom ‚Eintauchen‘ (vorher ‚in den Säugling‘, s.o.) wird hier ebenfalls noch einmal aufgegriffen, jetzt ist es ein „Wiedereintauchen“ in die eigene Kindheit. Zum „Rücktritt“ von Aufgaben, Rollen und Pflichten kommt also der Rückzug aus der Welt (W 1), in dem sie in eine Kindheit wieder eintaucht, die gleichzeitig die neue Kindheit ihrer Kinder und die alte, eigene Kindheit ist. Damit ist nicht die biologische ‚Kindheit‘ oder die biografische Kindheit als Lebensphase gemeint, zu der man keinen Zutritt mehr hat, wenn man nicht an Zeitmaschinen glaubt. Hier ist ‚Kindheit‘ im emphatischen Sinne gebraucht als ‚Ort‘, der sich von W 1 bezüglich wesentlicher Merkmale unterscheidet. Kindheit (W 2) ist eine Welt der Intensität, der gesteigerten Wahrnehmung, der Freiheit, des Genusses. In diese ‚Welt‘ (W 2) haben nicht nur Kinder, sondern auch Mütter Zutritt. Dazu müssen sie jedoch auf die Teilhabe an W 1 weitgehend verzichten. M 4 muss ihre Arbeits-Verbindung in W 1 erst kappen und sich ganz in W 2 zurückziehen. In beiden Welten zu leben führt zu Konflikten und schlechtem Gewissen. M 4 nimmt als Mutter nur noch einen stark reduzierten Ausschnitt von W 1 wahr, in welchem sie ‚Erlebnisse‘ mit den Kindern gestalten kann. So ist für sie auch das Leben in W 1 konfliktfrei gestaltbar und entspricht einem gesteigerten Leben (L 2) in der ‚Kinderwelt‘ W 2 und der ‚realen‘ Umgebung W 1. Kulturelle Veranstaltungen werden mit den Kindern besucht, man macht Ausflüge, geht in den Zoo, erfreut sich an der Natur.

Auch M 4 setzt mit ihrem „Rücktritt“ in die Kindheit den Aufgaben, die zum Mutter-Sein gehören, Grenzen. Sie akzeptiert etwa Erziehungs-Aufgaben als gegeben, aber „frustrierend“, und setzt sich so weit als möglich davon ab, indem sie die schönen Erlebnisse mit den Kindern sucht.<sup>171</sup>

Ihr „Wiedereintauchen“ in die Kindheit findet für M 4 ein Ende, als die Kinder älter und selbstständiger werden und die Rolle der Mutter aus Sicht von M 4 immer mehr auf die der Versorgerin reduziert wird. Das bezeichnet M 4 als „Krise“. Was vorher durch das gemeinsame Erleben einer ‚Kindheit‘ in W 2 aufgewertet war, erscheint ihr jetzt, da die Kinder sich in die reale Welt W 1 zunehmend integrieren, als „Depperlarbeit“. Sie fühlt sich isoliert im „Hotel Zuhause“, das sie für die Familie aufrecht erhält, während die Kinder ihre ‚Welt‘ W 2 verlassen und nur zur Versorgung zurückkehren. Auch ihr Freundeskreis aus anderen Müttern scheint ihr nun „einfach auch zu anspruchlos“ zu sein. Sie fühlt sich in der Familienwelt „einfach auch alleine“ zurückgelassen.

Da war ich dann, 1990 habe ich das gemacht, da waren diese 10 Jahre Familienzeit, da war ich 40 geworden, und dann kam so 'ne, so 'ne Krise - die Kinder waren 7, 8 so was, rum.

Ja, da fing's dann an, in diesem Jahr, wo sie so 7, 8 waren, in die Grundschule gingen und wo ich einfach gedacht habe: Du bist nur ein

---

<sup>171</sup> Und auch, indem sie erzieherische Aufgaben meidet, wenn möglich. M 4 möchte nicht mit ihrem Sohn für die Schule lernen, um die Beziehung zu ihm nicht zu belasten.

‚Hotel Zuhause‘. Und das ist, die Depperlarbeit und immer wieder, ach, isoliert-. Obwohl, ich war, hatte 'n großen Mütterfreundeskreis, aber mir war das dann einfach auch zu anspruchslos und zu mm, alleine auch. (M 4: 3)

Dieser Zeitpunkt und das Gefühl aus Isolation und Frustration markieren dann auch für sie den Übergang zurück in die Arbeitswelt nach zehn Jahren „Familienzeit“. Sie „betrauert“ jetzt, den Anschluss an die Arbeitswelt verloren zu haben. Wiederum scheint, wie schon zu Anfang beim „Rücktritt“ in die Kindheit, eine doppelte Bedeutung auf: sie wählt die Formulierung ‚betrauern‘, in der die Bedeutung ‚bedauern‘ anklingt, dass man über die lange Familienzeit das „Selbstbewusstsein“ und den Anschluss an den Beruf verloren hat.

Und ich habe so meinen Anschluss an den Beruf ziemlich verloren gehabt und hatte auch den, sagen wir mal so, das Selbstvertrauen: Ich kann da nichts mehr, die Sprachen haste verlernt, und ich konnte nichts mehr, habe also so den Anschluss an die Arbeitswelt irgendwie betrauert, vor allen Dingen. (M 4: 3)

#### *4.3.1.3 Abschottung gegen die reale Welt*

Für einige Mütter des Samples geht der Übergang zur Mutterschaft mit völlig neuen Lebensgewohnheiten einher. Während der Baby- und Kleinkindzeit leben sie ein ganz auf das Kind bezogenes Leben. Obwohl dies explizit nicht ausgedrückt wird, sind diese veränderten Lebensformen in der Regel nur für die Dauer der frühen Kindheit angelegt. Der mit der Mutterschaft vollzogene Wandel stellt sich als nur vorübergehende Veränderung der Lebensweise heraus. Im weiteren Lebensverlauf wird das ursprüngliche Konzept, als Mutter ‚ganz‘ für das Kind da zu sein, abgewandelt, schrittweise abgemildert oder ganz zurückgenommen. Die Gründe dafür liegen einerseits in einer bestimmten Vorstellung von ‚Kindheit‘, die mit dem Übertritt des Kindes in die Schule und damit in die (reale) Welt mit ihren Anforderungen in ihren Augen endet. Verbunden ist damit auch meist eine Abkehr der Mutter selbst von der ‚Kindheitsidylle‘ und eine Zuwendung zu anderen, meist beruflichen Lebensthemen. Eine Ausnahme hierzu bildet M 11, die in der ‚Welt Kind‘, in die sie sich zurückzieht und die sie vor der realen Welt so weit wie möglich abschottet, weitgehend verbleibt.<sup>172</sup>

Diese Mütter vereint eine vergleichbare Haltung zur bisherigen Mitwelt (W 1) und zum bisher gelebten Leben (L 1). Das Leben, das sie vorher geführt haben (L 1), hat keine oder wenige Überschneidungen mit dem Leben, das sie mit Kind führen (L 2). Sie sind die Haupt- oder Alleinversorgerin des Kindes, mit dem sie sich in einer intensiven Eins-zu-eins-Beziehung von der Umgebungswelt räumlich abgrenzen. Der ‚Mutter-Kind-Kosmos‘ (L 2 in Welt 2) unterscheidet sich für sie bezüglich wesentlicher Merkmale von der Welt, in der sie vorher, ohne Kind, gelebt haben (L 1 in Welt 1). Ihre ‚Antwort‘ auf den an-

---

<sup>172</sup> Siehe 4.1.4.3.

spruchsvollen Säugling und seine zeitaufwendige Versorgung ist es nicht, eine Struktur zu schaffen, um den neuen Aufgaben zusätzlich zu anderen Aufgaben in W 1 und L 1 gerecht zu werden, sondern sie entziehen sich sozusagen ihrer bisherigen Welt, um ihre Kraft im emotionsgeladenen Mutter-Kind-Kosmos zu bündeln und optimal auf das zu reagieren, was der Säugling verlangt.

Und ich wollte das natürlich verbinden, klar, mit Beruf, wie man das so tut - ist ja 'ne reine Organisationsfrage - und dann habe ich aber nach diesem Eintauchen in das, in den Säugling habe ich völlig meinen Job vergessen. ... und ich war auch so absorbiert von dem Säugling natürlich. Und dann habe ich dann aber (den Beruf) aufgegeben. ... das war 1980 - da war ich 30, und dann begannen 10 Jahre, dann habe ich 10 Jahre Familienarbeit gemacht (M 4: 2)

Die Formulierung vom „Eintauchen in ... den Säugling“, über dem M 4 auch den Job vergisst, steht für eine im Sample häufig vorgefundene Anpassung der Mutter an die Struktur des Kinder-Tagesablaufs. Der Alltag dieser Mütter ist weitgehend vom Kind bestimmt, sie geben – freiwillig – ihre Partizipation am Leben der Erwachsenen und alle bisherigen Lebensgewohnheiten auf. Einen besonders extremen Fall stellt hier M 24 dar. Sie verlässt sozusagen für das Kind und mit dem Kind nicht nur das bisherige Umfeld, sondern für sie ändert sich mit der Entscheidung zum Kind die gesamte ‚Welt‘ in der die bisher geltenden Paradigmen (vorübergehend) durch neue abgelöst werden.

In der ersten Zeit mit dem Baby strukturiert die ‚Alleinversorgerin‘ den Tagesablauf und das Leben ausschließlich nach den Ansprüchen und Bedürfnissen der Kinder. Alle Bereiche des Lebens werden sozusagen in Richtung Kind optimiert, das betrifft vor allem den Umgang mit Zeit, mit Raum, mit Ökonomie und Beziehung (Partner, soziales Leben), wobei diese Aspekte in verschiedenen Bezügen und Abhängigkeiten zueinander auftreten.

Am Anfang des ‚Rückzugs‘ in den Mutter-Kind-Kosmos steht der Verzicht auf den Beruf. Viele Mütter haben zunächst die Absicht, nur vorübergehend zu Hause beim Kind zu bleiben, um bald wieder in den Beruf einzusteigen. Wobei dies nicht immer so gelingt, wie geplant.

Die exklusive Betreuung des Neugeborenen durch die Mutter ist meist durch das Stillen begründet. Der Kindesvater und weitere Mitbetreuer kommen also nicht in Betracht. Das Stillen nach Bedarf, also dann, wenn das Kind Hunger hat, ist zeitextensiv. Feste Zeiten festzulegen, womit man Planbarkeit erreichen würde, wird teilweise explizit abgelehnt als überkommene Methode, die man der Generation MVorgänger zurechnet.

Dieses preußische Muster, was noch von der Generation vor mir vermittelt wurde: Kinder bloß gleich nicht verwöhnen! Feste Essenszeiten, feste Schlafenszeiten! Brüllen lassen! (M 4: 8)

Die unmittelbare Reaktion der Mutter auf das Kind und ein bedürfnisorientierter Umgang<sup>173</sup> mit dem Baby führen hier mit der Zeit zu einem generell reakti-

---

<sup>173</sup> Siehe auch 4.3.3.1.

ven Verhalten der Mütter. M 24, M 2 und M 5 leben beispielsweise in der Babyzeit vollständig nach dem Rhythmus des Säuglings. Sie passen sich dem Kind in der Lebensgestaltung an und verbringen auch die Zeit des Schlafes synchron mit dem Kind, schlafen also tagsüber, wenn das Kind schläft, um fehlenden Nachtschlaf aufzuholen. Damit reduzieren sie noch einmal die tagsüber potenziell zur Verfügung stehenden Zeitressourcen außerhalb der Mutter-Kind-Zeiten. Das soziale Umfeld und die Mitwelt werden reduziert wahrgenommen, als problematisch erlebt oder ganz ausgeblendet. Dazu gehört der Partner, die Welt der Arbeit, kulturelle Gepflogenheiten werden als anstrengend empfunden, man „ergibt“ sich dem Säugling, wie M 24 es ausdrückt und „funktioniert“ nicht für einen Partner, sondern nur für das Kind (M 24: 6).

Eine häufig vorgefundene Variante dessen, wie die ersten Monate verlaufen ist die, dass die Mutter nicht mehr zur (bisherigen) Mitwelt gehört. Sie schottet sich entweder bewusst und gezielt ab, oder sie verliert über die zeitintensive Hinwendung zum Kind den Anschluss an das bisherige Umfeld. Wichtiges Merkmal für die ‚Alleinversorgerin‘ ist, dass sich für sie die Versorgung des Kindes und eine Teilnahme am sozialen Leben (in Kreisen, wo Kinder keine Rolle spielen) absolut ausschließen.

Ein interessantes Beispiel dafür ist M 8. Sie wird sehr jung ungewollt schwanger. Sie schließt zunächst aus, ein Kind zu bekommen, und entscheidet sich für eine Abtreibung. Die Angebote ihrer Familie, für das Kind (mit-) zu sorgen, oder es sogar aufzuziehen, damit sie ihre Ausbildung abschließen kann, lehnt sie ab. Nach der für sie ausschlaggebenden Frage einer Freundin „Was möchtest denn dein Herz?“ (M 8: 1) verwandelt sich ihr absolutes ‚Nein‘ in ein ebenso absolutes ‚Ja‘.

Und dann war diese Frage so schockierend und so überraschend, und die hat mich dann so ausgehebelt, dass ich gesagt habe: „mein Herz, mein Herz gehört diesem Kind und ich will dieses Kind.“ Und das war dann so komisch. Ja, also, ohne Wenn und Aber habe ich das dann so beantwortet, und dann bin ich eben nicht gefahren. Und ab dem Moment war alles gut. (M 8: 1)

Bei M 8 ist der Rückzug in eine von W 1 getrennte Mutter-Kind-Welt (W 2) gewollt und geplant und wird als emphatische Lebensphase beschrieben. Alle Tätigkeiten ihres bisherigen Lebens fallen weg, sie gibt ihre Arbeit auf, trifft nur wenige Menschen. Dabei bedient sie sich jedoch bewusst der Mittel aus W 1, indem sie jede mögliche Unterstützung durch den Staat in Anspruch nimmt. Bei völliger Abkehr von ihrem bisherigen Leben kündigt sie den Job, meldet sich beim Sozialamt an und organisiert mit dessen Unterstützung ganz selbstbewusst für drei Jahre ihr ganzes Leben um dieses Kind herum. In einer in ihren Augen legitimen ‚Regression‘ entzieht sie sich dem Erwerbsleben (als Merkmal des Erwachsenen-Lebens) und wird als Nutznießer des Sozialsystems zum ‚Kind‘, das Vater Staat sozusagen mit versorgt.

Und dann bin ich einfach in dieses ganze soziale System halt rein, wie: eine Wohnung vom Sozialamt, Kinderbekleidung vom Sozialamt, ist ja, da läuft ja eine Maschinerie ... und dann hat drei Jahre das Sozialamt komplett bezahlt. Und das war einfach total schön. Also, ich hatte halt

gewusst, was man für Anträge stellen muss, weil, man kriegt ja nur, was man beantragt. ... Und so habe ich dann alles bekommen, und das war einfach total schön, und ich habe mich auch immer super gefreut, wenn die Sozialpflegerin kam, weil, die kommen ja zur Kontrolle. Und ich fand das einfach toll, dass die kommt und dass die sich kümmern und dass sie sich interessiert. ... Und wir hatten eine wunderschöne kleine Wohnung, und ich hatte irgendwie einen Stuhl und einen Tisch, und (lachen) das reichte alles so, und eine Matratze am Boden, also, ich fand das auch toll, dass ich jetzt alles habe, was man braucht, ...  
... Ja, also, wir haben halt immer in einem Bett geschlafen, was ich einfach – ich war so jung und ich fand das alles immer nur praktisch und schlau. Ich fand das ganz schlau, kein Kinderbett da rumstehen haben zu müssen, oder einen Wickeltisch, wenn man doch auf der Matratze am Boden wickeln kann, und dann kann man dann gleich weiterschlafen oder so. ... Und so hat sich der Alltag halt so gestaltet, (M 8: 2f)

M 8 erklärt oder rechtfertigt nicht explizit, warum es ihr unmöglich erscheint, Hilfe ihrer Eltern anzunehmen oder selbst zu arbeiten. Implizit stellt sie die Regel auf, dass sie, wenn sie schon ein Kind bekommt, auch ‚ganz‘ für dieses Kind da sein will, so dass ein Leben unter Partizipation an den normalen Abläufen und Anforderungen des Alltags ausgeschlossen ist. Bei M 8 erscheint die Mitwelt wenig konturiert, in ihrer Wohnung lebt sie spärlich und kindgerecht möbliert, das Baby schläft bei ihr auf der Matratze am Boden, wo sie es auch gleich wickeln kann, sie hat die Tochter während ihrer gelegentlich notwendigen ‚Arbeitszeiten‘ immer im Tragetuch. Sie sucht sich Jobs, die sie mit dem Kind zusammen bewerkstelligen kann. Mit „Alina auf dem Rücken“ ist sie als Teppich-Reinigerin und Putzfrau unterwegs.

Und dann war sie halt auf meinem Rücken gesessen und ich habe dann Teppiche gereinigt. Und gebügelt, für 'n Arzt, das habe ich auch noch gemacht, das ging auch gut mit ihr hinten drauf. ... .. Und ja, irgendwie so, gingen dann die ersten drei Jahre irgendwie ganz gemütlich rum.  
(M 8: 3f)

M 8 entzieht sich der geregelten Arbeitswelt, der Welt der ‚Ökonomie‘ stellt sie ihr eigenes System aus Verzicht und Reduktion der Bedürfnisse entgegen. Sie ‚verlässt‘ die Welt, in der Kind und Job schlecht zu vereinbaren sind, und 1986 auch der Welt, in der Tschernobyl das Gemüse und die Milch verstrahlt. Sie geht mit der sieben Monate alten Tochter monatelang in die Karibik, als ihrer Bio-Händlerin die unverstrahlten Trockenmilch-Konserven ausgehen. Dort erntet sie Mangos, mit denen sie ihr Kind ernährt, jobbt zwei Stunden am Tag und lebt ansonsten in einer naturnahen, anspruchslosen und zurückgezogenen Welt mit ihrem kleinen Kind, das dort nicht einmal Schuhe hat, als es laufen lernt, weil man keine kaufen kann.

Wir hatten ja nicht einmal Laufschuhe dabei, (lacht) gar nicht auf die Idee gekommen, dass ich für das Kind ja dann Laufschuhe mitnehmen muss, nachdem ich sie als Baby dahingeschleppt habe ... Aber es war auch egal, dann ist sie halt barfuß gelaufen, barfuß laufen lernen. Ja, das war ganz schön.  
... und sind dann immer in so 'ne Bucht, die ganz einsam war. ... Und ansonsten hat man so Sachen gemacht wie Mangos geerntet, das war dann die Mangozeit, dann musste man Mangos ernten, dann haben wir

die eingeweckt (lacht) damit wir halt dann irgendwie - weil die Reifezeit ja dann auch schnell vorbei geht - damit wir halt dann länger was davon haben und so. Ja. Und dann Mango-Mus gemacht. (M 8: 4f)

Mit allen ihr zugänglichen Mitteln schafft sich M 8 einen eigenen ‚Mutter-Kind-Kosmos‘, der Züge von ‚Natürlichkeit‘ und ‚Ursprünglichkeit‘ trägt und in dem Mutter und Kind ein stark miteinander verbundenes Leben führen. Das Kind wird auf dem Rücken getragen und nicht im Kinderwagen gefahren, es wird auf dem Boden gewickelt und nicht auf dem Wickeltisch, es schläft bei der Mutter im Bett, wo es auch „ganz unkompliziert“ gestillt werden kann, wenn es aufwacht, es ist bei allen Tätigkeiten der Mutter rund um die Uhr dabei. Damit ‚verschmilzt‘ M 8 mit dem Kind, und tritt in ihrer Erzählung über die Kleinkindzeit kaum mehr als eigenständige, von dem Kind getrennte Person auf, die, neben dem Kind, noch ein ‚Eigenleben‘ wahrnimmt.

M 8 schafft auch nach der Rückkehr aus der Karibik von der realen Welt abgeschottete und ‚abgeschlossene‘ Wohn- und Ausbildungssysteme für ihr Kind, indem sie zuerst mit einer anderen Mutter eine WG gründet, und dann mit anderen Müttern fünf Wohnungen in einem Wohnblock anmietet, damit keine Mutter alleine ist und man sich gegenseitig unterstützen kann, mit „Spielplatz in der Mitte“ (M 8: 6). Weil sie möchte, dass das Kind in einen Kindergarten geht, „der unseren Idealen entspricht“, gründet die „Lebensgemeinschaft“ der Mütter selbst einen Kindergarten und stellt eine Erzieherin ein. Die Kinder gehen später gemeinsam in eine Montessori-Schule, ein Shuttle wird organisiert, der die Kinder täglich in die Schule bringt, wo sich die Mütter auch in verschiedenen Ämtern engagieren. Die Gemeinschaft mit den anderen Frauen funktioniert gut, M 8, die vorher mit einem Ehemann nur wenige Wochen zusammen wohnen konnte, weil es einfach „überhaupt nicht geklappt“ hat (M 8: 6) und die beiden sich „auf überhaupt nichts einigen konnten“ bezeichnet die Phase der Lebensgemeinschaft mit anderen Müttern, in der sich alles um die Kinder dreht, als „ganz schöne Zeit“.

Aber es hat sich dann halt alles gelohnt, weil es einfach so ‚ne Gemeinschaft war von Kindern und weil die Kinder ja wirklich dann den Schulweg hatten und gemeinsam in die Schule gehen konnten und nicht jedes, na, was ja dann oft bei Privatschulen ist, dass das eine Kind von irgendwo kommt und die Freunde gehen in eine andre Schule, Schulen, oder die Nachbarskinder. Und das hatten wir dadurch auch gelöst. Und, dann haben wir uns auch alle irgendwie biss‘l engagiert in der Schule: Jeder hatte so irgendeinen Posten dann bezogen, und das hat dann so die Gemeinschaft auch noch mal gestärkt, und das war dann einfach auch eine ganz schöne Zeit. (M 8: 7)

Die ‚Welt‘, die M 8 für ihr Kind geschaffen hat, ist in wesentlichen Merkmalen disparat zur realen Welt. In dieser ‚Welt‘ gelten wichtige Regeln und Verhaltenskodizes der ‚realen Welt‘ nicht. Wo man sich ihr nicht durch eigene Regeln (Kindergarten-Gründung), durch eine veränderte Haltung zu ihren Werten (Verzicht auf ein gutes Einkommen) oder durch akzeptablere Alternativen zu unumgänglichen Pflichten (Montessori-Schule statt Regelschule, Mütter-WG statt Ehe) entziehen kann, gibt es noch den räumlichen Rückzug. M 8 ver-

sucht, ihrer Tochter selbst die Erfahrung zu ersparen, die zu verhindern nicht in ihrer Macht liegt. Als 1986 der atomar verseuchte Regen über Süddeutschland Sandkästen, Wiesen und Gemüse mit Cäsium verstrahlen, geht sie so lange und so weit weg, wie es Geldbeutel und Visum erlauben.

Das Idyll des geschützten Mutter-Kind-Kosmos, wie es M 8 für sich und ihr Kind erlebt, stellt sich nicht von alleine ein. Er wird in vielen Einzelschritten geplant und organisiert. Die Mutter ‚erschafft‘ sich und ihrem Kind diese ‚Welt‘, die sie der realen Welt entgegen setzt, der sie sich auch so weit wie möglich entzieht. Zur Aufgabe der Mutter zählt aus Sicht von M 8, für Mutter und Kind ein optimales und gegenüber der Realität optimiertes Umfeld zu schaffen. Implizit ist für die Realität damit ein potenziell suboptimales Umfeld, das sie sozial und räumlich meiden muss und vor dem sie ihre Mutter-Kind-Welt auch schützen muss.

*Die Mutter-Kind-Welt als Gegenwelt zur realen Welt*

<b>Sozialwelt/W1 aus Sicht M 8</b>	<b>Mutter-Kind-Kosmos „erschaffen“/W2</b>
Ökonomie	Negierung Ökonomie
Wohn- und Lebensform ‚Familie/Paar‘ als ‚optimal‘ gesetzt	Wohn- und Lebensform ‚Gemeinschaft der Mütter‘ als optimal gelebt
Angebote der ‚Warenwelt Kind‘ (Kinderwagen, Fertigbrei, Wickeltisch, Auto mit Kindersitz)	unkomplizierte, einfache Substitute (Tragetuch, Brust, barfuß laufen, Fahrrad, Rucksack)
Vereinbarkeitsproblem Kind und Beruf	Einheit von Kind und Mutter ‚24 am Tag‘
Bedürfnisse Frau/Mutter konfliktieren mit Bedürfnissen des Kindes	Bedürfnisse Frau/Mutter äquivalent mit Bedürfnissen des Kindes
nicht-ideale Erziehung u. Schule	(individuell) ideale Erziehung und Schule
potenziell gefährlich (Tschernobyl, schlechtes Schulsystem, Einblick in negative Erfahrungen der Mutter)	Schutz und Rückzug

Mit dem Ende der Grundschule entscheidet sich die Tochter (TM 8), auf eine normale Realschule zu gehen. Damit endet in der Erzählung der Mutter die Zeit, in der sie dem Kind eine ‚eigene Welt‘ anbieten kann, die weitgehend von ihr selbst so gestaltet ist, wie sie es für optimal erachtet. Als sie ihre Tochter am ersten Realschultag begleitet, wendet sich der Direktor mit den Worten an die Eltern, „die schönen Zeiten wären jetzt vorbei“. Für M 8 bedeutet der Übertritt in die Realschule mehr als für andere Eltern. Für sie ist es auch ein ‚Übertritt‘ in die reale Welt, die nicht mehr von der Mutter gestaltet und optimiert ist. In der staatlichen Schule, wo man ihr selbst (M 8) den Spaß am Lernen „kom-



plett ausgetrieben“ hat und die Schüler laut Mutter nicht gleichwertig behandelt werden, sondern „wie irgendwelche Halbmenschen oder halb fertige Menschen“ (M 8: 9), kann sie ihr Kind nur noch „durchbegleiten und schützen“. Der ‚Machtbereich‘ der Mütter-Gemeinschaft endet an der Pforte der staatlichen Schule.

Da ist sie dann in die Realschule ... Das war dann ein ziemlicher Bruch, weil der uns dann halt irgendwie gleich als Eltern mal so eingeschworen hat, von wegen die schönen Zeiten wären jetzt vorbei und hier ist es das richtige Leben und so, das war so der Spruch vom Direktor zum Empfang. Ja, okay, dann haben wir halt gewusst, wir müssen die Kinder da jetzt eigentlich nur irgendwie durchbegleiten und schützen, weil verändern können wir hier nichts. (M 8: 9)

Wo die Mutter nicht ändern, gestalten und optimieren kann, will sie mindestens begleiten. Die Aufgabe, ihre Tochter dann zu schützen, wenn die ‚Welt‘ für sie gefährlich ist (Tschernobyl), sie als Persönlichkeit nicht genug achtet oder in ihrer Entwicklung nicht unterstützt (staatliche Schule) bekräftigt M 8 noch einmal, als die Tochter bereits erwachsen und aus dem Haus ist. Die Mutter lehnt es ab, vor der Tochter ihre Traurigkeit über die Trennung von ihrem Partner zu zeigen und erspart ihr auch Informationen, die sie belasten könnten. Sie möchte in ihr lieber „wieder ein Kind haben“, das „geschützt gehört“.

Die letzte Zeit war's dann auch so, dass sie dann auch das eingefordert hat, dass ich das tun muss und, und fiel mir dann auch ganz schwer, weil ich mich nicht gut beherrschen konnte und weil ich gemerkt habe, dass ich sie unheimlich belaste damit. Also, dass, wenn ich dann traurig bin, sie auch traurig ist. Und ich dann-. Da bin ich dann wieder in meine Mutterrolle, und dann wollte ich auch wieder ein Kind haben, das jetzt irgendwie geschützt gehört. (M 8: 16)

M 11 verbindet mit dem Mutter-Werden einen wichtigen „Einschnitt“ in ihrem Leben. Durch das Mutter-Werden wird sie nach einem Leben als Studentin in der Welt der ‚Rationalität‘ wieder zu sich selber und zur ‚Emotionalität‘ „zurückgebracht“. <sup>174</sup>

Wie soll ich sagen? Für mich war also dieses Schwanger-Werden, Mutterwerden, Kindkriegen also ein ganz wichtiger Einschnitt in meinem Leben und hat 'ne ganz große Veränderung gebracht. Und hat mich eigentlich zu mir selber wieder zurückgebracht, und dafür bin ich also dem Kind oder diesem Muttersein sehr, sehr dankbar. (M 11: 1f)

Bis ihr Kind etwa drei Jahre alt ist lebt M 11 ein vollkommen auf das Mutter-Sein und auf ihre Bedürfnisse als Mutter abgestimmtes Leben. Sie zieht sich mit dem Kind (und einer anderen Mutter mit Kind) in ein Ferienhaus nach Italien zurück. <sup>175</sup>

Und, und habe dann mit ihr ein halbes Jahr in Italien gelebt - also, wir hatten zu der Zeit schon ein Haus in Italien - und von ihrem

---

<sup>174</sup> Vgl. S. 55.

<sup>175</sup> Siehe 4.3.1.2.

anderthalbten bis zum zweiten Lebensjahr war ich dann so in Italien mit ihr. Ziemlich, was sehr Ursprüngliches, und da gab's auch kein Wasser und das war alles Wildnis und so. Und da habe ich irgendwie auch so ganz urmütterlich-elementar mit ihr gelebt, so mit selber Brot backen und Gemüse anbauen und ... Gemüse aus dem Garten ernten, für das kleine Kind kochen. Und am offenen Feuer baden, am Ofen und so. Da war ich mit ihr alleine unten, und dann kam 'ne Freundin noch dazu mit ihrem Sohn, dann waren wir die zwei Frauen mit den zwei Kindern und wir haben da also unsere Urmutterbedürfnisse befriedigt. (M 11: 3)

M 11 gestaltet sich in der vom Alltag abgeschlossenen Idylle des italienischen Ferienhauses eine von ihr optimierte Umgebung und reduzierte ‚Welt‘, in der nichts existiert als das, was sie für das Ausleben ihrer „Urmutter-Bedürfnisse“ braucht. In diesem geschützten Raum ohne die Anforderungen eines Alltags (nach den Regeln von W 1), kann sie das, was in ihrer Vorstellung die „Urmutter“ früherer Zeit gemacht hat, sozusagen ‚nachstellen‘ oder ‚nachspielen‘. Sie entdeckt „elementare“ Verhaltensweisen wie Brot selbst backen, Gemüse anbauen, Feuer machen und Wasser holen. Dabei geht sie davon aus, dass all diese von ihr imaginierten und nachgeahmten Verhaltensweisen „ursprünglich“ sind. M 11 lebt mit ihrem Kleinkind so, wie sie sich das Leben als Mutter vorstellt, nah an der Natur und absolut frei von zivilisatorischem Druck oder beruflichen und sozialen Notwendigkeiten der heutigen Welt. Dass sie selbst und auch ihre nachgereiste Freundin so ihre „Urmutter-Bedürfnisse“ befriedigen zeigt, dass eine solche Lebensweise in erster Linie den Wünschen der erwachsenen Frauen geschuldet ist. Ob es für das Kind ebenso notwendig und wichtig ist, so zu leben, bleibt zumindest offen. Priorität wird jedenfalls auf die Bedürfnisse der Mutter gelegt.

Bei M 11 ist die ‚Urmutter‘, die sich in naturnaher Umgebung mit dem Kind basalen Tätigkeiten wie „Brot backen“ und „Gemüse ernten“ widmet, eine auf ihre „Ursprünglichkeit“ reduzierte Mutter. Diese ‚Reduktion‘ stellt aber für die städtische Mittelstandsfrau des 20sten Jahrhunderts eigentlich eine Erweiterung ihrer Möglichkeiten dar. Sie kann, indem sie sich zeitweise in den Rückzug in den Mutter-Kind-Kosmos begibt, auf besonders intensive Weise Mutter sein. Alle Faktoren, die eine Frau dieser Zeit und Kultur normalerweise handhaben und vereinbaren muss wie berufliche Tätigkeit bzw. Broterwerb und Partner, städtisches Wohnumfeld und soziale Kontakte, können im Haus in Italien ausgeblendet werden. Auch das soziale Umfeld ist zahlenmäßig reduziert, dafür aber emotionalisiert. Die (erzählte) Umwelt besteht nur aus einer Freundin mit Kind, die in der gleichen Situation ist wie M 11. Der hohe Grad an Empathie und Selbstähnlichkeit des Umfelds („unsere Urmutterbedürfnisse“) ist ein Rückgriff auf eine Art von homogener ‚Gesellschaft‘, wo alle etwa das gleiche erleben und wollen, wie es sie in unserer Zeit kaum mehr gibt. Im Rückzugsraum kann die Mutter leben, ohne heterogenen Ansprüchen (Partner, Chef, Steuerbehörde, Schwiegereltern etc.) gerecht zu werden und in einem vielfältigen, nicht speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnittenen Umfeld Kompromisse einzugehen.

Die anspruchslosen sich wiederholenden Tätigkeiten der Versorgung und Haushaltsführung, die normalerweise den Tagesablauf einer Mutter mit Kleinkind prägen, wenn sie zu Hause bleibt, werden durch die Verlagerung in die Idylle des italienischen Hauses aufgewertet und positiv emotional aufgeladen. Da das Leben sozusagen in eine andere Zeit versetzt wird (Leben auf dem Land und auf dem Entwicklungsstand früherer Jahrhunderte ohne Elektrogeräte und fließendes Wasser), ist das Aufgabenspektrum der Mutter damit ungleich attraktiver.<sup>176</sup> Wo man sonst zum Supermarkt geht und vorher die Kinder noch anzieht und im Kinderwagen durch die autogerechte Stadt kutschiert, wird hier selbst geerntet und gebacken. Wo man sonst mit einem Handgriff die Heizung anschaltet, wird ein knisterndes Holzfeuer gemacht. Die Mutter lebt im Gleichklang mit dem Kind, der Mitwelt und der Natur, ihr Mutter-Sein ist ihr ein „Bedürfnis“.

Jeder scheinbaren Reduktion steht in den Beispielen von M 11 und M 8 ein ‚Gewinn‘ gegenüber. Verluste im sozialen Leben werden durch emotionale Intensität aufgewogen, die Reduzierung zivilisatorischer Bequemlichkeiten führt auch zu einer Reduzierung belastender Heterogenität und zur Erlangung eines Gefühl von Homogenität und Einklang, auch mit der Natur und der (bei M 11 auf ähnliche Personen) um ihre Komplexität reduzierten Mitwelt.

Im Mutter-Kind-Kosmos wird eine Erlebnis-Intensität als Mutter gerade dadurch möglich, dass man den sozialen Alltag meidet. So gesehen ist diese selbst gestaltete Welt des Mutter-Kind-Kosmos nicht nur eine Möglichkeit, die Mutterschaft sozusagen ganz störungsfrei zu genießen. Die (künstlich) hergestellte ‚Natürlichkeit‘ und ‚Ursprünglichkeit‘ der Urmutter-Idylle wirft auch ein Licht auf die in unserer Gesellschaft offensichtlich mit dem Vollzeit-Mutter-Sein verbundenen wenig interessanten Aufgaben und Möglichkeiten der Alltagsgestaltung: Alle haushaltsnahen Tätigkeiten sind heute im Grunde anspruchslos und wenig attraktiv. Mütter von Babys und Kleinkindern sind oft sozial isoliert und verrichten die Versorgungstätigkeiten überwiegend abgetrennt von einem heterogenen sozialen Umfeld.

Mit der Rückzugs-Idylle in Italien schottet M 11 die Mutter-Kind-Welt (W 2) gegenüber der ‚normalen‘ Welt (W 1) inselhaft ab. Nur Mütter und Kinder haben Zutritt, nur ‚ursprüngliche‘ Tätigkeiten werden dort verrichtet. Berufliches, Finanzielles, die alltägliche Welt in Form von Einkaufen, Autofahren, Rechnungen zahlen oder Geld von der Bank holen, alles Dinge, die M 11 sicher in der Zeit gemacht hat, erscheint in der Rückschau ausgeblendet.<sup>177</sup>

Nicht nur räumlich, indem sie für Außenstehende kaum zugänglich ist, sondern auch zeitlich ist die Mutter-Kind-Idylle eine Art ‚Insel‘. Man kann dort zwar

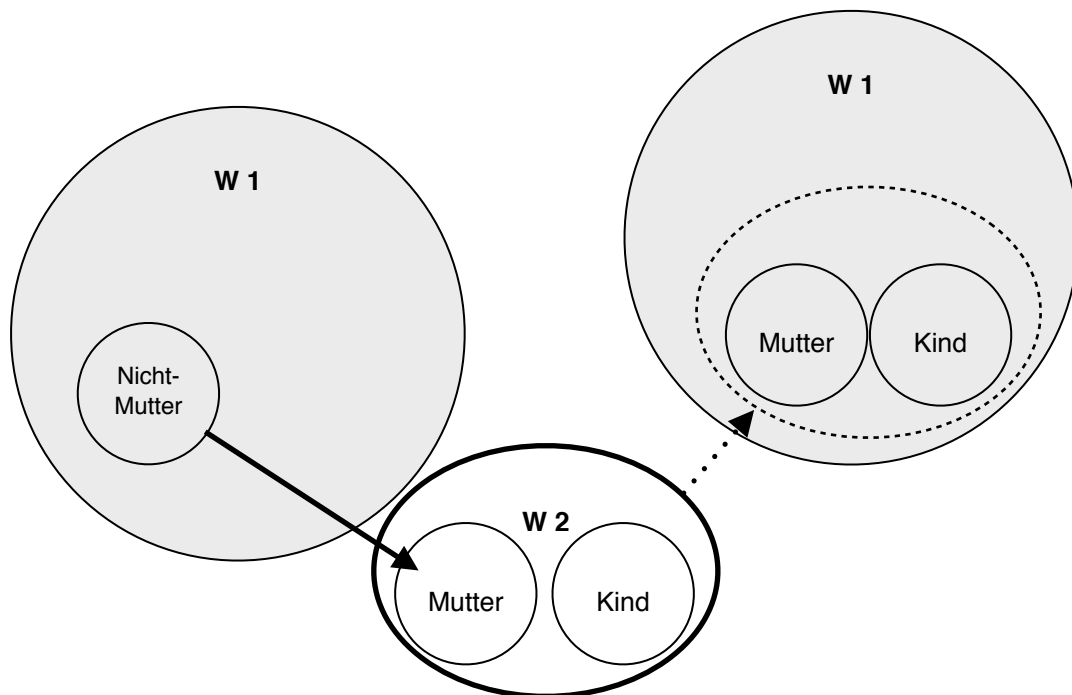
---

<sup>176</sup> Wer jemals halbe Tage auf dem von der Wohnung getrennten ‚Spielplatz‘ verbracht hat, weiß, wie eintönig es auf Dauer sein kann, selbst untätig zu sein, während das Kind sich beschäftigt.

<sup>177</sup> Hier zeigt sich sehr deutlich, dass die biografische Alltagserzählung, ähnlich wie eine literarische Erzählung sehr wohl semantische Räume konstruiert, die eine bestimmte Bedeutung haben und eine ‚dargestellte Welt‘ entwirft, die eine bestimmte Botschaft evoziert.

lange (ein halbes Jahr), aber nicht für immer bleiben. Die Zeit ist also endlich, aber eine „intensive Zeit“. Um sie zu bewahren führt M 11 Tagebuch, um „alles fest zu halten“, was zeigt, dass ihr diese Endlichkeit schon dort bewusst ist. Es ist also kein gänzlich ‚Aussteigen‘ im Sinne von ‚Verlassen‘ der normalen Welt, sondern eine Unterbrechung und Auszeit, von der aus man wieder in die soziale Realität zurückkehren kann und wird.

Aber das war einfach alles emotional sehr, sehr intensiv. Also, das ist in mir selber sehr intensiv gespeichert, habe auch sehr viel Tagebuch geschrieben in der Zeit, also, ... gesammelt natürlich, was das Kind dann halt so gemacht hat oder gesammelt hat oder gefunden hat.  
(M 11: 2)



---(t1)-----t 2-----t 3 - tn----->  
 L 1 in W 1                      L 2 in W 2                      L 2 in W 1  
 Studentin<sup>178</sup>                      Mutter-Kind-Idylle separiert                      Leben als Mutter in W 1

M 11 findet auch nach der Rückkehr aus Italien eine Möglichkeit, ihre Welt (W 2) im Alltag zu erhalten und zu bewahren, konzentriert sich beruflich auf die Arbeit mit Schwangeren und gestaltet so eine Umgebung und einen Alltag, in dem, „das Mutterthema“ sie „dicht“ umgibt.

Ja, und das, dieses, dieses Leben mit dem kleinen Kind dann und mit dieser Entwicklung von dem Kind und mich als Mutter zu erleben und die Arbeit mit den Schwangeren, also, das war dann sehr dicht um dieses ganze Mutterthema rum für mich. (M 11: 2)

<sup>178</sup> M 11. Sie lebt als Studentin unglücklich und bricht aus der ‚rationalen‘ Welt in die ‚Mutterwelt‘ aus.

Damit ihre Tochter auch weiter nach ihren „pädagogischen Freiheitsvorstellungen“ erzogen wird, kommt sie in einen entsprechenden Kindergarten, auch wenn der nicht im Viertel ist und M 11 jeden Tag weit fahren muss, um sie dort hin zu bringen.

M 11 genießt die Zeit bis zum Gymnasium mit dem Kind. Sie unternehmen viel, sie arbeitet in der Wohnung, andere Kinder aus dem Haus wachsen in engem Kontakt mit ihrer Tochter auf, sie erleben eine „schöne, intensive Zeit“. Die Mutter schätzt vor allem das gemeinsame Spielen und hat das Gefühl, dass sie als Nachkriegskind jetzt die Gelegenheit hat, mit den schönen Spielsachen ihres Kindes auch die eigene Kindheit „nachholen“ zu können.

Also, da war's für mich so, also, dieses, dieses kleine Kind und dieses Spielkind, da hatte ich so das Gefühl, dass ich da auch so 'n Stück selber nachholen konnte. Also, was es dann einfach an Spielsachen uns so gab, weil, ich war halt ein Kriegskind und habe halt nichts gehabt, irgendwie. Und diese, dieses, diese ganzen Materialien und diese ganzen Spiele und die schönen, und schönen Sachen, die es gab, das habe ich schon irgendwo auch mit genossen, muss ich sagen. (M 11: 5)

Mit dem Übertritt aufs Gymnasium endet diese schöne Zeit mit dem „Spielkind“. Die Tochter (TM 11) selbst konstatiert die Veränderung und spricht sie aus: „Mama, du kannst meine Spielsachen wegräumen, die Kindheit ist zu Ende.“

Und dann im Gymnasium, das war halt dann schon einfach - das kennen Sie ja - was das dann für 'n Einschnitt ist, wenn ein Kind einfach zeitlich. Und da gab's so einen Punkt, also, wo wir am Tisch saßen und da ihr Latein gebüffelt hat, wo sie gesagt hat – da war sie 11 -: „Mama, du kannst meine Spielsachen wegräumen, die Kindheit ist zu Ende.“ Also, wo sie das selber so empfunden hat. Schon wahnsinnig brutal, irgendwie. (M 11: 5)

M 11 findet die Einsicht der Tochter „brutal“. Sie setzt dieses Ende der schönen (Spiel-)Kinderzeit gleich mit einem Ende der Zeit, in der die Emotionalität im Vordergrund steht. Die ‚Rationalität‘ aus Welt I kehrt in Form der schulischen Leistungsanforderungen an die Tochter in das Leben von M 11 zurück. Ein Aufsatz der Tochter wird vom Lehrer mit Note Fünf bewertet, weil diese in ihrer Geschichte „ein Wunder geschehen“ lässt. Der Lehrer begründet seine Entscheidung damit, dass sie die Wendung in ihrer Erzählung nicht „sachlich und intellektuell und vom Verstand her“ aufbaut. Ein Wunder „geht nicht am Gymnasium“ konstatiert M 11, während sie selbst dem Wunder und der Fantasie positiv gegenüber steht.

Und dann haben s' mal einen Deutschaufsatz schreiben müssen im Gymnasium und da hat sie eine Fünf drauf gekriegt. Und da habe ich den Aufsatz halt so durchgelesen, fand den irgendwie ganz schön, und, gut. Und bin dann zum Lehrer und habe gefragt, also, wie er auf die Note kommt, und dann hat er gesagt, ja, sie hat da ein Wunder zum Schluss passieren lassen – also, es ging um ein Mädchen, was blind war oder was – und sie hat da 'n Wunder passieren lassen, hat das wieder sehend gemacht, und das geht also nicht im Gymnasium. ... es

geht drum, da irgendwie sachlich und intellektuell und vom Verstand her, und da hat die Fantasie gar nichts zu suchen, und Wunder haben da auch nichts zu suchen. Und sie hat sozusagen das Thema verfehlt. Und deswegen hat sie eine Fünf. (M 11: 5)

Mit diesem Ereignis ist für M 11 die intensive und schöne Zeit vorbei, in der Kreativität, Phantasie, und Emotionalität mehr zählen als Verstand und Sachlichkeit. Sie beschreibt, dass Spielen, Kreativität und Phantasie dann auch langsam „verblässen“, „zurückgestellt“ werden müssen, „eingeschlafen“ und schließlich „verschwunden“ sind. Diesen Prozess empfindet sie als „schmerzhaft“ für sich und auch für das Kind.

Und das waren alles so Sachen, also, die mir einfach sehr wehgetan haben, so als Mutter, und, also da so dieses Erleben, wie das Kind da so woandershin muss und hinwachsen muss. Sie war eine sehr Kreative, ein sehr fantasievolles Kind, unglaublich intensiv gespielt. Und wie das dann so, alles so dann so langsam verblasst ist und, und eingeschlafen ist und zurückgestellt werden musste und verschwunden ist, das fand ich ein bisschen, also. Oder hab das erlebt, wie schmerzhaft das auch für sie war. (M 11: 5)

Damit kehrt die Welt der ‚Rationalität‘ wieder ins Leben von KM 11 zurück. Die Fünf für den Aufsatz, die sich trotz der Intervention der Mutter nicht abwenden lässt, ist der objektive Beweis, dass die Regeln und Normen von W 1 nun wieder gelten, direkt für das Kind und damit auch indirekt für die Mutter.

Auch wenn die Tochter zu diesem Zeitpunkt kaum 11 Jahre alt ist, ist für M 11 damit deren ‚Kindheit‘ beendet. Direkt an diesen Passus springt M 11 in ihrer Erzählung in die Jetzt-Zeit: „Ja, jetzt ist sie erwachsen, wird 29 jetzt“ (M 11: 5f)

<b>Rückkehr in W 1</b>	=>	<b>Verlust der Merkmale von W 2</b>
		emotionale Intensität
		Homogenität, Einklang
		Freiheit
		Autonomie
		Erlebnis-Intensität

Was M 11 durch den sozialen Rückzug aus W 1 gewonnen hat, muss nun „schmerzhaft“ wieder zurückgegeben werden. W 1 und W 2 stehen damit in Verhältnis einer wechselseitigen Reduktion. Man muss Werte, Regeln und Operationen aus W 1 reduzieren, um in den Genuss von W 2-Merkmalen zu kommen. In dem Maße, in dem W 1 wieder auf das Leben von M 11 und ihrer Tochter Einfluss gewinnt, reduzieren sich die in W 2 erlangten Gewinne wieder.

Für das Kind ist aus Sicht von M 11 die Zeit in der rein ‚emotionalen‘ Welt (W 2) gleichzusetzen mit ihrer Kindheit (TM 11). Das Gymnasium markiert den Übertritt in das ‚wirkliche‘ Leben (L 1) mit den Anforderungen von W 1, die gesetzt sind und nicht wählbar, und die es zu erfüllen gilt. Der Übertritt ins Gymnasium wird in der Erzählung von M 11 als „schmerzhaft“ geschildert. Dabei schließt sie die Tochter in den eigenen Schmerz („auch für sie“) mit ein. Ande-

rerseits schildert sie, dass die Tochter diese neue Lebensphase annimmt, sie will sich „entwickeln“, will im Gymnasium und damit im Leben „weiterkommen“ und „den Anforderungen“, die ihr nun im ‚wirklichen‘ Leben gestellt werden, auch entsprechen.

Also, dieses Reindrängen ins Leben. Und diese Bereitschaft, also, sich weiter zu entwickeln und weiterzukommen und den Anforderungen zu entsprechen. Also, wie sie das so gemacht hat mit dem Gymnasium, das finde ich schon stark. (M 11: 5)

Das „Reindrängen“ ins Leben impliziert, dass die Tochter bisher nicht Teil des (realen) Lebens war. Dass die Tochter (TM 11) mit Energie und durch eine Enge „rein“ ins Leben ‚drängen‘ muss, kommt einer Geburts-Metapher gleich. Sie überwindet mit diesem ‚reindrängen‘ die Grenze, mit der M 11 ihre ‚Kinder-Welt‘ abgeschottet hat und erklärt sich selbst zum Teil der realen Welt, in der sie sich entwickeln möchte. Dort „weiterzukommen“ ist für TM 11 alternativlos. Sie möchte nicht weiter durch besondere Schulformen und den von der Mutter (M 11) bevorzugten „Summerhill-Geist“ (M 11: 3) vor den Anforderungen der realen Welt geschützt werden.<sup>179</sup>

Für M 11 ist ihr separiertes Leben als Mutter mit Kind (L 2 in W 1) damit gefährdet, es „verschwindet“ mit dem Übertritt der Tochter von der Waldorf-Schule ans Gymnasium. Der Verlust der ‚Kindheit‘ als der von der realen Welt abgetrennte „Spiel- und Fantasie-Kindheitswelt“, zu der auch sie als Mutter Zugang hat, wird von M 11 als ihr eigener Verlust bedauert. Ihr fällt es „schwerer“, sich von Spielzeug zu trennen, das nicht mehr altersgemäß ist, während die Tochter sich einfach „zack“ davon trennt.<sup>180</sup> Die Tochter durchschreitet die einzelnen Entwicklungsphasen ihres Lebens, einschließlich der Kindheit, als „Weg“ nach vorne, verlässt schließlich die Kinder-Welt. („Mama, du kannst meine Spielsachen wegräumen, die Kindheit ist zu Ende.“) und entwickelt sich zur Jugendlichen und Erwachsenen. Während sich M 11 nicht vorstellen kann, wie sie (TM 11) sich vom „Kindergartenkind“ zum „Vorschulkind“ bis zur „erwachsenen Frau“ entwickelt und in jede Veränderung bei der Tochter erst „reinwachsen“ muss, führt die Tochter die Mutter (M 11) durch ihr eigenen Entwicklungsphasen die sie jeweils ankündigt. Von „du kannst jetzt meine Spielsachen wegräumen“ über „ich hab jetzt ne Beziehung“ zu „ich brauch jetzt ein größeres Bett“ und „wir möchten heiraten“ wird sie Schritt für Schritt und „ganz selbstverständlich“ erwachsen.

Und ja, sie ist dann irgendwie so ganz selbstverständlich erwachsen geworden, und, eines Tages ... mal einen Freund, oder was. ... mal in die Disco gegangen, mit den Freundinnen, und ja, ... netten Knaben

---

<sup>179</sup> Hierzu gibt es im Sample Parallelen anderer Kinder, die sich in der Pubertät von Waldorf und anderen schulischen Sonderkonzepten abgrenzen und sich im Leben bewähren wollen. Eine Tochter von M 2 will irgendwann nur noch Plastik-Möbel und „Bitte nichts mehr aus Holz!“ (M 2, S 3 f) und die Tochter von M 12 wehrt sich gegen die Vereinnahmung durch die schulischen Veranstaltungen in der Privatschule, weil sie „gar keine eigene Zeit“ mehr hat. (M 12, S 14).

<sup>180</sup> Später stellt sich heraus, dass M 11 viele Spielsachen aufgehoben hat, auch ihren eigenen „Kindheitsbär“, die sie dann beim Enkelkind reaktiviert.

kennen gelernt. Und dann kam sie nachhause und hat gesagt: „Ich habe jetzt eine Beziehung.“

Also, hat sie irgendwie immer so nett, also, halt mit ihren Freundinnen wahrscheinlich besprochen, wie das alles so geht mit der Beziehung. Und, und mit dem war sie dann ein paar Monate befreundet, und dann hat sie 'n anderen kennen gelernt, der jetzt auch ihr Mann ist. Und dann fängt sie irgendwo an; „Ich brauch jetzt ein größeres Bett“, ...

Und dann ist das irgendwie auch normal, also, das hätte ich mir nicht vorstellen können, wie sie Kindergartenkind war oder Volksschulkind war, dass das dann eines Tages so ist, dass dann da 'ne erwachsene Frau ... ist, .... irgendwann ... „Äh, du übrigens, ich wollte dir sagen, wir haben uns überlegt, dass wir heiraten möchten“ und ja, ... es war bei so 'nem Spaziergang im Nymphenburger Park. (M 11: 10f)

M 11 jedoch versucht, in der ‚Kindheitswelt‘ zu verbleiben, auch über die Kindheit ihrer Tochter hinaus. Ihr Zugang zu dieser ‚Welt Kindheit‘ ließe sich für M 11 zwar durch weitere Kinder verlängern, was jedoch zum Erzählzeitpunkt bereits ausgeschlossen ist

Und sie (Tochter) wollte diesen Weg gehen und, aber so als Eltern oder als Mutter, also, so, wie soll ich sagen, so diese Spiel- und Fantasie-Kindheitswelt auch für mich, äh, also, zu verlassen, aufzugeben... Und bei einem Kind – wenn man mehrere Kinder hat, rücken ja dann 'noch welche nach – und mit dem einen Kind war's halt dann wirklich zu Ende. das, also, fiel mir schwerer als ihr. (M 11: 5)

M 11 löst den Zugang zur ‚Welt Kindheit‘ von der Kindheit ihrer Tochter und verschafft sich eigene Zugänge über die Arbeit mit Müttern in Geburtsvorbereitungskursen und später über das Großmutter-Sein. Hier schließt sie wieder an die frühen Erlebnisse mit ihrer Tochter an, indem sie den Fahrradsitz aus der Zeit in Italien reaktiviert und ihren „Kindheitsbär“ wieder hervorholt als Relikte der Kindheit. Sie sichert ihre Partizipation an der ‚Kindheit‘ mehrfach ab. Als Kleinkindmutter genießt sie die Kindheit ihrer Tochter mit, sie konserviert Relikte der Kindheit und reaktiviert sie später als Großmutter wieder.

Die Hinwendung als junge Frau zu Studium und Rationalität ist für M 11 temporär und reversibel. Die „Rückkehr“ zu Emotionalität, Mutter-Sein und Frau-Sein dagegen ist irreversibel. Während ihre Tochter die Welt der ‚Kindheit‘ verlässt, verbleibt M 11 in der Welt der ‚Kindheit‘ und des ‚Mutter-Seins‘ als Welt der Emotionalität, die der realen rationalen Welt entgegengestellt wird und führt das von ihr favorisierte Leben (L 2) auch über die Kindheit ihrer Tochter hinaus fort. Später knüpft sie als Großmutter wieder an die positiven Erlebnisse und die ‚Welt‘ der Mutterschaft an. Sie betreut ihr Enkelkind regelmäßig zwei mal die Woche und sichert sich damit auch ihren Anteil am ‚Mutter-Sein‘ der Tochter (TM 11).

Habe (Spielsachen) aufgehoben und das hole ich jetzt wieder raus und habe ... meine eigene Kindheitspuppe und meinen eigenen Kindheitsbär. Und, und, also, erleb mit, wie soll ich sagen mit Lust und Freude dieses Großmuttersein jetzt.

...Das Radlfahren habe ich immer wahnsinnig gern mit meiner Tochter auch gemacht, also, an der Isar und so, und jetzt ... die kleine Helena fahren ... halt sich fest und schaut: „Oma, hier“, und „Oma, da“, und so. Und da merke ich schon, also, so im Umgang mit der Kleinen, das



macht mir schon ... wieder sehr Freude und da erlebe ich die Kleine sehr intensiv. (M 11: 6f)

Im Gegensatz zu anderen Beispielen des Samples, in denen ein wirklich ‚neues‘ Leben als Mutter nur temporär Bestand hat und die ‚Mutter‘ ihr Leben nach der Kleinkindphase als ‚Frau‘ weiterführt (erweitert um die Merkmale von ‚Mutter‘), verändert M 11 ihr Leben grundsätzlich und auf Dauer.

[Ich] hab gemerkt, dass mich dieses Thema nicht mehr verlassen hat: Alles was mit Schwangerschaft, mit Geburt zu tun hatte, sämtliche Bücher, alles hat mich so angezogen und habe da draus dann selber 'ne Ausbildung als Geburtsvorbereiterin eben dann gemacht ... weil dieses Thema, wie gesagt - Geburt, Schwangerschaft, Mutterwerden - also, das war dann irgendwie so mein Thema.

Und habe dann 15 Jahre lang insgesamt also Geburtsvorbereitungskurse gegeben, und da ist dann so langsam das Psychologische halt immer mehr mit reingeflossen. (M 11: 2)

Die Grenzüberschreitung von M 11 ist irreversibel und führt von einer alten Welt in eine neue und von einem alten Leben in ein neues. Der (implizite) Ausgangszustand als ‚Frau‘ mit ‚Emotionalität‘ und potenzieller Mutterschaft wird über den Umweg über die ‚Rationalität‘ als Studentin mit der Hinwendung zur Mutterschaft wieder erreicht („Rückkehr“).

#### *4.3.2 Versorgerin mit Mitbetreuern: Integration des Kindes in den bisherigen Alltag*

M 12, M 15, M 18, M 20 und M 30 können mit Kind nahtlos an ihr bisheriges Leben anknüpfen. Sie planen keine besonderen Auszeiten oder Rückzüge vom Berufsleben ein und leben mit Kind nicht wesentlich anders als bisher. M 30, die gerade ein Geschäft aufgemacht hat, steht drei Tage nach der Geburt des Kindes wieder wie gewohnt im Laden. M 18 integriert innerhalb von eineinhalb Jahren kurz nacheinander zwei ungeplante Babys in ihr bewegtes Leben mit mehreren Wohnsitzen, Jurastudium und turbulenter Partnerschaft. Sie greift, wie alle Teilnehmerinnen dieser Untergruppe, auf ein verlässliches und gut organisiertes System an Hilfspersonen zurück, muss aber auch hohe Belastungen dadurch in Kauf nehmen (bes. anstrengend Beruf/Kind). Sie führt mit dem Kindesvater, den sie als ‚Vater‘ für ungeeignet und unzuverlässig hält, eine Fernbeziehung. Die notwendige Unterstützung sucht sie im Familienkreis und engagiert ein Au-pair, das mit ihr in der Wohnung familiär zusammen lebt.

Die Einbeziehung von Mitbetreuern bei der Versorgung und Beaufsichtigung des Babys ist ein wichtige Voraussetzung dafür, das bisherige Leben fortzuführen. Hierzu zählt unter Umständen auch der Kindesvater, wie bei M 12, M 20 und M 30. Jedoch ist fehlende Unterstützung durch den Partner auch kompensierbar, wie bei M 18 und M 15, die alleine leben. Der Beruf wird vorübergehend zeitlich reduziert und flexibilisiert, um auch Zeit für das Kind zu haben. Außerdem sehen diejenigen Mütter, bei denen sich mit der Mutterschaft keine große Lebensveränderung verbindet, kein Problem darin, das Kind auch

in die Arbeitswelt zeitweise zu integrieren. M 12 kann ihr Baby auch mal ins Büro mitnehmen, der Sohn von M 30 wächst als Baby in ihrem Fotogeschäft auf und lernt das Krabbeln „auf einem Fotohintergrund“ (M 30: 3), M 15 sattelt teilweise auf Arbeiten um, die sie von zu Hause aus erledigen kann und geht ihren Job als Eventmanagerin „mit Baby unterm Arm“ an.

Aber gleichzeitig wollte ich nicht so ganz davon lassen, meinen alten Beruf so von heute auf morgen aufzugeben, und habe dann ... mein erstes großes Konzert alleine in der grade eröffneten Philharmonie durchgezogen. ... Und das alles irgendwie mit 'm Baby unterm Arm, ... muss halt irgendwie gehen. (M 15: 3)

Diejenigen Frauen des Samples, die das erste Kind und auch weitere Kinder in ihren bestehenden Alltag und ihre vorhandenen Lebenspläne und -Gewohnheiten einfach integrieren, haben, wenn auch bei einigem organisatorischem Aufwand, damit im Grunde keine Probleme. Es spricht nichts Grundsätzliches dagegen und es gibt keine unüberwindlichen Hindernisse. Bei recht unterschiedlichen Ausgangslagen haben das viele Frauen des Samples im Verlauf des Mutter-Lebens früher oder später versucht und geschafft.

Das Textkorpus weist eine große Variantenbreite der Lebensgestaltungen mit Baby und Kleinkind auf. Offenkundig steht der Sample-Generation, anders als vielen Generationen vor ihr, ein großes Spektrum möglicher Lebensentwürfe zur Verfügung, in dem sich die im Sample vorgefundenen Ausdifferenzierungen abbilden. Im Gegensatz zu dem, was über die Vorgänger-Generation erzählt wird und historisch bekannt ist, ist die Vorstellung, wie eine Mutter lebt oder zu leben hat, offensichtlich kulturell wenig normiert. Auch die jeweilige soziale Ausgangslage hat keinen entscheidenden Einfluss auf den weiteren Lebensverlauf als ‚Mutter‘. Verheiratet oder alleinstehend, ungeplante oder geplante Schwangerschaft, jung oder älter, berufliche Stabilität oder mitten in der Ausbildung, mit oder ohne familiären Rückhalt: diese Faktoren lassen kaum Rückschlüsse auf die weitere Lebensentwicklung und -Gestaltung zu. Eine gewisse Rolle scheint die gewählte Berufstätigkeit zu spielen. Diejenigen Frauen, die ihre Kinder in die Berufswelt integrieren, sind auch diejenigen, die ihre Berufssituation selbst bestimmen und vorübergehend an die neue Situation anpassen können. Etwa eine Journalistin, eine selbstständige Fotografin, eine Veranstaltungsmanagerin, eine Lehrerin, eine Übersetzerin, eine Künstlerin, eine Studentin. Aber auch daraus lassen sich nicht sogleich Schlüsse ziehen, denn auch unter den Vollzeitmüttern, die sich vorübergehend gegen den Beruf und für das zu Hause bleiben entscheiden, gibt es freie Berufe, Lehrerinnen, Selbstständige und Studentinnen, die eigentlich über kürzere oder flexible Arbeitszeiten verfügen könnten. Auch unter denjenigen Frauen, die ihre berufliche Situation in den ersten Lebensjahren des Kindes nicht flexibilisieren konnten, sind solche, die das akzeptiert haben (etwa M 4, die keine Halbtagsstelle bekommt und dann für 10 Jahre aussteigt), während andere Lösungen suchen und ihre berufliche Tätigkeit verändern oder das Einkommen durch Jobwechsel oder Annahme anderer Tätigkeiten erwirtschaften, ohne deshalb ganz zu Hause zu bleiben.

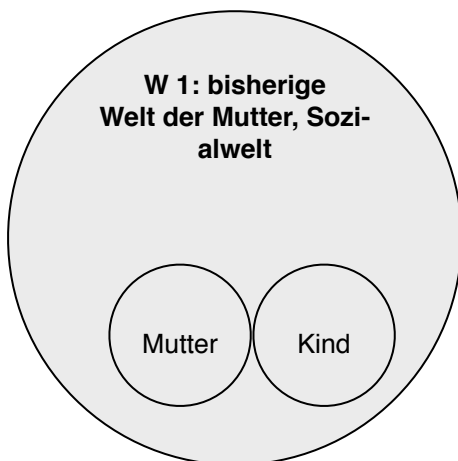
Der Beruf spielt für die meisten Mütter auch nach der Geburt des ersten Kindes eine Rolle, wobei die erste Zeit mit dem Kind oft als ‚Auszeit‘ von der beruflichen Tätigkeit gesehen wird. Dies geschieht natürlich überwiegend in sozialen Verhältnissen, die dies erlauben, in der Regel wird die Auszeit vom verdienenden Kindesvater finanziell ermöglicht. Allerdings ist etwa eine alleinstehende Mutter ohne Ausbildung bereit, von Sozialhilfe und Nebenjobs zu leben, um mit dem Kind drei Jahre ganz zu Hause bleiben zu können (M 8). Wo ein ‚Ernährer‘ fehlt, wird auf andere Hilfen zurückgegriffen, wenn der Wunsch nach einer ‚Auszeit‘ besteht. Dies können finanzielle Reserven, Unterstützung durch die Eltern oder Gelegenheits-Jobs sein. Man ist notfalls auch bereit, eingeschränkte und defizitäre Lebensbedingungen zu akzeptieren, wenn dies nötig ist. Ob die Integration des Kindes in den bereits bestehenden Alltag und in das bisherige Lebensmodell gelingt oder nicht, scheint dagegen eng mit dem Wunsch der jeweiligen Mutter korreliert zu sein. Das Maß an Selbstbestimmung und Gestaltungshoheit über die Lebensführung als Mutter erscheint hoch. Auch wenn es in Einzelfällen ‚objektive‘ Ursachen dafür zu geben scheint, den Beruf aufzugeben, wie bei M 29, die bei einem Jobwechsel des Ehemanns und dem damit verbundenen Umzug der Familie aufs Land ihren Beruf notgedrungen aufgibt, schwingen eigene Entscheidungen mit. M 29 bleibt nur so lange bei ihrem Lebenskonzept als ‚Hausfrau mit Mutterkittel‘, wie sie mit dieser Lebensweise glücklich ist. Als ihr Wunsch nach Berufstätigkeit wieder aufkeimt, setzt sie neue Prioritäten und kann problemlos in die Arbeitswelt zurückkehren.

Auch der womöglich ‚unpassende‘ Zeitpunkt einer ungeplanten Schwangerschaft nimmt keinen schicksalhaften Einfluss auf den Lebensverlauf der Mutter. Eine Teilnehmerin geht ins erste und später ins zweite Staatsexamen jeweils mit einem (ungeplanten) Babybauch und beendet ihr Studium trotzdem gleichzeitig mit ihrem Mann. Eine andere bedauert, das Studium nicht vor der ersten Schwangerschaft beendet zu haben und kann später ein neu aufgenommenes nicht beenden.

Entscheidend für eine gelingende Integration des ersten Kindes in die ‚bisherige Welt‘ (W 1) der Mutter sind andere Faktoren: alle Mütter, die ohne große Pausen und Brüche ihr gewohntes Leben weiter führen, lassen Mitbetreuung für ihr Kind zu. Sie bauen aus den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ein funktionierendes Betreuer- und Versorger-System für das Kind auf und passen zusätzlich wenn nötig ihre berufliche Tätigkeit in Art und Umfang vorübergehend an die neue Situation mit Kind an. Die Betreuungskonzepte im Sample sind vielfältig, in der Regel werden vertraute Personen bevorzugt (der Kindesvater, die eigene Mutter und Schwiegermutter). Einzelpersonen werden besonders in der frühen Kindheit bevorzugt (Tagesmutter, Kinderfrau, Au-pair). Kinderkrippen werden skeptisch betrachtet. Kindergärten dagegen erscheinen als gutes Hilfsangebot für die Verbindung von Beruf und Mutterschaft, wenn die Öffnungszeiten entsprechend flexibel und umfangreich sind.

Mitbetreuende Personen in berufsbedingten Abwesenheitszeiten sollen die Mutter aus Sicht des Samples nicht in der ganzen Bandbreite ihrer Handlung

gen, Aufgaben und Bindungen ersetzen. Man sucht pragmatisch eine Substitution für die Mutter, so lange sie abwesend ist. Nicht die Frage, durch wen das Kind am besten betreut wird, steht zur Debatte, sondern wie die Mutter am besten ihren Alltag weiter führen kann, ist entscheidend. Als Betreuerin hält man sich selbst für am geeignetsten. Insofern ist man sich mit den ‚Vollzeitmüttern‘ einig, dass man selbst als Bezugs- und Betreuungsperson zur Verfügung stehen möchte und auch ausreichend Zeit einplant, mit dem Kind etwas zu unternehmen. Quantitative Einschränkungen (zu wenig Zeit) sucht man auf der Ebene der Qualität zu begegnen und die ‚verlorene‘ Zeit mit dem Kind durch intensives Spielen, Kommunizieren und Beschäftigen zu kompensieren.



#### 4.3.2.1 Beispiel M 20: Prioritätenverschiebung

M 20 wird in der Prüfungsphase des Medizinstudiums schwanger. Sie entscheidet sich mit ihrem Partner dafür, das Kind zu bekommen. Doch damit trifft sie keine Entscheidung gegen das Studium. Beide Eltern wollen ihr Examen abschließen und sie wollen das Kind trotzdem weitgehend selbst betreuen. Das Leben, das M 20 bisher führte, geht für sie verändert, aber was die Ausbildung und den Freundeskreis betrifft, unterbrechungslos weiter. Sie führt es auch auf den Zeitgeist der 1970er Jahre zurück, dass sie sich nicht vor eine Entscheidung gestellt sieht. Mutter-Sein und Studentin-Sein schließt sich nicht aus, weil man in dieser Zeit „alles“ konnte.

Das waren so die Siebzigerjahre, da konnte man als Frau irgendwie alles, da wurde alles parallel gemacht, also, jetzt in Anführungszeichen: Schwangerschaft, das war ganz normal, das ist auch keine irgendwie ... da nimmt man nicht Rücksicht drauf. Ich habe genau alles so gemacht wie vorher auch, war da auch recht, also, nicht weich oder so, sondern eigentlich recht, ja, straight away; es ging so alles weiter, und die Geburt, da lief auch alles so irgendwie normal, auch ohne große Ängste oder so. (M 20: 8)

Konkret muss sie aber die Ansprüche an die Studentin und an die ‚Mutter‘ doch verbinden. Ein Examen muss geschafft werden, sie macht ihre Doktorarbeit und sie hat ein Baby zu versorgen. M 20 organisiert und improvisiert, nutzt die Schlafenszeit des Kindes für Promotion und Examensvorbereitung.

Ich sehe mich noch sitzen mit einer kleinen Reiseschreibmaschine damals, so 'ner ganz primitiven, meine Doktorarbeit tippend, mit drei, zweimal drei oder vier Fingern oder was. Hinten lag irgendein Baby, also, der älteste Sohn damals, und war eigentlich friedlich - der war auch ganz friedlich - aber ich saß dann meistens nachts auch da und machte dann Doktorarbeit und musste dann das Examen ja auch machen.  
(M 20: 3)

Dem möglichen Konflikt ‚Kind oder Examen‘ begegnet das Elternpaar mit einer Entscheidung. Sie wählen nicht im Sinne von ‚entweder-oder‘ zwischen zwei möglichen Optionen, sondern setzen ihre eigenen Prioritäten. Sie streben eine dritte Möglichkeit an, nämlich beides zu verbinden. Beide wollen ihr Studium abschließen und beide wollen das Kind auch bei sich versorgen und nicht abgeben. Unter erheblichem Aufwand wird alles so organisiert, dass das auch gelingt.

Und das war damals, das kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie wir das hingekriegt haben, also, die letzten Semester mit diesem Baby, mit auch 'nem Wunsch, das nicht dauernd abzugeben – wir konnten's auch gar nicht abgeben - und trotzdem das Examen zu machen. Und auch nicht – und das war für mich wahrscheinlich im Nachhinein gesehen ganz wichtig, dass ich nicht gesagt habe: „Jetzt mach du erst mal Examen“, zu meinem Mann, „und dann mach ich 's irgendwann hinterher“, sondern dass wir dabei geblieben sind. Wir haben beide ein Semester drangehängt, weil wir einfach das nicht geschafft hätten sonst mit den Kursen und so, das alles hinzukriegen. (M 20: 3f)

In der letzten Prüfungsphase wird das Kind dann für vier Wochen bei Freunden untergebracht, damit die Eltern das Pensum schaffen. M 20 muss hier zwischen für sie hochwertigen Zielen wählen (‚gute Mutter‘ und ‚Erfolg‘) und entscheidet sich für die Konzentration auf die Prüfung, auch wenn sie deshalb beim ersten Geburtstag ihres Kindes nicht da sein kann, was nicht einfach für sie ist. Im Nachhinein fragt sich M 20, „wie wir das hingekriegt haben“. Die „beste Lösung“ wird nicht im Sinne des Kindes, sondern im Sinne von M 20 gesucht. Auch wenn sie retrospektiv in der Erzählung „nicht unkritisch“ fragt, ob sie dem Kind möglicherweise einen Schaden zufügt, ist die gefällte Entscheidung für sie zum Zeitpunkt der Handlung alternativlos. „Wir hatten eigentlich keine andere Lösung“.

Die Entscheidungs-Perspektive zum Erlebniszeitpunkt (t1) ist die der ‚Studentin mit Kind‘, zum Erzählzeitpunkt (t 2) die der Mutter.

Wir haben gesagt: „Jetzt machen wir's so, und das ist die beste Lösung, die wir haben und wir hoffen drauf, dass wir das alle gut überstehen und vor allem dieser kleine Junge, ne, der kleine Sohn, dass der da jetzt nichts leidet.“ Aber wir hatten relativ viel Schwung, sonst wüsste ich auch nicht, wie wir das damals gemacht haben, dass wir so positiv auch da rangegangen sind, nicht mit so vielen Zweifeln: Ach Gott, das könnte dem jetzt in seiner frühen Phase ein Schaden sein. Vielleicht haben wir's

auch zu wenig bedacht, das sehe ich jetzt nicht unkritisch. Aber wir hatten eigentlich keine andere Lösung. (M 20: 4)

M 20 entscheidet nicht nur als ‚Mutter‘, sondern auch als ‚Studentin mit Kind‘. Dadurch ordnen sich die Prioritäten für sie klar und ihre Entscheidung ist konfliktarm. Was notwendig ist im Sinne der jeweiligen Priorität ist somit auch richtig und wird möglich gemacht. Sie verfolgt als ‚Studentin mit Kind‘ „positiv“, mit „Schwung“ und ohne „Zweifel“ ihr Ziel, in W 1 zu bestehen. Das Kind muss sich in ihre Welt mit deren gegebenen Lebensbedingungen einfügen.

Die klaren Lebensziele von M 20 bedingen Prioritäten, die konfligierende Interessen zwischen den Rollen als ‚Mutter‘ und als ‚Frau‘ ausgleichen. Sie will ihr Kind selbst versorgen und nicht bei den Großeltern aufwachsen lassen (Prio 1) und verschiebt das Examen. Sie will das Examen bestehen und die Promotion zeitgleich mit ihrem Partner abschließen (Prio 2) und nimmt dafür Einschränkungen für sich und das Kind in Kauf. Sie will später die Kinder ihrer Einstellung gemäß erziehen (Prio 3), bleibt also vorübergehend zu Hause und beschließt, ihre Karriere auf später zu verschieben. Sie hat deshalb auch keine Bedenken, dem Kindesvater über Jahre die ‚Karriere‘ und den finanziellen Unterhalt der Familie allein zu überlassen.

<b>potenzieller Konflikt Mutter und Studium</b>	<b>potenzieller Konflikt Mutter und Beruf</b>
Prio 1: Kind selbst versorgen Studium mit hoher Belastung = o.k.	Prio 3: Kinder selbst erziehen Mutter > Karriere = o.k.
Prio 2: Examen für beide Eltern Kind belasten und abgeben = o.k.	Prio 3: Kinder selbst erziehen finanzielle Abhängigkeit = o.k.

Das Beispiel von M 20 zeigt, dass der Anschluss an das Leben, das die Mutter vor der Geburt des ersten Kindes geführt hat, hier dadurch gelingt, dass der Optionen-Vielfalt und möglichen Rollenkonflikten durch klare Priorisierung begegnet wird. Man entscheidet, was man erreichen will, und ergreift die nötigen Maßnahmen, auch wenn sie potenziell belastend oder einschränkend (auch für das Kind) sind. M 20 optimiert dabei mit ihren Entscheidungen nicht in erster Linie die Lebensbedingungen ihres Kindes. Sie re-agierte nicht auf das Kind und dessen Bedürfnisse, sondern agiert auf der Basis ihrer eigenen Wünsche und daraus abgeleiteten Notwendigkeiten. Um ihre Lebensziele zu erreichen (zu denen dann auch eine Familie gehört), schafft sie zusammen mit ihrem Partner klare Rahmenbedingungen, innerhalb derer sie sich dann um das Baby kümmern kann. Ihr Kind wird in ‚ihre‘ Welt hinein geboren und muss sich in dieser Welt auch anpassen. Aber die Mutter ist auch bereit, die Bedingungen in dieser Welt so zu gestalten, dass das Kind dabei gut versorgt wird. Sie lebt gerade anfangs sehr einfach, ohne Pampers und ohne Waschmaschine, mit Klo auf der Treppe, das Wasser für die Kinderwanne wird im Küchenboiler erhitzt und ins Kinderzimmer getragen (M 20: 10). Gerade vor diesem Hintergrund wird noch einmal deutlich, dass ihre Haltung die Beurteilung der Le-

bensumstände beeinflusst. Sie fühlt sich als Mutter, als Studierende mit Kind, später als Hausfrau ohne Karriere weder ausgegrenzt (aus W 1 mit ihren Möglichkeiten und Optionen) noch besonders eingeschränkt, obwohl sie durchaus sieht, dass sie bewusst wählen muss, was sie erreichen will und nicht alles gleichzeitig verwirklichen kann. Sie hat, ebenso wie ihre eigene Mutter, schließlich drei Kinder großgezogen. Während sie diese als benachteiligt, eingeschränkt und ständig leidend erlebt hat, fühlt sie sich selbst ihr (MVorgänger) gegenüber im Vorteil. Sie ist sich der Einschränkungen als ‚Mutter‘ bezüglich der Optionen in W 1 zwar bewusst, darüber aber „nicht unglücklich“ nicht „leidend“ oder „depressiv“, wie die eigene Mutter<sup>181</sup> (MVorgänger). Der Lebensweg von M 20 ist auch als ‚Mutter‘ nach eigenen, für sie relevanten Kriterien selbst gestaltet, potenzielle Einschränkungen hierdurch (sowohl als ‚Mutter‘ als auch als ‚Frau‘/Studentin) sind ebenfalls selbst gewählt und damit akzeptabel. Ihr Leben als Mutter (L 2) ist mit ihrem Leben als Frau (L 1) vereinbar.

Also, es war wirklich toll. Und es war ein eiskalter Winter, das weiß ich noch. Aber wir haben es irgendwie positiv erlebt und diese Wohnung war auch Treffpunkt für ganz viele, weil die anderen Studenten alle nur 'ne Bude irgendwo hatten und wir hatten eine Wohnung, ne. Es war sehr lebendig und irgendwie haben wir das auch so gemocht. ... Also, es war wirklich sehr, sehr einfach, aber es war nicht unglücklich und nicht so, so leidend oder so depressiv oder so, sondern es war eigentlich: So war's halt als Studentenehe. (M 20: 10f)

M 20 empfindet ihr Leben auch bei eingeschränkten Möglichkeiten als „lebendig“. Die „Lebenslebendigkeit“ ist für M 20 möglich, weil für sie „die Sechzigerjahre“ mit ihren Möglichkeiten und der „Entwicklung der Frau“ verfügbar sind. Auch die eigene Mutter (MVorgänger) hätte ihrer Ansicht nach unter diesen Bedingungen („wahrscheinlich vielleicht“) zu einer größeren „Lebenslebendigkeit“ gefunden. Insofern sind für M 20 nicht persönliche und individuelle Unterschiede zwischen sich und der Vorgänger-Generation ausschlaggebend, sondern die zeitspezifischen Umgebungsbedingungen. Der möglichen Rollenvielfalt, Optionenbreite und dem hohen Grad an Gestaltbarkeit des Lebens (auch als Mutter) verdankt M 20, dass ihre Leben sowohl als ‚Frau‘ als auch als ‚Mutter‘ positiv vereinbar sind.

Ich habe immer gedacht: Mensch, wenn die [MVorgänger] diese Sechzigerjahre dann erlebt hätte - sie ist 65 gestorben, also, grad, als das anfing mit diesem Ganzen, und dann auch diese Entwicklung der Frau und dieser Sachen, ... dann hätte die wahrscheinlich vielleicht noch mal ganz andere Lebenslebendigkeit gefunden. Das war so ein Gefühl. Aber das hatte sie damals nicht.

---

<sup>181</sup> M 20: 16

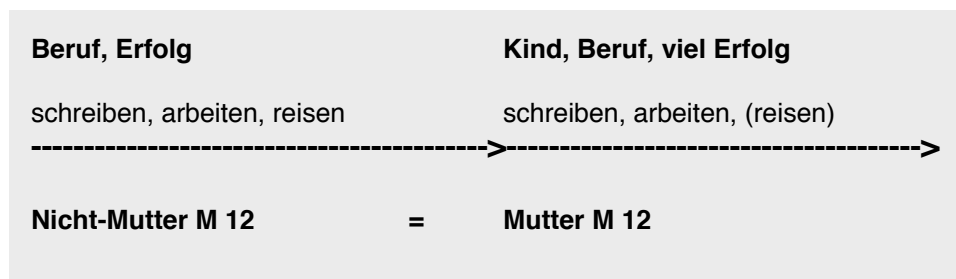
#### 4.3.2.2 Beispiel M 12: Bruchlose Integration

Viele der wesentlichen Elemente, die kulturell mit dem Mutter-Sein verknüpft sind, spielen für M 12 keine Rolle. Sie heiratet nicht, übernimmt keine hausfraulichen Aufgaben, lässt die Tochter auch in der Obhut von Kindesvater und Au-pair, um weiter beruflich tätig zu sein und ihr soziales Leben zu pflegen. Dass sie ein Kind hat, ist in ihrer Lebensschilderung eher eine Lebensveränderung auf der Beziehungsebene. Hier kommt das Kind als wichtiger, für sie später sogar zentraler Lebenspartner hinzu.<sup>182</sup> Ihr Leben ist im Vergleich zu vorher (vor der Geburt des Kindes) und auch nachher (nach dem Auszug des Kindes) in wesentlichen Elementen unverändert. Ihr sozialer Status und Radius bleibt gleich, sie hat kaum berufliche Einschränkungen als Journalistin und Texterin.

Und dann, ja, kam Sandra auf die Welt, ... Und dann habe ich, im Grunde genommen habe ich weitergearbeitet, halt, ich habe weiter geschrieben, ich habe ... kleine Sendungen gemacht auch ..., was halt so möglich war. (M 12: 6)

Weder optisch sieht sie ‚muttimäßig‘ aus noch nimmt sie typische Mutter-Tätigkeiten in ihr Leben auf wie spielen, zum Spielplatz gehen, Hausaufgaben betreuen oder mehr Zeit zu Hause verbringen. Das überlässt sie dem Kindesvater oder Au-pair.

Ich war nicht so 'ne neugierige Kleinkindmutter, das konnte ich gut weg, also, das konnte ich gut lassen. Also, die, ich hatte auch ein Au-pair-Mädchen dann noch, die dann mit so Sand ... dieses Scheiß Sandkastenzeug, das habe ich nie gemacht, das fand ich entsetzlich. ... und wenn ich mich mit meinen Freundinnen getroffen habe, so noch aus der Schulzeit, dann war das für uns immer das Erste, was wir uns gegenseitig bestätigt haben, dass wir noch genauso aussehen wie vorher, und dass nichts Muttimäßiges in unseren Gesichtern ist und so. (M 12: 7f)



Das Kind ist eine wichtige Bezugsperson, aber nicht die zentrale Aufgabe im Leben von M 12, andere Dinge im Leben sind ihr ebenso wichtig. Sie führt ein abwechslungsreiches Leben und Berufsleben in vielfältigem Kontakt zu für sie interessanten Menschen. Einschränkungen betreffen in gewisser Weise das

<sup>182</sup> Als Beziehung wird ihr die Tochter sehr wichtig. Siehe dazu auch 4.9.4.2.



Reisen, sie macht sich Gedanken, wie viel sie beruflich unterwegs sein kann, verlegt sich beruflich auf Themen, die sie ohne Reisetätigkeit erledigen kann.

Ich habe mich sehr, finanziell sehr unabhängig gefühlt durch diese Werbeschreiberei, und habe auch gedacht: Das kann man jetzt auch nicht von mir verlangen, dass ich jetzt irgendwie die rasende Reporterin bin, ich bin ja immer auch-, ich habe ja auch noch ein Kind an der Backe. (M 12: 8)

Die Lebensgestaltung als ‚Frau‘ ist für sie als Mutter unter variierten, aber nicht grundlegend veränderten Bedingungen bruchlos möglich. Das Kind ist in das bisher geführte Leben problemlos integrierbar unter der Voraussetzung, dass M 12 einige ‚Regeln‘ aufstellt, was dieses Leben mit Kind betrifft. Sie agiert weder als Hausfrau noch heiratet sie noch setzt sie die Familie an oberste Stelle. Die ‚Familie‘ existiert in ihrer Welt nicht als Energie raubendes Konstrukt, das sie aufrecht erhalten muss, sondern die Großfamilie gibt ihr Möglichkeiten, sich zu entfalten. Das Kind ist bei Vater, Großmutter, Onkel und Cousinsen gut aufgehoben, während M 12 ihrer beruflichen Tätigkeit nachgeht oder Reisen unternimmt. Sie verlegt sich nicht auf die ‚Mutter‘, die mit dem Kind immer zusammen sein möchte, und delegiert Mutter-Aufgaben (wie sie aus Sicht des Samples von der Mutter geleistet und gewünscht werden) an die Familie zurück.

#### *4.3.3 Ambivalenz von Mutterglück*

Das Glück über die Geburt und die Freude an dem Neugeborenen ist sicherlich bei allen Müttern, unabhängig davon, wie intensiv sie davon erzählen, ausgeprägt, wird jedoch im Sample seltener thematisiert. Das kann, wie beschrieben, daran liegen, dass die Freude einer Mutter an ihrem Baby als kultureller Normalfall und Selbstverständlichkeit nicht besonders hervorgehoben wird, es mag auch daher kommen, dass Schlafmangel, Erschöpfung, seelische Zusammenbrüche und Ausgezehrt-Sein ‚ereignishafter‘ und damit erzählenswerter sind im Vergleich dazu, einen schlafenden, satten, ruhigen Säugling zu Hause zu haben.

Das Verhältnis vom ‚Glück‘ als Mutter eines Babys einerseits und der ‚Erschöpfung und Belastung‘ durch die Versorgung des Kindes andererseits ist zentrales Thema der Erzählungen von der ersten Babyzeit.<sup>183</sup> Nach der Schwangerschaft, in der sich auch (möglicherweise idealisierte) Vorstellungen

---

<sup>183</sup> Auch wenn die vorliegende Untersuchung (32 TN) selbstverständlich keine belastbaren quantitativen Aussagen zulässt, ist die Anzahl der erschöpften Mütter im Sample beachtlich. M 26, M 27, M 31, M 9 und M 17 schildern die Babyzeit als persönlich sehr belastende Zeit. Von großer körperlicher Erschöpfung berichten M 2, M 3, M 5, M 11, M 17, M 18, M 24, M 26, M 31, seelische Erschöpfung führt bei M 5, M 17, M 21 und M 24 zu Krankheit, M 21 und M 24 werden so krank, dass sie monatelang nicht mehr in der Lage sind, selbst für das Kind zu sorgen. Von Belastung durch ein sozial abgegrenztes Leben während der zeitintensiven Versorgung des Kindes in der Babyzeit berichten M 17, M 5, M 1, M 2, M 27 und M 9.

vom Mutter-Sein entwickelt haben, folgt mit der Geburt und in den Wochen danach der erste Realitätsabgleich.

Mensch, das hat uns gar keiner gesagt, wie hart das ist. Und es ist hart. Jeder möchte die strahlende Mutter sein: „Hey, kuck mal, was für ein Superkind.“ Und ist auch ein Superkind gewesen, und alles toll, ne. Aber schon nach der Entbindung geht es los, dass man den anderen so vormacht: „Toll, ich habe ein Kind!“, aber in Wirklichkeit: „Oah.“ Man ist völlig fertig. (M 17: 3)

M 17 drückt aus, wie sie einerseits, auch in der Darstellung nach außen, eine ‚glückliche‘ Mutter ist mit „Superkind“, andererseits „völlig fertig“ ist und ihre Erschöpfung nicht zeigen kann, weil jeder „die strahlende Mutter“ sehen will.

Es fällt auf, dass bei vielen Schilderungen der Babyzeit die Anstrengungen und Belastungen für die Mütter überwiegen. Der Umgang mit Neugeborenen erscheint im Lichte des Samples als sehr zeit- wie kräfteaubend, wie gesagt bei den Müttern, die gesondert davon erzählen. Körperliche und seelische Erschöpfung, bedingt durch Schlafmangel und die zeitintensiven Ansprüche des Neugeborenen, aber auch durch ein sehr intensives ‚Angebot‘ an Betreuung und Versorgung durch die Mutter, sind im Sample sehr häufig vertreten.

Dabei ist das individuelle Verhalten des jeweiligen Kindes ausschlaggebend. Die Mutter nimmt und hat in den Beschreibungen wenig Einfluss darauf, ob das Neugeborene wenig oder viel schläft, pflegeleicht oder betreuungsintensiv ist. Auf allgemein geltende Verhaltensregeln im Umgang mit einem Baby wird nicht zurückgegriffen. Einige Mütter lehnen dies wie M 2 explizit als typisch für die Vorgänger-Generation ab<sup>184</sup>.

#### 4.3.3.1 Reaktiver Umgang mit den Bedürfnissen des Kindes

Im Kern betreffen die bedürfnisorientierten Verhaltensweisen<sup>185</sup> der Mütter das Ess-, Schlaf und Schreiverhalten der Babys sowie die körperliche Nähe. Das sind bei einem Kind dieses Alters somit eigentlich alle wesentlichen Lebensbereiche.

Das Leitmotiv beim Umgang mit dem ersten Baby ist durchgängig: die Mutter<sup>186</sup> möchte auf dessen (angenommene) Bedürfnisse zeitnah und vor allem ohne absichtliche, erzieherische Verzögerungen eingehen. Das heißt, wenn es weint geht die Mutter zum Kind, ergründet die Ursache des Schreiens bezie-

---

<sup>184</sup> Siehe dazu S. 325 Erziehungsziele MSprecher und MVorgänger.

<sup>185</sup> Die Bedürfnisorientierung ist im Vergleich zu ihrer Vorgänger-Generation (MVorgänger) ein wesentlicher Unterschied. Regeln selbst zu setzen und auch durchzusetzen wird abgelehnt oder/und als wenig hilfreich empfunden. Siehe dazu auch S. X.

<sup>186</sup> im Sample auszunehmen sind hier die Mütter der Kategorie „Versorgerin mit Mitbetreuern“, die durch den beruflichen Schwerpunkt keine ‚Auszeit‘ nehmen, in der die Bedürfnisse des Säuglings im Vordergrund stehen.

hungsweise versucht, wenn es keine erkennbare Ursache gibt, es durch Nähe und Herumtragen zu beruhigen.

Die Schlafens- und Essenszeiten werden vom Baby ‚vorgegeben‘, was heißt, dass die Mutter auf die vom Kind ausgehenden Stimuli wie Schreien oder andere Äußerungen reagiert. Sie hat selbst keine bestimmte Vorstellung eines Zeit- oder Ablaufplans, den sie einhalten möchte. Feste Regeln und Rituale sind nicht vorhanden. Diese entwickeln sich zwar im Lauf der Zeit aus der Erfahrung heraus, jedoch sind sie nicht per se gültig und werden also normalerweise nur eingehalten, wenn es die jeweilige Situation ermöglicht. Jedenfalls fungieren sie nicht als Stütze oder Hilfe im Alltag mit dem Kind und sind auch nicht zur Entlastung der Mutter oder der Familie gedacht.

Oberste Maxime scheint zu sein, dass das Kind den Rhythmus bestimmt, nicht die Mutter. Ist das Kind ruhig und zufrieden, ist das so, ist es unruhig und anstrengend, ist es ebenso ein Fakt, den man hinnimmt und dem man sich selbst auch anpasst. Es wird nicht erzählt, dass ein Kind schreit und man selbst gleichzeitig etwas anderes tut oder tun muss. Man „geht hin“, man nimmt das Kind auf, man reagiert sofort und unmittelbar. Wenn das Kind schläft, versucht die Mutter, diese Zeit zu nutzen, aber wenn es nicht schläft, wird nicht auf eine Einhaltung der Schlafenszeit hingewirkt. Somit steht für die Mütter in den ersten Monaten möglicherweise kaum Erholungszeit zur Verfügung und sie sind entsprechend erschöpft. In manchen Fällen führt dieses sich Einlassen auf die Anforderungen durch das Baby zu dauerhafter Erschöpfung, zu seelischer Ausgebranntheit und Krankheit.

Wenn die Kinder nicht von sich aus pflegeleicht sind, also viel schlafen und wenig schreien, was in einigen Fällen vorkommt, bewirken die Mütter keine Veränderung bei ihnen. Sie „ergeben“ sich, wie M 24 es formuliert, dem Säugling so, wie er ist und ertragen die mit der intuitiv-reaktiven Methode verbundenen Anstrengungen.

Ich habe, glaube ich, wie sie so ungefähr zwei Wochen alt war, wo so dieser Zeitpunkt kam, wo sie so unruhig wurde und ich so wenig geschlafen hatte, da war so ein Knackpunkt, wo ich entschieden habe beziehungsweise entscheiden musste: Nehme ich sie jetzt wirklich an oder nicht. Und zwar sozusagen das „Ergeben“. Und das habe ich dann gemacht. (M 24: 8)

M 24 berichtet von einer extrem anstrengenden ersten Babyzeit, die für sie im totalen körperlichen und seelischen Zusammenbruch endet und auch bei M 5 kommt es zur grenzwertigen Überlastung.<sup>187</sup>

... ich habe so ein Bild im Kopf, wie der Andreas Winzling war, also, da war er ja grad zwei, drei Wochen alt, und ich hatte den, war oben an der Treppe, und hab irgendwie so gedacht: Was würde jetzt passieren, wenn der jetzt runterfallen würde, also, das war so dieses so, wo ich gemerkt

---

<sup>187</sup> M 24 fällt daraufhin als Mutter lange aus, bei M 5 steigert sich die Erschöpfung in eine Tötungsphantasie, auch wenn sie sich sofort selbst zensiert („was denke ich denn da“), beide werden also in der Überlastungssituation zur ‚schlechten‘ Mutter.

habe: Boah, irgendwie bin ich völlig leer und alle. Also, dieses, auf einmal. Um Gottes Willen, was denke ich da? (M 5: 8)

Das erste Jahr mit dem Kleinkind scheint allgemein als recht fordernd und bei Problemen auch überfordernd empfunden zu werden. M 17 fasst den Unterschied zwischen der schönen Schwangerschaft und der herausfordernden Zeit der Versorgung des Babys zusammen. „Als er noch im Bauch war, fand ich es gewaltig ... aber das erste Jahr, muss ich sagen, möchte man nicht tauschen.“ (M 17: 8)

Bei M 2 spitzt sich die Lage durch ihre extrem bedürfnisorientierte Haltung schnell zu, da sie neugeborene Zwillinge zu versorgen hat. Sie versucht durch „Geschwindigkeit“ zu erreichen, dass die Bedürfnisse ihrer beiden Babys zeitnah und ohne Aufschub ‚gestillt‘ werden im wahrsten Sinne des Wortes. Sie „hechtet“ zwischen deren Betten hin und her und reibt sich körperlich auf, so dass sie bei Schlafmangel und extremer Erschöpfung auch stark abmagert.

Wenn die also schreien, muss ich das durch Geschwindigkeit ausgleichen. Und so bin ich also zwischen diesen Betten hin- und hergehechtet. Ich bin in der Zeit auch spindeldünn gewesen und habe immer versucht, die so schnell zu bedienen, dass die gar nicht das Gefühl haben, die müssen jetzt warten. (M 2: 8f)

Und ich habe mich da dann bemüht, die gute Mutter zu sein und alles richtig zu machen, und es war aber wirklich schwierig. ... ich hatte überhaupt keine Anleitung eigentlich, wie man mit Babys umgeht, außer dieses preußische Muster, was noch von der Generation vor mir vermittelt wurde: Kinder bloß gleich nicht verwöhnen! Feste Essenszeiten, feste Schlafenszeiten! Brüllen lassen! Und ich habe gedacht: Das ist ja nicht mehr so angesagt. (M 2: 8)

Für M 2 beschränkt sich, wie für viele Teilnehmerinnen des Samples, das ‚gesicherte Wissen‘ im Umgang mit dem Neugeborenen darauf, was *nicht* in Frage kommt. Bezüglich dessen, wie und vor allem mit welchem Ziel sie ihr erstes Kind behandeln soll herrscht jedoch große Unsicherheit. Ratschläge und Tipps zu holen kommt für M 2 nicht in Frage, auch weil sie dafür zu sehr im Stress ist.

Ich habe die Ina rumgetragen, nächstens und tagsüber, weil sie nur aufgehört zu brüllen, wenn sie rumgetragen wurde. Was anderes ist mir auch vor lauter Stress und so gar nicht eingefallen. Ich hatte keine Ruhe, jetzt irgendwie vielleicht zu recherchieren oder nachzufragen, ob es irgendwo Ratschläge gibt, wie man das anders regeln kann. (M 2: 9)

Manche Mütter berichten davon, mit dem Baby eine relativ entspannte Zeit verbracht zu haben, andere erzählen von extremer Erschöpfung. Gemeinsam ist aber beiden Gruppen, dass diese Situation vom Kind mehr abhängt als von ihnen selbst. Das ‚unkomplizierte‘ Kind ermöglicht der Mutter Freiräume, das ‚anstrengende‘ Kind bringt die Mutter um Schlaf und Kraft. Somit beginnt im Säuglingsalter das, was sich auch im späteren Lebensverlauf als Muster der befragten Generation im Umgang mit ihren Kindern wieder findet: die Mütter reagieren, sie fühlen sich ein und verhalten sich intuitiv und damit situativ statt

regelnd und gestaltend. Sie sind hochgradig adaptiv und lernen hauptsächlich aus dem bedürfnis-orientierten Umgang mit ihrem Kind. Dieses ‚Lernen‘ betrifft jedoch mehr dieses eine Kind als Kinder im Allgemeinen. Schon bei einem zweiten Kind kann es dazu kommen, dass bisherige Erfahrungswerte nicht mehr gelten, weil das neu hinzugekommene Baby naturgemäß nicht genau die selben Bedürfnisse und Verhaltensweisen hat wie das erste. Auf die Variationen im Bedürfniskatalog des neuen Säuglings und Kleinkindes geht die Mutter wiederum individuell ein.

Dass das Kind als an sich quasi unveränderbares Phänomen angenommen wird, zeigt sich besonders deutlich, wenn eine Mutter in diesem Punkt sehr unterschiedliche Erfahrungen mit ihren (zwei oder mehreren) Kindern macht. M 27 ist mit dem Babyalter bei ihrem ersten Sohn sehr zufrieden, erkennt aber mit dem zweiten Baby, dass es auch anders sein kann. Während sie bei dem ersten Kind stolz das Gefühl hat, es „richtig“ zu machen, macht sie beim zweiten Kind (subjektiv) die ‚Erfahrung‘, dass es nicht von ihrem Verhalten abhängt, wie das Kind sich verhält.

Und dann, ja, der Hannes (Kind 1) war ein sehr pflegeleichtes Kind, den konnte ich überall mitnehmen und abstellen, es war wunderbar, auch abends einschlafen, und ich habe gedacht: Ha, ha, man muss es nur richtig machen, dann geht es schon, gell.

Philipp (Kind 2) kam auf die Welt und nichts war, wie es vorher war, weil der ein völlig anderes Kind ist. Ein Schreikind. Der hat mich wirklich an meine psychischen und physischen Grenzen gebracht: Der hat drei Jahre lang nie länger als anderthalb, zwei Stunden am Stück geschlafen, es war wirklich grausam. (M 27, S 2 f)

Diese ‚Erfahrung‘ wird von M 27 als überindividuell gesetzt. Jedes Kind ist anders und das Glück, ein pflegeleichtes Kind zu haben, kann jederzeit in Frage gestellt werden, wenn ein weiteres Kind sich anders verhält. Die Vorstellung einer Mutter, die hier regelnd und steuernd eingreift, die M 27 bei ihrem ersten Kind noch haben mag („man muss es nur richtig machen, dann geht es schon“), verwirft sie mit dem zweiten Kind. Mit dem „Schreikind“ ist „nichts mehr wie es vorher war“ und das liegt ihrer Meinung einzig daran, dass das nun „ein völlig anderes Kind“ ist. Eine Kontinuität zu schaffen, indem Regeln und Verhaltensweisen vorgegeben werden, scheint ihr jetzt außerhalb der Möglichkeiten zu liegen, die eine Mutter zur Verfügung hat. Sie berichtet auch von keinem Versuch, hier einzugreifen, sondern nimmt dieses Kind subjektiv so wahr, wie es ihrer Meinung nach objektiv auch „ist“. Damit steht für sie außer Frage, dass das Kind, nicht die Mutter bestimmt, wie die Babyzeit sich gestaltet.

Bei M 24 ist es sogar ein und dasselbe Kind, das verschiedene Verhaltensweisen zeigt. Erst ist es ein einfaches Baby und „tolles Kind“, dann ändert sich das und damit die Lebenssituation der Mutter. Sie kann den Problemen des Babys, das nun wenig schläft, nur ihr reaktives Verhalten entgegensetzen, steht also jedes Mal auf, wenn das Kind weint, füttert es und leidet an „Schlafentzug pur“. M 24 stellt sich die Frage, wie sie die Situation „aushalten“ soll (M 24: 5), aber sie stellt sich nicht die Frage, wie sie die Situation ändern

könnte. Der individuelle Aspekt, das ‚So-Sein‘ des jeweiligen Kindes, ist höher bewertet als der Rollen-Aspekt der Mutter. M 24 (wie die anderen ‚erschöpften‘ Mütter des Samples) hat weder das Methoden-Arsenal der Vorgänger-Generation zur Verfügung, um das Kind an ihr Leben anzupassen (schreien lassen, an feste Fütterungs- und Schlafenszeiten gewöhnen) noch verfügt sie über einen variierten eigenen Methoden-Pool. Einfühlung in das Kind und die eigene Anpassung an die vom Kind gestalteten Gegebenheiten ist im Sample die einzig mögliche weil auch die einzig akzeptierte Umgangsweise mit einem Baby.

Dass die Mutter ihr Kind als ganz individuelles Wesen mit speziellen Bedürfnissen und Eigenheiten wahrnimmt, individualisiert auch ihr Verhalten als Mutter. Jede Mutter geht ihren eigenen Weg mit dem jeweiligen Kind. Individuelles Verhalten als Mutter, bedürfnisorientierter Umgang mit dem jeweils als ganz individuell erlebten Kind wird damit zum Merkmal der befragten Mütter-Generation. Jeder Normierungsversuch angesichts der sich individuell äußernden Grundbedürfnisse des Kindes ist ausgeschlossen. Hier grenzt man sich wiederum von der Vorgänger-Generation ab. Anders zu sein als die eigene Mutter heißt, deren Tendenz zur sozialen Normierung des Kindes mit Hilfe von Regeln und Vorschriften, von ‚Erziehung‘ im Sinne einer Verhaltensanpassung, abzulehnen. Man wendet sich nun aber nicht neuen Regeln zu, sondern lässt Regeln erst einmal ganz weg. Die zentrale Maxime ist, „alles“ zu tun, was das Kind braucht und verlangt. Alle Energie wird für die ungehinderte, freie Kindes-Entwicklung aufgewendet, man kann sich, gerade wenn man „alles supergut machen“ (M 31: 3) möchte, keinerlei Erleichterungen oder Entlastung durch Eingrenzungen des Kindes verschaffen. Für das Kind da zu sein heißt im Sinne der MSprecher-Generation, es so zu umsorgen, dass es keinen Verzicht, keine Defizite und keine Einschränkungen erlebt und um dies zu garantieren muss man dann auch ‚ganz‘ da sein.

<b>Merkmale des Mutter-Kind-Raums Babyzeit</b>
<ul style="list-style-type: none"><li>- exklusive und enge Beziehung Mutter-Kind</li><li>- Alleinversorgung durch die Mutter</li><li>- sozial reduziert, nach außen hermetisch</li></ul>
<b>Gründe für Überforderung und Überlastung</b> <ul style="list-style-type: none"><li>- keine Hilfe oder Unterstützung (nicht angeboten, nicht zugelassen)</li><li>- kein Erfahrung (erstes Kind)</li><li>- keine Anleitung (Ablehnung tradierten Mutter-Verhaltens)</li><li>- kein Erfahrungsaustausch (Individualität der Mutterschaft)</li></ul>
bedürfnisorientiertes => keine Regeln und => potenziell Überlastung Verhalten Mutter            festen Abläufe

Wie ausschließlich man sich als Mutter mit dem Baby zu Hause beschäftigt scheint im Licht der vorliegenden Lebensschilderungen eine Frage der persönlichen Wünsche und Vorstellungen der einzelnen Mutter zu sein. Je nach Bedürfnissen und Lebens-Prioritäten verbringen Mütter eine mehr oder weni-

ger lange Zeit zu Hause bei dem Baby. Eine kulturelle Norm, was die Dauer und Exklusivität der Betreuung des Neugeborenen durch die Mutter betrifft, ist aus den Erzählungen des Samples nicht ableitbar. Es zeichnet sich dabei der Wunsch der Mütter nach einer gewissen Zeit der exklusiven Vollzeitbetreuung ab. Vor allem die ersten Monate möchte man beim Kind sein und nimmt dafür auch berufliche und soziale Einschränkungen in Kauf.

#### 4.3.3.2 Erfahrung reduzierten Lebens: „Ich will hier raus“

Durch die Reduzierung weiterer Lebensmöglichkeiten, die häufig als belastend empfundene soziale Isolierung, die körperliche Anstrengung, die das reaktive und bedürfnisorientierte Mutter-Sein nach sich zieht brechen früher oder später Konflikte zwischen den Bedürfnissen als Frau und den Ansprüchen als Mutter auf.<sup>188</sup>

Dass die ‚gute Mutter‘ oft schon in der Vorstellung konzipiert ist, bevor man Mutter wird, und man hier bereits den Wunsch entwickelt, ‚ganz‘ für das Kind da sein zu wollen, ist die eine Seite des Konzeptes der ‚guten Mutter‘. Aus Sicht der Kindesbedürfnisse nach Nähe und Liebe ist die Anwesenheit als Mutter beim Kind gewünscht. „Und ich wollte eigentlich immer, oder unsere Idee war, wenn wir ein Kind bekommen, dass ich dann zu Hause bleibe, dass es also überwiegend von mir erzogen wird. Ja.“ (M 31: 1)

Für viele Mütter tritt jedoch mit der Realisierung der Mutterschaft dann ein Konflikt zwischen den Ansprüchen, eine in diesem Sinne ‚gute‘ Mutter zu sein und den eigenen Lebensbedürfnissen auf. Man wünscht sich zwar überwiegend, ganz für das kleine Kind da zu sein. Doch das bedeutet, für das Kind dann wirklich ganz zu Hause zu bleiben. Hier stellen sich mit der Zeit zunehmend Probleme ein.

Die enge Beziehung zwischen Mutter und Kind durch die Alleinversorgung und das Stillen kann zudem über die Monate zur Belastung werden. Wie am Beispiel von M 1 gezeigt, steht der ‚Nur-Mutter‘, die zu Hause bleibt, kaum Entlastung zur Verfügung während die berufstätige Mutter sich legitim Hilfe und Unterstützung holen kann. M 26 drückt stellvertretend für andere Mütter aus, wie sie die alleinige Zuständigkeit für das Kind irgendwann nicht mehr aushält. Sie „will raus“.

Ja, ich will raus! Also, das war für mich, weil ich immer berufstätig war, dann nur daheimsitzen mit dem Kind, das ist mir einfach schwergefallen. Ich hatte natürlich auch ein sehr extremen ... Also, erstens habe ich natürlich gestillt, konnte das Kind dadurch nicht abgeben, und ich hatte auch ein extremes Kind, weil die hochallergisch war. ... Und dadurch war die natürlich auch sehr unruhig und hat immer viel gebrüllt und so, und das war für mich einfach wichtig, dass ich ab und zu mal was anderes sehe, ich war manchmal schier am Durchdrehen. (M 26: 2)

---

<sup>188</sup> Ego-relevante Motivationen gelten sowohl für die Option, eine optimale Mutter zu sein, als auch für den Wunsch, über ein erfülltes ‚eigenes Leben‘ und Berufsleben zu verfügen. Siehe dazu ‚Beruf und Kind‘.

Auch M 27 fällt irgendwann „die Decke auf den Kopf“. Wie M 9 und M 1 empfindet sie es nach einiger Zeit als „schwierig, mit dem Kind alleine daheim“ zu sein ohne den gewohnten sozialen Umgang.

Und dann ist man plötzlich daheim, mit dem Kind alleine daheim - das erste Jahr bestimmt ja das Baby komplett den ganzen Tagesablauf. Das ist mir wahnsinnig schwer gefallen. (M 9: 1)

Man muss sagen: Man ist rausgerissen – ich war einfach doch sehr jung – man ist herausgerissen aus dem Freundeskreis, aus dem Leben, das man führt. (M 1: 1)

Der Konflikt zwischen den Bedürfnissen des Kindes und eigenen Wünschen tritt bei M 31 und M 1 nicht deshalb auf, weil sie ein Kind haben. Nicht die Mutterschaft wird problematisiert, sondern die Ausschließlichkeit der Mutter-Rolle unter Ausschluss anderer Lebensbedürfnisse. M 1 genießt die Zeit mit dem Kind durchaus, jedoch nicht „abends, nachts, rund um die Uhr“ (M 1: 2). Auch M 31 merkt nach einigen Monaten, dass ihr bei „nur noch 24 Stunden Kind“ etwas fehlt. Der auf eineinhalb Jahre angelegt Mutterschaftsurlaub wird schon nach 2 Monaten abgebrochen. Nicht weil sie nicht gern mit dem Kind zusammen ist, sondern weil ihr die Ausschließlichkeit von „24 Stunden Kind“ zu viel wird und ihr auf der anderen Seite etwas „fehlt“. Wie M 31 fällt die Reduzierung auf das Mutter-Sein vielen Müttern des Samples schwer, die eine längere berufliche Auszeit nehmen.



<b>„Ich will hier raus“: Rückkehr in W1 nach der Babyzeit</b>
<p>Ja, und dann war ich also beurlaubt, ich habe mich also beurlauben lassen, während der Zeit der Mutterschaft, für anderthalb Jahre ... Und ich wollte halt alles supergut machen und stillen und ganz für das Kind da sein, und habe so nach zwei Monaten festgestellt: Mir fehlt total etwas! Also, so von jahrelanger Berufstätigkeit jetzt nur noch 24 Stunden Kind und sonst wenig... ja, es fehlt mir was. (M 31: 3)</p>
<p>Bin dann, aus dem Beruf ausgestiegen ein Jahr, habe Erziehungsurlaub gemacht, wollte ursprünglich eineinhalb Jahre aussteigen - das war damals der reguläre Erziehungsurlaub, der genehmigt worden ist. Und, bin nach einem Jahr wieder eingestiegen, weil mir so die Decke auf den Kopf gefallen ist, ich hab's daheim nicht mehr ausgehalten. (M 9: 1)</p>
<p>Und ich habe unglaubliche Sachen gemacht, weil mir das unheimlich schwer gefallen ist, zu Hause zu bleiben mit dem Kind. Ich habe ja noch gestillt und bin dann in die Arbeit gegangen, ich habe einfach meinem Mann das brüllende Kind gelassen und bin abgehauen. ... Ja, ich will raus! Also, das war für mich, weil ich immer berufstätig war, dann nur daheimsitzen mit dem Kind, das ist mir einfach schwergefallen. ... Auch beim zweiten Kind wollte ich wieder raus und wieder arbeiten. (M 26: 1f)</p>
<p>Und da habe ich halt auch gemerkt, dass mir Arbeiten sehr gefehlt hat, also, einfach so 'ne andere Form der Selbstverwirklichung. (M 29: 6)</p>
<p>Da war ich dann zu Hause, habe also nicht gearbeitet. ... Das hat mir aber nicht gereicht, also, als die Kinder dann so ein gewisses Alter hatten, habe ich wieder meine Berufstätigkeit stundenweise aufgenommen und habe gedacht: Nee, also, so auf Dauer soll's das nicht sein, ich würde gerne noch was anderes machen. (M 32: 2)</p>
<p>Es gab bei mir immer so Dinge, so Zeiten, wo ich es sehr bedauert habe, weil ich meinen Beruf sehr mochte. Den hätte ich, glaube ich, gerne ausgeführt. ... Also, ich habe das dann wirklich auch fallen lassen - ich meine, mit drei Kindern hatte ich auch damals nicht die Zeit: Da waren - da war also niemand. (M 6: 5)</p>

Sich dem sozial isolierten und monothematischen 24-Stunden-Mutter-Sein zu entziehen ist für viele Mütter des Samples Antrieb, sich nach einiger Zeit wieder mehr dem bisher gewohnten Leben zuzuwenden. Der bewährteste Weg heraus aus der alleinigen Versorgung des Kindes ist dabei die Berufstätigkeit. M 29 merkt nach Jahren als ‚Nur-Mutter‘, dass ihr das Arbeiten als „andere Form der Selbstverwirklichung“ (M 29: 6) sehr gefehlt hat. Sie organisiert eine zuverlässige Kinderbetreuung und kehrt sukzessive in ihren Beruf zurück.

#### 4.3.4 Zusammenfassung: Varianten der Lebensgestaltung

In der Baby- und Kleinkindzeit wird von den Müttern das je individuelle Konzept des Mutter-Seins, das programmatisch oft schon als Nicht-Mutter entworfen wurde, realisiert. Es gibt kein verbindliches soziokulturelles Konzept für die Gestaltung der Mutterrolle in der Baby- und Kleinkindphase. Vom extremen Rückzug in die Mutter-Kind-Symbiose bis zur Weiterführung des bisherigen Lebens mit Kind ist alles möglich und konsensfähig, was den Wünschen der Mütter entspricht. Grenzen zeigen sich an den Extrempunkten der Skala. Zwischen ‚Vollzeit-Mutter‘ und ‚Berufstätige Mutter‘ muss ein Weg gefunden werden, was jedoch individuell jeweils gelingt, wobei hier das ‚Vollzeit-Mutter‘-Konzept am anfälligsten für Konflikte und sich daraus ergebende Neu-Konzeptionierungen ist.

Diejenigen Mütter, die dem ‚Integrations-Modell‘ folgen und ihre Lebenswünsche, besonders im Bereich Beruf, nicht in Frage stellen, verschaffen sich die dafür notwendige Unterstützung und balancieren die Bereiche ‚eigenes Leben‘ und Kind individuell aus. Die Integration des Kindes in den gegebenen Alltag und das Lebenskonzept der Mutter steht bei diesen Müttern im Vordergrund. Die im Sample vorgefundene Bandbreite betrifft hier vor allem den energetischen Aufwand der Mutter. Teils scheint das Leben als Berufstätige mit Kind unangestrengt-elegant möglich zu sein, wie bei M 12 und M 15, teils wird das eigene Lebenskonzept, wie bei M 18 und M 20, auch unter hohem energetischen Aufwand sozusagen gegen eine Gefährdung durch die Mutterschaft verteidigt.

Alle Versuche der Integration des Kindes in das eigene Lebenskonzept gelingen wie gewünscht, mit Ausnahme von M 4. In der realisierten Mutterschaft erscheint ihr das Konzept des ‚Ganz-Da-Seins‘ für das Kind alternativlos, als Nicht-Mutter war sie davon ausgegangen, an ihr bisheriges Leben anknüpfen zu können. Hier zeigt sich der zentrale Konflikt bezüglich des Lebenskonzeptes als Mutter. Unabhängig von der konkreten, individuellen Lebens-Gestaltung als Mutter muss das Frau-Sein immer in das Mutter-Sein integrierbar sein. Wo dies erschwert erscheint, stehen Mutter-Sein und Frau-Sein in latenter Opposition. Auch wo sich Widersprüche nicht sofort an der Oberfläche zeigen, jede Mutter im Sample ist in irgend einer Weise mit dem möglichen Konflikt zwischen Frau-Sein und Mutter-Sein konfrontiert.

Wo eine Fortführung des ‚eigenen Lebens‘ der Mutter unter Einbeziehung ihrer Lebensansprüche als Frau nicht gelingt, wie etwa bei M 4, oder nicht gewünscht wird, wie bei M 11 oder M 24, wird der Bereich ‚Kind‘ in seiner Erlebnis-Qualität immer so aufgewertet, dass er andere Lebenswünsche ersetzt und kompensiert. Die Nur-Mutterschaft ist nur als ‚gesteigerte‘ Mutterschaft von hoher Erlebnisdichte und emotionaler Intensität in der Lage, die hohen Lebensansprüche der Mütter des Samples an ein ‚emphatisches Leben‘ abzudecken. Die Mutterschaft in dieser Übersteigerung und Verdichtung ist jedoch immer zeitlich limitiert. Reduzierungen wie Ausweitungen der mit dem Kind verbrachten Zeit werden immer mit egorelevanten Mutter-Bedürfnissen

verknüpft. Man will entweder ‚ganz da sein‘ für das Kind oder eben wieder ‚raus‘ aus der Mutter-Kind-Welt, jedoch begründet man dies nicht mit konkreten Bedürfnissen oder Lebensaltern des Kindes. Wichtig ist, was im Leben der Mutter da ist oder eben fehlt.

Interessanter Weise wird gerade in der ersten Mutter-Phase, für die im Sample rekurrent reklamiert wird, sie sei vor allem dem Kind und seinen Bedürfnissen zu widmen, die überragende Bedeutung des Themas Beruf für die Mütter deutlich. Berufliche Verwirklichung ist für alle Frauen im Sample wesentlicher Faktor eines ‚eigenen Lebens‘ neben dem Mutter-Sein, unabhängig davon, wie die Baby- und Kleinkindzeit gestaltet wird.

Das Thema der Lebens-*Gestaltung* und nicht nur Lebens-Erfüllung wird in den Erzählungen über die Kleinkindzeit schon deutlich. Unter der gemeinsamen Bedingung der eintretenden Mutterschaft zeigen sich so heterogene und individuelle Lebensentwürfe, wie sie in der Generation MVorgänger keinesfalls denkbar gewesen wären. Die Mütter des Samples sind tendenziell immer aktive Gestalterin ihrer Biografie, was sich hier bereits manifestiert. Einfach so hinzunehmen, wie das Leben sich entwickelt, liegt ihnen fern. Ob ein bewusster ‚Austritt‘ aus der sozialen Realität oder die Integration in die Realität und Mitwelt angestrebt wird, immer ist die Mutter selbst Gestalterin und Entscheiderin. Negativ besetzt ist dagegen eine ungewollte Isolation der Mutter seitens der Gesellschaft.

Gestaltungsfreiheit und Autonomie werden im Sample unter den verschiedensten Aspekten hoch bewertet. Man sucht die Entscheidungshoheit über alle Fragen, die das eigene Leben betreffen und beginnt in der Baby- und Kleinkindphase, auch die Hoheit über das Leben des Kindes zu übernehmen. Hier zeichnen sich zwei Tendenzen im Sample ab. Entweder man bietet dem Kind genau die Lebensbedingungen an, die man selbst (für sich) als ideal und wünschenswert erachtet. In diesem Fall wird das Leben der Kinder sozusagen durch die Lebenswünsche der Mutter mitgestaltet. Oder man setzt die Schwerpunkte aufgrund des eigenen (MSprecher) Konzeptes einer ‚glücklichen Kindheit‘. Dann wird dem Kind genau das angeboten, was man selbst (in der eigenen Kindheit) als wünschenswert erachtet hätte. Einige Mütter nutzen die Phase des sozialen Rückzugs in der Nur-Mutterschaft, um sozusagen die eigene Kindheit, nun jedoch unter selbst gestalteten und damit ‚idealen‘ Bedingungen, dem Kind anzubieten und damit kompensatorisch selbst ein Stück weit nachzuholen, was einem als Kind gefehlt hat.



#### 4.4 Entkoppelung des Mutter-Seins von traditionellen Rollen und Pflichten

Das Mutter-Sein erscheint im Lichte der Texte um wesentliche gesellschaftliche und soziale Rollen des Modells der Vorgänger-Generation reduziert. Die soziale Rolle der Ehefrau mit Versorgungspflichten gegenüber dem Ehemann und Repräsentationspflichten im gesellschaftlichen Umfeld fällt für sie weg. Partnerschaft und Ehe erscheinen im Sample als Teil der privaten Lebensführung und gehen nicht mit gesellschaftlichen Aufgaben oder Rollenzuschreibungen einher.

Die Rolle der Hausfrau ist implizit von der Rolle der ‚Mutter‘ abgekoppelt und um wesentliche Aspekte reduziert. Eigentlich alle Merkmale und Pflichten der ‚Hausfrau‘, die für die Vorgänger-Generation typisch und verbindlich waren, werden explizit abgelehnt oder nicht übernommen. Eine verstärkte Hinwendung zum Haushalt ist weder mit der Ehe noch mit der Mutterschaft verbunden. Was an Arbeiten zur Versorgung der Kinder anfällt wird als Teil des Aufgabenspektrums der ‚Mutter‘ nebenbei mit erledigt, aber nicht um eine ‚gute Hausfrau‘ zu sein. Beispielsweise wird die Essenszubereitung und das gemeinsame Essen mit den Kindern eindeutig in seiner Beziehungsfunktion semantisiert und nicht als Versorgungsaufgabe zum Aufgabenkatalog einer Mutter gerechnet.

Weder der Status als Ehefrau noch die Aufgaben der Haushaltsführung sind für die Mütter des Samples ein Grund, ganz zu Hause zu bleiben oder auch nur mehr Zeit zu Hause zu verbringen. Die Zuordnung der Mutter zum Haus und zum semantischen Raum ‚Familie‘, für die eigene Mutter (MVorgänger) noch unumgänglicher Teil des Mutter-Seins, ist nicht mehr obligatorisch.

Einer Rollen-Reduzierung im Vergleich zur Vorgänger-Generation steht auf der anderen Seite eine Rollen-Akkumulation der MSprecher-Generation gegenüber. Alle Merkmale und Implikationen des Frau-Seins gelten auch für eine Mutter der Sample-Generation. Ein erfülltes ‚eigenes‘ Leben als Frau kann durch das Mutter-Sein, auch wenn es noch so emphatisch gelebt wird, nicht abgelöst oder zufriedenstellend ersetzt werden. Erwartungen an die Selbstentfaltung im Beruf und an eine Partnerschaft bleiben auch als ‚Mutter‘ bestehen und büßen langfristig nicht an Ranghöhe ein.

Das Mutter-Sein ist eine Option des Frau-Seins, die von den teilnehmenden Müttern durchweg positiv und persönlich wünschenswert, aber nicht generalisierend als notwendig für eine Frau‘ im emphatischen Sinne gesehen wird. Man kann aus Sicht des Samples also durchaus ‚Frau‘ sein, ohne Mutter zu werden.<sup>189</sup> Umgekehrt erscheint das Frau-Sein (nicht nur im biologischen, sondern auch im emphatischen Sinne) als notwendige und unverzichtbare Implikation des Mutter-Seins. Frau-Sein (im emphatischen Sinne) und Mutter-Sein schließt sich also nicht aus. Die Rolle der Frau und das Lebensverständ-

---

<sup>189</sup> Vgl. M 12 und M 1, die ursprünglich davon ausgehen, aus medizinischen Gründen keine Kinder bekommen zu können und das nicht weiter problematisieren.

nis der Mutter lösen sich auch nicht im zeitlichen Lebensverlauf als sukzessive ‚Rollen‘ ab (erst Mädchen, dann ‚Ehefrau‘, dann Ehefrau/Hausfrau und ‚Mutter‘). Eine Mutter bleibt eine Frau, mit allen Merkmalen, Bedürfnissen, Wünschen und Lebenszielen.

Die in der Nachkriegszeit (M-Vorgänger) im Bürgertum etablierte feste Aufgaben-Kombination von ‚Ehefrau-Hausfrau-Mutter‘ in der bis in die späten 1960er Jahre geltenden Ausschließlichkeit erscheint im Sample erodiert. Obwohl es durchaus Frauen gibt, die als Mutter zu Hause bei den Kindern bleiben, verstehen sie sich nicht als ‚Hausfrauen‘. Sie widmen sich ausschließlich den Kindern und der Haushaltsfunktion nur insofern sie eine Beziehungsfunktion der Mutter gegenüber dem Kind erfüllt.

#### *4.4.1 Entkoppelung der Aufgaben-Kombination Ehefrau-Mutter*

Auch in Phasen, in denen der Ehemann und Kindesvater das Familieneinkommen allein erwirtschaftet und die Frau zu Hause ist, spielt die Entlastung oder Versorgung des Ehemannes oder Partners für die Frauen im Sample keine Rolle im Sinne einer ‚Aufgabe‘. Eine Versorgung des Ehemannes wird vereinzelt sogar explizit abgelehnt. M 24 hat weder die Energie noch Lust, zusätzlich zum Kind auch noch „einen anderen erwachsenen Menschen“ zu versorgen. „Ich funktioniere für das Kind, aber ich funktioniere nicht für 'nen anderen erwachsenen Menschen in so 'nem Zustand.“ (M 24: 6)

Man erwartet vom Partner und Kindesvater dagegen ein gewissen Maß an Mithilfe, er wird als Unterstützer gesehen, was die eigenen beruflichen oder sozialen Möglichkeiten betrifft. Dies kann auch bedeuten, dass er zumindest keine gesonderten „Ansprüche“ an seine Frau stellt: „Gott sei Dank hat mich mein Mann unterstützt, denn hätte der noch große Ansprüche gestellt, dann wäre es nicht gegangen. Das hätte schlicht und ergreifend dann nicht geklappt.“ (M 25: 5)

Die Kindesmitversorgung, wenn auch nur bei berufsbedingten Abwesenheiten der Mutter, wird begrüßt und in einigen Fällen von den Vätern gelegentlich auch geleistet, jedoch zeitlich reduziert nach und außerhalb der eigenen Berufstätigkeit.<sup>190</sup> Der Partner von M 1 übernimmt die Kinderbetreuung, so weit dies beruflich möglich ist, M 14 bindet den Partner mit ein, M 20 und ihr Mann versorgen den ersten Sohn gemeinsam, M 26 setzt voraus, dass ihr Partner sie vertritt, wenn sie beruflich abwesend ist.

Dem Mann bei berufsbedingten Ortswechseln zu folgen, kommt in Frage, zumal dann, wenn er das Familieneinkommen sichert, ist jedoch nicht unbedingt selbstverständlich und an einen Prozess der Abwägung mit den eigenen Interessen gekoppelt. M 27 befürchtet, beim Umzug in eine neue Stadt selbst mit dem Säugling ohne gesellschaftlichen Anschluss dazustehen, was sich dann

---

<sup>190</sup> Väter, die sich nicht an der Kinder-Betreuung beteiligen, finden sich ebenfalls. Auch hier werden berufliche Gründe angegeben.

auch bewahrt, nimmt das jedoch in Kauf: „Also, insofern schon das klassische Muster: Der Mann hat eine Stelle und die Frau folgt nach.“ (M 27: 1)

#### *4.4.2 Entkoppelung der Aufgaben-Kombination Hausfrau-Mutter*

Auch die Versorgung des Haushalts wird aus Sicht des Samples nicht als Aufgabe gesehen, die notwendig zum Spektrum der Mutter-Rolle gehört. Wenn man sich Zeit nimmt, zu Hause zu sein, dann wegen der Kinder, um die man sich kümmern möchte.

Aus der ‚Nur-Hausfrau‘ (MVorgänger) wird für die Sample-Teilnehmerinnen die ‚Nur-Mutter‘, die ihre Verantwortlichkeiten, auch wenn sie nicht berufstätig ist, nicht im Haushalt sieht. M 21 möchte bei ihrem zweiten Kind mehr zu Hause sein als beim ersten und pausiert beruflich. Trotzdem sieht sie ihren Wirkungskreis nicht auf das Haus und die Kinder beschränkt. Sie versteht unter „Familienarbeit“ etwas anderes als unter „Hausarbeit“, die sie mit „kleinkariertem Leben“, „einengen“, sozialem Rückzug und „unterdrückt werden“ assoziiert.

Ich mag mich nicht einengen lassen, und zu Hause zu sein, Familienarbeit zu machen hat überhaupt nichts damit zu tun, unterdrückt zu werden und ein kleinkariertes blödes Leben zu führen. Also, ich würde sagen, grade das Gegenteil, wenn man nach außen geht. Wenn ich immer nur die Tür zu habe und Menschen meide, dann muss das schrecklich sein natürlich. So irgendwo allein mit kleinem Kind ... Schwuppdwupp gab's da [auf dem Spielplatz] 'ne Gruppe von Frauen, wo man sich dann irgendwie unterhalten hat und sich dann auch unter anderen Umständen getroffen hat, dass man gesagt hat: „Gehen wir mal abends ins Kino“ und so. Ja, einfach Initiativen ergreifen. (M 21: 10)

Hausarbeit wird nicht als Teil-Aufgabe des Mutter-Seins gesehen. Meist wird sie marginalisiert beziehungsweise teilweise explizit als potenziell mit der Mutter-Rolle konfligierend abgelehnt. Also versucht man, so wenig wie möglich Zeit für Arbeiten im Haus aufzuwenden. M 13 sieht sich, im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter, nicht als „Über-Hausfrau“ und reduziert alle Arbeiten, die Sauberkeit und Ordnung betreffen, auf das eben noch mögliche Minimum um so viel wie möglich mit den kleinen Kindern zu spielen.

Ich habe echt mit einer Gelassenheit geschaut, bis wirklich die letzte Tasse schmutzig war, bis ich mit dem Geschirrspülen angefangen habe. Wenn ich keine Windeln mehr gehabt hab, dann hab ich die auch mal gewaschen. Aber ich habe den ganzen Tag mit meinen Kindern gespielt. (M 13: 2)

Auch wenn man durchaus weiß, was eine „tolle Hausfrau“ zu tun hätte, sieht die Sample-Generation in der Hausarbeit keine interessante Aufgabe und insbesondere keine Kompensationsmöglichkeit für die Berufsarbeit. Haushaltspflichten werden erledigt, aber man kann daraus keine Anerkennung ziehen (M 1).

M 1, die zunächst mit dem ersten Baby als klassische ‚Hausfrau und Mutter‘ lebt, ist mit ihrer Wohnung und dem Kleinkind unterfordert. Sie vermisst als Nur-Mutter gesellschaftliche Anerkennung und sieht in ihrer Drei-Zimmer-Wohnung auch keine tagesfüllende Herausforderung.

Und ich hab damals eine Dreizimmerwohnung gehabt, da hat man auch nicht den ganzen Tag zu putzen und zu machen und zu tun. Und mit einem Kind wird das eigentlich dann schnell langweilig, ne. (M 1: 3)

Doch auch ein Eigenheim mit großem Garten ist kein Grund, in der Hausarbeit aufzugehen. Die Vorteile eines Hauses sind Grünfläche, Spielmöglichkeiten und Freiraum für die Kinder, aber kein Anlass, sich besonders mit der Pflege von Haus und Garten zu identifizieren.

Und ich sage mal so, meine Kinder hatten eben dann wieder schöne Umstände, ja, noch 'n größeren Garten, sie konnten also ihre Freunde aus der Schule mitbringen, ... Und die hatten so Indianerfeste im Garten ... Also der Älteste hat ... mal so eine Indianerphase gehabt, da hat er sich Mokassins genäht und Lederjacken und die bestickt und was weiß ich, ... Und dann hat er eben Indianerfeste im Garten gemacht und so, also, da war viel Freiraum. (M 6: 7)

Haushaltsaufgaben sind für die Mütter des Samples auch am einfachsten von allen Aufgaben delegierbar. M 20 unterscheidet ausdrücklich die Aufgaben, die sie als Mutter wahrnehmen möchte und solche, die sie abgeben kann. Sie arbeitet zunächst (mit kleinen Kindern) nur in dem Umfang, den ihr Anspruch an die Betreuung der Kinder zulässt, und verdient damit „nur ein Zubrot“, von dem sie sich dann eine Putzfrau leistet für ihre Entlastung und „fürs Grobe“ (M 20: 2)

M 16 bringt die Priorisierung der Aufgaben auf den Punkt: Haushalt „können andere genau so gut wie ich“. Mit fast der gleichen Formulierung hat sie sich gegen den Beruf und für das zeitweise Leben als Nur-Mutter entschieden: „Wörterbücher schreiben können andere Leute auch, da bin ich nicht die Einzige“ (M 16: 6). Für sie steht im Mittelpunkt, Zeit mit den Kindern zu verbringen, die Hausarbeit wird fürs Grobe weitestgehend delegiert.

Mein Gott, also, sich um das Haus kümmern und dann Staub wischen und so, das können andere genau so gut wie ich, und habe also mit dem Moment dann, wo die Kinder geboren wurden, mir eine Hilfe gesucht, die dreimal die Woche kam. Ich habe nur noch das Kochen und das Einkaufen gemacht und die ganze übrige Hausarbeit eben der Haushaltshilfe überlassen, habe die Zeit, in der die Kinder wach und zuhause waren, mit den Kindern verbracht, als sie klein waren. (M 16: 5f)

M 29 grenzt ihr Mutter-Sein explizit von Tätigkeiten ab, die ins haushalterische gehen, „Teechen kochen“ und „basteln“ sind nicht „elementarer“ Bestandteil des Mutter-Seins (M 29: 6).

Zu den Pflichten, die wegfallen, gehören neben dem Haushalt auch das Kochen (im Sinne einer extra zu erwähnenden Fertigkeit).



Oft wird, wie bei M 32, betont, dass man zwar gerne kocht, aber darin keine Festlegung auf die ‚Hausfrau‘ verbunden sehen will, die hier eine Aufgabe gefunden hat, in der sie aufgeht.

Ich bin jetzt auch nicht der Typ, der seine Erfüllung drin sieht, den ganzen Tag zu putzen und zu kochen und sich mit Frauen über die neuesten Kochrezepte auszutauschen. Ich koche sehr gerne, und wie man sagt auch gut, aber das ist jetzt nicht, dass ich da, ja, denke: Boah, das ist das Einzige, was ich machen will und da drin gehe ich jetzt auf. (M 32: 3)

Auch M 15 bewertet die Anteile am Mutter-Sein, die sie zum ständig sich wiederholenden Kreislauf der „Versorgungsmechanismen“ zählen, als wenig attraktiv. Da sich in ihrem Beruf als Eventmanagerin Zeiten sehr intensiver beruflicher Belastung mit Monaten abwechseln, in denen sie ganz zu Hause ist, kennt sie sozusagen das Leben der ‚Hausfrau‘ ebenso gut wie das Leben der berufstätigen Mutter. Wenn sie längere Zeit zu Hause ist, schätzt sie es, mit den Kindern zum Schwimmen zu gehen, ihnen vorzulesen, sie ins Bett zu bringen, aber die Haushaltsverpflichtungen überlässt sie nach ein paar Monaten nur zu gerne wieder den Kinderfrauen, wenn sie beruflich unterwegs ist.

Also, das ging mir immer schon nach ein paar Monaten ziemlich, hat mich das irgendwie ziemlich nervös gemacht, wenn ich da nicht Möglichkeiten hatte, wenigstens ein paar Stunden mal außerhalb dieser Versorgungsmechanismen – Füttern, Waschen, Putzen, Aufräumen, Haushalt – etwas anderes zu tun. (M 15: 6 f)

M 20 versorgt die Kinder und bleibt in den ersten Jahren überwiegend zu Hause, weil ihr Mann die Familie ernährt. Den relativ geringen eigenen Verdienst investiert sie auch zu ihrer Entlastung vom Haushalt. Sie möchte die zu Hause verbrachte Zeit mit den Kindern verbringen, aber nicht mit Waschen und Bügeln.

Mein Mann war sehr im Beruf drin, hat da auch eigentlich das Geld verdient. Bei der Pro Familia habe ich da nicht viel verdient, 'ne, da konnte ich also nicht mich und die Kinder damit ernähren. Das war mehr ein Zubrot, dass ich mir dann auch eine Putzfrau z. B. leisten konnte ...Das war auch sehr schön, habe ich dann auch sehr genossen, dass ich da jemanden hatte, der für das Grobe so ein bisschen sorgte. (M 20: 2)

M 17 sieht in ihrer zeitweisen Verhalten als ‚gute Mutter‘ eine Imitation ihrer eigenen Mutter, was sie problematisiert. Sie steigt aus diesem Verhalten aus, was problemlos möglich ist.

Und dann habe ich ganz viel gekocht: Als gute Mutter wollte ich hier den Eintopf selber kochen. Dann hat der irgendwann mal gesagt: „Mama, nimm einfach eines aus der Dose. Super. Schmeckt besser.“ (M 17: 9)

#### 4.4.3 Reduzierung des tradierten Aufgabenkatalogs Mutter

Zusätzlich zu den gezeigten Entkoppelungen von ‚klassischen‘ sozialen und gesellschaftlichen Rollen ist das Mutter-Sein aus Sicht der vorliegenden Texte auch um weitere traditionellen Aufgaben der ‚Mutter‘, insbesondere im Vergleich zur Vorgänger-Generation, reduziert. Auch Erziehungsaufgaben werden reduziert wahrgenommen insbesondere solche, die Kontrolle, schulische Unterstützung und die Einhaltung und Überwachung von Verhaltens-Regeln betreffen.

M 6 sieht sich als geduldige Mutter, die den Kindern Freiraum ermöglicht, ihre Kreativität zu entdecken, Freunde einzuladen und im Garten zu spielen. Dafür wendet sie viel Zeit auf. Doch Unterstützung bei den Hausaufgaben ist für sie „überhaupt kein Ding“. Sie weigert sich vehement, sich mit drei Kindern „hinzusetzen und mit denen Hausaufgaben zu machen“.

Und ich war keine Mutter, die sich hingesezt hat, also, ich war keine ehrgeizige Mutter, ich habe mich im Großen und Ganzen auch immer geweigert, mich hinzusetzen und mit denen Hausaufgaben zu machen, das war für mich überhaupt kein Ding. ... ich habe nicht eingesehen, dass ich mich mittags mit drei Kindern hinsetze und Hausaufgaben mache. (M 6: 7)

Das Kochen wird als ‚hausfrauliche Tätigkeit‘ zwar nicht hoch bewertet, jedoch auf das gemeinsame Essen wird durchweg großer Wert gelegt. Zentraler Aspekt ist dabei die gemeinsam verbrachte Zeit und das Gespräch. Das Essen mit den Kindern wird vor allem unter dem Aspekt des sozialen Miteinander und der Kommunikation wichtig genommen.

Wir haben eine schöne große Wohnküche gehabt, und das war sowieso unser zentraler Raum - also, wir saßen immer am Tisch, und also, immer das gemeinsame Essen. (M 6: 8)

Das ist ganz schön. Also, wir sind große Frühstückser und haben auch immer geschaut, dass wir beim Abendessen zusammen sind, und ... am Wochenende. (M 27: 11)

#### 4.4.4 Reduzierung des Mutter-Seins um Erziehungsleistungen

Ein Kind anzupassen an den Alltag, die Gegebenheiten und Bedürfnisse der bestehenden Familie, im Fall des ersten Kindes also der Eltern, kommt im Sample nicht vor und wird teilweise explizit abgelehnt. Besonders ausgeprägt ist dies in der Babyzeit, in der ein reaktives, Bedürfnis orientiertes Herangehen an das Kind bevorzugt wird, das sich auch für den späteren Umgang mit dem Kind als modellhaft herausstellt. Intuition und Reaktion seitens der Mutter werden als Gegenmodell zum Ziel der Verhaltensanpassung, das die Generation MSprecher ihrer Sichtweise nach favorisiert hat, gesetzt.

Der Problemfall ‚Schreien‘ wird beim Baby als äußerst belastend empfunden, jedoch lehnt man ab, das Kind durch erzieherische Maßnahmen davon abzu-

bringen. Wenn das Angebot von ‚Nähe‘ und ‚Zuwendung‘, also zum Beispiel das Kind in den Arm nehmen, herumtragen oder mit ins eigene Bett nehmen, nicht hilft, dann kann man weiter nichts machen. Vorschläge der eigenen Mutter, das Kind „nicht zu verwöhnen“ (M 3) oder „brüllen“ zu lassen (M 2: 8) werden abgelehnt. „Nicht verwöhnen“ ist für M 3 als „totaler Scheiß“ ausgeschlossen, auch wenn ihr eigener Umgangsstil, also die Zuwendung und das Angebot von mütterlicher Nähe anstrengend ist und wenig Besserung bringt („keine Stunde am Stück geschlafen“).

Und der Jonas hat halt immer geschrien. Und der war, grundlos, ich weiß nicht. ...Der hat immer geschrien, jede Nacht. Und dann irgend-. Und meine Schwiegermutter hat immer gesagt, : „Du darfst ihn nicht verwöhnen“, und so. Und das ist ein totaler Scheiß, wenn ich das im Nachhinein mir so überleg. Irgendwann habe ich mir das dann dort auch gedacht und habe ihn immer ins Bett geholt. Und dann hat er sich schon beruhigt. Manchmal auch nicht. ... Und, dann bin ich ganz schnell wieder schwanger geworden, die sind nämlich nur 11 Monate auseinander. Und, dann kam der Beat. ... Und dann wurd's irgendwie eng, weil der Beat hat auch geschrien und dann, ich habe da oft Nächte, ah, was weiß ich, keine Stunde am Stück geschlafen. (M 3: 4)

M 17 erzählt davon, wie die schon etwas ältere Tagesmutter ihren (M 17) 2-jährigen Sohn ohne ihr Wissen an einen regelmäßigen Mittagsschlaf gewöhnt, indem sie ihn anfangs so lange schreien lässt, bis er einschläft. M 17 nimmt zur Kenntnis, dass der Erziehungs-Stil „nach der alten Schule“ positive Folgen zeigt („und dann war er sozusagen auch erzogen“) aber die Erziehung und Verhaltensanpassung kann von ihr nicht selbst übernommen werden („ich hätte das immer falsch gefunden). Eine erfolglose Intervention ist für M 17 und M 3 immer besser als eine erfolgreiche Anpassung des Kindes nach dem Modell der Vorgänger-Generation.

Also, die (Tagesmutter) wusste, was sie wollte. Einerseits war sie noch so 'n bisschen die alte Linie, so z. B. mal ein Kind schreien lassen – das hatte ich damals nicht gemacht, ich bin immer hingegangen. Und dann hat die mir irgendwann gesagt: „Der macht hier einen Mittagsschlaf.“ Sage ich: „Wie das denn? Der schläft doch mittags nicht.“ Und dann hat sie gesagt: „Na, bei mir schläft er.“ So ein bisschen gequakelt hätte er noch. Und später hat sie gesagt, dass er richtig geschrien hat, aber sie einfach nicht hingegangen ist, ne. Und aber nach zwei, drei Tagen hat er das gemacht, und dann war er sozusagen auch erzogen, da drauf auf dem Tagesablauf. Und das fand ich insofern tough, weil sie's einfach gemacht hat, sich getraut hat nach der alten Schule, und ich hätte das immer falsch gefunden. Und nachher fand ich das aber dann doch richtig, weil's angenehmer war, weil der nachmittags bei mir, am Wochenende, um fünf völlig hohl gedreht hat, weil er seinen Schlaf nicht gehabt hat. (M 17:2)

Auch die Kontrolle der Hausaufgaben und Verhaltensweisen ihres Sohnes hat M 17 ihrer Ansicht nach „eng gemacht“ und sie hatte bereits bei ihrer eigenen Mutter gesehen, dass das „nicht gut gegangen ist“.

Im Haushalt, grad in dieser Zeit, wo ich für ihn wirklich im Haushalt da war, da habe ich, glaube ich, meine Mutter imitiert: im Kochen; der muss ordentlich angezogen sein; „Hast du deine Schularbeiten gemacht?“ Und

das hat mich eng gemacht. Ich habe gesehen, dass es meiner Mutter damit nicht gut gegangen ist, aber ich habe es imitiert, komisch, ne. So lange, bis ich wirklich mal den Föhn in die Ecke geschmissen habe und gesagt: „So mache ich hier nicht weiter!“, ne. (M 17: 21)

Auch am Beispiel Schule und Hausaufgabenbetreuung zeigt sich, dass die Mütter des Samples sich vom Aufgabenfeld ‚Erziehung‘ tendenziell zurückziehen. Erziehungsaufgaben werden zum Thema ‚Beziehung‘ in Opposition gesetzt und höher bewertet. M 4 beschreibt, dass sie es ablehnt, mit dem Sohn für die Schule zu lernen. Explizit begründet sie das damit, dass sie Streit vermeiden will. Ihr ist „die Beziehung zu ihm wichtiger“ und sie will sie nicht „aufs Spiel setzen, nur weil er nicht so lernt, wie ich das will“. Die Ablehnung von Aufgaben, die zum Aufgabenkatalog der ‚Mutter‘ gehören, ist für M 4 kein Widerspruch zum Mutter-Sein oder ein defizitäres Verhalten als ‚gute Mutter‘. Die „Beziehung“ zum Kind ist ihr wichtig und diese „aufs Spiel“ zu setzen kommt nicht in Frage.

Und das fand ich eigentlich ganz gut, und dass ich einfach gesagt habe, ich mache da nicht so einen Terror mit ihm. Mir war die Beziehung zu ihm wichtiger als dass ich die aufs Spiel setze, nur weil ich, weil er nicht so lernt, wie ich das will. (M 4: 12)

Auch das Üben für den Logopäden wird dem Kind erlassen, als das Kind sich „einfach verweigert“. Sie findet es „grässlich“, und der Sohn „hasst“ es, also wird es aufgegeben: „(Ich) musste mit dem jeden Tag üben, irgendwelche Zungenübungen. Es war grässlich und das hat er gehasst. ... Dann habe ich gesagt: ‚Bitte, dann lassen wir's halt.‘“ (M 4: 18)

Sie begründet ihre Abneigung gegen Aufgaben, die sie als Mutter zur Disziplinierung des Kindes und zum Nachhalten von Regeln und Pflichten auffordern jeweils mit einer Beeinträchtigung der Harmonie und der guten Stimmung. Sie will „sich nicht zanken mit dem Jungen“, keinen „Zoff haben“ und sich „nicht streiten übers Lernen“. M 4 steht für eine Mehrheit des Samples, die eine gute ‚Beziehung‘ zum Kind tendenziell mit ‚Harmonie‘ gleichsetzt. Alles, was eine harmonische Stimmung zu Hause stören könnte, wird vermieden, das sind in erster Linie Anpassungen und soziale Forderungen. Insofern wird weder auf die Aufstellung noch auf die Einhaltung von Regeln bestanden, auch weil man sich, wie M 4, keine schlechte Stimmung antun will.

Und dann habe ich versucht, mit ihm da Englisch-Vokabeln zu lernen, und das ging, da haben wir uns so in die Wolle gekriegt, ... Und da habe ich mir gesagt: So. Ich will nicht mich zanken mit dem Jungen, oder so 'n Zoff haben, nur über die Schule. Ich habe gesagt: „Soundso kannst du das machen, ich hör dich gerne ab, aber lernen tue ich mit dir nicht. Ich will also nicht, dass wir uns nur streiten übers Lernen“ (M 4: 12)

Erziehungsthemen sind für M 4 und die Mütter des Samples allgemein mehr ein störender Anteil des Mutter-Seins. Sie sieht die Notwendigkeit teilweise ein, findet es aber „frustrierend“, die „Buh-Frau“ bei den Kindern zu werden, die Reglementierung ihrer Kinder sieht sie als „undankbare Arbeiten“, weil sie ihr kein emotionales Feedback der Kinder sichern.

Du musst immer ‚Nein‘ sagen als Mutter, du machst immer die Regeln, musst die einhalten, und dann kommt der Papa nachhause, und: „Papapaaa!“ ...Dieses, dass du halt doch ein bisschen manchmal die Buh-Frau bist, weil du, weil du auch sagst: „Nee, so setzen wir uns jetzt nicht an den Tisch, ich mag das nicht. Warte bitte noch, bis wir alle essen.“ (M 4: 11)

M 3 hält viel davon, dass ihre beiden Söhne sich frei bewegen können und selbstständig sind. Eine Engführung der Kinder ist für sie auch persönlich nicht attraktiv. Sie möchte die Kinder nicht „überall hinbringen“ („das finde ich entsetzlich“), sie sollen nicht immer „im Schlepptau der Eltern“ sein („das finde ich so entsetzlich!“), sie geht nicht gern auf Spielplätze („immer von den Kindern reden, das nervt“) und sie meidet Elternsprechtage so es geht, weil sie das „Betuliche“ anderer Mütter übertrieben findet.<sup>191</sup>

Das Betuliche, immer von den Kindern reden, das nervt ... oder so auf den Elternsprechtage, das fand ich entsetzlich. Gut, meine Kinder waren auch schrecklich in der Schule, aber wenn ich dann schon gesehen habe, wenn die Mütter mit'm Schulpack, den Kindern den Schulpack hinten nachgetragen haben, oder „Heute haben wir wieder eine Fünf in Mathe.“ ... Wir! Das finde ich so ah-. Das ist was, was ich nicht leiden kann. (Frager: Was haben Sie gerne gemacht?) Na ja, ich habe dann wieder angefangen zu arbeiten. (M 3: 9f)

Auch M 7 ist nicht gewillt, der Tochter gegenüber ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Sie erlaubt ihr lieber schon im Kindergartenalter die freie Kleiderwahl, als ein womöglich heulendes Kind zu riskieren. Auch das tägliche, intensive Lernen mit dem Sohn wird abgebrochen. M 7 findet es mühsam und frustrierend, dem Kind gegenüber das Lernen und Üben einzufordern und noch schlimmer, es zu begleiten. Sie beendet es, weil Mutter und Sohn sich sonst gegenseitig „zerfleischt“ hätten (M 7: 5f, 8).

Obwohl die Mütter im Sample so viel Zeit für die Kinder aufwenden wie möglich, gehört das Überwachen und Kontrollieren der Hausaufgaben für sie nicht zu den Kernaufgaben als Mutter. Freimütig wird berichtet, wie ungern man dies mache und wie gern man darauf verzichtet. Aus Sicht von M 27 ist es nicht ihre Pflicht, sich um die Hausaufgaben zu kümmern, außer die Kinder bitten darum, „das ist was anderes“. Die Kinder, nicht die Mutter bestimmen den Grad der mütterlichen Kontrolle.

Oder ich habe auch in der Schule mich eigentlich nie um Hausaufgaben gekümmert von den Kindern, es sei denn, sie haben mich drum gebeten, das dann natürlich schon, das ist was anderes, ne. Aber ich habe auch nie 'ne Schultaschen kontrolliert, schon in der Grundschule nicht, nie 'ne Schultasche kontrolliert, ob alles drin ist. Ich habe dann nur mal gesagt: „Ja, sollen wir zusammen durchgehen und kucken?“ (M 27: 4)

Die Aufgaben- und Rollen-Reduzierungen im erzieherischen Bereich stehen in Zusammenhang mit der Aufwertung emotionaler Aspekte des Mutter-Seins.

---

<sup>191</sup> M 3: 9 f. Nachdem M 3 so eindrucksvoll alles aufgelistet hat, was sie an den Mutter-Aufgaben „nervt“, antwortet sie auf die Frage, „Was haben Sie gerne gemacht?“ mit „Na ja, ich habe dann wieder angefangen zu arbeiten“.

Das Mutter-Sein erscheint damit tendenziell um Aufgaben reduziert, die ein Mutter-Sein im ‚emotionalen Sinne‘ erschweren. Man wünscht sich ein gute Beziehung mit dem Kind und hat das Ziel, als Mutter möglichst viel ‚schöne Zeit‘ mit dem Kind zu verbringen. Alle dieses Ziel potenziell störenden Aufgaben und Rollen werden reduziert, marginalisiert oder ausgeblendet. Im Fokus stehen hierbei vor allem die Wünsche und Vorstellungen der Mütter selbst.

Bei der Hausaufgaben-Überwachung, bei der Erziehung und bei der Durchsetzung von Regeln kollidieren die Wünsche nach der gemeinsam verbrachten ‚schönen Zeit‘ teilweise mit Anforderungen, die im Sinne der Kindererziehung vielleicht objektiv notwendig wären. M 17 reduziert die schulische Überwachung, um sich selbst nicht negativ zu verändern („das hat mich eng gemacht“), ohne damit pädagogische oder erzieherische Ziele zu verbinden (etwa eine Erziehung zur Selbstständigkeit etc.) M 4 will die gute Beziehung zum Kind nicht „aufs Spiel setzen“ durch Strenge, wobei wiederum offen bleibt, inwiefern das Kind davon profitiert, dass sie nicht streng ist. Auch in der Pubertät, wo, wie zu zeigen ist, allgemein das Postulat der ‚guten Beziehung‘ zum Kind auf dem Prüfstand steht, ziehen die Mütter des Samples tendenziell die ‚gute Beziehung‘ zum Kind einer Lern- und Erfahrungserfahrung vor, auch bei Verhaltensweisen, die für das Kind potenziell gefährdend sind.

Schule und Leistungsanforderungen sind für viele Mütter ein Fremdkörper im Mutter-Kind-Kosmos. Wo die Schule beginnt, endet die „schöne Zeit“ der Kindheit, wie M 7 es formuliert: „Tja, und wie gesagt, dann war ja die schöne Zeit bald vorbei, dann kam die Schule“ (M 7: 2)

M 7 schickt ihren Sohn sogar auf ein Internat, mit dem Argument der ‚guten Beziehung‘ zu ihrem Kind. Weil sie das tägliche zermürende Üben für die Verbesserung seiner Rechtschreibschwäche nicht länger erträgt, delegiert sie das Thema der Erziehung und des Nachhaltens von sich wiederholenden, unangenehmen und die Beziehung belastenden Alltäglichkeiten. Das käme einer Bankrott-Erklärung als Mutter gleich, wenn man das Mutter-Sein von den Betreuungs- und Erziehungs-Aufgaben her betrachtet. Für M 7 ist es aber der „richtige Schritt“ (M 7: 3) und die bessere Wahl, als die Beziehung zwischen Mutter und Kind durch das ständige Lernen und Üben immer weiter zu verschlechtern.

Der Tag, also, das war, als wenn’s dir das Herz aus’m Leib reißen, wenn du das Kind dahinbringst, brutal.... Und das war natürlich, ja, ich sage jetzt, für unser verwöhntes Nesthäkchen schon ein Schlag, also. Aber, nachträglich muss ich sagen: Es war der einzig richtige Schritt. (M 7: 3)

Dass M 7 nicht nur die schulische Unterstützung ihres Kindes, sondern auch seine Versorgung und Betreuung, die Unterbringung und Beaufsichtigung und damit alle traditionellen ‚Kernkompetenzen‘ der Mutter eines Drittklässlers abgibt zeigt, dass im Konfliktfall zwischen ‚Erziehung‘ und ‚Beziehung‘ die Beziehung höherwertig ist und geschützt werden muss, wenn sie gefährdet ist („wir hätten uns ... zerfleischt“). Die Aufgaben-Reduzierung als Mutter ist für M 7 auch eine „Befreiung“ und ermöglicht ihr die Rückkehr zur guten ‚Beziehung‘ und größerer emotionaler Nähe zu ihrem Kind, auch wenn es zum Preis

von räumlicher Nähe geschieht, da das Kind dann ja größtenteils „nicht mehr da war“. Im Extremfall, so könnte man hieraus ableiten, ist also der Verzicht auf das (anwesende) Kind einem Verzicht auf die gute Beziehung zum Kind vorzuziehen. Gleichzeitig zeigt das Beispiel von M 7 noch einmal deutlich die Entkernung des Mutter-Seins um Aufgaben und damit die Reduzierung des Rollen-Aspektes der Mutterschaft.

Also, das war halt so ein richtiger Einschnitt, sage ich jetzt mal. Weil das Kind ja dann nicht mehr da war. Irgendwo, muss ich ehrlich sagen, war's natürlich für mich auch 'ne Befreiung, weil, wir hätten uns auf lange Sicht, wenn's so weiter gegangen wäre, gegenseitig zerfleischt. (M 7: 8)

#### *4.4.5 Partizipation an der schönen Kindheit*

Die Mütter des Samples legen großen Wert darauf, das mit zu erleben, was die Kinder tun und nicht nur dabei zu sein und sie zu beaufsichtigen, sondern wirklich mitzumachen. Wie M 4 beschreibt, ist ihre Freude an den gemeinsamen Ausflügen mit den Kindern mindestens so groß wie die der Kinder. Was in der Kindheit stilprägend ist, dass die Mütter mit den Kindern deren Kinder-Welt teilen und sich nicht als ‚Erwachsene‘ davon abgrenzen, in dem sie ‚Erwachsenen-Dinge‘ tun, während die Kinder ‚Kinder-Dinge‘ tun, indem sie mitspielen, wenn sie spielen, mitstaunen, wenn sie staunen und allgemein genießen, was die Kinder so tun, legen sie auch nicht ab, wenn die Kinder älter werden.

M 12 ist zwar keine „begeisterte Kleinkindmutter“, doch als die Tochter älter wird, verbringt sie mit ihr viel Zeit im Gespräch, bei besonderen Reisen und Restaurant-Besuchen. Auch M 11 genießt wie M 14 und viele andere Mütter nicht nur die Anwesenheit des Kindes im Haus als interessanten Gesprächspartner, sondern unternimmt mit der Tochter auch Reisen und Ausflüge.

M 4, die zehn Jahre für die Familie zu Hause geblieben ist, sieht ihre reine „Familienzeit“ beendet, als die Kinder in die Schule gehen. Jetzt kann sie mit den Kindern, die nun während und auch nach der Schule „ein eigenes Leben“ haben, nicht mehr die Dinge unternehmen, die ihr selbst auch gefallen, wie Spaziergänge, Ausflüge, Spieltreffen mit anderen Müttern. Was ihr jetzt in ihren Augen noch bleibt, die reine Hausfrauenrolle als „Versorgungsstation“ und „Fütterungsstation“ (M 4: 9) im „Hotel Zuhause“ ist für sie „Depperlarbeit“, für die es sich nicht lohnt, zu Hause zu bleiben.

Da waren diese 10 Jahre Familienzeit ... und dann kam so 'ne, so 'ne Krise - die Kinder waren 7, 8 so was, rum. Ja, da fing's dann an, in diesem Jahr, wo sie so 7, 8 waren, in die Grundschule gingen und wo ich einfach gedacht habe: Du bist nur ein ‚Hotel Zuhause‘. Und das ist die Depperlarbeit. (M 4: 3)

Das definitive Ende der ‚schönen Kindheit‘ ist für M 4 gekommen, als die Tochter das erste Mal länger von zu Hause weg ist und zum Schüler austausch fährt. M 4 findet es problematisch, dass ihre nun 17-jährige Tochter während

des Sprachtausch-Jahres Dinge erlebt, an denen sie als Mutter „keinen Anteil“ mehr hat. Es ist für sie als Mutter ein „großer Abschied“ nicht nur von ihrer Tochter, sondern „von ihrer Kindheit“. Die Trauer von M 4 bezieht sich explizit auf die Kindheit der Tochter, doch implizit klingt an, dass es für M 4 auch um ihr Miterleben der Kindheit geht. Denn das ‚Erleben‘ der Tochter hört ja nicht auf, es verlagert sich nur in einen für M 4 nun nicht mehr zugänglichen Bereich.

Und als sie dann losgefahren ist ... habe ich bitterlich geheult, weil für mich war dann irgendwo, das war der große Abschied: Jetzt ist sie weg. Jetzt ist ihre Jugend, oder jetzt ist ach, ich weiß nicht, ich einfach bitterlich geweint.

Ja, sie ist dann in ihren Flieger rein oder in dieses Abteil da rein und, dann habe ich so geweint und habe einfach gesagt, ja. Einfach, das war der Abschied von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend. ...

Dann war sie einfach unerreichbar, weg, und, und hat 'n schönes, 'n Jahr verbracht. Da hast du ja gar keinen Anteil mehr, da bist du nur noch dankbarer Empfänger von Mitteilungen. (M 4: 14f)

‚gute Beziehung‘ = gute Mutter	Gefahr für Mutter-Kind-Beziehung
Beziehung	Erziehung
zulassen, ermöglichen	Druck, verweigern
vorleben, erwarten	Regeln, Forderungen
Präsenz, miterleben	Absenz, nicht miterleben
Mutter = zentrale Bezugsperson	Mutter ≠ zentrale Bezugsperson

#### 4.4.6 Zusammenfassung: Entkoppelung von Pflichten

Der Rollen-Aspekt der Mutterschaft wird von den Müttern der Sample-Generation deutlich reduziert. Klassische Kombinationen von Aufgabenfeldern und sozialen Rollen mit der Mutterschaft werden nicht mehr wahrgenommen. Eine Definition der Mutter als gleichzeitige Hausfrau und Ehefrau (als Rolle und Aufgabe) wird nicht gewünscht.

Auch der gesellschaftliche Aspekt, den die Mutter-Aufgabe innerhalb der Werte-Gemeinschaft bis dahin hatte, wird von den Sample-Müttern vehement abgelehnt. Sie sind nicht bereit, ihren Kindern zu Anpassungsleistungen abzufordern und sehen es nicht als Mutter-Aufgabe, ihre Kinder in ein bestehendes gesellschaftliches System hineinzuerziehen. Ihren Hauptbeitrag zur ‚Erziehung‘ sehen sie beim kleinen Kind zunächst darin, die Entfaltung des Kindes nicht zu behindern, indem sie keine Normen und entsprechenden Anpassungsdruck in die Erziehung einbringen, und gleichzeitig eine Entfaltung der individuellen Persönlichkeit des Kindes zu fördern, indem sie sich intensiv mit



ihm beschäftigen und ihm eine erfüllte und konfliktfreie Mutter-Kind-Beziehung ermöglichen. Vor diesem Hintergrund kommt der persönlichen Beziehung zwischen Mutter und Kind mehr Bedeutung zu als der Rollenbeziehung zwischen der erziehenden Mutter und dem zu Erziehenden Kind. Die Mütter sehen sich weniger als Erzieherin des (unvollkommenen) Kindes denn als Ermöglicherin und Entfalterin der Entwicklung dieses geliebten (und in ihren Augen damit vollkommenen) Kindes. Gleichzeitig flechten sie sich über die Intensivierung der Mutter-Kind-Beziehung auch selbst sehr dicht in die Kindheit der Kinder mit ein. Sie wollen weniger Abgrenzung zum Kind (was für die Erziehungs-Rolle notwendig wäre) als die Generation MVorgänger und suchen auch mehr Nähe und Ähnlichkeit zum Kind, was wiederum zu einer Intensivierung der Mutter-Kind-Beziehung führt. Harmonie ist, unter dem Blickwinkel der ‚Beziehung‘ gesehen, ein hoher Wert, den man ebenfalls nicht durch erzieherische Eingriffe und Abgrenzungen gefährden möchte. Die Tendenz zur ‚Wohlfühl-Mutterschaft‘ ist bei unterschiedlichen Schwerpunkten bei allen Sample-Müttern sehr ausgeprägt. Man möchte die Kindheit der Kinder und damit das Mutter-Sein auch selbst genießen, unabhängig davon, wie man den Alltag individuell gestaltet.

## 4.5 Neu-Konzeption des Mutter-Seins

### 4.5.1 (Negative) Vorbilder und Mutter-Konzeption

Das Vorbild der eigenen Mutter (MVorgänger), ob positiv oder negativ, ist für die Teilnehmerinnen (MSprecher) eine wichtige Vergleichsgröße bezüglich ihrer eigenen Mutterrolle. Insofern die Generation MVorgänger für die Generation MSprecher unstrittig ein wichtiger Orientierungsrahmen bezüglich des eigenen Verhaltens als Mutter.

Interessanterweise beschränkt sich bei den Teilnehmerinnen des Samples die Frage nach dem, wie man es als Mutter ‚früher‘ gemacht hat darauf, wie sie als Kind die eigene Kindheit und die eigene Mutter erlebt haben. Sie vergleichen sich dabei mit der eigenen Mutter (MVorgänger) in zwei Punkten, dem Mutter-Sein und der Lebensgestaltung als Frau.

Das Konzept des Mutter-Seins dieser Gruppe<sup>192</sup> erscheint nicht als hier und da abweichende Variante oder Weiter-Entwicklung des Vorgänger-Stils, wie sie bei einem Generationenwechsel immer erwartbar ist, sondern als bewusst gesetztes und zur Vorgänger-Generation häufig explizit abgegrenztes Gegenmodell.

Neben dem Vergleich zur eigenen Mutter spielen zeitgenössische Modelle von Kindererziehung gelegentlich explizit eine Rolle, vor allem für diejenigen Frauen des Samples, die ‚1968‘ und die damit verbundenen gesellschaftlichen Entwicklungen selbst als junge Frau erlebt und thematisiert haben. Hier werden alternative und antiautoritäre Ansätze, etwa Summerhill oder Waldorf, genannt.

Neben diesem Gegenentwurf zu einem als überholt empfundenen Modell Mutter-Sein der Vorgänger-Generation, der sich vorwiegend um die Themen ‚Freiheit‘ und ‚Persönlichkeitsentwicklung‘ dreht, finden sich im Sample auch Fälle von Kompensationen individueller Erfahrungen in der eigenen Kindheit. Was man selbst als Mutter anders machen will, hat seine umgekehrte Entsprechung in eigenen, negativen Kindheitserfahrungen. Hier ist das Spektrum der Gegenmodelle entsprechend den persönlichen Erfahrungen heterogener und individueller. Als defizitär erlebte Kindheitserfahrungen und das vorherrschende Gefühl durch den je individuell insuffizienten Erziehungsstil der Eltern in der eigenen Entwicklung gebremst oder behindert worden zu sein führen zu Kompensationsversuchen und Gegenreaktionen.

Man tendiert dazu, die als defizitär erlebten Aspekte der eigenen Kindheit bei den eigenen Kindern zu vermeiden: und zwar nur und genau diese ‚erkannten‘ und selbst erlebten Defizite, etwa zu wenig Liebe, zu wenig Beziehung, und zu wenig Offenheit oder Nähe oder zu viel Kontrolle in der eigenen Kindheit und

---

<sup>192</sup> Besonders M 2, M 7, M 11, M 31, M 29, M 20, beziehen sich auf die eigene Mutter als abgelehntes Modell.

Jugend. M 31 vermisste „gewisse Freiheiten“, die sie nun ihren Kindern ange-  
deihen lässt, die „nicht so beengt aufwachsen“ sollen wie sie.

Und meine Idee, oder unsere Idee dann später war, unserm Kind, als es  
auch noch nicht auf der Welt war, so 'nen gewissen Rahmen zu geben,  
in dem es sich bewegen kann. Aber schon auch gewisse Freiheiten und,  
ja, und nicht so eingeengt aufzuwachsen, wie ich es z. B. war. (M 31: 6)

M 32 will ihren Kindern ein „normales“ Familienleben bieten, das sie durch die  
frühe Scheidung der Eltern vermisste.

Ich bin dann also quasi die ersten sechs Jahre bei meinen Großeltern  
aufgewachsen, meine Mutter habe ich dann immer, wenn sie von der  
Arbeit heimkam, mal gesehen, die hatte da ihre eigene Wohnung. (...)  
Und insofern denke ich, da mir ja dieses „normale“ Familienleben ja  
irgendwo in den ersten Jahren gefehlt hat, war mir das schon irgendwo  
auch wichtig, dass das bei meinen Kindern anders aussieht halt.  
(M 32: 14f)

In einer Art Umkehrschluss wird bei den eigenen Kindern vermieden oder ins  
Gegenteil verkehrt, was man an der eigenen Mutter (MVorgänger) als negativ  
erlebt hat. So entsteht ein je individuelles Gegenmodell des Mutter-Seins, das  
dem abgelehnten einzelnen Vorbild, wenn auch sozusagen mit umgekehrten  
Vorzeichen, spiegelbildlich gleicht. Aus ‚nicht-Geborgenheit‘ wird ‚Geborgen-  
heit‘, aus ‚Nicht-Nähe‘ wird ‚Nähe‘, aus ‚Unfreiheit‘ wird Freiheit, aus dem Er-  
lebnis eigener Bevormundung als Kind leitet man das Konzept einer Erzie-  
hung zur Selbstständigkeit ab, aus einem Übermaß an ‚Kontrolle‘ wird Ver-  
trauen, dem als hierarchisch erlebten Eltern-Kind-Verhältnis wird im Gegen-  
modell das Gebot der egalitären Beziehung zwischen Mutter und Kind entge-  
gen gesetzt. Diese je individuellen Gegenentwürfe bilden sich auf Korpusebe-  
ne wiederum als Modelle ab.

Für die Mehrheit der Texte lässt sich feststellen, dass die Mütter der Generati-  
on MSprecher sich von der eigenen Mutter (MVorgänger) explizit unterschei-  
den und abgrenzen wollen. Diese Gruppe bewertet das Mutter-Sein der eige-  
nen Mutter (MVorgänger) zumindest teilweise negativ und sieht dadurch  
entstandene Defizite in der eigenen Kindheit kritisch für den eigenen Lebens-  
verlauf. Insofern ist hier die Überzeugung manifest, dass das Verhalten einer  
Mutter einen wichtigen Einfluss auf das Erleben und die Entwicklung der Kin-  
der hat. Entsprechend wird großer Wert auf einen bestimmten, individuell als  
,angemessen‘ erachteten Umgang mit den Kindern gelegt, der dem in der  
Kindheit erlebten Erziehungsstil diametral gegenüber steht.

Erfahrungen der eigenen Kindheit und Jugend sind eine wichtige ‚Informati-  
onsquelle‘ für die Entwicklung des persönlichen Mutter-Seins der Sample-Ge-  
neration. Eine entsprechend zentrale Rolle spielt die eigene Mutter als wichti-  
ge Mess- und Vergleichsgröße. Teilweise ist es ein wichtiger Antrieb für das  
eigene Verhalten als Mutter, die Defizite der individuell erlebten eigenen Kind-  
heit nun an den eigenen Kindern (KSprecher) zu vermeiden und zu kompensieren.  
Ihnen soll eine ‚ideale Kindheit‘ ermöglicht werden. Diese wird je indi-  
viduell als Gegenmodell zur eigenen, negativen Kindheit definiert.

Die als Gegenentwurf angelegte Darlegung von Erziehungsvorstellungen zeichnet sich bis in die Wortwahl ab. Rekurrent kommt das Wort ‚anders‘ in allen Variationen vor.
... also, das waren dann so Sachen, die ich mir dann einfach nicht mehr vorstellen konnte, wo ich mir für mein Kind einfach andere Freiheiten gewünscht hab. (M 11: 7)
Und diese pädagogische Befreiung mit dem Summerhill und diese ganzen Sachen, das war für mich schon: <i>Ach, so kann man das auch machen? Das kann ganz anders gehen!</i> (M 11: 7)
insofern ... war mir das schon irgendwo auch wichtig, dass das bei meinen Kindern anders aussieht halt. (M 32: 14f)
„Du willst eine andere Mutter sein!“ Also, eigentlich alles, was ich so bei meiner Mutter entbehrt habe, oder was mich gestört hat oder so, das sollten meine Kinder mal anders haben. (M 29: 3)
<i>Ich will ein ausgefülltes Leben haben, und es sieht nicht so aus, wie das meiner Mutter.</i> Das war mir also von klein auf sehr, sehr klar. (M 16: 1)
... ich habe mich also von ihr nicht wirklich geliebt gefühlt, zeitlebens nicht. Und, ja, deshalb auch die Idee: <i>Ich will mein Kind lieben, ich will es anders haben.</i> (M 31: 14)

Verhaltensweisen und Haltungen der eigenen Mutter, die erwähnt werden, werden als Gegenteil für sich selbst reklamiert. Übernehmbar erscheinen nur solche Handlungsweisen, die den eigenen Erziehungs- und Lebensvorstellungen entsprechen. Was zunächst als ganz folgerichtig erscheint, nämlich positiv wahrgenommene Verhaltensweisen und Einstellungen der eigenen Mutter nachzuahmen und negative nicht zu übernehmen, kommt bei näherer Betrachtung aber auch einer eingeschränkten Wahrnehmung der Mutter-Rolle gleich. Mit einem so geschärften Fokus auf die je eigene Mutter und deren Generation reduziert sich das (wahrgenommene) Spektrum möglicher Varianten des Mutter-Seins. Somit kommen aus Sicht des Textkorpus nicht alle möglichen, historisch und kulturell überlieferten Merkmale, Rollen und Verhaltensweisen des Mutter-Seins als potenzielles Vorbild in Frage. Man konzentriert sich in der Wahrnehmung auf die eigene Mutter und ihre Generation und damit auf eigene Erfahrungen. Was man selbst als Kind und Jugendliche an der eigenen Mutter geschätzt hat, wird nachgeahmt, was man negativ erlebt hat wird vermieden und was man „entbehrt“ hat, wird nun den eigenen Kindern angeboten. Lehnt man das Mutter-Sein, wie man es an der eigenen Mutter erlebt hat, ab, genügt es schon, nicht so zu sein wie die eigene Mutter, um eine ‚gute Mutter‘ zu sein.

Bewusst vorbildlos und im Gefühl eines Neuanfangs sieht sich M 2 „ins kalte Wasser geworfen“ bezüglich der Aufgabe der Kindererziehung und -Betreuung. Obwohl sie Rat brauchen könnte, da sie Probleme mit den neugeborenen Zwillingen hat, bricht sie die Tradition, von der eigenen, ‚erfahrenen‘ Mutter zu lernen, ganz bewusst ab. Sie sieht deren Usancen als nicht mehr zeitgemäß

und damit für sie unbrauchbar an. Ihr fehlt zwar einerseits explizit eine konkrete „Anleitung“ bei ihrem Bemühen „eine gute Mutter zu sein“, andererseits lehnt sie alles „was noch von der Generation vor [ihr] vermittelt wurde“, als unpraktikabel und „nicht mehr so angesagt“ ab.

Und ich habe mich da dann bemüht, die gute Mutter zu sein und alles richtig zu machen, und es war aber wirklich schwierig. ... ich hatte überhaupt keine Anleitung eigentlich, wie man mit Babys umgeht, außer dieses preußische Muster, was noch von der Generation vor mir vermittelt wurde: Kinder bloß gleich nicht verwöhnen! Feste Essenszeiten, feste Schlafenszeiten! Brüllen lassen! Und ich habe gedacht: Das ist ja nicht mehr so angesagt. (M 2: 8)

Im Rekurs auf den zeitgenössischen Stil, der einem Paradigmenwechsel („nicht mehr so angesagt“) gleichkommt, erschöpft sich jedoch offensichtlich das ‚Wissen‘ von M 2. Neue Konzepte scheinen ihr nicht ausreichend bekannt oder zugänglich zu sein, das alte „preußische Muster“ ist für sie nicht nachahmbar. Auch M 16 betrachtet die Kindererziehung als Aufgabe, in die man „einfach reingeworfen“ wird, ohne darauf vorbereitet zu sein, was ebenfalls dafür spricht, dass sie keine akzeptierten Handlungs- und Rollenvorbilder zur Verfügung hat.

Und [ich] habe immer gedacht: Andere Menschen auf ein Leben vorzubereiten, ist eigentlich die schwierigste Aufgabe, die man haben kann, und wofür man keine Ausbildung bekommt, wo man einfach reingeworfen wird, und dass ist eine Aufgabe, die muss man sehr ernst nehmen. (M 16: 2f)

M 11 sieht eine Möglichkeit, den „engen“ Vorstellungen der eigenen Mutter und ihren Prinzipien etwas entgegenzusetzen in der Orientierung an neuen pädagogischen Konzepten. Für sie ist ‚Summerhill‘ eine „pädagogische Befreiung“, an der sie sieht, dass es „auch anders gehen“ kann. Die Vorstellung, die Kinder „ganz frei und wild“ gewähren zu lassen, ist ihr „nachvollziehbar“ und entspricht ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen mehr als das, was sie „bei [sich] zu Hause erlebt hat“ und „was nicht hinterfragt werden konnte“ und wo sie sich für ihr Kind „einfach andere Freiheiten gewünscht“ hat.

Also, so wie ich's bei uns zuhause erlebt hat, hat halt meine Mutter ganz in dem Sinne, was man tut und was man nicht tut und was die anderen wohl sagen könnten und was sich gehört, und also, so ganz, so Prinzipien gehabt, wo auch nicht hinterfragt werden konnte oder durfte: „Wieso, warum?“ Oder „Könnte man vielleicht auch anders?“, oder so. Also, das war unheimlich eng, das Ganze. Und diese pädagogische Befreiung mit dem Summerhill und diese ganzen Sachen, das war für mich schon: Ach, so kann man das auch machen? Das kann ganz anders gehen! Oder dann, also, ... ganz frei und wild und das war dann schon was, wo ich mir schon, also, gewünscht hab und, und mir – wie soll ich sagen – ganz leicht gefallen ist, oder ganz, ganz nachvollziehbar war. Und da war ich froh sozusagen, dass ich in diese Zeit reingekommen bin, wo sich eben viel verändert hatte oder einfach 'ne große Offenheit da war. ... also, das waren dann so Sachen, die ich mir dann einfach nicht mehr vorstellen konnte, wo ich mir für mein Kind einfach andere Freiheiten gewünscht hab. (M 11: 7)

Auch M 13 beschreibt ihr Erziehungsziel als Gegenentwurf zu autoritären Konzepten. Ihre Kinder sollen so werden, „wie sie angelegt sind“ und nicht „verbogen“ werden.

Das war eben, das ist der Punkt, jetzt kommen wir nämlich genau auf das. Ich habe eigentlich ein einziges Erziehungsziel gehabt: dass die Kinder so werden sollen, wie sie angelegt sind. Das weiß ich, das wollte ich, dass sie nicht verbogen werden durch irgendwelche Vorstellungen, die ich ihnen drüberstülpe. Und die sind auch, also, wirklich, extremer geht's gar nicht, wie die zwei sind – also, die mögen sich aber trotzdem gerne, also, so weit sich halt Bruder und Schwester mögen, aber das, glaube ich, das war das Ziel. (M 13: 6)

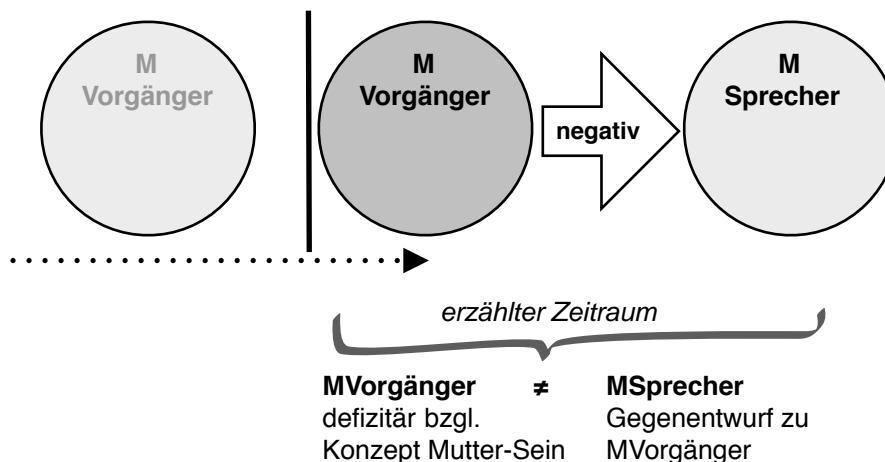
Vor dem Hintergrund, dass ihnen die Verhaltensweisen und Erziehungs-Methoden der Vorgänger-Generation unmöglich anwendbar erscheinen, sehen die entsprechenden Mütter des Samples sich in einem Vakuum, das es durch eigene, je individuelle Methoden aufzufüllen gilt. In einer Art ‚Stunde-Null-Gefühl‘ sieht man sich aufgefordert, das Mutter-Sein quasi neu zu erfinden und fühlt sich vorbildlos-pionierhaft auf unerforschtem Terrain.

Dass diese nach subjektivem Empfinden vorgefundene ‚tabula rasa‘ nur ein ganz individueller Ausschnitt des kulturell-historischen Gesamtbildes ist, wird von den Erzählenden dabei nicht reflektiert. Sie beharren fast darauf, wirklich gar nichts Überliefertes übernehmen zu können. Da man sich aber, speziell beim ersten Kind, ganz ohne Anleitung und Führung auch unsicher und ist, was nun das Richtige ist, wird das Kind selbst zum Gestalter der noch zu findenden Umgangsregeln. Über eine intuitive, einfühlende Herangehensweise an seine vermuteten Bedürfnisse, gepaart mit dem, was man sich selbst als adäquaten Umgang mit diesen Bedürfnissen (als Kind) gewünscht hätte, wählt man auch den Weg der Kompensation eigener, negativ erlebter Kindheitserfahrungen.

## 4.5.2 Modelle des Mutter-Seins

In der Durchschau der vorhandenen Texte lassen sich unterschiedliche Modelle ableiten, was die Relation der Erziehungsstile und -Vorstellungen der Sample-Generation zur Generation MVorgänger betrifft (Modell 1 und Modell 2). Ein Teil der Sample-Mütter steht für eine Transformation des Vorgänger-Modells und gestaltet das eigene Mutter-Sein als Gegenentwurf zur Generation MVorgänger (Modell 1): Was an der eigenen Mutter und in der eigenen Kindheit als defizitär und unzureichend erlebt wurde, wird vermieden und kompensiert. Das eigene Erziehungskonzept wird im Gegenmodell zur MVorgänger-Generation entwickelt. Dabei kann es, wie in Modell 2 beschrieben, zur Teiltradierung von positiv gesetzten Verhaltensweisen und Ansätze der jeweiligen MVorgänger-Mutter kommen. Tradierungen betreffen jedoch immer nur Teilaspekte und nie den gesamten Erziehungs- und Lebensstil der MVorgänger-Generation. In anderen Modellen orientiert man sich dagegen nicht explizit am Modell der eigenen Mutter, sondern entwirft vor dem Hintergrund der eigenen Lebenspraxis oder unter Berufung auf überzeitlich-mythische (aber bisher verschüttete) Modelle von Weiblichkeit neue, eigene Modelle.

## 4.5.2.1 Modell 1: Transformation des MVorgänger-Modells



Die Grenze zwischen den Wertvorstellungen und Konzepten verläuft aus Sicht der entsprechenden Texte des Samples<sup>193</sup> exakt an der Generationen-Grenze entlang. Die Eltern-Generation (MVorgänger) steht für das etablierte Konzept von Erziehung, das auch mit bestimmten ‚konservativen‘ Lebens- und Wertvorstellungen verknüpft wird. Diese Wertvorstellungen werden von der Generation MSprecher für ihr eigenes Leben als unzulänglich empfunden. Defizitäre

<sup>193</sup> M 2, M 7, M 11, M 31, M 29, M 20

eigene Kindheitserfahrung werden beispielhaft angeführt für ein generell defizitäres Empfinden der elterlichen Wert- und Erziehungsvorstellungen.

#### 4.5.2.1.1 Beispiel M 29: „Du willst eine andere Mutter sein!“

M 29 beschreibt sich überwiegend im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter (MVorgänger), deren Eigenschaften als Frau und deren Verhaltensweise als Mutter in ihren Augen defizitär sind. Ihr eigenes Verhalten als Mutter setzt M 29 programmatisch als Gegenposition zu dem ihrer eigenen Mutter: „Du willst eine andere Mutter sein!“

Meine Mutter war eine ganz kleine, zarte Person, die sozusagen immer auf dem Sockel gestanden hat, aber eigentlich nie ihre Mutterrolle wahrgenommen hat. Also, es war schon, war und ist also für uns Kinder immer noch sehr merkwürdig. War also immer etwas kränklich, etwas empfindlich, hatte immer Kopfweg, und irgendwie „die tapfere kleine Frau, die sechs Kinder großzieht“, wurde also so von außen bewundert, aber sie konnte eigentlich keinen Kontakt zu ihren Kindern aufbauen.

Und so, was ich gehört habe, ist, dass, als ich ein ganz kleines Baby war, also, in der Nachkriegszeit, hat sie lieber Gemüse angebaut und im Garten gearbeitet, und meine Tante hat sich dann um die vorhandenen Kinder gekümmert. Also, das heißt, es war ihr auch nicht so ganz geheuer, mit Kindern umzugehen.

... Aber so mütterliche Nähe, Zuwendung eigentlich eher nicht. Eher so Kontrolle, so irgendwie: Man musste sich einfügen in ein System, und darin sich bewähren, indem man nicht abweicht.

... sich ... anständig benehmen, nicht zu laut sein und die Mutter nicht in Anspruch nehmen, das war eigentlich so die Devise. Es war immer alles zuviel für sie, man sollte nichts von ihr wollen. ... Und, also, so sind wir halt aufgewachsen, mit relativ wenig Kontakt. Also, ich habe immer gesagt: „Meine Mutter weiß wahrscheinlich gar nicht, in welchem Schuljahr ich bin oder ob was ich überhaupt für Fächer lerne, oder ob ich 'ne Klassenarbeit hab oder so“, also, es war wenig in dieser Art.

Und die Mutter wollte aber umgekehrt schon immer wertgeschätzt werden und wichtig sein. Und das habe ich ja schon erzählt, das - also auch, als wir längst aus dem Haus waren - war immer ihr ganzer Stolz: Die Kinder kommen wieder, an Weihnachten und Ostern, und mit ihren Kindern und so. Also, dieses Kinderhaben war schon wichtig.

... Die Mutter war sehr sparsam bis geizig, was die Kinder anging, wir hatten also auch kein Taschengeld und so was. Und sie selber hat immer sich Kleider nähen lassen und Schmuck und so, also, sie hat immer gedacht, sie muss repräsentieren an der Seite ihres Mannes, und muss dafür sorgen, dass das bei ihr immer alles picobello ist, aber bei den Kindern, da hat's einfach ausgehakt. Da mussten wir immer ihre alten Sachen anziehen und umnähen lassen und konnten uns also selber, so als Teenager, überhaupt nichts kaufen. Das fand ich also irgendwie immer sehr hart, dass sie da nicht gesagt hat: „Mensch, das hättest du gerne, jetzt müssen wir mal schauen, wie das klappt.“

... Also, ich habe die Mutter eigentlich als sehr karg erlebt, was so diese Bereitschaft war, auch was zu geben. (M 29: 1f)

„Du willst eine andere Mutter sein!“ Also, eigentlich alles, was ich so bei meiner Mutter entbehrt habe, oder was mich gestört hat oder so, das sollten meine Kinder mal anders haben. Also, ich habe das später mal in 'ner Therapie fast so eigentlich für mich selbst herausgefunden, dass ich wie so 'ne Art Wiedergutmachung gemacht habe an meinen Kindern, wo



ich so gesagt habe... Das tut mir gut, wenn ich sage: „Was wünschst du dir zum Geburtstag?“, und: „Wir gehen jetzt los und schauen.“ Oder die will unbedingt auf den Ponyhof und eigentlich reicht's Geld nicht oder mir ist das lästig, oder „Warum muss das grade jetzt?“ und so, aber Ponyhof ist ein großer Wunsch, und dann kommt die eine Woche auf den Ponyhof. Oder die eine will 'nen Zauberkasten haben zum Geburtstag, und dann fährst du also alle Geschäfte der Umgebung ab und suchst ihr einen Zauberkasten. Also, so Sachen. Das hat mir auch dann einen irren Spaß gemacht, meinen Kindern genau das zu geben, was sie jetzt in dem Moment gerne wollten. Aber, sagen wir mal, wir lebten nicht so in Saus und Braus, also, es waren nicht unbedingt so die wahnsinnig teuren Sachen oder aufwendigen Sachen, sondern es war einfach so: Ich als Mutter, ich merke, jetzt ist irgendwas dran, und das muss jetzt klappen.

Das war dann also schon ein emotionaler und sportlicher Ehrgeiz, dass das dann auch so kam. (M 29: 3f)

<b>M 29Vorgänger als Mutter</b>	<b>M 29Sprecher als Mutter</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>- wenig Kontakt, Nähe, Zuwendung</li> <li>- viel Kontrolle</li> <li>- wenig Wissen (über Kind)</li> <li>- andere Prioritäten (als sich kümmern)</li> <li>- „sparsam bis geizig“</li> </ul> <p>=&gt; Mutterrolle nicht wahrgenommen</p>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Kontakt, Nähe, Zuwendung</li> <li>- wenig Kontrolle</li> <li>- viel Wissen (über Kind)</li> <li>- sich kümmern</li> <li>- großzügig, Geschenke</li> </ul> <p>=&gt; Mutterrolle wahrnehmen</p>
<b>M29Vorgänger als Frau</b>	<b>M29Sprecher als Frau</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>- zart, klein, kränklich, empfindlich</li> <li>- „auf dem Sockel“ stehen wollen</li> <li>- wertgeschätzt werden wollen</li> <li>- „Stolz“ als Mutter</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- stark</li> <li>- egalitär</li> <li>- geliebt werden wollen</li> <li>- (-)</li> </ul>

Die Kompensation erlebter Defizite als Kind spielt für M 29 eine zentrale Rolle. Als Mutter konzentriert sie sich auf die kompensatorische Gestaltung einer besseren Kindheit (ihrer Kinder) als es die eigene war. Sie beantwortet problematisch erlebte Themen mit dem jeweiligen Gegenentwurf: nicht-Nähe/Nähe“, Kontrolle/Vertrauen und nicht-Zuwendung/Zuwendung. Die Kompensation bezieht nicht nur die Kinder, sondern auch M 29 selbst mit ein. Es tut ihr gut, den Kindern Zuwendungen zu geben, und sie genießt es selbst, großzügig zu sein.

<p><b>M 29 als Kind:</b>                      wenig Nähe zur Mutter                      viel Kontrolle durch die Mutter                      wenig Zuwendungen (Kleidung, Geschenke)</p>	<p><b>M 29 als Mutter</b>                      Nähe                      Vertrauen                      Zuwendungen, Geschenke</p>
---	--

Auch bei anderen Texten dieser Gruppe werden genau die Themen ins Gegenteil verkehrt, die selbst als problematisch erlebt wurden. M 11 setzt der Distanz der Mutter, die sie als „lieblos“ erlebt hat, das eigene Konzept von Nähe entgegen. Ihr ist auch das Thema Vertrauen sehr wichtig, das sie bei der eigenen Mutter vermisst hat. Die Eltern von M 7 wurden von ihr als streng und wenig respektierend erlebt und sie selbst möchte ihren Kindern anders begegnen. M 26 beklagt die Einmischung ihrer Mutter und hält sich selbst in diesem Punkt zurück.

#### 4.5.2.1.2 Beispiel M 20: Gegenentwurf zur autoritären Erziehung

M 20 beschreibt ihre Eltern und Schwiegereltern als „autoritär“. Sich an ihnen zu orientieren erscheint ihr unmöglich, sie und ihr Mann distanzieren sich von der Weltanschauung der Eltern (MVorgänger) und orientieren sich bei der Kindererziehung vage an den Ideen von Summerhill. Sie bevorzugen einen nicht-autoritären Erziehungsstil und lassen ihrem Kind vieles „durchgehen“. Darüber kommt es zu Konflikten mit den Schwiegereltern von M 20, die „entsetzt“ sind über das Verhalten ihres Enkels, der über Tische und Stühle springen darf. Etablierte Vorbilder der Vorgänger-Generation werden von M 20 „kämpferisch“ abgelehnt, der neue Stil ist jedoch noch nicht erprobt oder noch zu finden.

Und die Kinder sind alle in den Siebzigerjahren, alle drei, geboren: der Älteste 72, und die Jüngste 79. Also, da war natürlich auch so in der Studentenschaft und in der ganzen politischen Seite wahnsinnig viel los. Und wir waren ja da mittendrin auch in dieser ganzen Entwicklung, wobei wir dann, als wir dann Familie waren, natürlich schon bisschen dann mehr abgeschlossen waren als die Zeit vorher, wo wir Studenten waren und da natürlich in allen möglichen, ja, Situationen, ja auch mitgemischt haben oder in einigen AKs da mitgearbeitet haben.

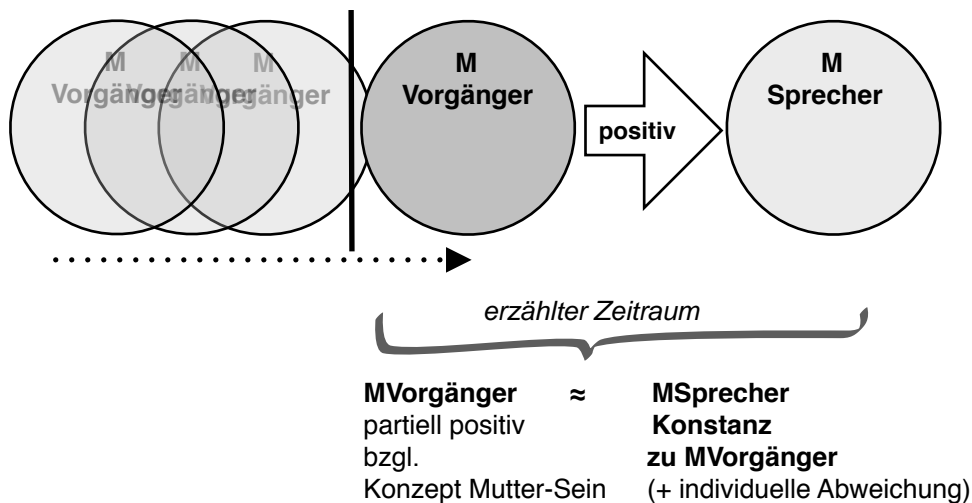
... Und die Kinder sind auch so richtige Kinder aus der Zeit, wo der Älteste noch - da war grad antiautoritäre Erziehung, da waren diese ganzen Bücher, Richter, die ersten Bücher, ne, und dann auch diese Bücher von England usw. Wie heißt die Schule noch mal? Na, nicht Sommerset, ich komm jetzt nicht drauf. Die damals ja diskutiert wurden und wir natürlich da sehr (Frager: Summerhill) Summerhill, ja, danke, wo wir ganz mit uns beschäftigt hatten und sehr eben das alles gelesen hatten und diskutiert hatten und sehr damit auch eins waren, weil wir natürlich aus Häusern kamen, mein Mann vor allem aus 'ner Familie, die auch, ja, so gute Deutsche waren, auch militärisch von der Familie her geprägt, sehr autoritär eigentlich waren. Jetzt nicht so im bösen Sinne eigentlich: Die haben sehr für ihren Sohn, der ist Einzelkind, gesorgt, auch sehr gezielt für die Zukunft gesorgt. Also, da ist, obwohl er aus 'ner relativ einfachen Familie war, sehr gut schulisch für ihn gesorgt worden, dass er da gute Startmöglichkeiten hatte. Eigentlich auch, die Eltern haben ihn aus ihrem Niveau rausgezogen, also, dadurch kam auch 'ne große Distanz, das war auch ein bisschen, wahrscheinlich auch bisschen traurig zum Teil. (M 20: 11f)

Am Beispiel von M 20 zeigt sich diese Übergangsphase der Erziehungsstile und das Unerprobte des eigenen Vorgehens deutlich, da sie ihren ersten Sohn

noch sozusagen ‚streng‘ anti-autoritär erzieht, während sie die Erziehung ihrer zwei weiteren Kinder dann schon etwas abmildert und auch an die eigenen Bedürfnisse anpasst. Sie weiß zunächst nur, was sie nicht möchte und wendet sich gegen das Vorbild der Eltern, indem sie immer „ja“ sagt zu dem, was ihr Kind möchte in Umkehrung dessen, dass die eigenen Eltern zu oft „nein“ zu ihren Wünschen und Bedürfnissen gesagt hatten. Im Lauf der Jahre findet sie heraus, „wo ich auch meine Grenzen habe und wo ich auch Ja und Nein sage“. M 20 reflektiert in ihrer Schilderung auch den soziokulturellen Kontext, wenn sie auf die „Entwicklung der Siebzigerjahre“ hinweist, innerhalb derer sie ihre Erziehungsvorstellungen entwickelt und erprobt.

Die Zweite war dann schon mehr in der Gruppe erzogen, und da gleicht sich manches auch aus, manche Regeln sind dann einfach schon da, ne, durch Kindergarten oder irgendwie anders.  
 Und die Jüngste, da war es wesentlich mehr so, dass wir da auch sicher waren, also ich auch vor allem sicherer war, wo ich auch meine Grenzen habe und wo ich auch Ja und Nein sage und wo ich auch jetzt nicht gut finde, wenn da ein Kind nicht sich in seiner Umgebung zurechtfinden kann und Regeln hat. Also, das war so diese ganze Entwicklung der Siebzigerjahre. Wir haben die eigentlich da so mitgemacht und auch sehr lebendig mitgemacht, eigentlich. (M 20: 12)

#### 4.5.2.2 Modell 2: Teiltradierung des MVorgänger-Modells



Auch wo die eigene Mutter eine positive Rolle spielt, ist der Generationen-Wechsel und damit die Veränderung der Erziehungs- und Lebensvorstellungen Thema. Die Mutter (MVorgänger) ist auch bei partiell übereinstimmenden Erziehungszielen und -Stilen in der Großelternrolle nur dann willkommen, wenn die Erziehungs-Richtung nicht mitbestimmt wird.

Wir hatten aber immer das Gefühl, die Erziehung liegt absolut bei uns. Meine Mutter hat sich nach uns gerichtet, hat auch immer gefragt: „Ist es recht so? Sagt mir, wenn ich irgendwas in der Zeit nicht gut mach.“ Es

war eigentlich alles absolut gut. Wir haben sie sehr geschätzt und sie hat eigentlich immer nur die Oma gemacht, und Mutter/Vater waren wir.  
(M 10: 1f)

Man orientiert sich tendenziell dann am Verhalten der eigenen Mutter, wenn deren Erziehungsstil (zumindest in Teilen) positiv bewertet wird. Solche Nachahmungen sind nicht generell auf das Leben oder Handeln der Mutter (MVorgänger) bezogen, sondern betreffen bestimmte Aspekte, die von der jeweiligen Mutter (MSprecher) hoch bewertet werden. Als zur Nachahmung geeignete Erziehungs-Stile werden diejenigen angesehen, die tendenziell den eigenen Erziehungsvorstellungen entsprechen wie Nähe, Vertrauen, Selbstständigkeit. Selbstständigkeit und Autonomie etwa sind anschlussfähige Werte, ebenso wie ‚Nähe‘ zwischen Eltern und Kind. „Na ja, wir waren so frei und unsere Eltern waren total lieb, mein Papa hat sich auch sehr viel um uns gekümmert.“  
(M 3: 1)

M 28 stellt ihr eigenes Erziehungsmotto, die Erziehung zur Selbstständigkeit, in den Zusammenhang einer bestehenden Familientradition.

Tja, die Mütter in der Familie, die haben einen großen Grundsatz, nämlich, ihre Kinder zur Selbstständigkeit zu erziehen. ... Ja, meine Mutter, die auch so gesagt hat, also, das Wichtigste sei eigentlich grade den Töchtern Selbstständigkeit zu vermitteln. Das hätte sie gut brauchen können, so im Krieg auch - sie hat zwei Kriege miterlebt - und das sei ganz, ganz wichtig. Ja, ich denke, das ist was, was mich prägt. (M 28: 1)

M 27, selbst in einem Geschäftshaushalt sehr selbstständig aufgewachsen, hat ihre eigene frühe Selbstständigkeit „zu schätzen gelernt“ und übernimmt dieses Konzept auch bei der Erziehung ihrer Kinder.

(Ich habe) auch zu schätzen gelernt, was es heißt, selbstständig zu sein und eigenverantwortlich zu sein. Und ich glaube, das ist auch mit ein Grund, weshalb ich da bei der Erziehung unserer Kinder so viel Wert drauf gelegt habe. (M 27: 11)

M 12 schätzt an ihrer Mutter deren Solidarität. Sie ist bei Problemen „unheimlich auf (ihrer) Seite gewesen, immer, immer“, (M 12: 15), was M 12 nun auch ihrer Tochter weiter gibt. M 10 übernimmt von ihrer Mutter die Mischung aus Geborgenheit und Freiheit. Sie hat sich von der Mutter (MVorgänger) als Jugendliche „losgelassen gefühlt“ (M 10: 15) und will nun ihrerseits den heranwachsenden Kindern ein Nest geben, aus dem sie „bitte schön auch rausfliegen“ dürfen. „Also, bei uns, glaube ich, ist schon so dieses Zusammenhalten, das Nest ist da, aber „Ihr dürft bitte schön auch rausfliegen.“ (M 10: 9)

Grenzen der Tradierung von Erziehungsstilen der Vorgänger-Generation zeigen sich da, wo die Verhaltensweisen mit dem Konzept (MSprecher) vom „eigenen Leben“ und ‚Glück‘ unvereinbar sind. M 8 ist vom engen, liebevollen Umgang ihrer Mutter mit den Kindern beeindruckt und legt selbst bei ihrer Tochter großen Wert auf Nähe und emotionale Wärme.

Wenn ich mich mit meiner Mutter vergleiche: Es war, also, es war immer diese Affenliebe, ja. Also, meine Mutter hatte jedes Kind in seiner Vollkommenheit geliebt und aufgezogen und auch in seiner Einzigartigkeit ... Sie hatte ein riesengroßes Herz, sie hatte auch alle ihre Kinder bei sich im Bett gehabt, um sie ganz nah zu haben. (M 8: 19)

Jedoch kann sie, auch wenn sie es möchte, die Opferbereitschaft ihrer Mutter nicht übernehmen. Die Unterordnung des eigenen Lebensglücks unter das der Kinder, wie ihre Mutter (MVorgänger) es vorgelebt hatte, kommt für M 8 nicht in Frage.<sup>194</sup> Sie ist der Mutter „dankbar“, dass sie sich „geopfert hat“, damit den Kindern der Vater nicht durch eine Trennung genommen wird (M 8: 18), doch übernehmen kann sie dieses Vorbild nicht. Ein Verzicht auf Glück zugunsten des Fortbestands der Familie kann nicht gelingen. M 8 schließt eine Beziehung zum Kindesvater aus und trennt sich auch vom langjährigen Ziehvater ihrer Tochter. Sie muss, im Gegensatz zu ihrer Mutter, die „geblieben“ ist, „gehen, wenn's nicht stimmt“ (M 8: 17).

Sie ist nur wegen uns fünf Kindern bei ihm geblieben. ... Und, was sie tatsächlich dadurch ermöglicht hat, war, dass wir unseren Vater halt zuhause hatten, dass wir ihn sehen durften, und das war für mich ganz wichtig ... im Nachhinein, so still und heimlich bin ich dann doch dankbar, dass sie geblieben ist, aber es bleibt natürlich im Raum stehen, dass sie sich da eigentlich geopfert hat. (M 8: 17)

#### 4.5.2.2.1 Beispiel M 21: Teiltradierung bewährter Konzepte durch Neukombination und Umsemantisierung

M 21, die sich zwar als Angehörige der 1968er-Generation fühlt, als Jahrgang 1957 in dieser Zeit aber noch ein Kind war, erlebt (als Kind) die Versuche ihrer Mutter, dem autoritären Konzept ihres Vaters einen gewaltfreien Gegenentwurf entgegen zu setzen. Für M 21 ist keiner der beiden Erziehungsstile tradierbar. Durch Auswahl und Neukombination kommt sie zu einem eigenen Stil.

M 21 hat ihre eigene Mutter als vollkommen „gewaltfrei“ aber auch schwach und „verhuscht“ erlebt. Das führt M 21 darauf zurück, dass ihre Mutter (MVorgänger) selbst sehr hart und autoritär erzogen wurde. M 21 grenzt sich in ihrem eigenen Lebens- und Erziehungskonzept sowohl von den ‚harten‘ Großeltern als auch von der „schwachen“ Mutter ab. Sie thematisiert und problematisiert, dass ihre Mutter versucht hatte, ihren Kindern und damit ihr (M 21) „diese tolle Kindheit, die sie nicht hatte, zu liefern“. Dabei ist es aber ihrer Erfahrung nach zu einer Über-Kompensation gekommen, indem die Mutter (MVorgänger) sich den Kindern gegenüber zwar liebevoll, aber schon so „pathologisch“ gewaltfrei verhielt, dass sie nicht einmal Märchen erzählen konnte, die ihr zu grausam sind. Obwohl M 21 als Kind verwöhnt wurde, lehnt sie (als Mutter) den gewaltfreien Erziehungsstil ihrer Mutter (MVorgänger) ebenso ab wie die „grausame“ Strenge und Kälte der Großeltern.

---

<sup>194</sup> Siehe dazu 4.7.1.

Wie ich meine Kinder erzogen hab? Ich habe versucht, wirklich einen Mittelweg zu finden, ja. Denn eben dieses totale Verwöhnen und alle Probleme abnehmen - das habe ich zu Hause gehabt. ... Also, ich weiß von meiner Mutter, dass sie ein schreckliches Elternhaus hatte. Was die erzählt hat, war zutiefst grausam. ... Auch mit Missbrauch, mit allem, was dazu gehört, ein fürchterlicher Vater. Und sie als Älteste musste ihre kleinen Geschwister versorgen, und, unglaublich. Also, die hat später, wo ich dann ein biss'l älter war, ist die da dagesessen, hat ihr ganzes Leben drunter gelitten, war nie selbstbewusst, war immer so 'ne kuschige Frau, ja, so die so alles sich geduckt hat, sozusagen, und mit all ihrer Liebe auf die Kinder halt versucht hat, also, meinem Bruder und mir, diese tolle Kindheit, die sie nicht hatte, zu liefern. ... Was machbar war, haben die Kinder gekriegt. Ja. So wirklich. Und einfach: Güte, Liebe. Gewaltfrei, kann man sagen, so stark, dass meine Mutter nicht mal Märchen erzählen konnte. Also, Märchen haben wir nie erzählt gekriegt, die waren meiner Mutter zu grausam. Also, so extrem war's und insofern schon, wenn man sich's ganz genau überlegt oder einzelnen Situationen waren schon pathologisch fast. (M 21: 18)

Defizite macht M 21 daran fest, dass sie selbst in dieser extrem gewaltfreien Umgebung sich nicht wohl gefühlt hat, da das Elternhaus hermetisch war gegenüber der Umwelt. Vor allem im Umgang mit ihr als Jugendlicher hatten die Eltern ihr nichts entgegenzusetzen als „traurig“ zu sein. „Und da habe ich mir manchmal auch gewünscht: „Ey, wehrt euch mal, seid doch auch mal wer.“

Und ich habe halt, weil eben trotzdem das Elternhaus wohl total liebevoll war, aber nur innen... wir hatten kaum Bekannte. Meine Eltern hatten nicht so Freunde und 'nen Haufen Leute und so. Und ich habe eben in meiner Pubertät - die sehr früh angefangen hat, mit 13 oder so ging das bei mir los - hat mich das so angekotzt. Und ich habe meinen Eltern ganz arg wehgetan, auch durch mein Verhalten. Das hat mir später, wo sie dann nicht mehr gelebt haben, leidgetan, da kam das dann erst so, dass ich mir gedacht habe: Mensch, was hast du für ein Theater angestellt, und wie hast du ihnen mitgespielt? Und die haben sich nicht gewehrt, die haben sich nicht gewehrt. Ich habe die manchmal angebrüllt, und wenn die nur irgendwie die kleinste Sorge geäußert haben, bin ich gleich getilt, und so richtig auch so... Mädchen sind ja dann vielleicht auch noch - ich weiß nicht, ich habe ja keine Tochter - aber was ich halt so mitkrieg, sind Mädchen oft hysterischer, und so war ich, ja. Rumgeschrien: „Das lass ich mir nicht bieten!“ Einen Zirkus habe ich gemacht!

Und meine Eltern sind nur dagesessen und waren traurig. Und da habe ich mir manchmal auch gewünscht: „Ey, wehrt euch mal, seid doch auch mal wer.“ Aber nicht so bewusst, wie ich's heute halt sehe.

M 21 versucht aus den entgegengesetzten Vorbildern von Eltern (,gewaltfrei/schwach/hermetisch) und Großeltern (grausam/stark) einen individuellen Mittelweg abzuleiten.: Sie will sich von den eigenen Kindern „nicht alles gefallen lassen“ und nicht so verhuscht wie die eigene Mutter sein, sondern sie selbst und ,stark' bleiben auch im Umgang mit den Kindern. Außerdem gestaltet sie ein offenes Elternhaus, in dem sie den Kindern Freiheiten lässt und in dem es auch mal Streit geben kann, wenn die Meinungen auseinander driften.

Heute sehe ich's halt anders und da tun mir auch manche Dinge leid. Und bei meinen Kindern habe ich immer versucht, ich selber zu sein, also wirklich bewusst zu sein. Und auch Kritik anzunehmen und offen zu

sein. Das war einfach so mein Bestreben. Das hat manchmal geklappt, manchmal nicht.

Aber insofern habe ich eben auch mal mit meinen Kindern rumgeschrien, oder so, wenn ich wütend war, und habe mir auch nicht alles gefallen lassen, so wie meine Eltern eben. Aber ich habe sie halt nicht geschlagen oder misshandelt, natürlich nicht. Und habe ihnen immer die Freiheit gelassen, sich zu entwickeln. Aber meine Meinung, die habe ich vertreten, vertrete ich auch heute noch. Dass ich nicht immer einer Meinung bin, ja, das wissen die schon. Und dass es auch mal Streit geben kann usw. Bei meinen Eltern wurde das alles untern – kein Streit, kein. (M 21: 18)

Insofern entwickelt M 21 ein Gegenmodell zu zwei Modellen und findet durch die diametrale Rekombination konträrer Merkmale ihren eigenen Weg. Der Autorität des Großelternhauses setzt sie ihren freieren Erziehungsstil entgegen, dem Verwöhnen der eigenen Mutter (MVorgänger) das eigene Nicht-Verwöhnen. Sie ist ihren Kindern gegenüber „stark“ (wie der Großvater der Mutter gegenüber war), aber nicht „grausam“, weitgehend gewaltfrei, wie ihre Mutter (MVorgänger), aber nicht „verhuscht“, sondern selbstbewusst. Das Gegenkonzept zur eigenen Mutter (MVorgänger) besteht auch darin, ein offenes Haus zu führen, in das die Kinder Freunde mitbringen können, statt die Familie nach außen abzuschließen, auch wenn dies durchaus anstrengend sein kann mit zwei jugendlichen Söhnen, die zu jeder Tages- und Nachtzeit ihre Freunde mitbringen.

Wenn man halt irgendwie nicht dicht macht vorm Leben, ne, dann ist es halt auch anstrengend. Das hat immer Schatten, alles hat Schattenseiten. Aber ich bereu's trotzdem nicht, weil's einfach auch das lebendiger macht. ... Also, da ist halt schon manchmal Halligalli. Und dann fragen sich die Leute, wie man das aushält. ... und da ist dann ein ständiges Kommen und Gehen, aber okay. Ja, wir sind eh nicht so Vorhangleute, also, dass man immer dicht macht und zumacht und keiner darf reingucken. Also, insofern ist es nicht schlimm, aber ich meine nur, es ist halt, ja, es ist halt so. (M 21: 14)

Als Mutter und Frau lebt sie Teilaspekte der von ihr bewunderten und tradierten 1968er-Vorstellungen: Ihre Kinder sollen sie beim Vornamen nennen, statt ‚Mama‘ zu sagen, sie will nicht heiraten (Das bleibt, denke ich mir, irgendwie, egal, ob ich verheiratet bin oder nicht. M 21: 5), lehnt Besitzdenken in der Liebesbeziehung ab („Ich bin auch niemand, der so gern sagt: „Mein Mann“, oder so, ja. Der gehört mir ja nicht“ M 21: 5) und erzieht die beiden Söhne antiautoritär: „Und ich würde schon sagen, die Tendenz ist bei mir antiautoritär. Von dem, wie wir mit den Kindern umgegangen sind. Na, ich bin halt so Ende 68er Generation. Also, ich war noch Kind, 1968, aber trotzdem bin ich da reingewachsen und habe da schon noch ein biss'l andere Vorstellungen.“ (M 21: 5)

M 21: Tradierung, Nicht-Tradierung, Neukombination

ElternMVorgänger		MVorgänger		M 21
autoritär	≠	verwöhnen	≠	nicht-autoritär
hart, Gewalt	≠	<i>gewaltfrei</i>	=	nicht-verwöhnen ( <i>nicht ganz</i> ) <i>gewaltfrei,</i> <i>nicht hart</i>
<i>stark + grausam</i> (k.A.)	≠	schwach Familie geschlossen nur ‚innen‘	≠ ≠ ≠	<i>stark + authentisch</i> Familie ‚offen‘ ‚innen‘ und ‚außen‘

Nicht nur als Mutter, auch als Frau leitet M 21 ihr Selbstbild aus ihrer Kindheit heraus ab. Die Erfahrungen ihrer Kindheit (glücklich/renitent) machen aus ihr eine selbstbewusste Frau, die im Gegensatz zur eigenen Mutter, die durch eine unglückliche, von Autorität geprägte Kindheit eine „verhuschte“ Frau wurde, nicht unter ihren Kinheitserfahrungen leidet. Insofern ist bei M 21 das eigene Mutter-Sein auch davon geprägt, den Kindern durch die angebotene „Freiheit“ ebenfalls die Möglichkeit zu geben, selbstbewusste Erwachsene zu werden. Sie tradiert damit im Kern die Folgerungen, die sie aus eigenen Kindheitserfahrungen zieht und durchbricht die bisherige Tradition der Weitergabe von ‚Unglück‘ und ‚Unfreiheit‘: aus der Tochter (M 21) wurde dank ihrer ‚Renitenz‘ eine „selbstbewusste“ Erwachsene. Aus ihren Söhnen, die ein freies, offenes Elternhaus und eine starke Mutter erlebten, werden folglich auch selbstbewusste Erwachsene. Damit hat M 21 auch die in ihren Vorgänger-Generationen bestehenden Extrem-Positionen (Stärke vs. Schwäche, grausam vs. gewaltfrei) vereint, indem sie die Stärke der Großeltern lebt, aber ohne Autorität und ‚Grausamkeit‘ und den Kindern eine ‚glückliche‘ Kindheit ermöglicht, aber ohne die betulichen, hermetisch-überbehütenden Verhaltensweisen ihrer eigenen Mutter zu tradieren.



**Eltern M21Vorgänger: stark, autoritär**

MVorgänger als Kind unglücklich/folgsam	=>	MVorgänger als Frau verhuscht
---	----	-------------------------------------

,leiden unter Kindheit'

**Eltern M21: liebevoll, betulich, hermetisch:**

M 21 als Kind glücklich/renitent	=>	M 21 als Frau selbstbewusst
--	----	-----------------------------------

nicht-leiden unter Kindheit

**Eltern KM21: stark, liebevoll, nicht-autoritär, nicht-hermetisch**

KM 21 Kindheit glücklich, frei, offen	=>	KM 21 als Erwachsene selbstbewusst
---	----	--

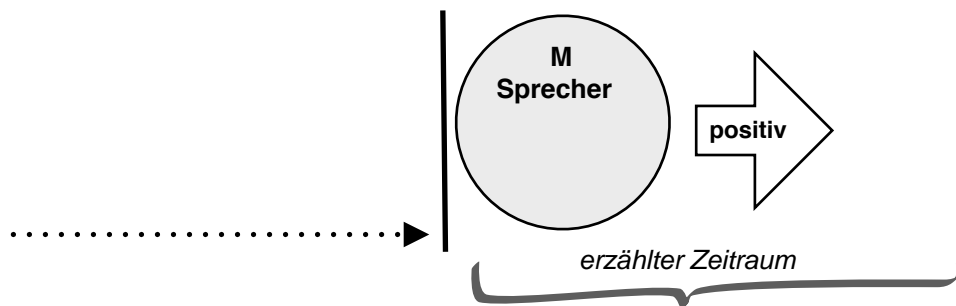
nicht-leiden unter Kindheit

Die hier vorgestellten Modelle bilden sich in einzelnen Erzählungen mehr oder weniger ausgeprägt ab, wobei es hier Unterschiede der ‚Generationen‘ im Sample gibt. Die ältere ‚Generation‘, die dem Zeitgeist der 1968er Jahre nahe steht, tendiert am ausgeprägtesten zur Transformation und zum Gegenentwurf (Modell 1). Wo Aspekte des Mutter-Seins an der eigenen Mutter auch positiv bewertet werden, ist eine Teiltradierung möglich (Modell 2), wobei hier genau dieselben Werte tradiert werden, die andere Mütter des Samples im Gegenentwurf zur MVorgänger-Generation entwickeln. Insofern ist die Art der Tradierung beziehungsweise nicht-Tradierung (Gegenentwurf, Teiltradierung) im Sample zwar unterschiedlich, bezüglich der vertretenen Werte und Konzepte herrscht dagegen ein hoher Grad an Übereinstimmung.

Darüber hinaus gibt es Fälle, in denen der eigene Erziehungsstil nicht explizit mit der Vorgänger-Generation in Bezug gesetzt wird (Modell 3). Bei der jüngeren Alterskohorte, die in den späten 1970er bis 1980er Jahren Mutter wird, überwiegt der individuelle Pragmatismus (Modell 3). Das Mutter-Sein erscheint im Vergleich zu den älteren Müttern im Sample ‚konzeptlos‘. Wie man als Mutter lebt und handelt wird individuell im Kontext der eigenen Lebenspraxis entwickelt und nicht explizit in Vergleich zu einem Mutter-Sein anderer Generationen gestellt. Das Mutter-Sein steht für diese Teilgruppe des Samples je nach Lebenskontext mehr oder weniger im Vordergrund, während man sein Leben lebt. Entsprechend kann es im Kontext anderer Lebensentscheidungen variieren, was die Intensität und ‚Qualität‘ betrifft. Insbesondere spielen hier die Lebensumstände herein, die sich auch Beruf und Partnerschaft ergeben.

Eine Sonderform bilden im Sample Texte, in denen ein über- und außerzeitliches Modell des ‚UrMutter-Seins‘ referiert wird, an das man selbst zeitweise, besonders in der Baby- und Kleinkindzeit, anknüpfen möchte (Modell 4).

4.5.2.3 Modell 3: Mutter-Sein im Kontext der Lebenspraxis



**MSprecher korr. Individualität**

Einzelkämpfertum, das eigene Modell ist voraussetzungslos und ‚neu‘

Viele Mütter, wie M 8, M 12 und M 18, thematisieren kein von der eigenen Mutter vorgelebtes Erziehungskonzept, aber auch kein eigenes. Ihr je individuelles Mutter-Sein stellen sie entsprechend auch nicht in den Kontext der Vorgänger-Generation(en). Die Lebensschilderung ist auf das eigene Leben konzentriert und erscheint im Vergleich zu den Erzählungen in Modell 1, die sich stark auf die eigene Mutter und die eigene Kindheit konzentrieren, vorbildlos und individuell. Man handelt als Frau und Mutter pragmatisch nach den Anforderungen der Lebensereignisse und -Entwicklungen.

Diese Gruppe ist an Fragen der konkreten Lebensgestaltung interessiert und sieht die Kinder dabei als (durchaus wichtige) Lebensbegleiter und Bezugspersonen, die man versorgt und erzieht, während man (durchaus gemeinsam mit dem Kind) auch noch ein Leben zu leben hat. Zu dieser pragmatisch orientierten Gruppe gehören in der Regel Frauen, die die Lebensgestaltung mit Kindern in eine beruflich und persönlich vielfältige und anspruchsvolle Lebensphase integrieren müssen oder wollen. Ihr individueller Lebensentwurf beeinflusst ihr individuelles Mutter-Sein. Zeitweise sind sie engagierte Mütter und können sich intensiv um das Kind kümmern, Phasenweise lassen Lebens-themen das Mutter-Sein sozusagen in den Hintergrund treten, etwa dramatische Abläufe von Beziehungswechseln wie bei M 30, M 8 und M 17 oder die Konzentration auf berufliche und persönliche Weiterentwicklungen wie bei M 18 oder M 12.

M 30 kann ihre berufliche Karriere und das Mutter-Sein sehr gut verbinden. Sie handelt selbstbewusst zeitgünstige und gut bezahlte Verträge aus, so dass sie möglichst oft mit dem Kind zusammen sein kann und trotzdem gut verdient. Sie hat mit ihrem älteren Sohn auch nach der Trennung von dessen Vater eine gute Zeit. Doch eine erneute Ehe wirkt sich dann sehr ungünstig auf den älteren Sohn aus. Er gerät aus dem Fokus der Familie, sie konzentriert sich ganz auf ihren dominanten neuen Mann und ein weiteres Kind aus dieser neuen Ehe. Dem Kind aus zweiter Ehe kann sie sich bei der Trennung dann

ebenso wenig widmen, sie hat ihm ihrer Meinung nach dadurch „viel zugemutet“. Vor dem Hintergrund dramatischer Ereignisse in Liebesbeziehungen erscheint M 30 als Mutter unengagiert, während sie sich in anderen Phasen sehr energisch für die Belange der Kinder einsetzt.<sup>195</sup>

Und da muss ich im Nachhinein sagen, habe ich meinem jetzt Elfjährigen in den letzten drei Jahren viel aufgebürdet oder ihn viel entscheiden lassen, denn viele Entscheidungen kann man als Mutter nicht treffen. Man würde sie immer aus seinem eigenen Gefühl raus treffen, aber ob dass das Kindeswohl ist, ist nicht immer gewährleistet. ... In der Trennungsphase, da ist das nicht immer gewährleistet.  
(M 30: 11)

Das eigene, als höchst individuell gelebte und sozusagen völlig ideologie- und ‚konzeptfreie‘ Mutter-Sein ist für diese Mütter nur anhand der Entwicklung des Kindes beurteilbar. Reflexionen und auch Zweifel, was die eigene Rolle als Mutter betrifft, sind häufig. Im Zentrum der Überlegungen steht die Frage, ob ihr individuelles Mutter-Sein letztlich gut oder schlecht für die Kinder ist. Häufig werden in Zusammenhang dieser Fragen Aussagen der Kinder referiert, die das Verhalten der Mutter positiv kommentieren.

Trotzdem lassen sich in dieser Gruppe auch besonders ausgeprägte Ambivalenzen<sup>196</sup> erkennen zwischen dem Wunsch, eine ‚gute Mutter‘ (gewesen) zu sein und der individuellen, pragmatisch orientierten Lebenspraxis, bei der die Kinder wohl oder übel das von den Präferenzen, Zielen und Bedürfnissen der Mutter geprägte Leben mitleben mussten. Insbesondere die Berufstätigkeit der Mutter und deren Beziehungsleben sind hier Faktoren, unter denen die Kinder aus Sicht der Mütter möglicherweise gelitten haben.

M 18 organisiert als studierende Mutter mit viel Aufwand und ohne Unterstützung des Kindesvaters eine gute Betreuung für ihre Söhne, die kurz nacheinander während des Jura-Studiums geboren werden. Ihre Schwiegermutter und ein Au-pair helfen ihr, ihren intensiven Lebensrhythmus trotz der Kinder weiter zu führen. Ihr ist wichtig, ihre Lebensziele „durchzuziehen“, die Kinder leben ihr aufreibendes Leben mit und sie promoviert schließlich trotz ihrer zwei kleinen Kinder erfolgreich in Jura.

Die Kinder waren damals drei und eineinhalb. Ich habe dann eine eigene Wohnung gehabt, habe mir ein Au-pair-Mädchen genommen, weil ich wusste, die Alltagslogistik kann ich nicht mit meinem Mann bewerkstelligen. Auch mit dem heutigen nicht. Das kann man überhaupt nicht mit Männern, aber mit dem schon gar nicht.  
Und dann habe ich ein Au-pair-Mädchen gehabt. Ich war damals 25, 26 und das Au-pair-Mädchen war vielleicht zwei, drei Jahre jünger. Wir haben dann mehr oder weniger (???)artig mit den Kindern gelebt und haben uns gestritten, wer freitags und wer samstags mal weg darf. Andere Männer waren dann natürlich auch wieder ein Thema, wo man dann so halb getrennt war, aber diese Kinder, die kleinen, die ich hatte, die waren der ständige Motor, immer weiterzumachen. Zu sagen: „Nein, das ziehe ich jetzt durch, das mache ich.“ Und das mit dem Studium hat

---

<sup>195</sup> Siehe dazu ausführlicher S. 405f

<sup>196</sup> Siehe dazu auch 4.7.1.

irgendwie geklappt, ich habe einen Schein nach dem andren gemacht.  
(M 18: 3)

M 18 ist an einer guten Versorgung und Betreuung der Kinder interessiert, jedoch stellt sie andere Lebensziele durchaus zeitweise in den Vordergrund. Während ihrer Examenszeit verbringen die kleinen Kinder Monate bei der Oma, und als sie sie schließlich wieder abholt, ist die Mutter für sie „Tante Jutta“ wie für die Cousinen. Später, als ihr älterer Sohn sich von M 18 abwendet und zu seinem leiblichen Vater zieht, reflektiert sie ihr Mutter-Sein vor diesem Hintergrund und stellt ihre pragmatische Lebensorganisation mit den Kindern in Zweifel. Andererseits zieht sie aus der positiven Entwicklung ihrer „tollen Jungs“ auch die Folgerung, dass ihr Weg der richtige war.

Früher, wenn ich halt dann irgendwie mal weggegangen bin, abends, als 26-Jährige oder 25-Jährige, und es war ein toller Abend irgendwo, da hab ich's krachen lassen, bin um fünf Uhr morgens heimgekommen. Diese Entscheidung würde ich heute nicht mehr treffen. Ich denke: Oh Gott, ja. Oder einfach zu sagen, mein Gott, es ist mir jetzt einfach wichtig, heute Nachmittag mit den Freunden, die ich da habe, jetzt noch Skifahren zu gehen übers Wochenende, die Kinder sind beim Au-pair-Mädchen, die sind da gut betreut - das habe ich früher einfach gemacht. Das würde ich heute nie wieder machen, weil ich sehe, das kann man nicht einfach so machen. Also, das sind so Dinge, die die mache ich heute anders, und denke auch, manche Sachen waren deswegen nicht so gut, weil man halt einfach zu jung war. Auf der anderen Seite sagen mir alle, was das für tolle Jungs geworden sind, auch wenn der eine vielleicht drei Jahre Umwege macht, bis er irgendwohin kommt, wo er hin will.

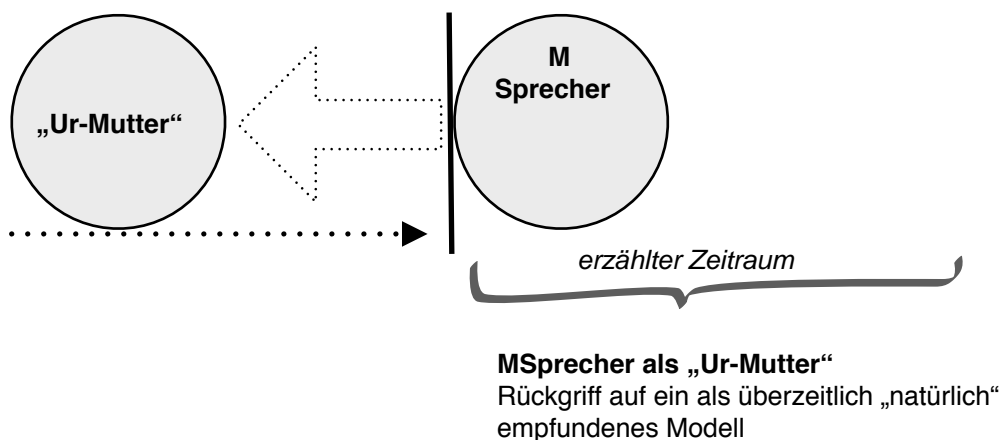
Bei M 31 sind Formen der Abgrenzung und der Individualisierten, pragmatischen Herangehensweise gleichermaßen vertreten. Sie weist die Mutter (MVorgänger) zurück, die ihr Vorschriften machen möchte, was sie als Schwangere zu tun hat und was nicht geht. Dem hält sie einen eigenen Stil entgegen, der ihr angemessen erscheint. Dabei hält sie den Vorschlägen der Mutter (MVorgänger) Verhaltensweisen entgegen, die ihr persönlich angemessen erscheinen (Ich lebe so, ja, wie es mir entspricht. M 31: 1)

Als Mutter will sie zeitgenössisch positiv bewerteten Verhaltensweisen entsprechen und mit dem Baby „halt alles supergut machen und stillen und ganz für das Kind da sein“. Deshalb gibt sie ihren Beruf auf, um sich ausschließlich ihrem Neugeborenen widmen zu können. Doch schnell stellt sie fest, dass sie ihren Beruf vermisst. Sie kann sich weder an der Mutter (MVorgänger) noch an der eigenen Generation orientieren und sucht jetzt wiederum nach einem individuellen Weg für sich. Schrittweise tastet sie sich an eine Lebensform heran, die ihr persönlich „guttut“ und die zu ihr „passt“.

Und habe so nach zwei Monaten festgestellt: Mir fehlt total etwas! Also, so von jahrelanger Berufstätigkeit jetzt nur noch 24 Stunden Kind und sonst wenig... ja, es fehlt mir was.  
... Und dann habe ich in 'ner Zeitung gelesen, dass es eine Ausbildung gibt zur Spielkreisleiterin. ... Und dann habe ich gedacht: Ja, das würd' passen, mache ich mal so was.

Und dann habe ich das so unter der Woche gemacht, abends, auch Wochenendseminare, da hat mein Mann dann die Lisa betreut. Und dann habe ich Rhetorik-Kurse gemacht und solche Sachen, also, immer am Abend und an Wochenenden. Und da habe ich schon gemerkt: Das tut mir sehr gut, also, ich bin nicht mehr nur zu Hause festgebunden.  
(M 31: 3f)

#### 4.5.2.4 Modell 4: Rückgriff auf eine basale ‚Urmutterschaft‘



Bei M 11 wird es explizit erwähnt, bei anderen Müttern sind implizite Rückverweise auf eine nicht näher spezifizierte ‚Urmutterschaft‘ vorhanden. Die ‚Urmutterbedürfnisse‘ von M 11 beziehen sich auf basale Versorgungstätigkeiten, die in ihrer Einfachheit und Entzivilisiertheit unspezifisch an lange vergangene Zeiten anknüpfen, in denen die Vorfahren der heutigen oder aller Mütter schon solche täglichen Verrichtungen für ihre Kinder tätigten. Brot Backen, Gemüse pflanzen, Feuer machen, sich mit dem Kind und anderen Müttern zurückziehen und einfach für das Kind sorgen. Auch M 8 entzieht sich mit ihrem Kind vielen zivilisatorischen Errungenschaften wie Kinderwagen, Wickeltisch, Kinderbett. Mit Tragetuch, Wickeln auf dem Boden auf dem gemeinsamen Mutter-Kind-Schlafplatz zitiert M 8 quasi das ‚Urmuttertum‘ herbei, das ihr mit ihrem Kind angemessener erscheint als die zeittypisch üblichen Versorgungs- und Wohnformen anzunehmen.

M 24 bevorzugt es, ebenso wie M 8 und M 11, in symbiotischer Verschmelzung mit ihrem Kind zu leben, ohne die zeittypischen Distinktionen, die die Welt der Erwachsenen und die Welt der Kinder trennt, Mutter und Kind je unterschiedliche ‚Räume‘, Betten, soziale Strukturen zuweisen. Die Mütter leben mit dem Kind in hermetischer, exklusiver 1:1-Beziehung und verlassen zeitweise auch die soziale Mitwelt. Sie führen ein Leben ohne Mann und nur für das Kind, wobei M 8 bewusst finanzielle Quellen erschließt, für die sie nicht an Erwerbsarbeit teilnehmen muss, während es bei M 11 und M 24 offen bleibt,

wovon sie in der Zeit ohne Arbeit und in Rund-um-die-Uhr-Symbiose mit dem Kind eigentlich ihr Einkommen bestreiten. Auch hierin liegt, wie bei M 11 deutlich wird, die sich scheinbar nur von selbst gebackenem Brot und selbst geerntetem Gemüse ernährt und auch bei M 8 aufscheint, die auf einer mehrmonatigen Aussteiger-Auszeit in der Karibik ihr Kind mit Mangomus großzieht, was jeweils recht unwahrscheinlich ist, eine Tendenz, die eigene Mutterschaft als ‚Urmutterschaft‘ zu zelebrieren und so das Mutter-Sein widerspruchsfrei unter Reduzierung konkurrierender Lebensaspekte zu genießen, wie es in dieser implizit anklingenden Idealvorstellung vor Zeiten noch möglich war.

Bei aller Künstlichkeit dieser nachgestellten ‚Natürlichkeit‘ und ‚Ursprünglichkeit‘ referieren die entsprechenden Mütter auf eine von Zeiten und Kulturen unabhängige und überzeitliche Mutterschaft, die nicht von der Hand zu weisen ist. Was heute auf Hormonausschüttungen (Oxytocin)<sup>197</sup> durch Geburt und Laktation zurückgeführt und im Tierreich mit Instinkten begründet wird und dadurch ‚bedingter‘ erscheint als vor Jahrzehnten, deutet auf die im Kern nicht restlos zufriedenstellend Erklärbarkeit mütterlichen Verhaltens hin. Warum eine Mutter letztlich bereit ist, für ein Kind so ausschließlich da zu sein und zeitweise sich selbst ganz in den Dienst eines Neugeborenen zu stellen bleibt bei aller Erforschung neuronaler und biochemischer Ursachen teilweise geheimnisvoll. Das Bild der „Urmutterbedürfnisse“ steht so gesehen als Metapher für diesen Rest an Unerklärbarkeit, der der Mutterschaft nach wie vor anhaftet.

#### *4.5.3 Zusammenfassung: Neu-Konzeption des Mutter-Seins*

Die Mütter gehen offensichtlich davon aus, durch den Ausgleich der in der eigenen Kindheit verspürten und identifizierten Mängel an Nähe, Empathie, Verständnis und Freiheit sozusagen automatisch den richtigen Weg in der Erziehung gewählt zu haben. Das vorherrschende Gefühl der Sample-Generation, als Mutter zumindest intentional alles ‚richtig‘ gemacht zu haben, fußt auf diesen Kompensationen selbst erlebter Defizite in der Erziehung der Kinder. Diese haben es in allen ihnen (MSprecher) wichtigen Punkten besser als sie selbst es als Kind hatten. Dass man selbst erlebte Defizite beim eigenen Kind vermeidet bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass die eigenen Kinder nun eine defizit-freie Kindheit erleben. Die Devise der Nachkriegszeit ‚unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir‘ gilt damit ebenso für die Sample-Generation. Kompensationen und Verbesserungen haben sich jedoch auf andere Themen verlagert. Sie betreffen nicht die wirtschaftliche Seite oder Aspekte der Lebenschancen, wie etwa Zugang zu Bildung, Befreiung von harter körperlicher Arbeit oder den Aufbau einer größeren materiellen Sicherheit. Die

---

<sup>197</sup> FOCUS online berichtet von Forschungen der Bar-Ilan-Universität (Ruth Feldmann) von der Chemie der Mutterliebe. „Wie eng die Bindung zwischen Mutter und Kind ist, hängt auch von der Menge eines bestimmten Hormons ab, das die Mutter schon während der Schwangerschaft produziert.“

Hormone: Die Chemie der Mutterliebe, FOCUS Online:  
[http://www.focus.de/gesundheit/baby/news/hormone\\_aid\\_136068.html](http://www.focus.de/gesundheit/baby/news/hormone_aid_136068.html), download am 4.4.2012

für die Kinder gewünschten Verbesserungen betreffen nun die Kindheit selbst und nur noch indirekt das spätere Erwachsenenleben. Durch ein Mehr an Freiheit, Nähe, Vertrauen, Selbstentfaltung, das die Mutter ihnen anbietet, sollen sie glücklicher sein als die eigene Mutter (MSprecher) als Kind und damit auch in die Lage versetzt werden, später ein glücklich(er)es Leben zu leben.

Diese Werte, die ein Teil der MSprecher-Generation in klarer Abgrenzung zur MVorgänger-Generation entwirft und vertritt, sind in allen Texten des Textkorpus explizit und implizit vertreten. Nicht alle Mütter berufen sich hierbei auf eine Vorgänger-Generation oder andere Tradierungen. In vielen Schilderungen zeichnet sich das ‚Tabula-rasa-Gefühl‘, wie für M 2 beschrieben, ab, ohne dass es explizit gemacht wird. Man entwirft das individuelle Mutter-Sein aus den eigenen Lebenswünschen heraus, ohne das gewählte Erziehungsmodell zu thematisieren. Die Tendenz zu individuellen Herangehensweisen an das Mutter-Sein nimmt aus Sicht des Samples im ‚Generationenverlauf‘ zu. Die älteren Teilnehmerinnen, deren Mütter noch das Erziehungs- und Lebensmodell der Nachkriegszeit vertraten, tendieren am ehesten zu programmatischen Gegenentwürfen. Mütter, die in den 1970er Jahren Kinder und Jugendliche waren, neigen zu individuell-pragmatischen Ansätzen ohne explizite pädagogische oder programmatische Konzepte, Vorbilder oder abgelehnte Gegenmodelle zu nennen. Diese Tendenz könnte man im Zusammenhang einer gesellschaftlichen Entwicklung zur Individualisierung sehen. Aus Sicht des Sozialwissenschaftlers Sighard Neckel ist die Individualisierung im Lauf der Zeit zu einer fast schon gesellschaftlich erwarteten Leistung geworden. „Die Darstellung von Individualität ist heute geradezu gefordert, Individualität eine normative Erwartung geworden“<sup>198</sup>, sich auch von anderen individuellen Arten der Lebensgestaltung abzugrenzen und sich auf den „Bühnen des Lebensstils“ möglichst eine eigene Rolle zu suchen. In der Distinktion, der Abgrenzung von anderen, liegt für Neckel ein zentraler Wert der Individualisierung.<sup>199</sup> Für Neckel fungieren Lebensstile „als Strategien der Sinnfindung und der Bedeutungskonstitution.“ „In Lebensstile gehen immer auch die Konstruktionsleistungen von Akteuren ein, die dadurch ihre Wirklichkeit gestalten, ihr einen spezifischen Sinn verleihen, sie mit Bedeutung ausstatten und diese performativ zum Ausdruck bringen.“<sup>200</sup> In diesem Sinne wäre auch die Neigung zur Ausgestaltung eines persönlichen, individuellen Mutter-Seins ein Trend, der sich im Sample spiegelt. Die Entwicklung geht weg von der Mutter-Rolle mit klaren Vorgaben, Verhaltens- und Erscheinungsmustern und hin dazu, die individuelle Mutter dieses (einen) individuellen Kindes zu sein. Dies zeigt sich an der Hinwendung zu den Bedürfnissen des Kindes und gleichzeitigen Abkehr von der Erziehungsaufgabe als Kernaufgabe des Mutter-Seins.

---

<sup>198</sup> Neckel 1993: 97.

<sup>199</sup> Neckel 1993: 21.

<sup>200</sup> Neckel 1993: 28.

#### 4.6 Mutterschaft im Kontext der Arbeitsbiografie

Es ist durchaus nicht so, dass die ‚Mutter mit Berufsaufgaben‘ ein neues Phänomen in der Bundesrepublik Deutschland des ausgehenden 20. Jahrhunderts wäre. Auch zu anderen Zeiten war es für Mütter üblich und auch wirtschaftlich notwendig, Kinder und Arbeit miteinander zu verbinden. Man denke an die Frauen in landwirtschaftlichen Zusammenhängen oder an die Arbeiterin im späten 19. Jahrhundert, die das Mutter-Sein mit langen und auszehrenden Arbeitstagen oder intensiver Heimarbeit verbinden musste. Jedoch kann man hier kaum von einer Entscheidung der Frauen für dieses oder jenes Lebenskonzept sprechen. Die Lebensweise eines Menschen war der sozialen Herkunft und der gesellschaftlichen Stellung geschuldet.

Neu ist, dass seit den frühen 1970er Jahren die Möglichkeiten der aktiven Lebensgestaltung für Menschen generell und für Frauen insbesondere zugenommen haben. Die Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Beck-Gernsheim<sup>201</sup> beobachtet seit den 1960er und 1970er Jahren ein neues biografisches Verlaufsmuster von Frauen allgemein und verheirateten Müttern im Besonderen, das durch den Anspruch auf ein „eigenes Leben“ jenseits der Verpflichtungen als Mutter und Ehefrau charakterisiert ist. Sie sieht die erweiterten Chancen in Bildung und Beruf als einen der Gründe dafür an, dass Frauen die eigenen Handlungsmöglichkeiten im Leben „zum Entwurf eines eigenen Lebens jenseits tradierter Selbstverständlichkeiten“ nutzen und „das Korsett der weiblichen Normalbiographie“ erkennen und ablegen.

Die Möglichkeiten der ‚Gestaltung‘ eines eigenen Lebens zusätzlich zur Mutterschaft, wie sie seit den frühen 1970er Jahren vorhanden sind und genutzt werden, trugen anfänglich bei verheirateten Müttern noch Züge der sogenannten ‚Selbstverwirklichung‘, die sich damit begnügte, parallel zum Hausfrau- und Mutter-Sein etwa einen Töpfer- oder Literaturkreis zu besuchen und einmal etwas ‚nur für sich‘ zu machen. Im Lauf der Zeit rückte der Wunsch nach einer eigenständigen Erwerbstätigkeit in den Vordergrund, der den heutigen Diskurs über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf prägt. Das Sample dieser Arbeit bildet diesen Übergang teilweise ab. Der Wunsch nach einem ‚eigenen Leben‘ jenseits des Mutter-Seins wird in einigen Biografien noch aus der Vorstellung heraus entwickelt, dass die ‚Hauptaufgabe‘ als Frau mit Kindern die der Mutter ist. Man möchte nur nebenher und darüber hinaus die Möglichkeit schaffen, auch einmal etwas für sich zu tun und einen Bereich zu haben, der unabhängig von Familie oder Kindern das eigene Leben bereichert.

Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf hat man im Deutschland der Nachkriegszeit weder für Männer noch für Frauen gestellt. Der Mann war durch die damals vorherrschende Aufteilung der Geschlechterrollen und -Aufgaben in der Lage, die Vaterschaft mit einem aktiven beruflichen und gesell-

---

<sup>201</sup> Beck-Gernsheim 1983: 307-340.



schaftlichen Leben zu verbinden und für Mütter im bürgerlichen Umfeld war Berufstätigkeit gar nicht vorgesehen.<sup>202</sup>

Die Wahlmöglichkeiten weiblicher Biografiemodelle bezüglich der Mutterschaft, die sich bis in die 1960er Jahre in genau zwei Oppositionen erschöpften (‚mit-Kind-ohne-Beruf‘ beziehungsweise ‚ohne-Kind-mit-Beruf‘) werden mit den 1970er Jahren vielfältiger. Es bleibt aber der scheinbare Widerspruch zwischen Beruf und Mutterschaft erhalten. Eine Gleichzeitigkeit von Berufstätigkeit und Mutter-Sein wird bis heute tendenziell problematisiert, was sich schon darin zeigt, dass sich die ‚Vereinbarkeits‘-Debatte lange ausschließlich auf das Thema Frau und Beruf (und nicht Mann und Beruf) konzentrierte und bis heute unter dem dem Aspekt diskutiert wird, wie man den Beruf mit der Mutterschaft vereinbaren könnte und nicht umgekehrt und es auch nicht um ein gleichberechtigtes Nebeneinander von Beruf und Kind geht.

Die Vorgehensweisen bundesdeutscher Mütter bei der Vereinbarung von Mutter-Sein und Berufstätigkeit sind bis heute äußerst individuell und entsprechend heterogen. Staatliche Angebote für die Betreuung von Kindern sind nicht flächendeckend und nicht ausreichend. Selbstverständliche, kulturell ‚normale‘ und somit nicht hinterfragte Vorgehensweisen, wie sie sich etwa in Frankreich etabliert haben<sup>203</sup>, wo „Familienpolitik als Angelegenheit des Staates“ gilt, sind kaum ausgeprägt. Ideologische Begründungen für die Fremdbetreuung von Kindern, wie ebenfalls in Frankreich<sup>204</sup> zu finden, sind in Deutschland nicht konsensfähig, ideologische Motivationen für die Betreuung der Kinder durch die eigene Mutter dagegen kulturell tief verwurzelt und unhinterfragt. Auch in den Lebensschilderungen der berufstätigen Mütter des Samples zeugt vielfach das ‚schlechte Gewissen‘ von der normativen Kraft des Anwesenheits-Gebots der Mutter beim Kind. Insofern steht die Mutter, die für ihre Kinder Fremdbetreuung organisiert, unter Rechtfertigungsdruck, wenn sie nicht wirtschaftlich dazu gezwungen ist. Eine scheinbar ‚logische‘ Folge der Entscheidungsmöglichkeit zum Mutter-Werden, die durch sichere Verhütungsmethoden gegeben ist, ist die Frage, warum man ein Kind, für das man sich bewusst entschieden hat, jetzt anderen überlässt, um zu arbeiten.

---

<sup>202</sup> Außer wenn sie aus bestimmten Situationen heraus notwendig wurde. Wer ledig schwanger wurde, verwitwet und schlecht versorgt war, wer ‚dazuverdienen‘ musste, war natürlich gezwungen, arbeiten zu gehen. Aber das waren individuelle Situationen und kein gesellschaftlich gewollter und unterstützter Weg. Bis zur Reform des BGB am 1. Juli 1958 brauchten Ehefrauen zur Erwerbstätigkeit die Einwilligung ihres Mannes. Sie musste nach § 1356 des BGB in der Fassung von 1958 „mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ sein. Vgl. auch Hausen, Karin: »Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“: eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- u. Familienleben«: 363–393 in Werner CONZE (Hg.) 1976: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.

<sup>203</sup> Mechthild Veil: Kinderbetreuungs-Kulturen in Europa: Schweden, Frankreich, Deutschland. Bundeszentrale für politische Bildung  
[http://www.bpb.de/publikationen/AYEFM4,3,0,KinderbetreuungsKulturen\\_in\\_Europa%3A\\_Schweden\\_Frankreich\\_Deutschland.html](http://www.bpb.de/publikationen/AYEFM4,3,0,KinderbetreuungsKulturen_in_Europa%3A_Schweden_Frankreich_Deutschland.html), download 16.1.2012

<sup>204</sup> Das Kind aus Gründen der sozialen und gesellschaftlichen Integration in den Kindergarten zu geben, das Erwerbsleben der Frau als politisch gewollt oder sozial korrekt etc. anzusehen. Siehe Badinter 2010: 180ff.

Auch die Lebensschilderungen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, spiegeln diese ‚Logik‘ wieder. Man möchte als Mutter etwas von den Kindern haben, vor allem, solange sie noch klein sind. M 7 will die Zeit mit den Kindern auch „genießen“, wenn sie sich schon für sie entschieden hat (M 7: 1) und für M 30 ist ein Job nicht akzeptabel, der zu wenig Zeit für ihr Kind übrig lässt: „Dafür habe ich kein Kind bekommen!“ (M 30: 6).

Barbara Vinken beschreibt recht plastisch, wie sehr die Frauen auch selbst davon überzeugt sind, dass „körperliche Dauerpräsenz in den eigenen vier Wänden“ eine gute Betreuungsart für Kinder ist, die man „ja schließlich nicht bekommen hat, um sie gleich wieder loszuwerden“. Der Frage, ob sich Mutterschaft und Berufstätigkeit vereinbaren lassen, liegen Voraussetzungen und Annahmen zu Grunde: Jede Reduzierung der Arbeitszeit funktioniert nur unter der Maßgabe, dass das so verlorene Einkommen für die Grundsicherung reicht. In einer kompletten Vater-Mutter-Kind-Familie ist die Wahlfreiheit der Frau, auf berufliches Einkommen länger zu verzichten als es staatliche Kompensationsleistungen gibt, am ausgeprägtesten. Also stellt sich die Frage nach dem ‚Warum‘ der Berufstätigkeit vor allem für verheiratete Mütter mit einem Ehemann als potenziellem Alleinverdiener. Sie haben die freieste Wahl, wie sie als Mutter leben wollen und somit auch den potenziell größten Rechtfertigungsdruck, wenn sie arbeiten.

Auch bei den Müttern des Samples herrscht die Auffassung vor, dass das Baby und Kleinkind optimalerweise vorwiegend oder ausschließlich von der Mutter betreut werden soll. Also gilt es, den aus dem Interessenkonflikt Mutter-Frau entstehenden ‚Zeitkonflikt‘ (Kinderbetreuung/Arbeitszeit) zu lösen. Die Vorstellung von der Mutterschaft ebenso wie von der Berufstätigkeit als andere Tätigkeiten ausschließende ‚Vollzeittätigkeit‘ entspringt dabei noch dem Denkmodell der Nachkriegszeit und damit der Vorgänger-Generation (MVorgänger). Sowohl die traditionelle Nur-Mutter der Nachkriegsjahre ist immer für die Kinder verfügbar, als auch die Berufstätigkeit der Männer/Väter dieser Generation erfordert die ständige Anwesenheit am wohnungsfernen Arbeitsplatz. Vereinbarkeitsbestrebungen von Mutterschaft und Berufstätigkeit müssen nach der ‚Logik‘ dieser Sichtweise also vor allem das Zeitproblem lösen. Die Hinwendung vieler Frauen zur Teilzeitarbeit in Deutschland<sup>205</sup> ist auch eine Folge dieses auf die zeitliche Dimension des Mutter-Seins reduzierten Blicks. Die Mutter muss ihre Aufgabe offenbar nicht nur ausreichend ‚gut‘ erfüllen, sondern vor allem ausreichend ‚lang‘. Mutter-Sein ist damit nicht zuerst eine Frage der Haltung, der Emotionen oder der Verantwortung, sondern eine zeitlich quantifizierbare und messbare Betreuungsaufgabe nach dem Anwesenheits-Prinzip. Wie die Zeitinvestition auch in der Berufswelt lange ein wichtiger Faktor war (wie lange wird gearbeitet) und bis heute der Effizienz gegenüber zurückweicht (wie gut und erfolgreich wird gearbeitet), ist auch das ‚gute Mut-

---

<sup>205</sup> 1970 waren 30 % der erwerbstätigen Mütter in Deutschland in Teilzeit tätig, 2009 70 %. Quelle: STATISTISCHES BUNDESAMT (2010): Mikrozensus. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, Stand und Entwicklung der Erwerbstätigkeit Deutschland 2009. Fachserie 1, Reihe 4.1.1 (Online-Publikation).

ter-Sein' an die Zeit-Dimension gebunden. Sie muss die Betreuung nicht nur gut und verantwortlich sicherstellen, sondern sie optimalerweise selbst ausreichend lang leisten.<sup>206</sup> Sie muss sich nicht nur mütterlich fühlen und ihr Kind entsprechend behandeln, sondern sie soll möglichst umfangreich in der Welt des Kindes, der Wohnung oder dem Zuhause, zur Verfügung stehen. Mit dem Anwesenheits-Gebot des Kindes im Bereich der privaten Wohnung ist auch die Mutter an diese private Umgebung gebunden. Anders als in anderen Ländern, in denen auch Kinder schon früh weitere soziale Räume neben der privaten Wohnung aufsuchen, ist in Deutschland vor allem das Klein- und Schulkind noch die meiste Zeit des Tages im häuslichen Umfeld zu versorgen.

Ein weiterer Hintergrund der Vereinbarkeitsfrage ist die seit den 1970er Jahren verbreitete Vorstellung, dass der Beruf zu den Lebensoptionen auch der Frau der zählt, eine ausschließliche Mutterschaft also als potenziell defizitärer Lebensentwurf zu gelten hat. Diese Sichtweise wird auch im Sample deutlich. Folglich werden Möglichkeiten gesucht, die verfügbare Zeit der Frau/Mutter zwischen den Lebensansprüchen ‚Familie‘ und ‚Beruf‘ aufzuteilen. Die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim sieht 1980 die Berufstätigkeit von Frauen noch dadurch erschwert, dass die zur Verfügung stehenden Stellen auf den „familienfreien“ Mann zugeschnitten sind, der zeitlich flexibel und ganz für den Arbeitgeber da ist. Das habe wiederum Auswirkungen auf die Familien und Ehepaare selbst. "Idealtypisch gefordert ist eine Ehebeziehung, in der keinerlei Anforderungen und Ansprüche an den Mann herangetragen werden, im Gegenteil möglichst nur Entlastung und Befreiung von allen Alltagssorgen erfolgt."<sup>207</sup> Auch noch im Jahr 2007 bezeichnet Beck-Gernsheim die sogenannte Wahlfreiheit von Frauen bezüglich Beruf und Mutterschaft als beschönigenden Begriff vor dem Hintergrund einer Familienpolitik, die nicht konsequent auf die veränderten Lebenswirklichkeiten der Mütter nach Bildungsexpansion, Studenten- und Frauenbewegung zugeschnitten sei, sondern das Alleinverdiener-Modell stabilisieren. Mütter mit Beruf seien außerdem nach wie vor dem Rabenmutter-Verdacht ausgesetzt.<sup>208</sup> Elisabeth Badinter fürchtet für Frankreich, dass die jungen Mütter dort heute nicht das „Rabenmütter-Modell ihrer Mütter“ fortleben und ausbauen, sondern lieber „wirklich gute“ Mütter sein wollen und zu Hause bleiben, so lange die Kinder klein sind.<sup>209</sup>

Im Sample spiegelt sich bezüglich der Frage der Vereinbarkeit die Vielschichtigkeit und Zwiespältigkeit dieses Themas wieder. Versuche der Vereinbarung der hochbewerteten Lebensthemen Beruf und Mutterschaft sind heterogen und individuell. Ein konfliktfreies Nur-Mutter-Sein ist im Sample nicht möglich, da es dem Konzept des ‚eigenen Lebens‘ widerspricht. Gleichzeitig wird die

---

<sup>206</sup> Zum Zeitkonflikt siehe auch 4.6.1.3.

<sup>207</sup> Elisabeth Beck-Gernsheim 1980: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie.

<sup>208</sup> Beck-Gernsheim, Elisabeth (2007): Deutschland muss noch erzogen werden. Wir haben den Rabenmutter-Verdacht, die Franzosen die Kinder: Die deutsche Familienpolitik muss mehr Gleichheit bieten. In: Frankfurter Rundschau v. 02.03.2007.

<sup>209</sup> Badinter 2010: 11f.

Vorstellung einer ‚guten Mutter‘ jedoch wiederum stark an ein Präsenz-Modell geknüpft. Aus Sicht der (angenommenen) Kindes-Bedürfnisse nach emotionaler Nähe zur Mutter möchte man entsprechend viel für das Kind da sein. Die Beschränkung dieses Wunsches bildet der Ausschluss aus der Arbeitswelt. Wo diese ‚Welt‘ nicht mehr zugänglich ist, kommt es regelmäßig zu Konflikten zwischen einem als ‚ideal‘ gesetzten Verhalten als gute Mutter und den realen Lebensansprüchen als Frau.

#### *4.6.1 Berufstätigkeit und Mutter-Sein: Konfliktreiche Verbindung zweier hochbewerteter Optionen*

Für Frauen, die berufstätig sind, aber einige Zeit ganz beim Baby bleiben, ist die Erkenntnis, dass das Mutter-Sein nicht alle ihre persönlichen Bedürfnisse abdeckt, eine der entscheidenden Motivationen, wieder ans Berufsleben anzuknüpfen. Es kommt im Sample nicht vor, dass eine Mutter zu Hause bleibt, obwohl sie lieber in den Beruf gegangen wäre. Wann man wieder berufstätig sein kann, wird nicht in erster Linie aufgrund pädagogischer oder familiärer Überlegungen, sondern aus egorelevanten Motiven heraus entschieden. „Mir ging's natürlich wieder supergut, weil ich wieder berufstätig sein konnte, weil das so ein Stück Lebensinhalt auch für mich war und immer noch ist.“ (M 31: 16)

##### *4.6.1.1 Die Ego-Relevanz von Berufstätigkeit und Mutter-Sein*

Alle Frauen des Samples haben den Wunsch, sich neben den Kindern auch beruflich zu betätigen, die eine früher, die andere später. M 4 bleibt mit 10 Jahren am längsten zu Hause bei den Kindern. Sie kehrt in den Beruf zurück, als die Kinder durch die Schule „ihr eigenes Leben“ haben. Jetzt kann sie mit den Kindern nicht mehr die Dinge unternehmen, die ihr selbst auch gefallen, wie Spaziergänge, Ausflüge, Spieltreffen mit anderen Müttern. Interessant war für sie vor allem, diese ‚schöne Kinderzeit‘ auch mit den Kindern zu verbringen.<sup>210</sup> Danach ist sie als Mutter „nicht mehr so gefragt“ und möchte raus aus der für sie uninteressanten „Depperlarbeit“ als „Fütterungsstation“ und „Hotel Zuhause“.

Da war ich dann, 90 habe ich das gemacht, da waren diese 10 Jahre Familienzeit, da war ich 40 geworden, und dann kam so 'ne, so 'ne Krise - die Kinder waren 7, 8 so was, rum. Ja, da fing's dann an, in diesem Jahr, wo sie so 7, 8 waren, in die Grundschule gingen und wo ich einfach gedacht habe: Du bist nur ein ‚Hotel Zuhause‘. Und das ist, die Depperlarbeit und immer wieder, ach, isoliert-. Obwohl, ich war, hatte 'n großen Mütterfreundeskreis, aber mir war das dann einfach auch zu anspruchslos und zu mm, alleine auch. Und ich habe so meinen Anschluss an den Beruf ziemlich verloren gehabt und hatte auch den,

---

<sup>210</sup> Die ‚schöne Kinderzeit‘ also hier als erlebnisreiche Zeit, die auf Pflichten reduzierte Mutterschaft damit impliziert eine ‚nicht-schöne‘ Kinderzeit für M 4

sagen wir mal so, das Selbstvertrauen: Ich kann da nichts mehr, die Sprachen haste verlernt, und ich konnte nichts mehr, habe also so den Anschluss an die Arbeitswelt irgendwie betrauert, vor allen Dingen.

(M 4: 3)

Und dann in dem Moment, wo die Kinder ins Gymnasium gingen, dann haben die ihr eigenes Leben gehabt, dann war ich nicht mehr so gefragt. Dann war ich halt also eher so als Versorgungsstation, Fütterungsstation. (M 4: 9)

M 1 kehrt nach einem Jahr als Hausfrau wieder in den Beruf zurück weil sie selbst so mehr Anerkennung im Umfeld erhält. („Ein Kind und Arbeit, dann ist man plötzlich wieder wer“, M 1: 3). M 26 hält es nur wenige Monate zu Hause aus und arbeitet schon während des Mutterschutzes wieder, weil es ihr „unheimlich schwer“ fällt, „zu Hause zu bleiben bei dem Kind“.

Und ich habe unglaubliche Sachen gemacht, weil mir das unheimlich schwer gefallen ist, zu Hause zu bleiben mit dem Kind. Ich habe ja noch gestillt und bin dann in die Arbeit gegangen, ich habe einfach meinem Mann das brüllende Kind gelassen und bin abgehauen. ... Ja, ich will raus! Also, das war für mich, weil ich immer berufstätig war, dann nur daheimsitzen mit dem Kind, das ist mir einfach schwergefallen.

(M 26: 1f)

M 12 und andere steigen gar nicht erst aus dem Beruf aus. M 14 gibt ihr Kind in die Kinderkrippe, um wieder malen zu können, M 18 organisiert die Betreuung ihrer Kinder pragmatisch, um ihr Examen zu schaffen. Sie ist ein Beispiel für die Befürchtung, Beruf und Kind könnten einander ausschließen. In einer großen Kraftanstrengung versucht sie zu vermeiden, ihre Lebensoptionen durch die Mutterschaft zu schmälern. Sie will ihr Studium „durchziehen, bloß nicht aufhören, bloß kein Urlaubssemester machen“, um nicht ohne Ausbildung zu „landen“, wo sie nicht sein will.

Und ich muss dazu sagen, ich hab's irgendwie geschafft. Manche haben mich gefragt: „Wie kannst du die Kinder da so 'nem Au-pair-Mädchen mal den ganzen Tag anvertrauen? Oder deinen Großeltern da so wochenlang bringen?“ Aber irgendwie habe ich gesehen: Denen geht's gut, die entwickeln sich gut, die sind zufriedene Kinder. Sie sind zwei lustige Jungs, die haben sich gerne, und die haben ihre Großeltern gerne und haben ihre Au-pair-Mädchen geliebt, und ich war ja trotzdem da.

Ja, also so war die damalige Situation, und ich dachte: Durchziehen, durchziehen, bloß nicht aufhören, bloß kein Urlaubssemester machen, bloß nicht aufhören! Vor lauter Angst: Wenn du jetzt aufhörst zu studieren, dann landest du ohne Ausbildung, irgendwie und was weiß ich. Und heute denke ich: Ja, okay, es war richtig so. Also, jetzt für mich war es richtig so. Na ja, gut, und dann irgendwann kam die Examensvorbereitung, plötzlich waren 12 Semester um, ich habe Examensvorbereitung gemacht, die Kinder waren – das war auch noch mal ein harter Zeitpunkt, so rückblickend, muss ich sagen: Da habe ich drei Monate lang mich wirklich nur aufs Staatsexamen konzentriert, und die Kinder waren bei meiner Schwiegermutter damals in Österreich, in der Steiermark, drei Monate. Ich habe drei Monate meine Kinder nicht gesehen, und dann zwei Wochen Staatsexamen gehabt, und habe dann erst nach dreieinhalb Monaten das erste Mal wieder die Kinder gesehen, um das überhaupt hinzukriegen mit dem Staatsexamen ...

Die Kinder waren da – das war 92, da war das erste Staatsexamen, der Ingo ist 97 geboren also, sieben, knapp sieben. Und fünf, knapp fünf, also, so ungefähr in dem Alter, aber noch nicht, grad noch nicht in der Schule, sage ich jetzt mal so. Und das war schon noch mal hart, und da werde ich den Satz nie vergessen, wie ich da in der Steiermark da hochkomme zu dem Haus der Schwiegereltern und die stehen am Gartenzäunchen und rufen alle: „Die Tante Jutta kommt!“

Aber die waren ein bisschen beleidigt dann, und denen ist es da gut gegangen, die waren zufrieden. Und dann habe ich auch tatsächlich das erste Staatsexamen auf Anhieb bestanden. (M 18: 3f)

Auch diejenigen Mütter, die für ihr Kind ganz zu Hause bleiben, geben dafür egorelevante Gründe an. Sie wollen die Kinderzeit „genießen“ wie beispielsweise M 13 (das war eigentlich eine verlängerte Kindheit. Es war halt ein großes Glück, ich habe den ganzen Tag mit meinen Kindern gespielt“, M 13: 2) und M 7 („habe mich für Kinder entschieden, dann will ich es auch richtig, ich sage jetzt mal genießen“, M 7: 1).

Ein völliger Verzicht den Kindern zuliebe auf den eigenen Wunsch zu arbeiten kommt im Sample nicht vor. Eine Reduktion der Arbeitszeit wegen der Kinder hingegen ist üblich. Die meisten Frauen versuchen auf die eine oder andere Weise, möglichst viel Zeit mit ihren Kindern zu verbringen. Durch Teilzeitlösungen in allen Variationen und eine Flexibilisierung der Arbeitszeiten wird versucht, so viel zu Hause zu sein, wie es individuell angemessen erscheint: „Und erst dann habe ich drei Jahre, glaube ich, Teilzeit gearbeitet, um mich auch meinen Kindern mehr widmen zu können.“ (M 23: 1)

Koppelung von Beruf und Kind im Biografieverlauf am Beispiel M 31 (M 31: 1-16)

<b>Jugend</b>
Das ging so mit 16, 17 los: <i>Nur raus, eigenes Geld verdienen!</i>
<b>Heirat</b>
... mit 23 Jahren meinen jetzigen Ehemann kennen gelernt habe ... Und ein Jahr später haben wir geheiratet.
<b>Planung „Kind : berufliches Umfeld“</b>
... ich hatte 'ne recht gute Position. Und es war völlig klar: Eh mein Mann nicht 'ne finanzielle Basis hat, bleibe ich auch nicht zu Hause.
<b>Schwangerschaft, Plan Hausbau</b>
Ja, Schwangerschaft war eigentlich sehr, sehr schön, sehr angenehm für mich, ich habe mich körperlich sehr wohl gefühlt. Habe auch weiter gearbeitet, war auch sehr aktiv in der Zeit.
<b>Mutterschaft Beurlaubung</b>
Ja, und dann war ich also beurlaubt, ich habe mich also beurlauben lassen, während der Zeit der Mutterschaft, für anderthalb Jahre.
<b>Babyzeit: Unzufriedenheit</b>
Und ich wollte halt alles supergut machen und stillen und ganz für das Kind da sein, und habe so nach zwei Monaten festgestellt: <i>Mir fehlt total etwas!</i> Also, so von jahrelanger Berufstätigkeit jetzt nur noch 24 Stunden Kind und sonst wenig... <i>ja, es fehlt mir was.</i>
<b>berufliche Neu-Orientierung</b>
... Wochenendseminare ... Rhetorik-Kurse ... <i>Das tut mir sehr gut, also, ich bin nicht mehr nur zu Hause festgebunden.</i>
<b>Mutter mit Home-Office (Kind = Kindergartenkind)</b>
„von zu Hause arbeiten“
<b>Vollzeit-Beruf (Kind = Schulkind)</b>
Mir ging's natürlich wieder supergut, weil ich wieder berufstätig sein konnte, weil das so ein Stück Lebensinhalt auch für mich war und immer noch ist.

M 3 zeigt sich zwischen den Optionen ‚Hausfrau‘ und ‚Beruf‘ hin und her gerissen. Aber sie argumentiert stets auf der Ebene ihrer eigenen Wünsche, ihrer Rolle in der Gesellschaft und nicht auf Grund eventueller Bedürfnisse der Kinder, die davon betroffen wären. Zu Hause ist sie nach einiger Zeit „unglücklich“ und vermisst ihr altes Leben.

Und da war ich total unglücklich, also, da habe ich keinen Anschluss gefunden. Und das kam so durch die, mei, also, a) kam's, weil ich ja ein

ganz ein anderes Leben angefangen habe mit den Kindern zuhause. Das, das hat mir zwar, am Anfang war ich froh, dass ich meine Arbeit loshatte, aber auf einmal war ich dann so auf mich zurückgeworfen.  
(M 3: 7)

Der Konflikt zwischen Anerkennung in der Gesellschaft durch die beruflich/ monetäre ausdrückbare Leistung scheint für sie zunächst gelöst zu sein, als sie feststellt, dass sie sich „davon befreit“ hat, Anerkennung auf diesem Gebiet zu suchen. Sie argumentiert, dass die beruflichen Ansprüche jeder erfüllen kann, jedoch ihre „Kinder kann keiner erziehen“. Bei ihren Kindern fühlt sie sich „als die wichtigste Person.“

...so im Nachhinein hätte ich jetzt viel lieber noch viel, viel mehr mit den Kindern machen wollen. Und deswegen verstehe ich auch diese, ja, wie soll ich sagen, ich versteh das schon, weil ich das selber auch so gemacht habe: Wie ich aufgehört habe zu arbeiten, da empfand ich das oft, da bin ich mir oft nichts wert vorgekommen. Weil, bei uns gilt ja nur jemand, der, bei uns wird ja immer alles so in Geld ausgedrückt. Und so 'ne Arbeit von 'ner Mutter, die ist ja nichts, die erscheint ja nirgends als Betrag, als Geldbetrag.

Du bist einfach dann draußen aus der Arbeitswelt und aus der Arbeitsszene. Aber das ist mir irgendwann aufgegangen und da habe ich mich dann befreit davon, irgendwann habe ich mir dann gesagt: Was soll denn der Scheiß, oder? Das, was ich mache, das ist uninteressant, das können, das kann jeder andere auch. ... Ja, das gibt viele Leute, die das können, aber meine Kinder kann keiner erziehen. Oder für meine Kinder kann keiner da sein. So, da komm ich mir schon vor als die wichtigste Person. (M 3: 4f)

M 3 entscheidet sich, wieder halbtags in ihrem Beruf zu arbeiten. Der äußere Anlass dafür ist zwar, dass ihr Mann inzwischen weniger verdient und sie das Geld gut brauchen können, ausschlaggebend sind aber Überlegungen, die sie selbst und ihr Selbstwertgefühl betreffen. Diese Zeit, in der sie gemeinsam mit ihrer Schwester abwechselnd die Kinder mittags bekocht und vormittags arbeitet, bezeichnet sie als „die schönste Zeit“.

Na ja, ich habe dann wieder angefangen zu arbeiten. Und das ist das, was mir eigentlich leidtut, im Nachhinein. Also, wir haben uns das geteilt, die Vroni und ich, die wohnt ja gegenüber, und einen Tag hat sie gekocht und den anderen Tag habe ich gekocht. Und das war total schön. Und da haben wir da 'n großen Tisch unterm Apfelbaum gehabt und dann waren – wie viele Kinder waren das? Die vier von der Vroni, zwei von mir, und zwei Nachbarkinder, ... Und das fand ich, das war eigentlich die schönste Zeit. ... weil, das war so Mittags, wenn, wenn die Kinder alle heimgekommen sind, ge, dann haben sie sich so versammelt alle um den Tisch und – sind nicht alle gleichzeitig gekommen, aber irgendwann waren sie dann alle da – und dann haben sie, jeder hat erzählt und das ist losgegangen, und das war so schön. Und da denken auch die Kinder so gerne noch dran. Und das war eigentlich die schönste Zeit. (M 3: 10)

Für M 3 ist die „schönste Zeit“ aber nicht die Zeit als Vollzeitmutter. Die beschriebene ‚Apfelbaum-Idylle‘ fällt in die Phase, in der sie bereits wieder berufstätig ist. Trotzdem bedauert sie, das sie wieder „angefangen (hat) zu arbeiten“. Diese Argumentationsschleife drückt einen Widerspruch zwischen ihren Bedürfnissen aus. Sie will bei den Kindern sein und will berufstätig sein. Ei-



gentlich, möchte man meinen, hat sie die Situation bestens gelöst, denn ihre berufliche Tätigkeit am Vormittag fällt in die Schulzeit der Kinder. Unauflöslich wird der Widerspruch nur aus der Perspektive widerstreitender Wünsche und Ziele von M 3. Ihre Wünsche nach gesellschaftlicher Anerkennung, die eine Berufstätigkeit erfordert, und Familie, für die sie ‚ganz‘ da und zu Hause sein möchte. Diese aus Sicht von M 3 konfligierenden Bedürfnisse sind aus Sicht der Kinder und ihrer Ansprüche an die Mutter möglicherweise ganz unproblematisch, denn offensichtlich ist M 3, ebenso wie die Kinder, mittags zu Hause und wenn sie nicht selbst kocht, dann übernimmt es ihre Schwester im Familienverbund.

#### 4.6.1.2 Das Grunddilemma: Doppeltes Anwesenheitsgebot und Zeitverdichtung

Die Konflikte der berufstätigen Mütter liegen wie gesagt auf der Ebene der Zeit-Investition. Sie haben oder hatten vorübergehend das Gefühl, dass sie mit mehr Zeit für die Kinder mehr hätten erreichen können. Dies ist im Sample vor dem Hintergrund zu sehen, dass die Berufstätigkeit nicht ausschließlich dem unabänderlich nötigen Broterwerb dient, sondern auch zu den egorelevanten Zielen und Bedürfnissen im Leben gehört.

Deshalb zeigt sich am Thema ‚Beruf‘ oft ein grundsätzlicher Werte-Konflikt zwischen den Prioritäten ‚Selbstverwirklichung‘ (und damit Egoismus, um die eigenen Ziele zu verwirklichen) und ‚Mutterrolle‘ (im Sinne von Altruismus, der die Bedürfnisse anderer in den Mittelpunkt stellt)

M 18, mit 42 Jahren eine junge Mutter von zwei Söhnen<sup>211</sup> im Alter von 20 und 18 spricht über ihr Jura-Studium, das mit der Kleinkindphase der Söhne zusammen fiel. Sie hat damals alles sehr gut und aufwändig und ohne Hilfe des Kindesvaters organisiert, ihre Mutter und Schwiegermutter mit eingespannt, ein Au-pair bei sich zu Hause aufgenommen, und sowohl das anspruchsvolle Studium abgeschlossen als auch die Mutterrolle mit viel Energie recht erfolgreich und verantwortungsbewusst erfüllt. Sie erzählt von dieser Zeit auch vor dem Hintergrund, dass ihr inzwischen 29-jähriger Sohn Ingo den Kontakt mit ihr abgebrochen hat.

Was mir so ein bisschen leidtut manchmal - nein, leid tut's mir eigentlich nicht, ich weiß nicht, ob's mir leidtut - dass ich, ja, also, für die Großen manchmal, so im Nachhinein, da habe ich für gewisse Sachen einfach keine Zeit gehabt, oder hab es nicht für notwendig erachtet. Ich war zwar viel da und ich habe versucht, ihnen alles zu ermöglichen, aber so in bestimmten Dingen war ich ihnen, glaube ich, zu wenig zugewendet, wenn man das so sagen kann. Also, z. B. so persönliche Befindlichkeiten, die habe ich dann nicht ernst genug genommen, da habe ich mich nicht richtig damit auseinandergesetzt. Ich war selber noch am Erwachsenwerden und im Studium inbegriffen, dass ich das irgendwie nicht richtig gesehen habe.

---

<sup>211</sup> M 18 hat auch noch einen 8-jährigen Nachzügler, der aber einen anderen Vater und andere Lebensbedingungen hat als die Älteren.

... Ja, persönliche Befindlichkeiten, ja, oder dass z. B. der Ingo drunter leidet, dass ich einen neuen Mann habe. Das habe ich nicht so gesehen. Ich hätte es sehen müssen, ich habe so viele Hinweise gehabt, heute, dass - ich denke ständig über dieses Thema nach, heute - dass ich das hätte sehen müssen, dass er da einfach mehr Schwierigkeiten hat. (Es wäre besser gewesen, wenn ich) einfach mehr auf ihn eingegangen wäre, oder vielleicht mir noch ein bisschen länger Zeit gelassen hätte, bis man mit dem neuen Mann zusammenzieht. ... Ja, das sehe ich so heute im Nachhinein. Wobei ich glaube, die Kinder, die haben das nicht so empfunden. (M 18: 9f)

Die Passage ist ein argumentativer Zickzack-Kurs. Jeder Zweifel („was mir ein bisschen leid tut“) wird auch wieder zurückgenommen („nein, leid tut mir eigentlich nicht“), und jede Selbstkritik (den Kindern „zu wenig zugewendet“) steht neben einem Gegenargument („ich war viel da“, „ich habe versucht, ihnen alles zu ermöglichen“). Schließlich wird die Folge der widerstreitenden Argumente auch hier durch ein ‚Urteil‘ beendet („wobei ich glaube, die Kinder, die haben das nicht so empfunden“).

Der jüngere Sohn (Arno) sagt, dass die Kindheit für ihn „so in Ordnung war“, was M 18 sich erleichtert in Erinnerung ruft. Doch diese ‚Entlastung‘ für M 18 hält nicht vor, sofort beginnt das Karussell der Zweifel sich von Neuem zu drehen mit der Wendung „Und trotzdem...“ hatte ich „immer dieses schlechte Gewissen“

Also, mit dem Arno rede ich ab und zu mal da drüber, auch wenn wir mal im Fernsehen irgendwie so 'ne Sendung sehen - es kommt ja ständig irgendwas über irgendwelche Kinder und so -: Der hat das nicht so empfunden. Und er sieht das auch nicht so, für den war das in Ordnung, so, wie es war.

Und trotzdem habe ich alles versucht zu ermöglichen den Kindern und gemacht, also, ich versöhne mich dann immer damit, dass ich eigentlich alles versucht habe, hinzukriegen. Also, dieses, ich weiß nicht, wie man's nennen soll, also, auf der einen Seite hatte ich immer dieses schlechte Gewissen: Du bist jetzt 'ne Mutter, die macht da ihr Studium, zieht alles durch und macht dann ihre Examina und fängt dann sofort an zu arbeiten. (M 18: 10)

An dieser Stelle wendet sich die Argumentation ab von der reinen Mutterrolle. M 18 möchte nicht nur als Mutter erfolgreich sein, sondern auch im Beruf. Sie thematisiert den Konflikt und die doppelte Belastung: „immer dem hinterherrennen: Habe ich da jetzt genug gemacht? Muss ich jetzt das noch machen?“. Aber es entsteht offensichtlich auch ein Gewinn an Kraft und Energie für und durch die doppelte Herausforderung. Die Aussage „das hat mich natürlich angetrieben, immer wieder noch was zu machen“ ist nicht eindeutig nur auf die Kinder zu beziehen. Sie gilt an beiden ‚Fronten‘ ihres Lebens. Sie gönnt sich keine Wochenende (um sich vom Beruf auszuruhen) und intensiviert ihre Freizeit auch, um die Zeit der Abwesenheit an Werktagen zu kompensieren. Aber ihr schlechtes Gewissen bezieht sich nicht nur auf die Kinder, sondern ebenso auf den Beruf: auf die Kolleginnen, die Richterinnen, die Leute, mit denen sie zu tun hat. Mit der Formulierung „wir Mütter, die Kinder haben“, (was so viel heißt wie ‚wir arbeitenden Frauen, die Kinder haben‘, denn eine Mutter hat

qua Definition Kinder, endet die Aufzählung der Faktoren des schlechten Gewissens mit einer Verallgemeinerung ihres persönlichen Konflikts auf alle arbeitenden Frauen mit Kindern, die in beiden Feldern bestehen wollen: „wir Mütter, die Kinder haben - also, dieses schlechte Gewissen lässt einen einfach nicht los.“

Und dieses ewige schlechte Gewissen, immer dem hinterherrennen: Habe ich da jetzt genug gemacht? Muss ich jetzt das noch machen?, das hat mich natürlich angetrieben, immer wieder noch was zu machen, obwohl's vielleicht gar nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Auf der andren Seite denke ich, es war gut, dass ich das so gemacht habe. Also, jetzt z. B.: Ich gönne mir jetzt kein Wochenende, sondern ich geh jetzt mit den Kindern Skifahren, das ist jetzt das Allerwichtigste, auch wenn ich jetzt überhaupt keine Lust habe und lieber allein in der Sauna liegen würde - was weiß ich. Ich habe mir die Ruhe praktisch da nicht gegönnt, vor lauter schlechtem Gewissen. Tue ich aber heute auch noch nicht richtig, kann ich, glaube ich, gar nicht. Aber dieses schlechte Gewissen dieser Mutter, oder das man immer auch mit Kolleginnen hat, oder Richterinnen oder Leuten, mit denen ich zu tun habe - wir Mütter, die Kinder haben - also, dieses schlechte Gewissen lässt einen einfach nicht los. (M 18: 9f)

Im Textkorpus fällt auf, dass das Thema der ‚Arbeit‘ zwar offensichtlich wichtig und hoch bewertet ist, jedoch gibt es kaum inhaltliche Begründungen für eine Wichtigkeit der Berufstätigkeit, die nicht in Zusammenhang mit dem ‚eigenen Leben‘ stehen, das man neben der Mutterschaft und zusätzlich zu den Kindern haben möchte. Arbeit erscheint als der einzig legitime sozio-kulturell akzeptierte Grund, sich der intensiven Nähe zu den Kindern und der Dauerpräsenz im häuslichen Umfeld zu entziehen. Sie ist eine Möglichkeit, auch mit Kindern weiterhin Sozialkontakt und soziale Anerkennung zu erhalten, wie M 1 so treffend formuliert „ist man wieder wer“, und erhält Unterstützung bei der Kinderbetreuung, wenn man arbeitet, während man als Vollzeitmutter ‚Auszeiten vom Mutter-Sein‘ schlecht rechtfertigen kann.

Und das war das Tolle: Man kann ja als Hausfrau nicht sagen: „Ich muss jetzt zum Friseur, kannst du mir das Kind abnehmen?“, sondern, da sagt doch jeder: „Ja, dann geh halt dann 3 Tage später“ oder was. Aber wenn man arbeitet, dann kann man immer sagen: „Ich muss arbeiten!“ Das ist ein Grund, das ist einfach ein Grund, dass man das Kind irgendwo abgeben kann. (M 1: 4)

Einerseits hat sie ein „schlechtes Gewissen“, weil sie mit Arbeit zu wenig Zeit für das Kind hat, andererseits fühlt sie sich „gestresst, aber wichtig“ durch Beruf und Kind. Das Problem scheint hier in den Extrempolen von (explizit) ‚zu wenig Zeit‘ mit dem Kind‘ durch die Berufstätigkeit und (implizit) ‚zu viel Zeit mit dem Kind‘ ganz ohne Berufstätigkeit zu liegen.

Also, berufstätig sein und Kind haben ist: immer ein schlechtes Gewissen haben. Immer, weil man immer nie Zeit hat für was. Aber trotzdem fühlt man sich gut, man fühlt sich gestresst, aber wichtig. ... Man fühlt sich wichtig, und man wird anerkannt. Man muss keine, ja, man muss keine Salate machen für die Kindergartenfeste, weil man ja einen Beruf hat, ja, also, was die Hausfrauen dann, wo man sagt: „Ja, du

kannst das machen.“ Man muss sich nicht verantworten, weil man einfach sagt: Ich habe jetzt da keine Zeit. (M 1: 4)

Die beschriebenen Konflikte zwischen den gleich oder ähnlich hoch bewerteten Lebens-Bedürfnissen eine ‚gute Mutter‘ zu sein und sich darüber hinaus in einem ‚eigenen Leben‘ auch beruflich zu verwirklichen werden dadurch problematisch, dass das ‚Mutter-Sein‘ mit der Anwesenheit beim Kind (und damit zu Hause) eng korreliert ist. Bezüglich der hoch bewerteten Nähe zum Kind wird hier die ‚Nähe‘ nicht metaphorisch als Ausdruck einer engen Beziehung, sondern konkret als räumliche Nähe aufgefasst. Jede ‚Entfernung‘ wird problematisiert, mit den genannten Ausnahmen. Sie wollen wirklich ‚da‘ sein für ihre Kinder und nicht woanders, gleichzeitig aber in der Berufswelt bestehen, was ein ‚dort‘ sein verlangt. Der unauflösbare Widerspruch zwischen diesen beiden Bedürfnissen ist als latente Belastung immer im Hintergrund präsent. Der latente Grundkonflikt kann zwar abgemildert werden, etwa durch gute Organisation der Kinderbetreuung. Sobald aber ein Problem auftaucht, bricht er wieder durch.

M 1 thematisiert ihre Berufstätigkeit in Zusammenhang mit Pubertätsproblemen ihrer Töchter, die zeitweise abdriften.

Aber ich habe halt immer das Gefühl gehabt, ich habe zu wenig Zeit. Und dann denke ich mir aber auf der anderen Seite: Was hätte ich denn gemacht, wenn ich die Zeit gehabt hätte? Man kann ja eh nichts machen, im Grunde, im Großen und Ganzen. (M 1: 13)

Zunächst macht sie ihre Berufstätigkeit verantwortlich, relativiert dies jedoch auch wieder. Schließlich belässt sie den Konflikt in einer fatalistischen Latenz. Sie hätte mehr machen müssen, mehr Zeit haben müssen, aber als anwesende Mutter auch nicht mehr machen können.

Das weit verbreitete schlechte Gewissen, der gelegentliche Rabenmutter-Verdacht sich selbst gegenüber, die Tendenz zu Selbstvorwürfen zeigen, dass der Grundkonflikt in der Zeit-Problematik gesehen wird. Wie weit weg die Mütter des Samples von der Auslegung eines „elementaren“ Mutter-Seins sind, wie es M 29 für sich definiert, zeigt ihre Fixierung auf das Zeit/Raum-Problem. Man ist zu wenig ‚da‘ bei den Kindern und zu viel ‚dort‘ im Beruf, bedauert dies, kann und will es aber auch nicht ändern. Eine „elementare“ Mutterschaft wäre das, was eine Kultur als wesentliche und basales Merkmal des Mutter-Seins definiert, beispielsweise die Kinder zu lieben und das Beste für sie zu wollen.

Einerseits sind die einzelnen Verhaltens-Anforderungen an das Mutter-Sein aus Sicht der vorliegenden Texte hoch ausdifferenziert. Wie man ganz basal-reduziert ‚mütterlich‘ sein kann, scheint aber nicht zureichend definiert zu sein. Damit wäre der Begriff der ‚guten Mutter‘ kernunscharf und randprägnant, was es der Generation MSprecher so schwer macht, sich als wirklich gute Mutter zu fühlen. Sie konzentriert sich auf Verhaltensweisen und versucht, ihre zentralen Vorstellungen einer gelungenen Mutterschaft immer auch auf der kon-

kreten Handlungs-Ebene abzubilden. Zentrale Werte müssen also immer in Handlungen ‚abgeleistet‘ werden. Liebe muss auch in Nähe ihren Ausdruck finden und das verlangt von den Müttern eine Intensität von Anwesenheit beim Kind, die mit dem Leben und den Lebensansprüchen der Frau nicht vereinbar ist. So bleibt immer das Gefühl, den eigenen hohen Ansprüchen an das Mutter-Sein im Alltag nicht ausreichend gerecht zu werden.<sup>212</sup>

Berufstätigkeit ist aus der Sicht des Textkorpus stark mit den Themen ‚eigenes Leben‘, ‚Selbstverwirklichung‘ und ‚Freiheit‘ korreliert. Vor allem wenn sie für das Familieneinkommen einer verheirateten Mutter wirtschaftlich nicht ‚notwendig‘ gebraucht wird. In einigen Fällen zeitweise allein lebender Frauen wird der Beruf auch als wirtschaftlich notwendige Lebensbasis gesehen, die Grundkonflikte zwischen Beruf und Mutterschaft stellen sich hier jedoch nicht wesentlich anders dar.

Unter den Frauen im Sample, die ihre Kinder in ihr Berufsleben integrieren, sind viele, die ihre Berufssituation vorübergehend an die neue Situation anpassen können. Etwa eine Journalistin, eine selbstständige Fotografin, eine Veranstaltungsmanagerin, eine Lehrerin, eine Übersetzerin, eine Künstlerin, eine Studentin. Aber auch unter den Vollzeitmüttern, die sich während der Baby- und Kleinkindzeit gegen den Beruf entscheiden, gibt es freie Berufe, Selbstständige, Studentinnen oder Lehrerinnen.

Entscheidend für eine gelingende Integration des ersten Kindes in den bestehenden Alltag der Mutter, was auch ihre Berufstätigkeit einschließt, sind im Sample nicht in erster Linie die Art der Berufstätigkeit, das Einkommen, das Alter und auch nicht der Familienstand. Entscheidende Faktoren sind dagegen die Einstellung zur Mutterschaft und die Haltung zur Berufstätigkeit. Wesentliche Voraussetzung für die Integration des Kindes in den bestehenden Alltag der Mutter ist, dass sie mitbetreuende Personen für ihr Baby oder Kleinkind zulässt.

Diejenigen Mütter des Samples, die sich für die Fortführung der beruflichen Tätigkeit ohne große Pausen und Brüche entschieden haben, können dies bei einigem organisatorischem Aufwand tun, ohne auf unüberwindlichen Hindernisse zu stoßen. Dafür bauen sie aus den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln ein funktionierendes Betreuer- und Versorger-System für das Kind auf und passen ihre berufliche Tätigkeit in Art und Umfang vorübergehend an.

Für die berufsbedingten Abwesenheiten der Mutter werden verschiedene Möglichkeiten der Kinderbetreuung genutzt. Mitbetreuende Personen und Institutionen werden logischerweise während der Abwesenheitszeiten der Mutter notwendig, solange die Kinder noch klein und unselbstständig sind. Zu den mitbe-

---

<sup>212</sup> In der Generation MVorgänger sehen die Mütter des Samples dagegen eine relativ hohe Selbstzufriedenheit. Die eigenen Mütter zweifeln nicht daran, eine gute Mutter (gewesen) zu sein, ganz unabhängig davon, wie sie sich im Einzelnen verhalten haben. Dass ihre Töchter (MSprecher) ihnen wie gezeigt kritisch gegenüber stehen, scheint nicht zwischen Mutter (MVorgänger) und Tochter thematisiert zu sein, denn die Mütter (MVorgänger) verlangen ungebrochen Dankbarkeit und Respekt für ihre Leistung als Mutter.

treuenden Personen zählt der Kindesvater, die eigene Mutter und Schwiegermutter, eine Tagesmutter, aber auch staatliche, kirchliche oder selbst organisierte private Betreuungssysteme, gelegentlich Betreuung im Wechsel mit anderen Müttern, in einigen Fällen auch Hilfe durch eine Kinderfrau oder ein Au-pair.

Interessant ist, dass diese Mit-Betreuungspersonen in erster Linie als Entlastung für die berufstätige Mutter gesehen werden. Der Fokus bei der Organisation von Mitbetreuung liegt also nicht bei den Bedürfnissen des Kindes, sondern bei denen der Mutter. Es wird nach einer Möglichkeit gesucht, die berufsbedingte Absenz der Mutter vorübergehend zu kompensieren. Ob ein Kind besser mit mehreren Betreuern als mit nur einer Bezugsperson aufwächst, steht also hier nicht zur Debatte. Ebenso ist klar, dass die mitbetreuenden Personen nur genau so lange ‚einspringen‘, wie die Mutter tatsächlich beruflich abwesend ist. Dass ein Kind bestimmte Zeitspannen außerhalb des Hauses mit anderen Menschen oder in Betreuungseinrichtungen verbringt, ist von den Müttern des Samples nicht ‚gewünscht‘, sondern nur als Ersatz für die normalerweise anwesende Mutter toleriert. Hier geht es also nicht um einen Paradigmenwechsel hinsichtlich der Mutter-Rolle. Es ist nach wie vor die Mutter, die der ‚Welt des Kindes‘ zugeordnet wird, in der sie optimalerweise anwesend ist. Sie kann aber, wenn sie zusätzlich zu ihrer Mutter-Rolle auch arbeitet, zeitweise von mitbetreuenden Personen ersetzt werden. Auch die Einbeziehung des Kindesvaters wird überwiegend unter diesem Aspekt der Kompensation von ‚Abwesenheitszeiten‘ der Mutter gesehen. Er tritt im Sample überwiegend nur an die Stelle der Mutter, wenn er das Kind betreut, erfüllt also nicht seine eigenen Vater-Pflichten damit.

Im Sample finden sich diesbezüglich kaum Ausnahmen. Nur M 12, deren Partner zu Hause arbeitet, beschreibt den Kindesvater als denjenigen, der gerne mit dem Kind spielt und es nicht nur beaufsichtigt, solange M 12 beruflich abwesend ist. M 12 dagegen ist beruflich so oft abwesend, wie es notwendig ist und fühlt sich nicht in der Pflicht, sich als Mutter dem Lebensrhythmus des Kindes anzupassen. Beispiele für die Maxime, dass die Anwesenheit beim Kind zu den Mutterpflichten zählt und nicht zu denen des Vaters, finden sich auch bei Müttern, die Vollzeit arbeiten. M 17 teilt sich die Kleinkindbetreuung mit einer Tagesmutter, da sie Vollzeit arbeitet. Ihr Mann ist in die Betreuung nicht einbezogen, obwohl er noch studiert und flexibler ist als M 17. Er soll aber sein Studium in Ruhe zu Ende bringen. M 20 stuft ihren Mann als Hilfsperson nicht anders ein als ihre Schwiegermutter. Beide halten ihr „den Rücken frei“, wenn sie beruflich abwesend ist.

... und da war's eigentlich ganz schön, dass teils mein Mann dann gezielt da sich auch diese Wochenenden freigehalten hat ... Und der hat das aber immer meistens hingekriegt, da auch mir den Rücken da freizuhalten. Und sonst kam dann auch manchmal meine Schwiegermutter ... Also, ich hatte dann immer jemanden, musste es zwar immer organisieren, aber für diese beruflichen Seiten hatte ich auch immer dann jemanden, der mir das auch ermöglicht hat. (M 20: 2)

Damit ist implizit die beim Kind ‚anwesende Mutter‘ als Normalfall gesetzt, die ‚abwesende Mutter‘ ist der ‚Ausnahmefall‘, der Kompensationen erfordert. Für die Mutter (M) ist eine ‚Anwesenheit‘ in der ‚Welt Arbeit‘ immer gleichzusetzen mit einer ‚Abwesenheit‘ in der ‚Welt Kind‘. Sie muss dann in der ‚Welt Kind‘ ersetzt werden. Dies gilt nicht beim Kindesvater (KV). Er ist ‚anwesend‘ in der ‚Welt Beruf‘, in der ‚Welt Kind‘ muss er nicht ersetzt werden, auch wenn er abwesend ist. Dagegen kann er die Kompensation der Mutter in der ‚Welt Kind‘ übernehmen, wie jede andere Hilfsperson auch.

Während es für die im Sample vertretene Generation ganz normal ist, als Frau zu arbeiten, ist gleichzeitig ein berufsbedingte Abwesenheit von zu Hause, wo sich die ‚Welt Kind‘ realisiert, als problematisch gesetzt. Da eine Mutter je nach Anteil an Erwerbsarbeit entsprechend viel oder wenig zu Hause anwesend und als Mutter konkret verfügbar ist, entsteht hier ein möglicher Konflikt zwischen der Berufstätigkeit und dem Selbst-Bild der ‚guten Mutter‘, ganz besonders dann, wenn die Abwesenheit (von zu Hause) keiner finanziellen Notwendigkeit, sondern einer Wahl geschuldet ist (die Mutter könnte, will aber nicht ganz bei den Kindern sein). In beiden von den Frauen des Samples hochbewerteten Lebensfeldern spielen Anwesenheitszeiten damit eine zentrale Rolle. Als ‚gute Mutter‘ ist eine möglichst intensive Anwesenheit zu Hause erforderlich beziehungsweise auch selbst gewünscht. Für eine Berufstätigkeit bedarf es ebenfalls großer Zeitressourcen, um dem im Arbeitsleben etablierten Gebot der zeitintensiven Anwesenheit am Arbeitsplatz zu genügen. Im Zeitaspekt liegt folglich aus Sicht des Samples das zentrale Spannungsfeld von Müttern zwischen Beruf und Familie. Die naturgemäß begrenzten Zeitressourcen werden seit Jahren zum Maßstab erhoben, verschiedene ‚Muttertypen‘ auszumachen. Die ‚Vollzeitmutter‘ ist ein Begriff, der diese Logik widerspiegelt. Ebenso wie die Rede von der ‚Teilzeitarbeit‘. Mit ihnen wird ausgedrückt, welchen Anteil ihrer zur Verfügung stehenden Zeit die betreffende Person in Beruf und Mutterschaft verbringt. Dabei sind beide Benennungen so eingebürgert, dass man ihren Sinn kaum hinterfragt. Eine Mutter wird nach ihrer Anwesenheit im Familienheim eingeordnet, während ein Ehemann, der tagsüber beruflich tätig ist, kein ‚Teilzeitehemann‘ ist, und ein arbeitsloser Gatte kein ‚Vollzeitehemann‘, ein Philosoph, der nur abends nachdenkt keine Teilzeitphilosoph ist und ein Vater, der regelmäßig erst von der Arbeit heimkehrt, wenn die Kinder bereits schlafen, nicht als Nullzeitvater bezeichnet wird.

Im Vergleich zur etablierten Vorstellung von der Vater-Rolle ist die Berufstätigkeit einer Mutter keine gesetzte Vorgabe, die außerhalb des persönlichen Ermessens oder Entscheidens liegt. Ein ‚guter Vater‘ wird, was sein zeitliches Engagement innerhalb der Familie betrifft, nur daran gemessen, wie er sich *außerhalb* seiner Arbeitszeit den Kindern gegenüber engagiert. Eine Mutter dagegen muss die in der Familie verbrachte Zeit immer auch gegen die für den Beruf eingesetzten Zeit abwägen. Hier scheinen die Bewertungs-Kriterien aus einem von der Lebenspraxis her überkommenen Modell abgeleitet zu sein. Das ‚Anwesenheits-Gebot‘ als Bewertungskriterium der ‚guten Mutter‘

entstammt noch dem Modell der Nur-Mutter und damit dem von der Vorgänger-Generation gelebten Modell.

Analog dazu wird die Bewertung des ‚guten Vaters‘ offensichtlich noch aus dem (ebenfalls in der Vorgänger-Generation etablierten) Modell der Versorger-Ehe abgeleitet. Der ‚gute Vater‘ geht darin seinen familiären Verpflichtungen bereits größtenteils durch die Sicherung eines Familien-Einkommens nach. Weitere und neue Aufgaben kamen mit der Zeit sicher dazu, jedoch nie zu Lasten einer beruflichen Tätigkeit, die als obligatorisch gilt, während sie für Mütter in Deutschland im Erhebungszeitraum noch fakultativ ist. Die für den Beruf aufgewendete Zeit wird sozusagen von der Mutter-Zeit abgezogen, was von vornherein einer Logik folgt, die eine ständige Anwesenheit der Mutter bei den Kinder als optimal setzt. Das Sample spiegelt diese zeitliche Versetzung zwischen den variierten Lebensmodellen von Müttern seit den 1970er Jahren und dem aus der Vorgänger-Generation übernommenen Bewertungsmodell bezüglich der An- bzw. Abwesenheitszeiten wider. Auch wenn man eine Existenz als ‚Nur-Mutter‘ durchweg individuell für sich ablehnt, scheint sich die Anwesenheitszeit der Mutter im häuslichen Umfeld (Welt Kind) als zentrale Messgröße der ‚guten Mutter‘ weiterhin aus dem Konzept der ‚Nur-Mutter‘ herzuleiten, das in der Generation MVorgänger üblich war. Damit ist die Frage, ob man eine ‚gute Mutter‘ ist für die Frauen des Samples nach wie vor eng an die Frage der mütterlichen Präsenz im Umfeld der Kinder gebunden. Hier wird also ein hoher Wert der Vorgängergeneration zwar nicht im Lebensmodell (‚eigenes Leben‘ jenseits der Familie ist wichtig), jedoch im Bewertungsmodell tradiert. Während sich das Lebensmodell gegenüber der Vorgänger-Generation stark verändert hat und berufsbedingte Abwesenheitszeiten als Mutter erforderlich macht, konnte sich offensichtlich kein entsprechend modifiziertes Bewertungsmodell des Mutter-Seins mit entwickeln.

Widerspruch zwischen Lebensmodell und Bewertungsmodell

Mutterschaft MVorgänger: Rollenklarheit	Mutter-Sein MSprecher: Rollenunsicherheit
Basisannahme: Präsenz der Mutter ist zentral relevant für das Kind	Basisannahme: Präsenz der Mutter ist zentral relevant für das Kind
Rolle: vorgegeben, alternativlos und „richtig“	Rolle: individuell, nicht-vorgegeben, kontrovers diskutiert
Dauerpräsenz und klar definierte Aufgaben: Haushalt, Ordnung, Kontrolle/Erziehung	Optionalität: graduelle Reduzierung von Präsenz, Haushalt, Erziehung etc. möglich
Sicherheit bezüglich Rollenmodell der „Nur-Mutter“	Unsicherheit hinsichtlich der „Steuerung“ und Bewertung
„Gutes Gewissen“ (aus Sicht MSprecher z.T. ungerechtfertigt)	latent schlechtes Gewissen



Wo die hohen Werte ‚Berufstätigkeit‘ beziehungsweise ‚eigenes Leben‘ einerseits und ‚Anwesenheitsgebot als gute Mutter‘ andererseits sich im Alltag berühren, entsteht ein offensichtlicher Konflikt um Zeitressourcen. Das darunter verborgene Grundproblem, dass ein ‚altes‘ Bewertungsmodell auf eine ‚neue‘ Verhaltensweise angewendet wird, ist an der Oberfläche nicht sichtbar.

Nahezu alle im Sample vorgetragenen Lösungsansätze bei Konflikten bezüglich der Vereinbarung von einem ‚eigenen Leben‘ mit der Rolle als Mutter beziehen sich ausschließlich auf das an der Oberfläche sichtbare ‚Problem‘ der begrenzten zeitlichen Ressourcen. M 29 ist hier eine deutliche Ausnahme im Sample. Sie definiert das Mutter-Sein als „innere Haltung“, die sie nicht auf der Zeitebene „Stunden um Stunden“ ableisten muss.

Mensch, ich habe studiert, ich kann was, und ich will mich auch in 'nem anderen Feld selbst verwirklichen! Also, Mutter ist für mich keine hinreichende Selbstverwirklichung. Das ist einfach 'ne gesellschaftliche Aufgabe, die man mal in 'ner gewissen Phase hat, aber eigentlich ist in meinem Leben was anderes dran. Ich sehe das also als 'ne Interimgeschichte. Ich bleibe ein Leben lang Mutter, aber das heißt ja nicht, dass ich da Stunden und Stunden aufwende, sondern das ist ja mehr 'ne innere Haltung. (M 29: 9)

#### 4.6.1.3 Kompensations-Ansätze des Zeit-Konflikts

##### *Mit den Kindern verbrachte Zeit aufwerten und intensivieren*

Man ist bemüht, Zeit zu gewinnen oder die mit den Kindern verbrachte Zeit aufzuwerten und zu intensivieren. Es wird versucht, die Zeit mit den Kindern so zu verdichten, dass man sich ihnen ausschließlich widmet und die ganze Aufmerksamkeit auf das Kind richtet. Neben dieser Erhöhung der Intensität erfolgt auch eine Steigerung der Erlebnisqualität. Man unternimmt etwas Schönes, verbringt jede Minute miteinander und versucht, immer auch für gute Stimmung zu sorgen.

... ich habe mich stark bemüht, und wir haben mit den Kindern viele Dinge unternommen: Wir haben gebastelt, ich habe für die Kinder genäht, wir waren viel unterwegs, und ich habe sogar manchmal das Gefühl: dadurch, dass ich innerlich immer so 'n bisschen das Gefühl hatte: Du musst jetzt das irgendwie kompensieren, die Zeit, wo du in der Arbeit bist. (M 25: 4)

##### *Verschleiern der Arbeits-Zeiten vor den Kindern*

Einige Mütter leben den Kindern gegenüber eine Art Doppel-Existenz, indem sie ihrer beruflichen Tätigkeit zu Kindergarten- und Schulzeiten nachgehen und in den Schlafenszeiten vor- und nacharbeiten, was nötig ist, so dass die Kinder davon möglichst wenig beeinträchtigt werden.

Also, ich bin nicht nachhause gekommen und habe gesagt: „Ihr Lieben, die Mama hat jetzt wahnsinnig viel zu tun“, sondern ich war verfügbar und habe erst abends, wenn der Tag dann weitgehend gelaufen war, mich dann an den Schreibtisch gesetzt. Und das war natürlich eine wahnsinnig anstrengende Zeit. (M 16: 6)

### *Reduzierung der Berufszeit*

Vielfach wird die Zeit für die Kinder von der Berufszeit abgezogen und man wählt Berufe mit Halbtagsstätigkeiten oder flexiblen Arbeitszeiten. Der gefühlte Druck, mehr zu Hause zu sein, geht oft auch von Erlebnissen aus, die ein Defizit bei den Kindern vermuten lassen. Etwa wenn sie von der Anwesenheit ‚anderer Mütter‘ bei Schulaufführungen erzählen oder vom Alltag der Mitschüler mit nicht-berufstätigen Eltern berichten.

Grad, wenn die Kinder dann sagten: „Du, Mama, die anderen wenn nach Hause kommen, dann steht schon Essen auf dem Tisch“, oder „die üben mit ihr“ und solche Dinge. Also, so ein bisschen schlechtes Gewissen hatte ich zwischenzeitlich, sodass ich wirklich versucht habe, den Nachmittag für meine Kinder freizuhalten und dann erst am Abend zu arbeiten oder am Wochenende zu arbeiten, wenn mein Mann dann sich auch ein bisschen drum kümmern konnte. (M 23: 2)

Dass es sich hierbei auch mal nur um Momentaufnahmen handeln kann, die aber auf die sowieso von „schlechtem Gewissen“ geplagte Mutter großen Eindruck machen, zeigt sich an der Episode, die M 25 erzählt.

Schwierigere Situationen waren dann, wenn in dem Kindergarten oder der Schule am Vormittag irgendwie Veranstaltungen waren, wenn die Kinder irgendwie was vorgespielt haben oder wenn irgendwie 'ne Vorführung war, die dann natürlich immer sinnvollerweise am Vormittag war. Ich konnte manchmal freinehmen, manchmal auch nicht. Das habe ich persönlich sehr bedauert und es hat auch den Kindern leidgetan. Das waren die einzigen Momente, wo sie sagten: „Ach mei, das ist jetzt aber nicht schön, die anderen Mamis sind da, du bist nicht da.“ ... Wenn ich dann da nachfragte: „War das jetzt schlimm, dass ich nicht dabei war?“- „Ach so, du warst gar nicht dabei? Nö.“ Also, es war jetzt nicht das Riesenproblem für die Kinder. (M 25: 3f)

### *Hetze und „Spagat“ zwischen Beruf und Kind*

Viele berufstätige Mütter versuchen auch, durch Schnelligkeit und Hetze die durch den Beruf entstehenden Zeitverluste in der Familie so gering wie möglich zu halten.

Auch teilzeitberufstätige Mütter nehmen viel auf sich, um rechtzeitig mittags heim zu kommen, ganztags berufstätige Mütter verlegen die gemeinsamen Mahlzeiten auf den Abend oder sorgen dafür, dass mindestens am Wochenende sich alle um den Tisch versammeln. Das gemeinsame Essen steht stellvertretend für einen gelingenden Familien-Alltag, vor allem bei berufstätigen Müttern. Um zu den Essenszeiten bei den Kindern zu sein wird auch hoher organisatorischer und energetischer Aufwand betrieben.

Ich bin mittags kurz mal 'ne Stunde nachhause gekommen. Wir konnten zusammen essen. Immer schnell schnell. (M 1: 9)

Und das war schon, das war schon hetzig, weil, ich war bis 12 in der Stadt im Büro und bin dann rausgerast und hab schnell gekocht. Und dann kamen die (Kinder) so um eins, halb zwei. ... Und da haben wir da 'n großen Tisch unterm Apfelbaum gehabt ... das war so Mittags, wenn die Kinder alle heimgekommen sind, dann haben sie sich so versammelt alle um den Tisch und ... jeder hat erzählt und das ist losgegangen, und das war so schön. (M 3: 10)

Alle Kompensationsstrategien sind extrem kraftraubend für die Mütter. Man versucht, unter teilweise enormer Zurücknahme des ‚Ich‘, in Beruf und zu Hause gleich ausgeprägt anwesend zu sein. Zur Extensivierung der Anwesenheit (in mehreren Lebensbereichen sozusagen gleichzeitig präsent sein) kommt noch eine Intensivierung der Anwesenheit bei den Kindern, denen es an nichts fehlen soll, obwohl man zeitweise ja wirklich nicht da ist. Die im Sample deutlich werdende Tendenz zur ‚Erlebnissteigerung‘ und ‚Steigerung der Verfügbarkeit‘ in mehreren Lebensbereichen deutet auf eine ‚Erlebnisrationalität‘ im Sinne Gerhard Schulzes hin.<sup>213</sup> „Eine der Techniken der Erlebnisrationalität besteht in der Tat darin, in eine Zeiteinheit immer mehr Erlebnisse hineinzustopfen. ... Eine andere Strategie besteht darin, auf einem bestimmten Gebiet die Intensität zu steigern.“<sup>214</sup> Was im Lebenskonzept der Mütter des Samples als Notlösung im Dienste der Vereinbarkeit zweier ‚Pflichten‘ (als Mutter, als Mensch in der Gesellschaft) erscheint, könnte auch ein Ausdruck der Lebensverdichtung und Komprimierung sein, der mit dem ausgehenden 20. Jahrhundert auftritt. Es genügt nicht mehr, eine Rolle gut auszufüllen, sich einer bestimmten Sache hinreichend zu widmen, sondern man verknüpft und verwebt Lebensbereiche, -Aufgaben und -Ziele zur Maximierung des Lebensgenusses. Unter diesem Aspekt betrachtet wäre die gleichberechtigte ‚Vereinbarung‘ von Mutterschaft mit anderen, hochwertigen Lebensthemen, wie sie in der Sample-Generation erstmals versucht wird, ein Mega-Thema der Gegenwart und Zukunft. Eine unter dem Aspekt der individuellen Chancenoptimierung und Glücksmaximierung betriebene ‚Familienpolitik‘ wäre sinnvoller (und könnte geschlechtsübergreifend auch die potenziellen Väter einbeziehen) als die derzeit immer noch anhaltende Tendenz zur (langweiligen und anstrengenden) Akkumulation von ‚Pflichten‘ und ‚Aufgaben‘ in Beruf und Familie.

All diese Anstrengungen, die von den Müttern des Samples teilweise auch parallel eingesetzt werden, um das Zeitproblem zu lösen, zeigen, dass sie den Grundkonflikt nur darin sehen, dass sowohl Arbeit als auch Kinderbetreuung zeitintensiv sind.

So versuchen sie, immer schneller und effizienter zu werden. Die Kompensationsmöglichkeiten durch Erhöhung der Geschwindigkeit sind aber begrenzt, während die Konflikte zwischen ‚alten‘ Werten und ‚neuen‘, veränderten Bedingungen nicht wahrgenommen werden. Eine Veränderung auf dem Feld der Bewertungen kommt folglich nicht als mögliche Lösung in Betracht.

Eine solche Um- oder Neubewertung der Aufgaben als Mutter ist im Sample beim Thema ‚Hausarbeit‘ geschehen. Hierbei wird nicht versucht, Konflikte

---

<sup>213</sup> Schulze, Gerhard 2003: Die Beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?

<sup>214</sup> Interview mit Gerhard Schulze in FOCUS Magazin Nr. 37 (1999) Ein Supermarkt namens Leben:  
[http://www.focus.de/kultur/leben/modernes-leben-ein-supermarkt-namens-leben\\_aid\\_180060.html](http://www.focus.de/kultur/leben/modernes-leben-ein-supermarkt-namens-leben_aid_180060.html), download am 4.6.2012.

zwischen hohen Werten (Beruf/gute Hausfrau) zu kompensieren, sondern es kommt zu einer Neubewertung (Abwertung) des Themas ‚Sauberkeit und Ordnung‘. Eine berufsbedingte Reduzierung der Anwesenheitszeiten oder des Engagements als ‚Hausfrau‘ ist für die Teilnehmerinnen des Samples vollkommen unproblematisch. Hier hat man neben dem Wandel in den Verhaltensweisen auch einen entsprechenden Werte-Wandel vollständig vollzogen und grenzt sich von der Vorgänger-Generation selbstbewusst ab, was die Wichtigkeit von Ordnung, Sauberkeit und damit verbundenen Haushaltsaufgaben betrifft. Man sieht es nicht als seine Aufgabe, ein sauberes Haus in Ordnung zu halten und verschiebt die Prioritäten in Richtung Beruf. Entsprechend werden Haushaltsaufgaben so weit reduziert und delegiert.

#### *4.6.2 Modelle zur Relationierung von Berufstätigkeit und Mutter-Sein*

##### *4.6.2.1 Professionalisierung des Mutter-Seins*

Eine weitere im Sample häufig genutzte Möglichkeit, die Konflikte zwischen ‚Anwesenheitsgebot‘ und dem Wunsch nach einem ‚eigenem Leben‘ im Beruf zu minimieren, bietet für einige Mütter des Samples die phasenweise Aufwertung des Mutter-Seins, so dass es umfänglich dem entspricht, was man sich als Tätigkeit und Lebensmodell momentan wünscht und nicht kompensiert werden muss. M 4, M 8, M 24, M 7, M 20 und M 11 gehen diesen Weg<sup>215</sup>. Hier wird in der ersten Zeit mit dem Baby und Kleinkind das Leben als Mutter so intensiv und emphatisch wie möglich gestaltet und steht dem (möglichen, aber bewusst zeitweise nicht wahrgenommenen) Berufsleben gleichwertig gegenüber. M 7 sieht in der Entscheidung für Kinder und einem intensiven, erlebnisorientierten Mutter sein, das man genießt, einen direkten Kausalzusammenhang.

Ich habe gesagt, gut, okay, habe mich für Kinder entschieden, dann will ich es auch richtig, ich sage jetzt mal genießen, und ordentlich machen. Und es war eigentlich eine Superzeit, muss ich sagen. (M 7: 1)

Auch M 4 geht in der Mutterrolle auf in den ersten Jahren, und professionalisiert das Mutter-Sein durch ‚Lernen‘ aus Büchern, was kindgerechtes Kochen betrifft und mögliche Unternehmungen, sie übernimmt die Betreuung der Kinder von berufstätigen Freunden, sie engagiert sich im Kindergarten. (M 4: 9 f)

M 11 gestaltet rund um das Mutter-Sein ihre neue berufliche Ausrichtung (Geburtsvorbereitungskurse) und findet einen für sie attraktiveren Lebensrhythmus mit dem Kind.<sup>216</sup> M 8 macht sich ganz selbstbewusst zur Aufgabe, die Kleinkindzeit mit staatlicher Unterstützung zu finanzieren, und ist sich klar,

---

<sup>215</sup> Siehe hierzu auch S. 241.

<sup>216</sup> M 11 gestaltet den Beruf im Einklang mit dem Mutter-Sein zu Hause.

dass sie die Kriterien in ihrem Leben dadurch zeitweise ändert. Für sie ist Freiheit und viel Zeit (mit dem Kind) phasenweise wichtiger als Beruf und viel Geld und sie zelebriert die Vereinfachung und Entmaterialisierung ihres Mutterdaseins mit knappen finanziellen Ressourcen.

Dann hat das Arbeitsamt bezahlt und dann hat drei Jahre das Sozialamt komplett bezahlt. Und das war einfach total schön. Also, ich hatte halt gewusst, was man für Anträge stellen muss ... Und so habe ich dann alles bekommen, und das war einfach total schön ... Und wir hatten eine wunderschöne kleine Wohnung, und ich hatte irgendwie einen Stuhl und einen Tisch, und das reichte alles so, und eine Matratze am Boden, also, ich fand das auch toll, dass ich jetzt alles habe, was man braucht. ... Ja, also, wir (Baby und Mutter) haben halt immer in einem Bett geschlafen, was ich einfach – ich war so jung und ich fand das alles immer nur praktisch und schlau. Ich fand das ganz schlau, kein Kinderbett da rumstehen haben zu müssen, oder einen Wickeltisch, wenn man doch auf der Matratze am Boden wickeln kann, und dann kann man dann gleich weiterschlafen oder so. Also, ich fand das einfach alles immer. Weil die, diese Sozialarbeiterin kam immer, meinte, sie müsste mir jetzt einen Wickeltisch besorgen. Ich habe gesagt: „Nee, ich will das doch gar nicht.“ (M 8: 2)217

#### 4.6.2.2 Steigerung der Beziehungsqualität Mutter-Kind

In einigen ex-post-Bewertungen, die davon handeln, dass die Kinder durch die Berufstätigkeit der Mutter nicht nur Nachteile erfahren haben, sondern im Gegenteil an Selbstständigkeit gewonnen und wichtige Erfahrungen gemacht haben, zeigen sich Ansätze für die Etablierung neuer Kriterien, nach denen die berufstätige Mutter ihre Lebensweise positiv einschätzt.

Aber auch die Kinder haben tüchtig mitgeholfen, und ich bin überzeugt davon: Wäre ich nicht berufstätig gewesen, wären meine Kinder nicht so schnell selbstständig geworden. Sie haben so gelernt, sich auch mal selber was zum Essen zu machen. Sie mussten im Haushalt mithelfen, was sie dann auch mit getan haben. Es war einfach unser gemeinsamer Haushalt, jeder musste seine Rolle dazu beitragen. (M 25: 5)

Interessant ist hier auch die von einigen Müttern erlebte neue Beziehungsqualität zwischen ihnen und den Kindern, die auf gegenseitiger Solidarität im Geben und Nehmen basiert. M 29 hat erst ein schlechtes Gewissen, den Kindern wegen ihrer Berufstätigkeit Mithilfe abzuverlangen. Ihre 13-jährige Tochter muss zu Hause viele Pflichten für die zwei jüngeren Schwestern übernehmen. Doch dann entwickelt sich zwischen ihr und den Kindern ein System, in dem sie sich wechselseitig, wenn auch mit verschiedenen Mitteln, unterstützen können.

... das war so ein bisschen auch auf Gegenseitigkeit: Ich habe ihr versucht, viel Schutz zu geben, weil sie sehr schüchtern war, und sie umgekehrt hat gekuckt, dass sie für mich was tut. Ja. Und ich meine, das war irgendwie ganz klar: Ich habe sie immer, wenn irgendwas

---

<sup>217</sup> Zur Verdeutlichung ist dieses Zitat von M 8 hier noch einmal verwendet, siehe auch S. 134.

schwierig wurde in der Schule oder im Freundeskreis oder so was, ich habe sie immer rausgeboxt und geschützt und eben Tipps gegeben, wie sie besser zurechtkommen. (M 29: 10)

Sie sieht nach einer Eingewöhnungsphase kein Problem mehr darin, den Kindern zeitlich nicht voll umfassend zur Verfügung zu stehen.

Und ich muss sagen, als das dann ein, zwei Jahre sich so eingespielt hatte, da hätte ich mir kein anderes Leben mehr vorstellen können. Also, noch mal zurück, das wäre für mich absolut bitter gewesen. (M 19: 10)

Stress und ‚narzistische Selbstbestätigung‘ scheinen im Textkorpus Hand in Hand zu gehen. Man überfordert sich einerseits durch die sogenannte ‚Doppelbelastung‘, hält sich aber andererseits auch für unersetzlich und einzigartig, was einer Lebens-Verdichtung und -Überhöhung nahe kommt. Lieber, im Sinne des obigen Zitats von M 1 (M 1: 4) „gestresst, aber wichtig“ als ‚ungestresst und unwichtig‘.

#### 4.6.2.3 Aufgabenteilung mit gleichwertigen Mitbetreuern

Bei der Kinderbetreuung ist vor dem Hintergrund der beschriebenen Werte ‚Beziehung‘ und ‚Nähe‘<sup>218</sup> ein Delegieren der Aufgaben (durch Fremdbetreuung) erschwert. Allerdings gibt es im Sample Ansätze, die hierarchiehohe Werte ‚eigenes Leben‘ und ‚gute Mutter‘ auszutarieren und potenzielle Konflikte zu minimieren.

Einigen Erzählungen ist gemeinsam, dass den Kindern durchaus (der Mutter) gleichwertige Mitbetreuer und Bezugspersonen zur Verfügung stehen und diese auch (durch die Mutter) erwünscht und zugelassen sind. M 18 teilt sich die Betreuungszeiten jahrelang mit dem fast gleichaltrigen Au-pair (M 18: 3) und sie sorgt auch dafür, dass die Kinder zu ihrer Großmutter einen innigen familiären Kontakt aufbauen, so dass sogar ein langer Aufenthalt bei den Großeltern während einer intensiven Prüfungsphase am Ende des Jurastudiums von M 18 möglich ist: „Da habe ich drei Monate lang mich wirklich nur aufs Staatsexamen konzentriert, und die Kinder waren bei meiner Schwiegermutter damals ...“. (M 18: 4)

M 12 sieht im Kindesvater die Person, die ausführlich und gerne mit der Tochter spielt und etwas unternimmt, und wähnt ihr Kind im Umfeld einer unkomplizierten Großfamilie und in „italienischen Verhältnissen“ sehr gut aufgehoben, während sie arbeitet und zum Teil ausgedehnte berufliche Reisen unternimmt.<sup>219</sup> M 15 nimmt als Veranstaltungsmanagerin die Kinder samt Kinderfrau monatelang an die Veranstaltungsorte mit, auch wenn sie dort wenig Zeit aufwenden kann. Als die beiden Kinder im Schulalter sind, lässt sie sie über lange Strecken zu Hause bei der Kinderfrau.<sup>220</sup> Sie setzt , obwohl sie

---

<sup>218</sup> Siehe 4.9.1.

<sup>219</sup> Zitate siehe 4.9.4.2.

<sup>220</sup> M 15: 6f.

auch gern bei den Kindern wäre, die Priorität auf den Beruf, der für sie die unverrückbaren Bedingungen stellt und kann damit leben, die Verantwortung für die Kinder „tatsächlich manchmal Monate lang jemand anderem“ zu übertragen. Im Gegenzug hat sie außerhalb der Veranstaltungssaison mehr Zeit.

Und dann gab's wieder Zeiten, wo ich ganz gemütlich hier mittags zuhause saß, so ab frühen Abend, so ab 16.00, 17.00 Uhr, und mit ihnen Schwimmen gegangen bin und alles Mögliche unternommen habe, und natürlich das Thema Hausaufgaben abgearbeitet habe. Und sie zum Tennisspielen gebracht habe, und was eben andere Mütter auch so nebenbei machen. Aber das habe ich tatsächlich manchmal Monate lang jemand anderem übertragen, weil das dann nicht anders ging, einfach mit der Art der Berufstätigkeit, die ich habe. (M 15: 7)

#### 4.6.2.4. *Setzung des Berufs als obligatorisch*

In den seltenen Fällen im Sample, in denen gleichwertige Mitbetreuer zugelassen sind, sehen die Mütter ihre berufliche Tätigkeit als obligatorisch und alternativlos an. Sie machen sich keine Gedanken darüber, ob sie arbeiten oder nicht und somit verlagert sich der Anpassungsdruck weg vom Berufsfeld und hin zum Gebiet der Familie. Nicht die Berufstätigkeit wird (wie im Sample mehrheitlich) so gestaltet und angepasst, dass sie sich gut mit den Aufgaben als Mutter vereinbaren lässt, sondern die Kinderbetreuung wird so organisiert, dass die Berufstätigkeit problemlos ausgeübt werden kann.

M 15 macht den für sie notwendigen Ausgleich zwischen Mutter-Sein und Beruf an zwei Faktoren fest. Erstens macht ihr das Arbeiten einfach zu viel „Spaß“, um länger zu pausieren, und zweitens schätzt sie sich als Mutter nicht als Person ein, „die rund um die Uhr nur sich mit den Kindern hätte beschäftigen können“ und Möglichkeiten braucht, „mal außerhalb dieser Versorgungsmechanismen – Füttern, Waschen, Putzen, Aufräumen, Haushalt – etwas anderes zu tun“.

Und, ja, mir macht arbeiten Spaß, das muss man mal vorausschicken, sonst hätte ich vielleicht irgendwie noch rumgedrückt und gesagt: „Ach, jetzt mache ich mal zwei oder drei Jahre Pause und kuck dann später mal wieder, ob ich da irgendwie wieder reinkomme“ oder so. Aber ich arbeite einfach gerne. Und ich bin, denke ich, auch ganz sicher nicht so die Mutter, die rund um die Uhr nur sich mit den Kindern hätte beschäftigen können. Also, das ging mir immer schon nach ein paar Monaten ziemlich... hat mich das irgendwie ziemlich nervös gemacht, wenn ich da nicht Möglichkeiten hatte, wenigstens ein paar Stunden mal außerhalb dieser Versorgungsmechanismen – Füttern, Waschen, Putzen, Aufräumen, Haushalt – etwas anderes zu tun. (M 15: 6)

Im Gegensatz zu den Müttern des Samples, die den Beruf als ‚eigenes Leben‘ dem Mutter-Sein entgegensetzen, sehen andere Mütter in ihrem Beruf eine wirtschaftliche Notwendigkeit oder Selbstverständlichkeit. Die Umkehrung des Vereinbarkeits-Gedankens evoziert Investitionen in gute Organisation, was auch die Einbeziehung von Betreuungspersonen und -Institutionen ein-

schließt. Hier wird mit großer Selbstverständlichkeit und rational-pragmatisch vorgegangen. Die Kinderbetreuung wird in diesen Fällen letztlich lückenloser und ‚professioneller‘ organisiert als von den Müttern, die nebenbei und von der Intention her sozusagen zum eigenen Vergnügen arbeiten. Bei Müttern, die sich als erwerbstätig sehen, gibt es weniger Hetze, „Spagat“ und Zerrissenheiten.

M 23 lässt sich als Lehrerin nicht beurlauben, als sie Kinder bekommt, sondern geht auf Vollzeit, um ihre Verbeamtung zu ermöglichen. Mit einer Tagesmutter und einer Ganztagsbetreuung im Kindergarten ermöglichen sie und ihr Mann gemeinsam einen reibungslosen Tagesablauf und teilen sich das Bringen und Abholen der Kinder.

Nachdem mein Mann auch erst in den Anfängen war als Lehrer, bin ich doch Vollzeit geblieben und wollte auch möglichst schnell auf Lebenszeit verbeamtet werden. Es ging ganz gut, weil die Tagesmutter im Haus also beide Kinder genommen hat, und somit ging das ganz gut: Wer zuerst nach Hause kam, hat einfach die Kinder dann wieder bei ihr abgeholt, und in der Früh habe ich sie halt abgegeben, wenn ich wegmusste. Man musste sich halt entsprechend organisieren. ...

Ja, als sie dann soweit waren, dass sie in den Kindergarten gegangen sind, habe ich sie in den Kindergarten gebracht, habe einen Ganztagesplatz dort gehabt, sodass ich sie jederzeit holen konnte, das anpassen konnte an meine Berufstätigkeit. (M 23: 2)

Sie versucht zwar, wenn möglich, die Kinder früher abzuholen, doch unter der Prämisse, dass sie ihre Anwesenheitsmöglichkeiten zu Hause an die Berufstätigkeit anpasst und nicht umgekehrt nur so weit im Beruf präsent ist, wie es die Kinderbetreuungszeiten zulassen.

So selbstverständlich die Sichtweise auf den Beruf als ‚obligatorisch‘ bei den entsprechenden Müttern (M 23, M 8, M 12, M 15 u.a.) erscheint, hat sie im Sample noch keinen Modell-Charakter für die Verbindung von Mutter-Sein und Beruf. Die als obligatorisch gesetzte und damit unhinterfragte Berufstätigkeit einer Mutter steht häufig in Zusammenhang mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Gleichzeitig steht auch diese Variante der Vereinbarung von Beruf und Mutter-Sein meist unter dem Druck des Anwesenheits-Gebots, was sich in vielen Varianten von „schlechtem Gewissen“ äußert.<sup>221</sup> Eine Ausnahme dazu bilden M 12, M 14 und M 15, bei denen auch besonders deutlich wird, dass für sie der Beruf einen über die persönliche ‚Selbstentfaltung‘ in Addition zur Mutterschaft hinausweisende, eigene Wichtigkeit hat. Die Frauen präsentieren ein Selbst-Konzept, das ihren Beruf auch als ‚Berufung‘ notwendig impliziert. Damit entheben sie sich der ‚Frage‘ nach der Berufstätigkeit. Sie verstehen sich als Person, die ihren Interessen lebt, wodurch die Mutterschaft insofern ‚ein-

---

<sup>221</sup> M 12, M 14 und M 15 bilden bezüglich Schuldgefühlen, Selbstvorwürfen und dem allgegenwärtigen ‚schlechten Gewissen‘ die Ausnahmen im Sample. Sie haben jedoch Berufe gewählt, die eine freiberufliche Tätigkeit erlauben und können sich die Arbeitszeiten zyklisch einteilen, so dass auf zeitintensive Phasen auch Zeitspannen folgen, in denen sie intensiver zu Hause anwesend sind.



geschränkt' ist, als sie sich nicht als potenziell das ganze Leben ausfüllende Berufung anbietet, da man diese eben schon vorher (im Beruf) gefunden hat.

#### 4.6.3 Die Relationierung von Berufstätigkeit und Mutter-Sein in der Praxis

Wie die oben beschriebenen Varianten in der Alltagspraxis gelebt werden soll an den folgenden Beispielen deutlich werden.

##### 4.6.3.1 Beispiel M 29: Vollzeitmutter vs. elementares Mutter-Sein

M 29 geht in ihrer erzählten Biografie den Weg von der ‚Vollzeit-Mutter‘ zur ‚arbeitenden Mutter‘. Dabei reflektiert sie ihre Mutter-Rolle und ihr Leben zwischen Mutter-Sein und Berufstätigkeit. Ihre Erzählung hat einen expliziten Ansatz zur Umdeutung und Umbewertung hinsichtlich des ‚Anwesenheits-Gebots‘ als Mutter.

M 29 strebt zunächst keine Berufstätigkeit an und geht mit drei Kindern ganz im Mutter-Sein auf. Sie möchte eine gute Mutter sein, was für sie heißt, Defizite, die sie selbst als Kind erlebt hatte, zu vermeiden. Sie will alles, was sie an ihrer Mutter „entbehrt“ hatte und was sie „gestört“ hatte, bei ihren Kindern anders machen (M 29: 3). Darin liegt für sie ein „emotionaler und sportlicher Ehrgeiz“ (M 29: 4) „Das hat mir auch dann einen irren Spaß gemacht, meinen Kindern genau das zu geben, was sie jetzt in dem Moment gerne wollten. (ebd.) Als Nur-Mutter kann sie sich zunächst überhaupt „nicht vorstellen“, mit dem Mutter-Sein auch noch einen Beruf zu verbinden, da es so viel zu tun gibt. Allerdings ist die Betreuung durch sie als Mutter für sie keine Frage der (höheren) Qualität, sondern der Organisation. Sie schließt nicht aus, es anders zu machen, wenn es denn auch mit Hilfs-Personen („Tagesmutter“) oder Institutionen („Ganztagsbetreuung“) „anders organisiert“ wäre.

Und es war ja einfach auch praktisch ganz viel zu tun, also, da hätte ich mir jetzt auch gar nicht vorstellen können, wie das mit Beruf hätte verbunden werden können. Es sei denn, man hätte 'ne Ganztagsbetreuung in irgend'ner Institution oder eben irgendwie 'ne Tagesmutter oder so, dann hätte man halt alles ganz anders organisiert. (M 29: 4)

Als Mutter ist M 29 aktiv und ehrgeizig, aber sie macht deutlich, dass sie sich von Anfang an auch anders hätte entscheiden können, was den Beruf betrifft. Sie betont ihre „latente Bereitschaft“, auch beruflich tätig zu sein. Ihre Latenz zur beruflichen Aktivität und ihr Wunsch nach einem Beruf wie auch ihr „persönlicher Ehrgeiz, noch beruflich was zu machen“ bleibt erhalten, obwohl sie sich zunächst in beschriebener Weise<sup>222</sup> ganz extrem in die Rolle der Nur-Mutter und Hausfrau mit Kittelschürze stürzt.

---

<sup>222</sup> Siehe 4.5.2.1.1.

Ich wollte das (intensive Betreuung der kleinen Kinder) auch, wobei ich sagen würde, wenn jetzt irgendwie beruflich irgendwas angestanden hätte, dann hätte ich auch ganz schnell was anderes machen können. ... Also, das heißt, es war immer so 'ne latente Bereitschaft, auch was ganz anderes zu machen, und auch 'ne Neugierde. Also, das habe ich eigentlich immer so gespürt, oder ich habe dann auch Seminare gemacht in der Zeit, als die Kinder ganz klein waren, ... Habe auch selbst Fortbildung ... gemacht, um weiterzukommen. Irgendwie war wahrscheinlich so latent schon der Wunsch: Irgendwie kannst vielleicht damit noch mal was machen. Und ich habe auch ein Buch geschrieben in der Zeit, als die Kinder klein waren, also, das war schon immer auch so ein persönlicher Ehrgeiz, noch beruflich was zu machen. (M 29: 4f)

In beiden Bereichen, dem Mutter-Sein und dem Beruf, hat M 29 hohe Ambitionen. Sie stellt dem zuvor erwähnten „emotionalen Ehrgeiz“ als Mutter einen weiteren „persönlichen Ehrgeiz“ gegenüber, der sie auf den Gedanken bringt, sich wieder beruflich zu betätigen. Als die Kinder etwas größer sind macht M 29 eine Ausbildung, und fängt an, sich wieder für die Berufswelt zu interessieren. Sie merkt, dass ihr „Arbeiten sehr gefehlt hat“ (M 29: 6). Obwohl sie offensichtlich auch zeitweise gerne in der Mutter-Rolle aufgeht, sieht sie im Beruf eine „andere Art der Selbstverwirklichung“, während das Mutter-Sein für sie „keine hinreichende Selbstverwirklichung“ darstellt. Deutlich wird das, als sie nach der Trennung von ihrem Partner wieder ganz in den Beruf einsteigt.

Also, Mutter ist für mich keine hinreichende Selbstverwirklichung. Das ist einfach 'ne gesellschaftliche Aufgabe, die man mal in 'ner gewissen Phase hat, aber eigentlich ist in meinem Leben was anderes dran. Ich sehe das also als 'ne Interimsgeschichte. Ich bleibe ein Leben lang Mutter, aber das heißt ja nicht, dass ich da Stunden und Stunden aufwende, sondern das ist ja mehr 'ne innere Haltung. (M 29: 9)

Nach einer ersten Berufstätigkeit, die sie aber wegen Unstimmigkeiten wieder kündigt, kehrt sie noch einmal zeitweise zu ihrer Nur-Mutter-Rolle zurück, die jetzt für sie nicht mehr befriedigend ist. Mit einer neuen beruflichen Position, die ihr „neun Monate später“ (sic!) zufällt, gibt sie ihren Status als ‚Nur-Mutter‘ wieder auf und ergreift langfristig einen Beruf.

Und dann bin ich wieder zu Hause gewesen, habe wieder meine schönen Mittagessen gekocht und wieder Hausaufgaben betreut und so - was ich sehr ungern gemacht habe - und irgendwie fiel dann vom Himmel genau die Stelle, die mir auf den Leib geschneidert war, neun Monate später. (M 29: 9)

Als arbeitende Mutter muss M 29 sich umstellen und den Alltag mit den Kindern neu organisieren. Sie kommt in Zeitdruck, den sie auszugleichen sucht.

Ja, und das war dann nicht ganz einfach, von heute auf morgen - es hat halt dann ziemlich schnell geklappt mit der Einstellung - dann 'ne irgendwie geartete Betreuung für die Kinder zu organisieren. Dann bin ich mittags immer schnell heimgeradelt, habe denen Essen gemacht, schnell unterwegs noch – raff, raff, raff – irgendwas eingekauft, Essen gemacht, mal gehört, was wieder für Trouble in der Schule war, und dann um viertel vor zwei wieder aufs Rad und wieder ins Rathaus gefahren. (M 29: 9)

Trotzdem merkt sie, dass sie sich nicht mehr um alles kümmern kann und will.

Und dann waren die sich erst ein bisschen selbst überlassen, was mir natürlich auch nicht so angenehm war, weil, die mussten ja ihre Schularbeiten machen und so. Also, abends hatte ich dann auch nicht unbedingt immer den Nerv, das alles noch mit ihnen anzuschauen.  
(M 29: 9)

Hier verändert sich ihr Verhältnis zu den Kindern, speziell zur älteren Tochter, die von nun an Mutter-Aufgaben ihren Geschwistern gegenüber übernimmt.

Und meine älteste Tochter Anette, die war eigentlich immer so die Rudelführerin - so hat mein Freund sie genannt - die hatte also immer die Schwestern im Blick und im Griff und hat dann immer gesagt: „Du musst aber das“, und „du darfst das nicht“, oder „kauf bitte noch das und das ein für die Mama, die braucht das noch.“ Also, die hat immer sehr dafür gesorgt, dass hier alles klappt, und die hat schon viel auf ihren kleinen Schultern getragen. (M 29: 10)

M 29 entwickelt zu den Kindern im Schulalter und speziell zu ihrer älteren Tochter eine Beziehung auf „Gegenseitigkeit“ in der sie ihnen „Schutz“ gibt, sie bei schulischen Schwierigkeiten „rausboxt“, während die Kinder „loyal“ mit der arbeitenden Mutter sind und nicht klagen, dass sie zu wenig Zeit hat. In dieser „fairen Art“ können sich Mutter und Kinder gegenseitig aufeinander verlassen.

Und (die drei Töchter) auf der anderen Seite, waren auch immer unheimlich loyal oder haben nicht gejammert und haben gesagt: „Mensch, jetzt gehste schon wieder weg!“, und so. Das war eigentlich immer so 'ne sehr faire Art, wie wir was ausgehandelt haben und wie wir uns aufeinander verlassen konnten. (M 29: 10)

Jetzt hat sich für M 29 die Situation für sie als arbeitende Mutter so gut eingespielt, dass sie sich „kein anderes Leben mehr vorstellen“ kann.

Hier drückt sich die im Sample generell vorherrschende Tendenz aus, dass eine Vollzeitmutterschaft nur als vorübergehende Phase der Biografie denkbar ist, die Mutterschaft also nie ein dauerhafter Ersatz für die Verwirklichung weiterer Lebensoptionen sein kann. So intensiv und leidenschaftlich man das Mutter-Sein teilweise auch auffasst, es muss (in der Ausschließlichkeit) zeitlich befristet sein. Oder im Umkehrschluss: Gerade weil es implizit immer zeitlich befristet angelegt ist, kann das Mutter-Sein so intensiviert werden, wie es teilweise im Sample geschieht. Die ‚Vereinbarungsfrage‘ ist immer gegenwärtig, das Mutter-Sein ist vom Frau-Sein und damit verbundenen Lebens-Optionen nicht mehr getrennt denkbar und wäre als einzige Lebensoption auf Dauer nicht auszuhalten und „ganz furchtbar“, wie M 29 es ausdrückt.

Und ich muss sagen, als das dann ein, zwei Jahre sich so eingespielt hatte, da hätte ich mir kein anderes Leben mehr vorstellen können. Also, noch mal zurück, das wäre für mich absolut bitter gewesen. ... Ja, ich meine, es war vielleicht in der Zeit in Ordnung, aber auf Dauer zu Hause, also, das habe ich mir immer gesagt: „Also, wie halten die Frauen das nur aus?“ also, für mich wäre es ganz furchtbar. (M 29: 10)

M 29 hat die Zeitansprüche zwischen Mutter-Sein und berufstätig-Sein gelöst, wenn auch nicht perfekt. Ihre Tochter mit den Haushalts- und Mutterpflichten zu betrauen, ist für sie wenig problematisch, da sie mit ihr ein System des ‚Gebens und Nehmens‘ etabliert hat. Doch könnte sich daraus nun auch eine Möglichkeit ergeben, als Mutter ein schlechtes Gewissen zu entwickeln, zumal die ältere Tochter später unter Essstörungen leidet. Für M 29 ist auf der Ebene der Zeitressourcen jedoch kein größerer oder belastender Konflikt auszumachen. Sie geht einen anderen Weg der ‚Lösung‘ des Zeitproblems und deutet das Mutter-Sein auf ihre eigene Weise als „Haltung“ und „gesellschaftliche Aufgabe“, die sie nicht durch Anwesenheitszeiten erfüllt („nicht Stunden und Stunden“ aufwenden). Ihr Mutter-Sein ist in den Augen von M 29 „elementar“ als „Haltung“. Sie etabliert eine Beziehung der Loyalität und Gegenseitigkeit mit den Kindern, innerhalb derer sie weitere und andere, für sie wesentlichere Aufgaben hat, als die versorgende Anwesenheit: Sie schützt die Kinder, „kämpft“ für sie und ist somit auf andere Weise für sie ‚da‘ als durch die reine Anwesenheit. Bezüglich der Mutter-Rolle entwickelt sie ein Modell, bei dem die „Haltung“ der Mutter entscheidend ist, das Mutter-Sein sich also nicht primär durch die Erfüllung einzelner Aufgaben definiert. Präsenz im Haushalt, Hausaufgabenbetreuung und gemeinsam verbrachte Zeit zählen bei ihr nicht zum „elementaren“ Mutter-Sein, wie sie es für sich definiert.<sup>223</sup> Durch diese individuelle Definition ist es ihr möglich, eine ‚gute‘ Mutter zu sein, und gleichzeitig ihre Lebensbedürfnisse wahrzunehmen. Sie reduziert potenzielle Konflikte ihrer Mutter-Aufgaben mit den Bedürfnissen als Frau durch ein Phasen-Modell. Zuerst ist sie ‚ganz‘ Mutter und kann sich auch nicht vorstellen, wie das anders gehen soll, danach ist „was anderes dran“ (s.o.) zwischendurch kombiniert sie alle Rollen in ihrem Doppelleben, in dem sie Mutter-Sein, Gattin-Sein und Frau-Sein wozu für sie der Beruf und ein Anteil an ‚eigenem Leben‘ gehört, alteriert.

Dass ihre Hinwendung zu einem ‚eigenen Leben‘ möglicherweise zu Lasten der Kinder gehen könnte, wird von M 29 nicht reflektiert. Sie thematisiert, dass für sie selbst eine Rückwendung in die Rolle als Vollzeitmutter „absolut bitter“ wäre, womit für sie eine Rückkehr in dieses Lebens- und Mutter-Modell ausgeschlossen ist. Die Bedürfnisse der drei Kinder werden durch ihr „elementares“ Mutter-Sein ihrer Ansicht nach abgedeckt. Mutter-Sein und Frau-Sein mit der Erfüllung aller Lebensbedürfnisse steht für M 29 nicht in Widerspruch. So stellt sich für sie auch nicht die Frage eines altruistisch motivierten Verzichts auf ihr Berufsleben zugunsten der Kinder.<sup>224</sup>

---

<sup>223</sup> Siehe 4.4.2.

<sup>224</sup> Siehe 4.7.1.

*Deutung des Mutter-Seins M 29: explizit*

Mutter	=	„innere Haltung“	
Mutter	=	„gesellschaftliche Aufgabe“ (nicht hinreichend identitätsstiftend)	
Mutter	=	„Phase“ („Interimsgeschichte“)	
Mutter	≠	„Selbstverwirklichung“	
„gute Mutter“	≠	zeitintensiv (nicht „Stunden um Stunden“ aufwenden)	
<i>Kinder haben</i>	=		<i>Beruf</i>
<i>konkrete Kinderbetreuung</i>	<		<i>Beruf</i>
„sehr ungern gemacht“			„auf den Leib geschneidert“, „fiel vom Himmel“
„keine hinreichende Selbstverwirklichung „Interims-Geschichte“			„in meinem Leben (ist) was anderes dran“

*4.6.3.2 Beispiel M 16: Hierarchisierung Mutter > Beruf*

M 16 plant ihren weiteren Lebensverlauf als Mutter „zweigleisig“: auf der einen Seite sie selbst und ihr Beruf, auf der anderen die Kinder, die „wahrscheinlich wichtiger“ sind als der Beruf. Dass sie selbst damit eine „schwierige Phase“ als Mutter vor sich hat, nimmt sie in Kauf. Sie argumentiert damit, dass die Kindheit ihrer Kinder „die entscheidende Phase“ in deren Leben ist, während diese Zeit für sie als Mutter nur eine von mehreren Lebensphasen ist.

Und insofern dachte ich, es wird jetzt eine schwierige Phase auf mich zukommen. Schwierig in dem Sinne, dass ich mein Eigenes zurückstecken muss, weil es für mich nur ein Lebensabschnitt, nur eine Phase ist in meinem Leben, aber für das Kind oder die Kinder ist es die entscheidende Phase, die ihnen eben beibringt, wie sie nachher, wenn sie alleine sind, mit dem Leben zurechtkommen. (M 16: 2)

Andererseits fragt sie sich auch, wie sie die Mutter-Rolle in ihr eigenes Leben integrieren soll und möchte auf jeden Fall auch beruflich tätig sein. Allerdings mit der Einschränkung, dass sie davon nicht den Familienerwerb bestreitet, was sie ihrem Mann überlässt. Sie möchte unbedingt eine intakte Ehe erhalten, damit die Kinder später nicht „an der kaputten Ehe ihrer Eltern herumknapsen“ (M 16: 1) müssen. Und sie will für sich einen Beruf, damit sie „kein unausgefülltes Leben“ hat aber auch, um sich nicht, wie ihre eigene Mutter es ihrer Erinnerung nach getan hat und was sie selbst als Kind unangenehm fand, zu sehr am Leben der Kinder zu orientieren.

Also als Kind ... hatte ich immer das Gefühl: Meine Mutter hat kein eigenes Leben, die lebt durch uns! Kaum kommen wir aus der Schule, will sie alles genau wissen. Kaum kommt unser Vater nachhause, wird er auch ausgequetscht. ...

Da habe ich gedacht: Das ist seltsam, dieses unausgefüllte Leben, wo man immer durch andere Leben muss! Und insofern war mir von Anfang an klar: Ich will kein unausgefülltes Leben haben! (M 16: 1)

Angesichts des Katalogs potenzieller Konflikte, den M 16 mit dem Mutter-Sein verbindet (entscheidende Phase für die Kinder, Erhaltung einer intakten Ehe, kein unausgefülltes Leben) und der Aufladung mit egorelevanten Zielen (eigenes Leben), erwartete M 16, dass sie als Mutter eine „schwierige Phase“ vor sich hat und das Mutter-Sein gleichzeitig eine im Vergleich zum Beruf, den sie erhalten will, eine vergleichbar wichtige Aufgabe ist. Andererseits hierarchisiert sie Beruf und Mutter-Sein bezüglich ihrer eigenen Kompetenzen und Alleinvertretungsrolle. Die Mutter ihrer Kinder zu sein ist ihr exklusiv vorbehalten während sie feststellt: „Wörterbücher schreiben können andere Leute auch, da bin ich nicht die Einzige.“ (M 16: 4). M 16 will trotz der 3 Kinder arbeiten um „kein unausgefülltes Leben“ zu haben. Die Arbeit soll aber ihr Mutter-Sein nicht tangieren. Sie verlegt ihre freiberufliche Tätigkeit auf die Zeiten, in denen die Kinder versorgt sind (Kindergarten, Schule) oder schlafen (abends nach 19:00 Uhr). Ihre Tätigkeit als Lexikografin wird im Vergleich zur Mutter-Tätigkeit niedriger eingestuft. M 16 unterscheidet, was „andere auch“ können und was nur sie kann.

Um sicher zu stellen, dass sie ihre Zeit zu Hause auch wirklich den Kindern widmen kann, delegiert sie die Hausarbeit und setzt dafür auch einen guten Teil ihres erwirtschafteten Einkommens ein. Sie nimmt hier wieder eine klare Hierarchisierung vor, dieses Mal zwischen ihren Aufgaben als Mutter und denen, die der Haushalt verlangt. Sie will die Zeit zu Hause nur mit den Kindern verbringen, nicht mit dem Haushalt: „Mein Gott, also, sich um das Haus kümmern und dann Staub wischen und so, das können andere genau so gut wie ich.“ (M 16: 3)

Haushaltsversorgung ist für sie keine wesentliche Aufgabe der Mutter. Außer dem Einkaufen und dem Kochen gibt sie Arbeiten, die mit dem Haus zu tun haben, ab.

*Werte-Hierarchie M 16: Mutter > berufliche Tätigkeit > Hausfrau*

berufliche Tätigkeit:	können andere auch (explizit) füllt mich aus (explizit)
Hausfrau:	können andere auch (explizit) füllt mich nicht aus (implizit)
Mutter:	kann nur ich: exklusiv und einmalig (implizit) wichtige Hauptaufgabe (explizit)

M 16 setzt die Wertehierarchie ‚Mutter-Sein > Beruf‘ nur für ihre eigene, individuelle Ebene. Die Aufgabe, ihre Kinder „auf das Leben vorzubereiten“, ist zunächst einmal ihr Ressort und es gibt niemanden, der das „besser kann“ als sie. M 16 spricht von der „großen“ Aufgabe des Mutter-Seins und der großen Verantwortung für ihre eigenen Kinder. Ob Frauen ein Kind haben sollen und ob es für Frauen wichtiger ist, ein Kind zu haben als einen Beruf, wird von ihr

nicht thematisiert. Wenn man aber ein Kind oder Kinder hat, ist die Aufgabe der Kindererziehung in ihren Augen höherwertig als es die beruflichen Aufgaben sein können. M 16 fühlt sich als Mutter ihrer Kinder nicht austauschbar, wie sie es im Beruf oder Haushalt ihres Erachtens nach ist.

Also, ich habe auch von dem Alter ab, wo die Kinder etwa 3 Jahre alt waren, jeden Tag 7 Stunden noch zusätzlich Arbeit gemacht. Also, die Kinder haben, als sie klein waren, gar nicht das Gefühl gehabt, dass die Mama irgendwie groß berufstätig ist. Weil ich Zeit für die Kinder hatte und alles das gemacht habe, was man mit Kindern so macht, von zum Spielplatz gehen bis - wir haben in der Nähe vom Meer gewohnt, wir waren also fast jeden Tag unten am Strand auch. Und wir hatten also alles Mögliche gemacht, was man mit Kindern macht. (M 16: 4)

M 16 ist an einem ausgefüllten Leben interessiert, was auch einen Beruf beinhaltet. Als Mutter möchte sie jedoch die ihr „anvertrauten“ Kinder optimal betreuen und entsprechend entscheidet sie sich für eine freiberufliche Tätigkeit. Mit sieben Stunden täglich ist die Berufszeit jedoch kaum eingeschränkt. Trotzdem führt das Nebeneinander von Beruf und Mutter-Sein auf der wahrnehmbaren Ebene zu keinem Konflikt, denn sie trennt die Berufszeit und die Zeit für die Kinder so, dass die Kinder ihre Berufstätigkeit ihrer Meinung nach nicht einmal bemerken. Wenn sie „wach und zuhause“ (M 16: 4) sind, ist auch die Mutter für sie da. Vier Stunden Arbeit wird während der Kindergarten- und Schulzeit erledigt, drei Stunden abends, wenn sie schlafen.

M 16 legt für sich keine Defizit-Vermutung der ‚berufstätigen Mutter‘ gegenüber der ‚Vollzeitmutter‘ an. Sie kann sich nichts vorstellen, was eine nicht-berufstätige Mutter anderes und anders gemacht hätte als sie. Folglich setzt sie sich als berufstätige Mutter gleich mit nicht-berufstätigen Müttern.

Konflikte gibt es für M 16 diesbezüglich nur „mit (sich) selber“. In ihrer Doppel-Rolle als Mutter, die auch Frau bleiben will, agiert sie am „Rand (ihrer) Kräfte“, weshalb sie gerade die Kleinkindzeit auch als „schwierige Zeit“ beschreibt. Die Belastung leitet sie dabei aber nicht aus dem Mutter-Sein ab und nennt hier auch keine konkreten Beispiele, etwa wie anstrengend die Kinder seien. Die Kinder sind für sie nicht der eigentliche Grund der Kraftanstrengung, die erst durch den ‚zusätzlichen‘ Beruf entsteht. Da sie ihn jedoch nicht aus objektiven finanziellen Notwendigkeiten heraus ausübt (ihr Mann verdient den Lebensunterhalt) sondern wegen sich, schreibt sie die erhöhte Anstrengung ihren eigenen Lebenswünschen zu. Wie sie sich damals entschieden hat, zu leben, findet sie trotz der starken Belastungen „sehr gut“, auch in der Rückschau.

Das hat natürlich viele Konflikte in mir selber gegeben, weil ich auch oft also an den Rand meiner Kräfte kam, das ist ganz klar. Und das war 'ne schwierige Zeit, aber es war dann doch sehr, sehr gut, auch im Nachhinein. (M 16: 4)

Bei M 16 wird in ihrer Beschreibung die individuelle Ebene geschildert, von der aus keine Verbindung zur gesellschaftlichen Rolle der Mutter, der Frau, der Familie oder der Vereinbarung von Familie und Beruf angelegt ist. Sie leitet ihre konkrete Lebensvorstellung aus Erfahrungen mit der eigenen Mutter ab,

die „kein eigenes Leben“ hatte, was sie als Kind als unangenehm empfand. Als erwachsene Frau schließt sie für sich aus, so zu leben. Sie möchte gleichzeitig ein Mutter-Sein leben, das höherrangig als das (nur) Frau-Sein ist, und ein Frau-Sein, das vom Mutter-Sein nicht überlagert oder ersetzt wird. Damit diese beiden schwer zu vereinbarenden Ansprüche nicht in Konflikt geraten, legt sie ihr Leben „zweigleisig“ an, so dass ein eigenes Leben („mein Leben, meinen Beruf“) mit dem des Mutter-Seins konfliktfrei parallel verläuft. Ihre berufliche Tätigkeit lebt sie so, dass ihre Kinder eigentlich nicht bemerken, dass „die Mama irgendwie groß berufstätig ist“. Ihrem Empfinden nach macht M 16 „alles das“, was man mit Kindern so macht“, also das selbe Programm, das eine Vollzeit-Mutter auch machen würde.

Ich habe immer gesehen, dass mein Leben eigentlich zweigleisig läuft: dass ich einerseits mein Leben, meinen Beruf habe, dass, wenn ich mich aber darauf einlasse, Kinder zu haben, dass das wahrscheinlich wichtiger, im Endeffekt wichtiger sein wird als ein Beruf. (M 16: 2)

M 16 wählt nicht das Nacheinander der Lebensschwerpunkte (etwa erst die Kinder, dann Wiedereinstieg in den Beruf). Sie verwebt ihre beiden wichtigen Lebensthemen „eigenes Leben“ und „Verantwortung für die Kinder“, indem sie nicht die Jahre oder Lebensphasen, sondern die einzelnen Tage in ‚Zeiten für die Kinder‘ und ‚Zeiten für sich‘ unterteilt. Sie versucht, als Mutter den Beruf auszublenden, so dass die Kinder nicht beeinträchtigt sind. Während sie arbeitet, spielen wiederum die Kinder keine Rolle, da sie abwesend sind (vormittags) oder schlafen (abends). Während andere Mütter berichten, wie schwer es ist, Kindern und Arbeit innerhalb der Wohnung gleichzeitig gerecht zu werden, trennt sie die potenziell konfligierenden Ansprüche der Kinder-Welt und der beruflichen Welt in einem zeitlichen Lösungsansatz. In ihrer Schilderung kommt es dadurch zu keiner Kollision der Bedürfnisse, wie etwa bei M 4 beschrieben, die im Dachzimmer der Wohnung arbeitet, nicht die nötige Ruhe findet, abgelenkt ist und heute noch ein schlechtes Gewissen wegen der Kinder hat, weil sie die während der Arbeit immer „wegbeißen“ musste (M 4: 2).

Für M 16 ist durchaus klar, dass sich Beruf und Mutter-Sein ausschließen könnten. Dies verhindert sie für sich durch die konsequente zeitliche Entflechtung der verschiedenen Ansprüche („zweigleisig“), durch straffe Organisation (alles eine Frage der Organisation, M 16: 4) und durch eine zeitweise enorme Kraftanstrengung bis zum „Rand [ihrer] Kräfte“.

Also, ich habe den Beruf ernst genommen, das war nicht nur so was: Ach, was mache ich am Abend, da setze ich mich mal an den Schreibtisch, sondern es war mir wirklich ein Anliegen. Aber mir war auch klar, dass eigentlich diese Kinder, die mir jetzt da anvertraut waren, die aufs Leben vorzubereiten, dass das für 'ne Zeit lang meine Hauptaufgabe sein muss. (M 16: 4)



#### 4.6.3.3 Beispiel M 30: Beruf und Kind verbinden

Bei M 30 ist der Übergang zur Mutterschaft in eine Erzählung eingebettet, deren Handlungsstrang der beruflichen Entwicklung folgt. Sie eröffnet ihre biografische Erzählung mit der Schilderung ihrer Berufswahl: „Mein Traumberuf war damals, und ist es auch heute noch: Fotograf“ (M 30: 1). Als sie in der Erzählung beim Alter von 22 Jahren (M 30) angelangt ist, wo sie als Fotografin ihren Meister macht, kommt sie auf etwas zu sprechen, was in dieser Zeit ebenfalls passiert war: Sie lernt „in dieser Zeit dazwischen“ einen Mann kennen und ihr erster Sohn wird geboren. Die Geburt ihres ersten Kindes und die dem vorausgehende Partnerwahl geraten innerhalb des prominenten Handlungsstrangs ‚berufliche Entwicklung‘ zur Nebenhandlung.

In dem Ausbildungsbetrieb, dazwischen, habe ich meinen ersten Mann kennen gelernt, und mit 18 Jahren habe ich geheiratet, also, auch noch in dieser Zeit dazwischen. Jetzt muss ich überlegen, wann kam mein Stefan ... Ende 80 das Geschäft übernommen in Dillingen. 85 – 86? – 85 ist der Stefan geboren, in der Selbstständigkeit geboren, bedeutet: Mein ältester Sohn hat das Krabbeln gelernt auf einem Fotohintergrund. (M 30: 2)

Nach diesem ‚Exkurs‘ fährt M 30 fort, weiter von ihrem beruflichen Weg zu berichten, dass sie in dieser Zeit ihren ersten eigenen Laden aufbaut. Im Laufe der Erzählung kommt sie noch einmal auf das inzwischen geborene Kind zurück, auch jetzt mit einem starken Bezug zu ihrer beruflichen Entwicklung. Der Sohn wird in der Zeit geboren, als sie das Geschäft betreibt. Das Baby ist dort gut integrierbar und lernt das „Krabbeln auf einem Fotohintergrund“. Auch die Geburt des Kindes wird im Zusammenhang mit dem Beruf erzählt. Die Wehen setzen praktischer Weise an einem Freitagabend ein, so dass sie dienstags „mit ihm schon wieder in der Firma“ sein kann „mit einem Bett“.

Ende 80 das Geschäft übernommen in Dillingen. 85 – 86? – 85 ist der Stefan geboren, in der Selbstständigkeit geboren, bedeutet: Mein ältester Sohn hat das Krabbeln gelernt auf einem Fotohintergrund. Genau, die Hohlkehlfolie, wo man rauf- und runterkrabbeln und rollen konnte. Der war der Blickfang aller Kunden und Kundinnen. Das war fantastisch, er war die ganze Zeit mit dabei. Hat auch bedeutet: Freitag abends, Freitag auf Samstag Nacht ist er geboren, also, sehr passend, sehr freundlich, ein fantastisches Kind in dem Fall, und dienstags war ich mit ihm schon wieder in der Firma. Mit einem Bett. (M 30: 3)

Als M 30 sich später von ihrem Mann trennt, sucht sie wieder eine neue Stelle. Sie möchte jetzt etwas mehr Zeit für ihr Kind haben. Im Einstellungsgespräch für den neuen Job betont sie das auch.

Sagt er: „Ich suche einen Fotografenmeister.“ ... Dann sage ich: „Na ja, ist nicht schlecht, aber ich möchte nicht mehr den ganzen Tag arbeiten. Ich habe ein Kind, ich komme alleine mit ihm hierher. Welche Möglichkeiten gäb's?“ Dann sagt er: „Besprechen wir!“ ... Da das Saisonarbeit ist, drei Monate im Prinzip Vollzeit arbeiten, drei Monate frei. Dachte ich: Damit kann ich leben. (M 30: 4f)

Als sie später merkt, dass der Job nicht mehr die von ihr benötigten zeitliche Flexibilität aufweist, kündigt sie. Finanzielle Aspekte wie Gehaltserhöhungen sind für sie keine Kompensation („Dafür habe ich kein Kind bekommen“).

Nach den Jahren hat sich rausgestellt, dass aus dem Halbtagsjob immer mehr ein Ganztagsjob wurde, es waren dann nicht mehr drei Monate dazwischen frei, sondern erst waren's nur noch zwei, dann nur noch einer und dann habe ich das ganze Jahr gearbeitet. Jedes Mal, wenn ich 'ne Beschwerde an meinen Chef gereicht habe, ... immer sehr kameradschaftlich war, gab's jedes Mal 'ne Gehaltserhöhung, aber mehr nicht. Ging einfach nicht, die Auftragslage war damals auch so. Für mich nicht mehr zu vereinbaren mit meinem Sohn. Dafür habe ich kein Kind bekommen, also, stand wieder 'ne berufliche Veränderung an. (M 30: 6)

M 30 sucht wieder einen Job, der zu ihr und ihrem Lebensmodell passt.

Dann habe ich für den Headhunter gearbeitet. War toll zu vereinbaren: Ich konnte es von zu Hause aus machen, ich hatte keine Ausfallzeit, ich konnte mir die Zeit einteilen. Mein Sohn war gut versorgt, mir ging es einwandfrei. Mir ging's ganz fantastisch. (M 30: 7)

Für M 30 ist in der Rückschau das Mutter-Sein in die berufliche Entwicklung integriert und integrierbar. Allerdings arbeitet sie zunehmend unter der Prämisse, dass sie auch für das Mutter-Sein ausreichend Zeit haben möchte. Insofern variieren sich ihre beruflichen Möglichkeiten und Ziele durch die Mutterschaft. Während sie am Anfang von ihrem absoluten Traumberuf der Fotografin fasziniert ist und alles dafür tut, hier erfolgreich zu werden, setzt sie später die Priorität auf den zeitlichen Aspekt. Ein Beruf erscheint dann passend, wenn er auch zu ihrem Leben als Mutter passt.<sup>225</sup>

Sowohl M 30, für die ihr Beruf sehr wichtig ist, als auch M 16, die bereit ist, die berufliche Tätigkeit für die Kindererziehung zurück zu stellen, suchen sich berufliche Tätigkeiten, die ihnen die Möglichkeit geben, genug Zeit bei den Kindern zu sein. Für M 30 ist das eine quasi Halbtagsstelle, in der sie als Fotografin einen Schuh-Katalog gestaltet und Saison abhängig einige Monate viel arbeitet und dann wieder oft zu Hause ist. M 16 schlägt als Lexikografin ihrem Arbeitgeber vor, einen Großteil der Arbeit von zu Hause aus zu erledigen. Obwohl sie also sehr unterschiedliche Vorstellungen und Schwerpunkte legen, kommen M 16 und M 30 zu einem ähnlichen Ergebnis. M 30 möchte von Anfang an das Kind mit der Arbeit verbinden, M 16 die Arbeit mit der Kindererziehung. Beide haben für sich eine Art ‚Grenze‘ definiert, die sie nicht über- bzw. unterschreiten wollen bei der Erreichung ihrer Ziele. Für M 16 ist diese selbst gesetzte Grenze, dass sie trotz intensiven Mutter-Seins „kein unausgefülltes Leben“ haben möchte. Also geht das Zurückstecken für die Kinder nicht so weit, dass sie keinen für sie wichtigen Beruf ergreift. Für M 30 ist die Grenze dort, wo sie wegen ihrer beruflichen Tätigkeit zu wenig Zeit für das Kind hat. Sie gibt den guten Job auf, als er für sie „nicht mehr zu

---

<sup>225</sup> Mit dem Satz „mir gings ganz fantastisch“ wendet sich in ihrer Erzählung die Biografie zum Negativen. M 30 setzt in einer neu eingegangenen Partner-Beziehung andere Prioritäten als ‚Beruf‘ und ‚Kind‘ und führt als ‚Ehefrau‘ ohne Beruf ein in ihren Augen reduziertes und schlechteres Leben. Siehe dazu 4.13.2.2.

vereinbaren“ ist mit ihrem Sohn. Um wieder genug (nach ihren Maßstäben) Zeit für ihr Kind zu haben, ist sie beruflich flexibel.

Nach den Jahren hat sich rausgestellt, dass aus dem Halbtagsjob immer mehr ein Ganztagsjob wurde, ... Für mich nicht mehr zu vereinbaren mit meinem Sohn. Dafür habe ich kein Kind bekommen, also, stand wieder 'ne berufliche Veränderung an. (M 30: 6)

... und habe (als Lexikografin) einen Beruf, den ich sehr liebe und mit dem ich also wirklich sehr eng verbunden bin. Die waren großzügig und haben gesagt: „Ja, so lange sie alle drei Wochen für zwei, drei Tage hier in den Verlag kommen zu unseren Besprechungen, ist das recht. Ob Sie jetzt zuhause oder hier am Schreibtisch arbeiten, oder sonst, ist uns wurscht.“ (M 16: 2)

Analog zu ihrer jeweiligen Werte-Hierarchie setzten M 16 und M 30 unterschiedliche Grenzen. M 16 ist in ihren Augen zuerst Mutter, möchte aber auch ein eigenes, ausgefülltes Leben führen. Dafür setzt sie alle Ressourcen, die sie selbst hat, als Mittel ein. In hoher Dauerbelastung, in Selbstausschöpfung ihrer Energien und letztlich mit dem Einsatz ihrer durch den Beruf erwirtschafteten finanziellen Ressourcen ermöglicht sie sich nebenbei einen Beruf. Durch diese ‚Undercover‘-Berufstätigkeit schützt sie gleichzeitig das Mutter-Sein vor ihren beruflichen Ambitionen. An der (beobachtbaren) Oberfläche führt sie das traditionelle Leben einer verheirateten Hausfrau und Mutter. Verdeckt und sozusagen unter der Oberfläche dieses Mutter-Seins arbeitet sie und führt ihr eigenes Leben. Ihr Ansatz erscheint hoch emotional besetzt. Auch bei hohen Belastungen sucht sie keine Lösungen oder Hilfen.

M 30 (M 30: eigenes Leben = Mutter sein) entscheidet sich für eine Lebensführung, die ihr als Berufstätige auch ausreichende Zeitressourcen für das Mutter-Sein zugesteht. Als die Arbeitszeit auf ein Maß steigt, das für sie mit dem Kind nicht mehr vereinbar ist, wechselt sie Beruf und Branche, um auch zu Hause präsent zu sein („dafür hab ich kein Kind bekommen!“). Rational und selbstbewusst verhandelt sie bei Zeitkonflikten und Belastungsspitzen je neue Lebens- und Arbeitsformen, um ihr Ziel, das Mutter-Sein mit ihrer Berufstätigkeit zu verbinden, zu erreichen.

**Beruf/Kind M 16**  
**Mutter sein > eigenes Leben**

Erziehungsaufgabe > Beruf  
Mutter sein > eigenes Leben

selbst gesetzte Grenze als Mutter:  
Zeit für sich  
„will kein unausgefülltes Leben haben!“

beruflich zurückstecken

**problematisiertes Thema:**  
zu wenig Zeit für sich  
ich „will kein unausgefülltes  
Leben haben!“

**Lösungsweg M 16:**  
genug Zeit für die Arbeit schaffen  
trotz der 3 Kinder

Arbeitsbelastung reduzieren,  
Haushaltsbelastung reduzieren

Belastung dauerhaft hoch,  
**Ertragen > Lösungsversuch**  
**(emotionaler Ansatz)**

**Beruf/Kind M 30**  
**eigenes Leben > = Mutter sein**

Kind in Beruf integrierbar  
eigenes Leben + Mutter sein

selbst gesetzte Grenze im Beruf:  
Zeit fürs Kind  
„dafür hab ich kein Kind  
bekommen!“

beruflich weiter machen wie bisher

**problematisiertes Thema:**  
zu wenig Zeit für das Kind  
„dafür hab ich kein Kind  
bekommen!“

**Lösungsweg M 30:**  
genug Zeit fürs Kind schaffen  
trotz der Arbeit

Arbeitsbelastung steuern,  
notfalls Jobwechsel

Belastung reduzieren  
**Lösungsversuch > Ertragen**  
**(rationaler Ansatz)**

#### 4.6.3.4 Beispiel M 12: Berufsbiografie mit Kind

Die Lebensschilderung von M 12 ist über weite Strecken eine Beschreibung ihres persönlichen und beruflichen Werdegangs. Die Geburt der Tochter integriert M 12 in ihre berufs-biografische Erzählung.

und dann, ja, kam Sandra auf die Welt, ... und dann habe ich-, im Grunde genommen habe ich weitergearbeitet, halt, ich habe weiter geschrieben, ich habe ... kleine Sendungen gemacht auch für den Rundfunk, was halt so möglich war. (M 12: 6)

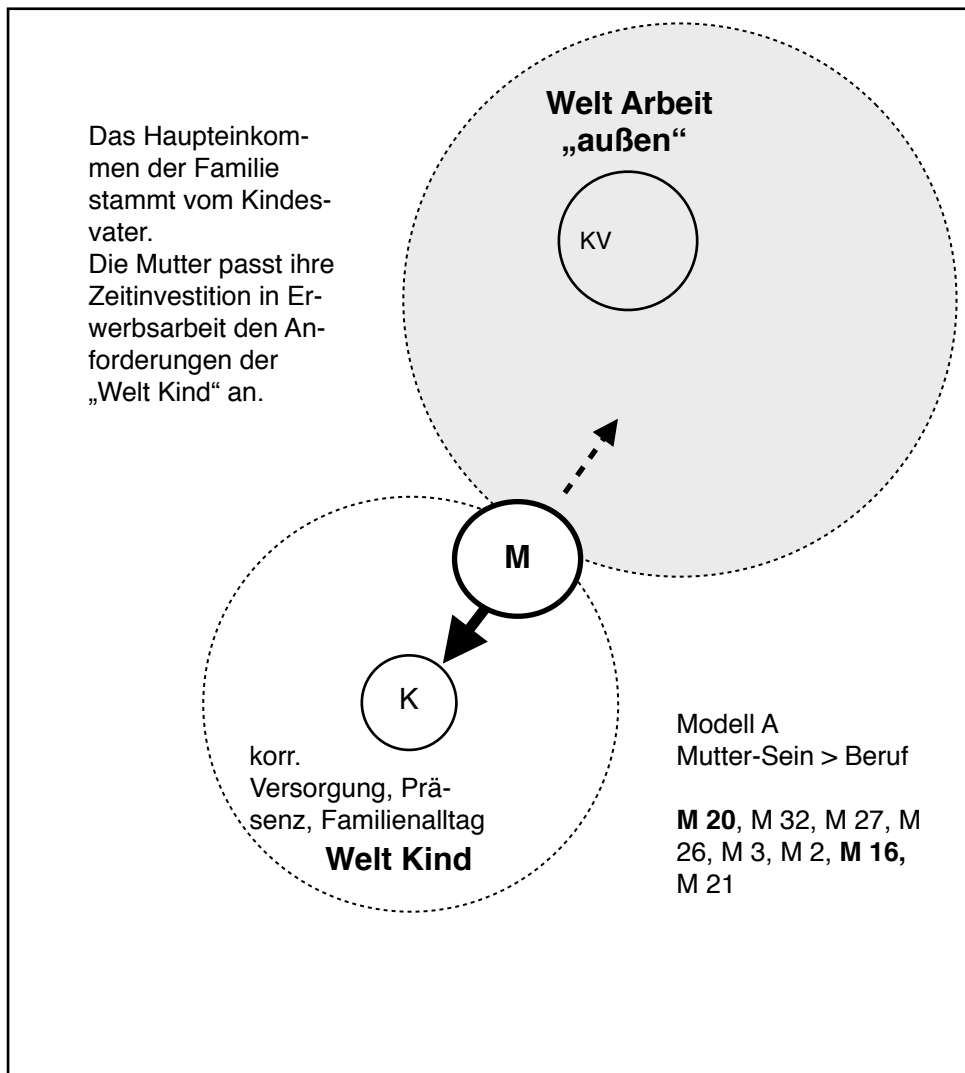
M 12 problematisiert weder das Thema ‚Beruf und Kind‘ noch das Thema ‚Kind und Beruf‘. Ihr Lebenskonzept ist zunächst nicht auf Kinder ausgerichtet (sie geht auch davon aus, aus medizinischen Gründen keine Kinder bekommen zu können). Als sie dann erfährt, dass sie von ihrem Lebenspartner schwanger ist, ist das „auch gut“ für sie. Sie kann auch mit Kind weiter arbeiten, so dass sie jahrelang „furchtbar viel Geld verdient“ und hat oder schafft sich ein privates und berufliches Umfeld, in dem ihre Tochter unkompliziert betreut wird, von ihr, von Sekretärinnen, der Familie, ihrem Lebenspartner. Durch „italienische Verhältnisse“ zu Hause und eine Chefin, die familienfreundliche Arbeitszeiten anbietet, ist sie „privilegiert“ und in ihrer beruflichen Tätigkeit nicht eingeschränkt.

Und da habe ich also wirklich jahrelang, furchtbar viel Geld verdient, weil, weil viel gezahlt worden ist. Und das war gut zu machen, auch mit der Sandra nebenbei. Und dann habe ich auch 'ne Frau kennen gelernt, die, die 'ne Agentur hatte mit nur Frauen zunächst, wo ich die Sandra auch immer - da war die Sandra auf der Welt - da konnte ich die Sandra mitnehmen ... Und immer, wer Zeit hatte von den Sekretärinnen, ist mit Sandra auf den Viktualienmarkt gegangen und so. Also, da wurden Besprechungen mir zuliebe dann nach hinten oder nach vorne gelegt, weil sie war alleinerziehende Mutter gewesen und hatte das alles nicht gehabt, ja. Und hat das einfach anders gemacht in ihrem Laden. Also, da bin ich sehr, sehr sehr privilegiert, bin ich da, behandelt worden und fand das auch gar nicht belastend. Hatte ja auch mein privates Umfeld, das war ja sehr in Ordnung. Der Jens ist als selbstständiger Steinmetz, der hat-, wir haben ja da gewohnt, wo er gearbeitet hat, der war immer zuhause, seine Mutter war immer zuhause, sein Bruder war immer zuhause, also, das waren so italienische Verhältnisse. (M 12: 6)

#### 4.6.4 Zusammenfassung: Mutterschaft und Arbeitsbiografie

Das Sample spiegelt das Idealbild der ‚anwesenden Mutter‘ und gleichzeitig das Idealbild der berufstätigen Frau. Damit konfligiert ein in der Sample-Generation latent-vorbewusst vorhandenes Mutter-Ideal nach dem Lebensmodell der Vorgänger-Generation (MVorgänger) mit dem Modell ‚Frau-Sein‘, das die Sample-Generation leben möchte. Was die bürgerlichen Mütter der Nachkriegszeit vorgelebt haben, wird zwar durchweg als nicht tradierbar abgelehnt,

geblieben ist aber die Idealvorstellung der ‚guten Mutter‘ als Präsenz-Mutterschaft.

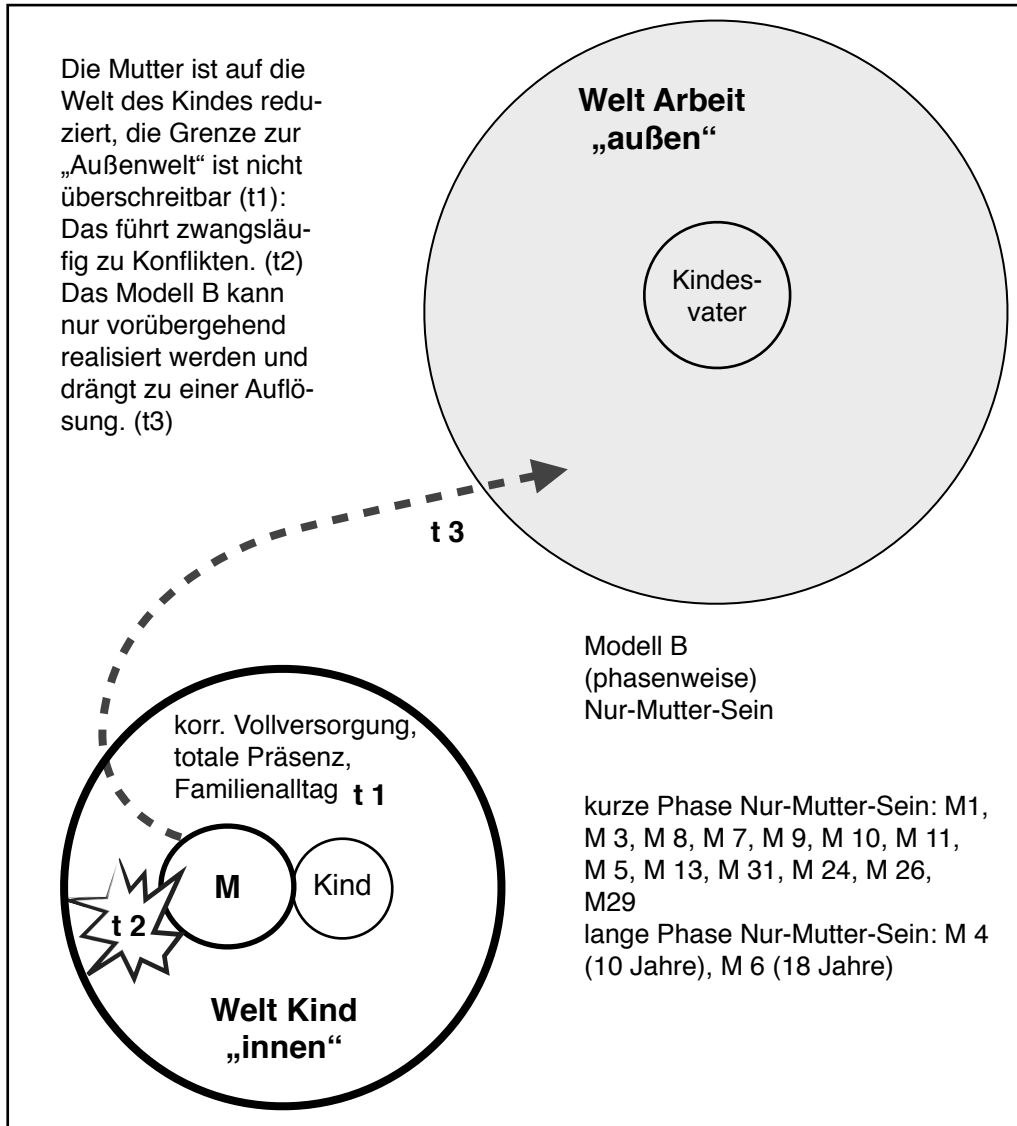


Investierte Zeit bleibt damit die zentrale Messgröße, nach denen erwerbstätige Mütter sich messen und messen lassen. Damit gibt das Vorbild der nicht-erwerbstätigen Nur-Mutter (MVorgänger) indirekt die Parameter und Kriterien für die ‚gute Mutter‘ (MSprecher) vor. Gleichzeitig wird aber der Lebensentwurf als Nur-Mutter abgelehnt. Somit ist im Erhebungszeitraum der Beruf eine Möglichkeit, die zwar jeder Mutter offen steht. Berufstätigkeit ist mit dem Mutter-Sein, jedoch nur unter bestimmten Voraussetzungen mit der ‚guten Mutter‘ vereinbar. Ein Zuwenig an investierter Zeit im Bereich der Kinderbetreuung wird als Problem gesehen. Wobei es dabei nicht um die Betreuung der Kinder an sich geht, die ja gewährleistet ist, sondern um die Betreuung durch die eigene, in der Welt des Kindes anwesende Mutter.

Ich war sehr präsent als Mutter und habe trotzdem manchmal jetzt das Gefühl, dass ich vielleicht doch durch diese Berufstätigkeit mich manchmal auch gedrückt habe vor manchem. Ich habe sehr gut dafür gesorgt, dass die gut versorgt waren in der Zeit ...

Ich weiß nicht, ob ich, wenn ich mehr dagewesen wäre, das besser hätte sehen können und reagieren können, das weiß ich nicht. Aber es kommt mir so vor, im Nachhinein denke ich manchmal, vielleicht habe ich da

manches doch auch nicht ganz so ernst genommen oder so beachtet, wie ich's hätte tun sollen. Und die haben alle drei so ihre Lebensläufe. Inzwischen muss man sagen, sie sind wirklich erwachsen, haben alle drei ihre Studien fertig. Die Jüngste ist jetzt grad fertig, die beginnt ihre erste Stelle ab Montag, als Ärztin, ja. (M 20: 12f)



Der Rechtfertigungsdruck scheint zunächst mehr auf der Seite der berufstätigen Mutter zu liegen. Das optimale Modell einer Mutter ist für sie die anwesende und zeitflexible Mutter. Doch auch die Vollzeitmutter steht als Nur-Mutter vor einem Rechtfertigungs-Konflikt. M 4 zweifelt an ihrem Konzept, 10 Jahre bei den Kindern zu Hause geblieben zu sein.

Ich war schon, diese 10 Jahre zuhause, das war schon irgendwie natürlich eine tolle Zeit und so, aber, ... ich bin immer so im Zweifel: Ist das gut, ist es nicht gut? Und dann sagte mir eines Tages meine älteste, meine Tochter, die jetzt Mitte 20 ist, sagt dann: „Ja“ – sie ist im Beruf erfolgreich und so, und dann sagte sie: „Ah, Mama, aber wenn ich so Kinder hab wie du, eines Tages - ... ich glaube, ich mach das wie du. Ich setz dann auch aus. Ich bin dann zuhause, ich fand das toll, dass du

zu Hause warst. Dass wir von der Schule gekommen sind, haben geklingelt und dann ist jemand da gewesen. (M 4: 4)

Diese nachträglichen Zweifel werden für sie dadurch gelöst, dass ihre erwachsene Tochter ihren (M 4) Weg als auch für sich attraktive Option beschreibt und gleichzeitig zu verstehen gibt, dass es für sie als Kind eben doch einen Unterschied gemacht hat, dass die Mutter (M 4) immer präsent war. M 4 referiert die Aussage der Tochter als Bestätigung ihres Weges.

Und ich hätte sie küssen können, ich hätte sie küssen können. Weil, das haben die mir natürlich nie sonst gespiegelt, aber das fand ich eigentlich toll, dass sie irgendwie das sehr schätzt und sagt: „Das war wichtig dass du da warst und dich engagiert hast in meinem Leben oder in unserem Kindergarten- und Schulleben. (M 4: 4)

Die berufstätige Mutter hat sich im Erhebungszeitraum und aus Sicht der teilnehmenden Mütter zwar bereits als Rollenmodell etabliert, jedoch unter dem Vorbehalt, dass durch die Berufstätigkeit das Mutter-Sein nicht wesentlich tangiert werden darf bezüglich des wie gezeigt hochrangigen ‚Anwesenheits-Gebots‘ in der ‚Welt des Kindes. Somit muss der Beruf im mentalen Modell der Sample-Generation der Mutterschaft gegenüber überwiegend als nachrangig eingestuft werden (Modell Mutter-Sein). Gleichzeitig nimmt die Berufstätigkeit im mentalen Modell ‚Frau-Sein‘ einen extrem hohen bis höchstrangigen Stellenwert ein. Das Modell ‚Frau-Sein‘ ist ohne Beruf oder Berufs-äquivalente Tätigkeit nicht hinreichend im emphatischen Sinne aufgefüllt.

Dieser Blickwinkel auf die ‚Mutter, die einem Beruf nachgeht‘ und nicht auf die berufstätige ‚Frau, die auch Mutter ist‘ zieht kompensatorische Verhaltensweisen nach sich. Man macht den zentralen Konflikt zwischen Mutterschaft und Berufstätigkeit am Thema ‚Zeit‘ fest und verfolgt individuelle Strategien, die verfügbaren (und endlichen) Zeitressourcen möglichst intensiv zu nutzen.

Mit ‚Zeit‘ wird so umgegangen, dass die Präsenz als Mutter in der Welt des Kindes möglichst umfassend gewährleistet ist. Diejenigen Mütter, die deshalb eine Reduzierung beruflicher Tätigkeiten in Kauf nehmen, verstehen dies als vorübergehenden Verzicht. Die Zeit, die sie für das Kind zu Hause bleiben, wird von vornherein als begrenzt angesehen und entsprechend ‚ausgenutzt‘. Jetzt, so die Implikation, muss man alles erleben und anbieten, denn später wird dazu keine Gelegenheit mehr sein. Zu der Vorstellung der ‚schönen‘ frühen Kindheit als limitierte Zeitspanne, die es zu nutzen gilt, weil sie nicht ewig dauert, kommt die Perspektive, dass man sich auch selbst nicht langfristig ausschließlich auf die Rolle der Mutter konzentrieren kann. Hieraus entsteht der Wunsch, die Zeit als ‚Kleinkind-Mutter‘ entsprechend zu verdichten und aufzuwerten. Das kommt einer Intensivierung des Mutter-Seins durch den Druck (künstlicher) Begrenzungen gleich.

Hierin sind vorübergehende ‚Vollzeitmütter‘ den berufstätigen Müttern durchaus ähnlich. Man geht den Weg der ‚Erlebnis-Verdichtung‘, um möglichst viel ‚Nutzen‘ aus der mit dem Kind verbrachten Zeit zu ziehen. Alltag und Routine

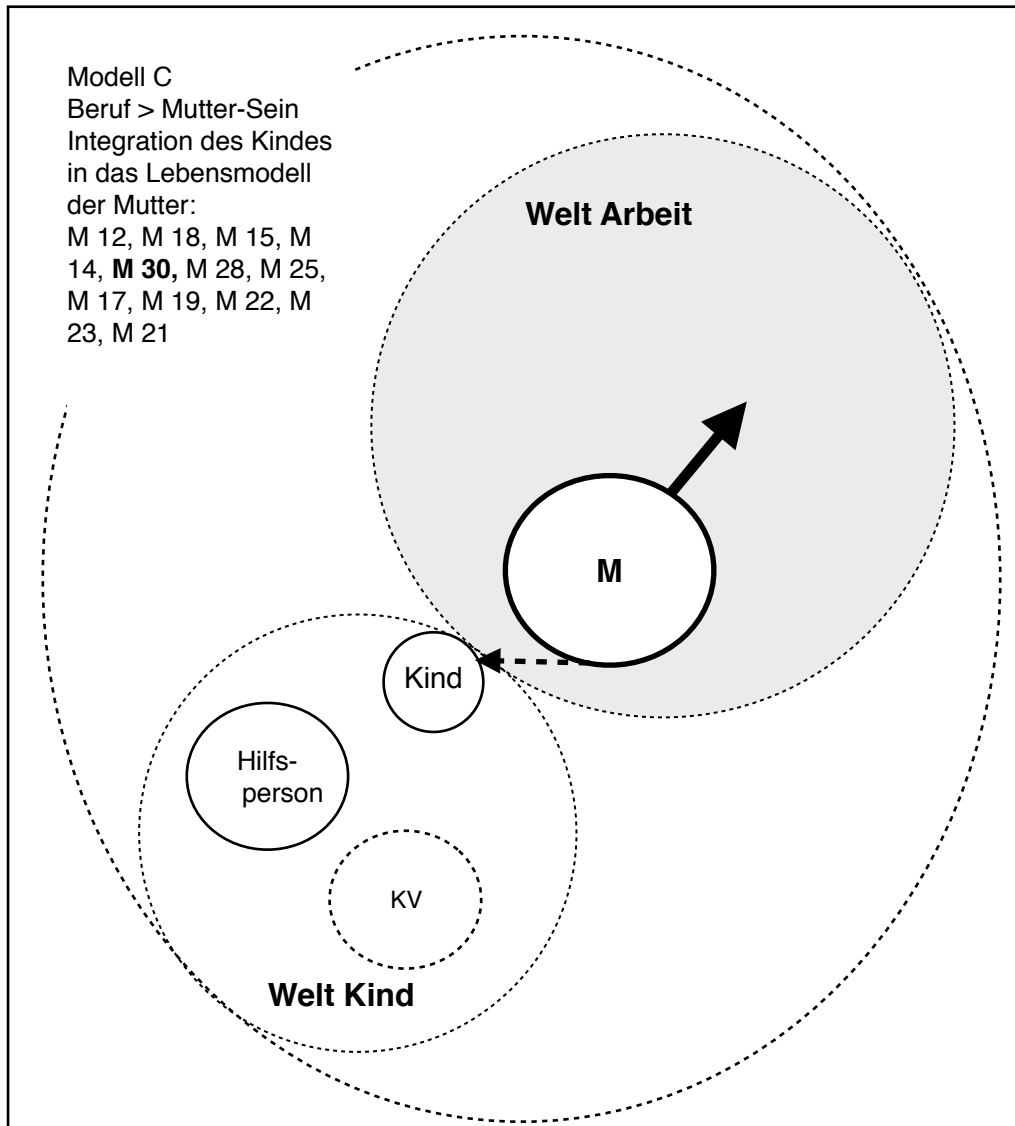


werden reduziert, es muss ständig etwas passieren, und dabei hat die Mutter auch ihre eigene Erlebnis-Qualität im Blick.

Mitunter im Sample zu beobachtende Ausflüge in die ‚Urmutterschaft‘ in dieser Phase gehen den selben Weg der gesteigerten Empfindung und der ‚Verdichtung‘ von erlebter Zeit. Durch permanente Anwesenheit, gesteigerte Hinwendung zum Kind und extrem energieaufwändige Konzentration auf seine Bedürfnisse wird das Mutter-Sein beispielsweise von M 8 und M 24 so zum Perfektionismus getrieben, dass man hier auch von der Ausübung eines ‚Berufs‘ auf dem Feld und mit den Mitteln der Mutterschaft sprechen könnte.

Die ‚gute‘ Mutter im Lichte der Schilderungen der berufstätigen Mütter eine Art Hochleistungs-Mutter. Sie hetzt zwischen den Welten ‚Beruf‘ und ‚Kind‘ hin und her, verschleiert ihre Abwesenheits-Zeiten aus dem Familienkosmos, lebt ein Doppelleben in der Berufswelt neben der Welt des Kindes. Berufstätige Mütter neigen dazu, in der dem Kind erübrigten Zeit alles nachzuholen, was sie vermeintlich versäumt haben. Auch hier liegt offensichtlich wieder das Modell zu Grunde, das ein Kind immer etwas vermisst, wenn es etwas erhält, was nicht von der Mutter kommt. Alle Mütter des Samples sorgen für gute und qualifizierte Betreuung der Kinder während ihrer Berufszeiten, und trotzdem tendieren sie dazu, ihre Abwesenheit unmittelbar zu kompensieren, sobald sie in die ‚Welt‘ des Kindes zurückkehren. Eine Kompensation ist aber nur aufgrund des Modells der ‚emotionalen Mutterschaft‘ nötig, denn ansonsten fehlt es den Kindern ja an nichts, während die Mutter arbeitet. Vater, Kindergärtnerin, Oma oder Tagesmutter sind in den Augen vieler Sample-Mütter kein hinreichender Ersatz für die Mutter, auch weil sie selbst damit phasenweise auf die Freuden der ‚gelebten‘ Mutterschaft verzichten müssen. Die während der Kindheit intensiv berufstätigen Mütter des Samples problematisieren gelegentlich das ‚ständige schlechte Gewissen‘, was aber überwiegend eine Konstruktion zu sein scheint basierend auf der Annahme, dass Kinder ihre Mutter eigentlich immer brauchen, was impliziert, dass sie andere Personen eben nicht brau-

chen. Die Vorstellung, dass Kinder sich der sie liebenden Mutter auch ohne



deren ständige Anwesenheit sicher sind, ist im Sample kaum ausgeprägt.

Die Berufstätigkeit einer Mutter stellt sich im Sample überwiegend als zu lösendes ‚Problem‘ dar und ist weit von einer Selbstverständlichkeit entfernt. Es wird in der Zusammenschau der individuellen Lebensentwürfe deutlich, dass das scheinbar die ganze Mutterschaft betreffende ‚Problem‘ des Ausgleichs zwischen Mutterschaft und Beruf sich faktisch nur auf wenige Jahre im Mutter-Leben konzentriert. In der frühen Kindheit divergieren die Lebenskonzepte und Mutter-Konzepte der Frauen am deutlichsten. Mit dem Heranwachsen der Kinder lösen sich diese Unterschiede dann zunehmend auf. Zum Erzählzeitpunkt, also mit ‚abgeschlossener‘ aktiver Mutterschaft, erscheinen die Lebensweisen einander wieder ähnlich.

Die im Sample vertretenen unterschiedlichen Lösungsmodelle zur Vereinbarkeit von ‚Familie und Beruf‘ erscheinen bezüglich ihrer Auswirkungen auf die Kinder austauschbar. Weder werden die Kinder von zeitweisen ‚Nur-Müttern‘ als besonders glücklich beschrieben noch die Kinder von selbst ernannten ‚Rabenmüttern‘ als unglücklich. Unterschiede betreffen gelegentlich das The-

ma der Selbstständigkeit, hier werden die Kinder von Müttern, die Vollzeit arbeiten tendenziell als besonders eigenständig geschildert, was die Alltags-Bewältigung betrifft.

Aus Sicht der vorliegenden Lebensbeschreibungen stellen sich Konflikte zwischen Mutterschaft und Berufstätigkeit weniger als das Problem für die Kinder denn als Problem für die Mütter dar. Mütter scheinen gut darin, ihren Kinder gute Versorgung zu organisieren. Sie tendieren dann aber dazu, bei den Kindern vorwiegend emotionale Defizite zu befürchten. Ex post betrachtet ist jedoch keine Mutter davon überzeugt, dass ihre zeitweise berufsbedingte Anwesenheit oder Abwesenheit Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder gehabt hat.

Hier scheinen der ‚Rabenmutter-Verdacht‘ und das scheinbar omnipräsente ‚schlechte Gewissen‘ berufstätiger Mütter jeglicher Grundlage zu entbehren. Man kümmert sich, man ist flexibel und tariert die Lebensansprüche von Mutter und Kind im Zweifel immer so aus, dass man dem Kind damit gerecht wird.

Während das scheinbar hochbrisante Thema der ‚Vereinbarkeit‘ von Beruf und Kind offensichtlich wenig problematisch für das Konzept der ‚guten‘ Mutter ist, gibt es ein anderes Thema, das in der Durchschau der Texte auffällig oft negative Auswirkungen auf die Lebens-Qualität der Kinder hat. Der Ausgleich der Lebensansprüche erscheint im Lichte des Textkorpus vor allem bezüglich der Themen Liebe und Partnerschaft problematisch.

## 4.7 Mutter vs. Frau

### 4.7.1 Konfligierende hohe Werte: eigenes Leben und mütterlicher Altruismus

Während die Lebenswünsche der Vorgänger-Mütter mit den Rollen der Mutter, Ehefrau und Hausfrau bereits weitgehend erfüllt erscheinen,<sup>226</sup> hat die MSprecher-Generation durchgehend darüber hinaus reichende Wünsche und Erwartungen an das Leben. Auch bezüglich des Themas ‚Glück‘ ist die Rangfolge in der Generation MVorgänger klar. Kommt es zu einem Konflikt der Bedürfnisse, wie es etwa M 8 am Beispiel einer nicht glücklichen Partnerschaft ihrer Mutter (MVorgänger) zum Kindesvater schildert, wird das eigene Glück dem der Kinder untergeordnet.

Eine solche Tendenz zur Nachrangigkeit des eigenen Glücks gegenüber dem Glück des Kindes ist in der Sample-Generation nicht zu finden. Sie stellt nicht nur und nicht immer die Bedürfnisse des Kindes in den Mittelpunkt, da sie auch weitere und eigene Lebenschancen wahrnehmen möchte. Gleichzeitig empfindet man das Mutter-Sein selbst als egorelevant, hat also auch selbst das Bedürfnis, für die Kinder da zu sein. Dementsprechend sieht man sich weniger in einer ‚verzichtenden‘ Rolle, sondern hat das Gefühl, auch selbst von den Kindern und dem Leben mit ihnen zu profitieren. Kinder sind für die Mütter des Samples ein essenziell wichtiger Teil des eigenen Glücks, und dies ausdrücklich nicht im Sinne des ‚Mutterglücks, das darin bestehen würde, sich zurückzustellen im Dienste der Kinder. Eine deutliche Tendenz zum ‚Genuss‘ des Mutter-Seins wird dem Mythos der ‚aufopfernden‘ und ‚verzichtenden‘ Mutter, die nichts für sich tut aber alles für die Kinder, teilweise explizit entgegen gesetzt. Die Sample-Generation stellt sich in diesem Punkt als positiv-hedonistisch dar. Man genießt die Mutterschaft als zusätzliche Lebensoption, wie man auch den Beruf und die Bildung oder eine glückliche Partnerschaft genießt. Auch in Schilderungen von wie gezeigt gelegentlich extrem anstrengenden und fordernden Lebenssituationen, in denen dem Kind viel Energie und Zeit gewidmet wird, gibt es keine Tendenz zur Betonung der eigenen Leistung. Im Textkorpus fehlen sowohl Fälle von Larmoyanz noch erwartet man von den Kindern Dankbarkeit. In diesem Punkt ist man empfindlich, was die eigene Mutter (MVorgänger) betrifft. Ihre ‚Opferbereitschaft‘ wird nicht nur positiv gesehen (wie etwa bei M 8), sondern als Folge eines Mangels an eigenen Lebenszielen (MVorgänger) dargestellt. Man ist der eigenen Mutter (MVorgänger) zwar gelegentlich durchaus dankbar, doch bezieht sich dies immer auf Möglichkeiten der Selbstentfaltung oder auf deren Loyalität, wie bei M 12. Dagegen neigt man dazu, sich von der Mutter (MVorgänger) zu distanzieren, wenn diese ‚Dank‘ erwartet und einfordert.<sup>227</sup>

---

<sup>226</sup> Alles, was über die Generation MVorgänger hier gesagt wird, entspricht der Sicht MSprecher auf MVorgänger. Hier kann also nur beschrieben werden, wie diese Mutter-Generation von ihren Töchtern erlebt wurde.

<sup>227</sup> Siehe auch 4.11.

Sie hat eigentlich nie von meinem Leben was mitgekriegt. Weil sie eine ist, die immer fordert. Ich habe sie auch nie angerufen, weil ich wusste, wenn ich sie anrufe, dann sagt sie: „Ich habe so lange nichts mehr von dir gehört.“ Und dann hat's mir schon gereicht. (M 23: 13)

So sehr sich die Sample-Generation von ihrer Vorgänger-Generation abgrenzen möchte und dies auch in vielen Aspekten tut, einen Wert teilt sie mit der Generation MVorgänger: man wünscht sich als Mutter überwiegend, im Konfliktfall zwischen den Kindes-Bedürfnissen und eigenen Lebensbedürfnissen, dem Kind gegenüber eine altruistische Haltung einnehmen zu können. Zwischen egoistischen Motivationen und einem mit dem positiven Bild vom Mutter-Sein immer noch latent verbundenen Altruismus wird in vielen Erzählungen des Samples implizit und explizit ein Konflikt thematisiert.

Die Mütter (MSprecher) sind überwiegend bereit, vor allem in der Baby- und Kleinkind-Phase zu Gunsten des Kindes zurückzustecken und ihr Leben an das des Kindes anzupassen. Die Wünsche und Bedürfnisse des Kindes sollen möglichst im Vordergrund stehen. Dazu gehören Bedürfnisse, die die Teilnehmerinnen des Samples, überwiegend auf Grund der eigenen Erfahrungen als Kind, für relevant halten. Zuvorderst sind dies eine auf Liebe und Nähe gründende Beziehung zur Mutter, ausreichende Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten und eine unbeschwerte Kindheit, die keinen „Ballast“ für das weitere Leben darstellt, sondern die Kinder für das Leben gut „ausrüstet“.

Trotz hoher Adaptivität und zeitweisem Altruismus, besonders dem kleinen Kind gegenüber, geraten viele Mütter früher oder später in Konflikte zwischen eigenen Wünschen und Bedürfnissen und denen des Kindes. Hier wird auf unterschiedliche Weise versucht, dadurch für die Kinder möglicherweise entstehende Belastungen auszubalancieren oder zu kompensieren, doch bleibt der Grundkonflikt latent bestehen. Er kann zwar durch bestimmte optimale Lebensbedingungen unproblematisch bleiben, etwa wenn der Kindesvater auch der lebenslange Traummann der Kindesmutter ist und gleichzeitig die bevorzugte berufliche Tätigkeit in Wohnungsnähe und zu Zeiten ausgeübt werden kann, in denen die Kinder schlafen oder in Kindergarten und Schule sind. Doch sobald die Mutter auf der Suche nach ihrem ‚eigenen Leben‘ und persönlichen Glück Entscheidungen trifft, die auch potenziell eine Einschränkung oder Belastung für das Kind bedeuten, müssen die Interessen abgewogen werden. Besonders zeigt sich dies wiederum an den Themen ‚Beruf‘ und ‚Partnerschaft‘.

Der latente Grundkonflikt zwischen dem Wunsch, sich als Mutter altruistisch zu verhalten und dem Modell ‚Frau-Sein‘, das ein ‚eigenes Leben‘ jenseits des Mutter-Seins als hochrangig setzt, kann jederzeit aufbrechen. Etwa wenn die Mutter (MSprecher) ein gutes Jobangebot bekommt, wenn sie einen Abendkurs belegt oder eine Fortbildung am Wochenende macht. Immer gehen die dafür genutzten Zeitressourcen von der Mutter-Zeit ab und damit erfolgt ihr verstärktes berufliches Engagement auf Kosten des Kindes. Die berufliche Verwirklichung der Mutter konfliktiert generell mit ihrem Anspruch, viel Zeit mit dem Kind zu verbringen. Hierfür werden im Sample individuelle Lösungen ge-

sucht, die auftretende Konflikte so austarieren, dass beide Bedürfnisse (Mutter und Kind) in den Augen der Mutter ihre Berechtigung haben und berücksichtigt werden.<sup>228</sup>

Hier spiegelt das Textkorpus eine scheinbare Paradoxie: das Feld, auf dem Mütter sich als tendenziell defizitär erleben ist die Berufstätigkeit. Doch die Vereinbarung von Beruf und Kind wirkt sich nach ihren Schilderungen nicht oder kaum negativ auf die Kinder aus, wie im Kapitel ‚Beruf und Kind‘ gezeigt werden kann. Da man hier negative Auswirkungen auf die Kinder befürchtet, werden diese möglichst abgefedert. Es kommt also gerade *weil* viele Mütter des Samples sich sorgen, ob die eigene Berufstätigkeit nicht doch zu Lasten der Kinder geht, zu einer Reduzierung potenzieller Belastungen für die Kinder. Die Mütter des Samples treffen hier vielfältige und umfängliche Vorkehrungen, um problematische Einflüsse der eigenen Berufstätigkeit auf die Kinder zu reduzieren. Das Gleichgewicht zwischen ‚guter Mutter‘ einerseits und ‚persönlichem Glücksstreben‘ andererseits wird hier ebenfalls erhalten, denn alle Handlungen als Mutter dienen nicht nur dem Glück des Kindes, sondern auch dem eigenen Glück. So können vollkommen konfliktfrei auch Verzicht und Einschränkungen in das Modell ‚Frau-Sein‘ integriert werden. Es kann also angebracht sein, die Karriere zurückzustellen, den Beruf aufzugeben oder finanzielle Einschränkungen in Kauf zu nehmen um so Mutter zu sein, wie es gewünscht wird. Solche Verzichtleistungen werden dabei ausschließlich freiwillig erbracht in einem Kontext, der den Verzicht durch einen ‚Gewinn‘ an Glück wieder aufwiegt. Die jeweilige Einschränkung wird dann nicht als Verzicht, sondern als Wahrnehmung einer Option (unter mindestens zwei Optionen) verstanden. Voraussetzung für die Wahl eines ‚Verzichts‘ ist, dass die Frau/Mutter durch den ‚Verzicht‘ auch ihr eigenes Glück steigert.

Das Motiv, selbst ein glückliches Leben zu führen ist bei allen Frauen des Samples ein starker Antrieb für ihr jeweiliges Verhalten als Mutter. Diejenigen Mütter, die sich für eine Hausfrauen-Phase mit Schwerpunkt ‚Kind‘ entschieden haben und sich intensiv und exklusiv mit dem Nachwuchs beschäftigen tun dies genauso für sich wie für die Kinder und sind nicht altruistischer als diejenigen Mütter, die Beruf und Kind vereinbaren.

... man profitiert wahnsinnig von Kindern. Also, diese Dulden, wie manche Frauen sich so als Dulderinnen hinstellen oder sie tun alles für die Kinder oder opfern sich auf: das ist ein richtiger Kaas! Also, man profitiert wahnsinnig von Kindern. Also, ich wüsste nicht, von was ich mehr profitiert habe in meinem Leben. (M 13: 4)

M 9, die ihre Tochter bei der Großmutter gut versorgt wusste, will jetzt, dass auch ihr zweites Kind die Möglichkeit bekommt, bis zum Alter von vier Jahren ohne Kinderkrippe und Kindergarten aufzuwachsen und bleibt zu Hause. Jedoch vermerkt sie auch ihre eigenen Motive. Und da geht es nicht nur darum, „den Kindern gerecht zu werden“, sondern auch darum, was sie sich von der Zeit zu Hause für sich persönlich erwartet.

---

<sup>228</sup> Siehe dazu auch 4.6.

Und dann bin ich daheim geblieben, dann war für mich klar: Mit zwei Kindern brauche ich jetzt keine Teilzeit, mehr daheim, Freundinnen sind nachgezogen, haben auch schon Kinder gehabt. Ich war dann einfach in meiner Mutterrolle so, dass ich sagen habe können: „Jetzt kann ich's mir einfach vorstellen. Ich möchte meinen beiden Kindern gerecht werden, ich brauche jetzt nicht mehr nebenbei Schule, ich bin jetzt glücklich daheim.“ (M 9: 3)

Die Formulierungen „ich brauch jetzt keine Teilzeit mehr“ und „ich brauche jetzt nicht mehr nebenbei Schule“ zeigen, dass M 9 auch ihre eigenen Bedürfnisse abwägt. Erst als die Mutterrolle für sie so gestaltbar ist, dass sie sagt „jetzt kann ich's mir vorstellen“ und für sich feststellt „ich bin glücklich daheim“, möchte sie auch zu Hause bleiben. Jetzt, wo auch andere Kolleginnen und Freundinnen Kinder haben, freut sie sich auf die Auszeit vom Beruf und die Zeit mit den Kindern.

Die mit Kindern verbrachte Zeit ist keine Abkehr von dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, sondern eine weitere Möglichkeit unter anderen Optionen der Selbstentfaltung. Je nach Typ und Lebenseinstellung kann das heißen, viel oder etwas weniger Zeit mit dem Kind zu verbringen. Eine ‚gute Mutter‘ ist auf jeden Fall eine ‚glückliche Frau‘, die ihre Lebensmöglichkeiten ausschöpft. Wie sie ihr Leben gestaltet, hängt von ihren Wünschen an das Leben ab. Auch als Mutter verfügt sie weiterhin über die Gestaltungsfreiheit, das Mutter-Sein so zu definieren, wie es zu ihren Lebensvorstellungen optimal passt. Dementsprechend bestimmt sie selbst darüber, wie sie ihre Zeit und Energie verteilt. Die ‚Vollzeitmutter‘, die sich vorübergehend ganz auf das Kind fokussiert ebenso wie die ‚Teilzeitmutter‘, die ihre Zeit und Energie zwischen Beruf und Mutter-Sein austariert. Wie man als Mutter im einzelnen lebt, kann erheblich variieren, bleibt aber doch innerhalb eines Katalogs der Möglichkeiten und Strategien, damit auch eigenes Glück zu erreichen.

Der Anspruch auf eine glückliche Partnerschaft und die Ansprüche an die Rolle der ‚guten Mutter‘ sind im Konfliktfall jedoch nicht so einfach zu harmonisieren. Der Ausgleich der Interessen zwischen Mutter und Kind, der bezüglich der Berufstätigkeit im Sample immer versucht wird und tendenziell immer gelingt, scheitert bezüglich des Themas ‚Partnerschaft‘ im Sample durchgehend, wenn es hier zu Konflikten kommt. Es wird vielfach thematisiert und implizit vorgeführt, dass die Konflikte zwischen Mutter-Glück und Kindes-Glück bezüglich der Partnerschaft zum Kindesvater nicht zu Gunsten des Kindes gelöst werden können. Hat die Mutter den Wunsch nach Beendigung der Beziehung zum Kindesvater, spielen die Bedürfnisse des Kindes nach einer vollständigen Vater-Mutter-Kind-Familie eine weit untergeordnete Rolle. Während im beruflichen Feld ein tavierendes und abwägendes Verhalten möglich ist (vorübergehende Reduzierung des Berufs bei Fokussierung auf die ‚Glücksquelle Kind‘), für jeden ‚Verzicht‘ also auf der anderen Seite der Waage ein Ausgleich geschaffen werden kann, versagen bezüglich des Liebesglücks der Mutter alle Strategien und Mechanismen zum Ausgleich der Bedürfnisse. In Thema Liebe gibt es keine Regulations-Skalen (‚ein bisschen‘ mehr Kind, ein bisschen weniger Beruf etc. als Bestandteile von ‚Glück‘), sondern nur ein ‚Entweder-Oder‘

(Glück oder Unglück) und somit wäre durch das Festhalten an einer defizitären Partnerschaft das Glück der Mutter potenziell insgesamt gefährdet. Der Bereich der Partnerschaft kann auch nicht durch das Glück als Mutter kompensiert werden, was im Thema Beruf bis zu einem gewissen Grad möglich ist. Hier stehen hochrangige Werte in Konkurrenz zueinander. Einerseits möchte man als Frau alle Möglichkeiten zum Glücklich-Sein ausschöpfen, andererseits möchte man zum Glück des Kindes beitragen. Es herrscht im Sample Konsens darüber, dass Beziehungen die nicht zum Glück der Frau beitragen, beendet werden sollen, andererseits tendiert man auch allgemein zu der Ansicht, dass eine Trennung der Eltern für das Kind Nachteile bringt. Die ‚Lösung‘ dieser unauflösbaren Widersprüche erfolgt über mehrere Operationen der Ausblendung und Verleugnung. Aus der Ansicht der Mütter, dass eine Trennung schlecht für die Kinder ist, entsteht der Wunsch, den Kindern die Familie zu erhalten. Gleichzeitig erscheint es den Müttern unmöglich, sich den Kindern zuliebe in ihren Ansprüchen an eine gute, erfüllende Partnerbeziehung einzuschränken. Der unauflösbare ‚Gordische Knoten‘ wird schließlich überwiegend so durchschlagen, dass man explizit oder implizit nach der Maxime ‚nur eine glückliche Mutter ist auch eine gute Mutter‘ handelt.

#### 4.7.1.1 Beispiel M 8: Altruismus (MVorgänger) hoch bewertet, aber nicht lebbar

M 8 bewertet den Erhalt oder die Wiedererlangung ihres persönlichen Glücks implizit höher als den Erhalt einer stabilen Familien-Konstellation für das Kind. Sie weiß, dass sie ihrem Kind etwas „antut“ dadurch, dass sie und ihre Generation „nicht einfach bleiben“, und entscheidet sich trotzdem für die Trennung. Mit diesem Verhalten fühlt sie sich im Einklang mit anderen Frauen ihrer Generation („wir jungen Mütter“). Gleichzeitig bleibt eine Ambivalenz vor dem Hintergrund der Mutter-Rolle.

Der bewusste Verzicht auf eigenes Lebensglück durch Vermeidung einer Trennung zum Wohle des Kindes<sup>229</sup> wird von M 8 am Beispiel ihrer eigenen Mutter thematisiert, die sich für die Kinder „geopfert“ hat. Als ‚gute Mutter‘ hätte sie sich retrospektiv auch gerne im Sinne des Kindes entscheiden, als ‚Frau‘ war es aber ausgeschlossen, auf das persönliche Glück zu verzichten.

M 8 trennt sich sowohl vom leiblichen Vater ihrer Tochter als auch später von deren langjährigen Vater-Ersatz. Ihre Mutter (MVorgänger) bewundert M 8 dafür, dass sie sich den Kindern „geopfert“ hat und bei ihrem Partner blieb.

Für sie selbst kommt dieses Modell nicht in Frage, und trotzdem bleibt das Thema ambivalent, denn M 8 formuliert ebenso die Sorge, dass sie ihre Tochter durch die Beziehungswechsel belastet hat.

---

<sup>229</sup> 14 von 17 Trennungen im Sample gingen von der Frau aus, 2 keine Angabe, 1 Trennung durch den Kindesvater. Im Sample (32 TN) kam es in 17 Fällen zur Trennung vom Kindesvater.



... dann war die Scheidung und plötzlich wurde sie ganz traurig, wo ich mir wieder klar war, welche Rolle sie in dem Ganzen spielt und auch leidet, ja. Und da habe ich mir dann irgendwie echt Gedanken gemacht auch, was, was wir junge Mütter irgendwie unsern Kindern so antun, ja. ... Durch die Beziehungswechsel, dass wir nicht einfach bleiben, ja, und dass-. Also, wie halt, ich sage jetzt mal Biedermeierzeit, da ist man einfach geblieben, die Idee gab's ja gar nicht. Es gab jetzt-. Die Welt gab's nicht, ja. Und was wir heute unseren Kindern antun: Wir gehen, wenn's nicht stimmt, ja. Ich habe mir dann auch überlegt, was, was ist das? Also, ich habe dann auch mit ihr drüber gesprochen, dass ich mich jetzt ganz schlecht fühle. Weil ich denke, ich tue ihr wirklich was Arges an damit, dass ich, mir nur überlegt habe: Was brauche ich, was tut mir gut, was ist für mich richtig, welche, welchen Weg muss ich gehen?, dass ich das nur für mich entschieden habe. (M 8: 17)

M 8 hat das Gefühl, dass sie ihrer Tochter mit der Trennung etwas „antut“. Explizit und implizit führt sie ein ‚Leiden‘ der Tochter auf einen ‚Egoismus‘ der Mutter zurück. Sie fühlt sich „ganz schlecht“, als sie erkennt, dass sie „nur für sich entschieden hat“ was sie braucht, wodurch in ihren Augen ihr Kind „traurig“ ist und „leidet“.

**M 8Vorgänger: Glück Partnerschaft < Konstanz Partnerschaft**  
**M 8Sprecher: Glück Partnerschaft > Konstanz Partnerschaft**  
**M 8Tochter: Glück Partnerschaft > Konstanz Partnerschaft**

Ich habe es dann angesprochen,...dass ich mich jetzt schlecht fühle, weil ich glaube, dass ich ihr aus ganz egoistischen Gründen heraus was antue und es ihr schwer mache und ihr wehtue. Und, ja, sie hat dann natürlich gesagt: „Was hättest du denn sonst machen sollen?“ und „Glaubst du, ich will eine Mutter, die da bleibt, wo sie unglücklich ist?“ und so weiter. Aber es war halt natürlich 'ne rationale Sache, und meines war eine emotionale Reaktion, ja. Also, das dann wieder zusammenzubringen, war dann halt so Inhalt des Gesprächs. (M 8: 17)

M 8 handelt im Einklang mit der Tochter, die ihre Wertehierarchie (Glück > Konstanz) bestätigt („Glaubst du, ich will eine Mutter, die da bleibt, wo sie unglücklich ist?“) Somit könnte man von einem Wertewandel sprechen. Die Wertehierarchie der Vorgänger-Generation wird von den beiden nachfolgenden Generationen nicht mehr gelebt.

Obwohl ihre Tochter zum Zeitpunkt der Trennung bereits erwachsen ist und auch Verständnis für den Trennungswunsch der Mutter hat („was hättest du denn machen sollen?“) bleibt für M 8 ein Konflikt bestehen. M 8 begibt sich in eine Argumentationsschleife: für sie selbst ist die Wertehierarchie (Glück > Konstanz) richtig. Auf die Tochter wirkt sie sich aber negativ aus. Zudem bestätigt M 8 die Wichtigkeit der Konstanz (Glück < Konstanz) selbst, indem sie ihrer Mutter „dankbar“ dafür ist, dass sie die Erhaltung der Familie dem persönlichen Glück vorgezogen hat. Die von ihr gelebte Rangfolge der Werte muss von M 8 aus der Sicht der ‚Frau‘ betrachtet werden, um sie eindeutig positiv zu erleben. Aus der Sicht der ‚Mutter‘ wird die Entscheidung zugunsten

des persönlichen Glücks von ihr negativ bewertet. Aus der Sicht ihres Kindes wiederum ist das Verhalten der ‚Frau‘ mit dem der ‚Mutter‘ vereinbar: für das Kind ist es wünschenswert, eine glückliche Mutter zu haben.

Wenn sich M 8 als ‚Kind‘ äußert, zieht sie eine Mutter vor, die das persönliche Glück dem Familienerhalt „opfert“ („bin ich ihr im Nachhinein dankbar“).

Indem M 8 die Perspektiven sozusagen alle durchspielt (Mutter, Frau, Kind) , wird deutlich, dass die Wünsche als ‚Frau‘ nicht unbedingt mit denen der ‚Mutter‘ deckungsgleich sind. Daraus leiten sich verschiedene Folgerungen ab.

**A ‚Mutter‘ ist eine Teilmenge von ‚Frau‘**

Die ‚Frau‘ vollzieht dadurch, dass sie ein Kind bekommt, keinen vollständigen Wandel zur ‚Mutter‘. Die Merkmale der ‚Mutter‘ kommen zu den Merkmalen der ‚Frau‘ hinzu, heben diese aber nicht auf. Die Bedürfnisse der ‚Frau‘ bleiben weiter bestehen und werden als berechtigt angesehen.

**B ‚Frau‘ > ‚Mutter‘**

Konfligiert ein hierarchiehoher Wert der ‚Mutter‘ mit einem hierarchiehohen Wert der ‚Frau‘, kann die Entscheidung nur zugunsten der ‚Frau‘ ausfallen. Ein Opfer hierarchiehoher Werte der ‚Frau‘ zugunsten der ‚Mutter‘ ist ausgeschlossen.

Konflikte des Mutter-Seins mit hochrangigen Werten des Frau-Seins werden tendenziell ausgeblendet und sind erst retrospektiv erkennbar: Die als ‚Mutter‘ wünschenswerten Verhaltensweisen werden zwar als retrospektive Bewertungen problematisch, werden aber im Handlungs-/Entscheidungsmodus nicht problematisiert und erscheinen als ausgeblendet.

Ein Konflikt zwischen ‚Frau‘ und ‚Mutter‘ bezüglich eines hierarchiehohen Wertes kann unter Maßgabe der Rangfolge (‚Frau‘ > ‚Mutter‘) gelöst werden. Die Bedürfnisse der Frau gehen also in diesem Fall vor. Jedoch wird dadurch die Regel der Koexistenz betroffen, so dass eine solche Lösung nie als vollständig zufriedenstellend erlebt werden kann, da sie zwar aus Perspektive der ‚Frau‘ richtig ist, jedoch aus Perspektive der ‚Mutter‘ tendenziell ‚falsch‘ erscheint.

*4.7.1.2 Beispiel M 17: Altruismus alteriert phasenweise mit Egoismus*

*Phase 1 ‚Mutter*

M 17 berichtet, dass sie dem Kind zuliebe zunächst zu Hause bleibt, täglich kocht und diese Zeit gerade deshalb genießt, weil ihr bewusst ist, dass sie bald vorbei ist, spätestens mit Abschluss ihres in dieser Zeit absolvierten Fernstudiums.

Dann habe ich auch ganz oft Pudding gekocht und so, das war richtig mal so 'ne Zeit, wo ich das mal so ausgelebt habe ... Und ich wollte es auch bewusst genießen, weil ich wusste, das ist bald vorbei. Wenn ich

das Studium fertig habe, wollte ich ja dann auch 'ne ordentliche Stelle dann haben dafür. (M 17: 9)

Indem M 17 das Mutter-Sein „ausgelebt“ hat und es auch wegen seiner zeitlichen Begrenztheit „genießen“ will, ist bereits angelegt, dass sich in verschiedenen Lebensphasen auch Prioritäten und Ziele ändern können.

#### Phase 2: „Rabenmutter“

Mit eigenen Bedürfnissen, die wieder in den Vordergrund gestellt werden, kommt die „Rabenmutter“ „wieder hoch“. M 17 beschreibt die Gleichwertigkeit ihrer Bedürfnisse (als Frau) mit den Ansprüchen des Kindes (gegenüber ihr als Mutter) in einer Art zeitlichen Alterierung. „Jetzt bin ich dran“ leitet sie ihre Erzählung einer neuen Lebensphase mit dem neuen Partner ein, was impliziert, dass sie vorher nicht „dran“ war, obwohl sie ja diese Phase explizit „bewusst genießen“ wollte.

Die Lebensveränderung, die M 17 durch einen Partnerwechsel herstellt, betrifft sie zunächst ausschließlich als Frau/Partnerin und nicht als ‚Mutter‘. Sie bleibt als Mutter verfügbar und führt ein „Doppelleben“ mit Familie und Liebhaber<sup>230</sup>. Erst als sie die Beziehung zum Ehepartner löst, kommt es zum Konflikt zwischen der Rolle als ‚Mutter‘, die beim Kind bleibt und ihre Wünsche zurückstellt und dem Verhalten als „Rabenmutter“, die ihren Bedürfnissen nachgeht. Sie will den Auszug aus der Familienwohnung und kann sich vorstellen, das Kind beim Kindesvater zu belassen, der dann jedoch ins Ausland geht. Letztlich wird der Sohn in das Leben von M 17 und ihrem neuen Partner „integriert“, aber sie „hätte ihn [den Sohn] auch verlassen können“.

Ich hätte ihn (KM 17) verlassen können. War schlimm, aber ich habe es mir gedacht: Da kommt wieder die Rabenmutter hoch. Weil ich mir überlegt habe: Jetzt bin ich dran, ne. Boah, ich habe es gespürt: Ist gut, wenn er versorgt ist, immer ein Auge drauf haben, aber wenn er bei meinem Mann geblieben wäre, muss ich sagen, wäre es für mich in Ordnung gewesen. Ich weiß nicht, wie lange, weil (unverst. Passage) Herz doch rausgerissen hätte, ja, wahrscheinlich sogar. Aber Gott sei Dank hat sich's dann so gefügt, dass mein Mann gesagt hat: „Ich gehe jetzt ins Ausland, der Kleine kann ja bei dir bleiben.“ War ja auch nicht mehr so klein, war ja schon zwölf. (M 17: 11)

Es fällt dem Sohn schwer, „das Neue“, also das Leben ohne den Vater und mit dem neuen Partner von M 17, zu „akzeptieren“ (M 17: 11). In dieser Zeit führt das Kind ein eingeschränktes Leben. Der 12-jährige Sohn ist „introvertiert“ und ein „Einzelgänger“, der den ganzen Tag am Computer spielt.

Damit kann man sich ewig aufhalten, mit so 'nem Spiel. Das hat er auch ganz viel; er war auch 'ne Zeit lang ein Einzelgänger, muss man sagen, ganz bestimmt, ja. Das tat mir dann leid, weil ich natürlich wollte, dass ich mich nicht so viel... Ich möchte mich nicht so viel um mein Kind kümmern, so ist das. Das soll ja von sich aus glücklich sein, irgendwie, ja. Rabenmutter! (M 17: 13)

---

<sup>230</sup> vgl. M 29: auch sie führt zunächst ein problemloses „Doppelleben“ mit Liebhaber und Vater-Mutter-Kind-Familie.

Die Bezeichnung „Rabenmutter“ verwendet M 17 im Kontext ihrer eigenen Wünsche („jetzt bin ich dran“) und des sich daraus ableitenden konkreten Handelns als Mutter. Sie will und kann sich in der Zeit ihres Beziehungswechsels nicht konkret kümmern, hält aber am Wunsch fest, das Kind „glücklich“ zu sehen. Das Glück des Kindes soll nun zumindest zeitweise „von sich aus“ möglich sein, während sie ihr eigenes Glück im Blick hat.

Als er noch ein Baby war und er hat im Bett gelegen, geschlafen, musste ich weinen: So was von schön! ... Ja, und später, dann gab's dann eben die Zeit, wo er mir dann weggeflutscht ist, also, sagen wir mal zur Schulzeit und weil dann ja auch meine Entwicklung kam mit dem Studieren und ich wollte wieder arbeiten. Da ist der mir an den Rand gekommen in meiner Wahrnehmung. ...

Und das war diese schlimme Zeit, also, zwischen 12 und 14. Der hat z. B. von Autos die Sachen abgebrochen, hier, Sterne, alles, ne. Eine ganze Tüte habe ich da gefunden noch. Boah, nee, also, da ist was parallel gelaufen, was ich nicht wusste. (M 17: 16)

M 17 stellt einen direkten Zusammenhang her zwischen ihrer Fokussierung auf das Kind und einer ‚guten‘ Zeit (die auch ‚Selbstgenuss‘ impliziert, „so was von schön“) einerseits und dem Fokuswechsel auf sich selbst und einer ‚schlimmen Zeit‘ („weil dann meine Entwicklung kam“). Als das Kind ihr „an den Rand ... der Wahrnehmung“ gerät, beginnt der Sohn zu klauen, was sie jedoch zum Erlebniszeitpunkt „nicht wusste“. Sie erkennt erst ex post, dass der Sohn Probleme hat und nimmt in der Zeit des ‚Egoismus‘ ihr Kind nicht wahr. „Ich wollte ja mein Kind sehen, aber ich habe mich ja nicht getraut, hinzugucken.“ (M 17: 16)

### *Phase 3: ‚Mutter*

In einer dritten Phase stabilisieren sich die Lebensverhältnisse. M 17 findet über eine ‚Familienaufstellung‘ zu ihrer Rolle als ‚Mutter‘ zurück. Vor dem Hintergrund, dass sie von Anfang an auch Zweifel an ihrem Mutter-Sein hatte, definiert sie sich jetzt als Mutter neu:

Und das habe ich ... gelernt, auch mit Familienaufstellungen. Da habe ich gesehen, dass die Ordnung nicht stimmt, da. Und dann konnten wir das sortieren, dass ich jetzt wirklich Mutterrolle habe und er Sohn ist. ... das war nämlich auch grade die Pubertätszeit, und der hat ja auch, als ich meinen neuen Mann genommen habe, erst ganz schön rebelliert. (M 17: 7)

Der Sohn profitiert nun aus Sicht von M 17 von der neuen Situation, die „am Anfang schwer“ war und durch die Heirat mit dem neuen Partner eine positive Entwicklung auch beim Kind auslöst. Der Sohn bekommt einen „sicheren Rahmen“ und das Gefühl, dass „alles in Ordnung ist“, wodurch er „in der Entwicklung fortgeschritten“ ist. Zum Erzählzeitpunkt hat sich die schwierige Situation ins Positive gekehrt. Der Sohn fühlt sich so wohl bei M 17 und ihrem Partner, dass er als „Nesthocker“ auch nach der Ausbildung nicht auszieht.

Und wir haben mit meinem neuen Mann dann 'ne Wohnung gehabt und dann eben den Sohn dann auch integriert. Was am Anfang aber schwer

war, weil er eben noch so 'n bisschen in sich gekehrt war und wollte nicht so das Neue so akzeptieren. Und wir haben gemerkt, als wir geheiratet haben, zwei Jahre später, dass ihm das supergut getan hatte, unserem Sohn. Weil er auch in der Entwicklung fortgeschritten ist, man weiß es nicht, warum. Aber er, glaube ich, brauchte auch den sicheren Rahmen, dass alles in Ordnung ist, und war uns dann auch wichtig, das Ritual. (M 17: 11)

Mutter-Sein geht bei M 17 zunächst mit ausgeprägtem Altruismus einher. In der Phase ihres Beziehungswechsels neigt sie zum Egoismus. Danach konsolidiert und stabilisiert sich die Situation für alle, auch zum Vorteil des Kindes. Phasenweiser Egoismus ist tendenziell negativ bewertet, aber auch der anfängliche altruistische Verhalten ist nicht konfliktfrei, da es potenziell überschießende Gegenbewegungen („jetzt bin ich dran“) auslösen kann. Im Verlauf der Entwicklung kommt es zu einer von M 17 positiv besetzten ‚Normalität‘, die den Ausgleich der Interessen zwischen Mutter und Kind bringt.

zu viel	zu wenig	Normalität
<b>Altruismus</b>	<b>Egoismus</b>	<b>Ausgleich</b>
Kind hat ein positives Leben	Kind hat ein reduziertes Leben	Kind hat ein positives Leben
Mutter	„Rabenmutter“	Mutter

Implizit kann geschlossen werden, dass es langfristig auch für das Kind gut ist, wenn die Mutter in einer zufriedenstellenden Paar-Beziehung lebt. Bei M 17 sind die semantischen Räume ‚Paar‘ und ‚Kind‘ klar voneinander unterschieden. Das Kind ist „neben“ dem Paar und nie „dazwischen“.

Ich wollte gerne, dass das Kind neben dem Paar ist. Das haben mein erster Mann und ich uns klargemacht, und mein zweiter und ich machen uns das auch klar: Dass wir ein Paar sind und das Kind ist daneben, niemals dazwischen. (M 17: 21)

M 17 definiert ‚Familie‘ damit auch deutlich hierarchisch. Erst kommt das Paar, und wenn das Paar glücklich ist, und nur dann, ist auch ein familiäres Zusammenleben möglich. Die Position des ‚Vaters‘ in der Familie ist für sie zuerst die Position des ‚Partners‘, das (glückliche) Paar ist für M 17 damit zentraler ‚Kern‘ der Familie und kann in ihrer Sichtweise auch re-kombiniert werden. Insofern ist auch das Eltern-Paar nur ein ‚Paar‘. Der Sohn ist in der re-stabilisierten und neu-kombinierten Familie wieder glücklich, problematisch war nur die Phase, in der sich die Familie in diesem Punkt im Umbruch befand.

4.7.1.3 Beispiel M 24: ‚gute Mutter = ‚glückliche Frau

Und sicherlich habe ich mich auch bemüht, aber ganz bestimmt habe ich oft auch einfach dran gedacht: Wie mache ich mir mein Leben schön? Natürlich mit ihr, aber es war nicht mein primärer Gedanke: Was kann ich jetzt nur tun, damit es Sara gut geht?, sondern es war auch: Was mache ich, damit's mir gut geht? (M 24: 24)

M 24 erzählt von drei Beziehungen, die in ihrem Leben als Mutter eine wichtige Rolle spielen. Zu ihrem ersten Mann und Vater ihrer einzigen Tochter (P1) hat sie eine leidenschaftliche Beziehung. Als der Alltag mit ihm jedoch nicht funktioniert, trennt sie sich von ihm kurz nach der Geburt ihrer Tochter. Nach einiger Zeit wählt sie ihren zweiten Lebenspartner (P 2) nach Kriterien aus, die sowohl für sie als auch für ihre 2-jährige Tochter Vorteile bringen. Er ist ein guter und liebevoller Vater-Ersatz für das Kind und sie selbst kann sich durch diese Beziehung beruflich entwickeln, weil sie jetzt Unterstützung bei der Versorgung des Kindes hat. Diesen Partner liebt sie nicht, und mit der Zeit überwiegt bei ihr das Gefühl, dass sie nicht glücklich ist, auch wenn der Alltag mit ihm gut funktioniert. Aus Rücksicht auf ihre Tochter bleibt M 24 zunächst dennoch bei ihm. Erst als die Tochter neun Jahre alt ist, verlässt sie ihn.

M 24 sieht die Aufgabe als ‚gute‘ Mutter zwar auch darin, „die Bedürfnisse“ der Tochter „in vollem Umfang“ wahrzunehmen, ist ihrer Erzählung nach dazu jedoch „nicht in der Lage“, als es um die Aufrechterhaltung einer Beziehung geht, die für die Tochter von Vorteil gewesen wäre, für die Mutter jedoch von Nachteil. Die Tochter ist mit dem Ersatz-Vater „glücklich“, die Mutter (M 24) als Frau in einer nicht-erfüllenden Partnerschaft jedoch nicht.

Ich war ja noch in dieser nicht so tollen Beziehung. Sara war so weit ganz glücklich, weil sie halt auch ihren Papa - das war ja ihr Papa - ganz gerne gehabt, ganz lieb gehabt hat. ... Aber nichts desto trotz, ich habe einfach gemerkt, das hat keinen Sinn. (M 24: 15)

Nach einigem Zögern trennt sie sich von diesem Partner (P 2). Einerseits erkennt sie, dass das Kind unter dieser Trennung „leidet“ und einiges mitmacht. Sie verweist aber gleichzeitig auf die Unmöglichkeit, eine Partnerschaft aufrecht zu erhalten, die nicht mehr zu ihrem Glück beiträgt. Dies betrifft den Stiefvater der Tochter ebenso wie zuvor den leiblichen Vater. Als ihre Tochter als junge Erwachsene die Trennung von ihrem leiblichen Vater kritisiert, den M 24 verlassen hat, als die Tochter wenige Monate alt war, konstatiert sie: „es ging nicht“.

... und da sagte sie dann so: „Ja, warum bist du nicht bei ihm (KV) geblieben?“ Und, gut, ich habe das nicht größer kommentiert, ich habe nur gesagt: „Es ging nicht.“ (M 24: 23)

Durch den Vorwurf, eine „grässliche Mutter“ zu sein, sieht sich M 24 in ihrer „Eitelkeit getroffen“.

Also, es war falsch, dass ich mich getrennt habe, dass ich das gemacht habe und jenes gemacht habe und überhaupt. Also, ich war überhaupt

'ne ganz grässliche Mutter. Und ich war auf einmal damit konfrontiert, ach, das war köstlich, sie hat mich wirklich in meiner Eitelkeit auch getroffen, ja. So, weil ich gedacht habe: Na ja, du hast dich ja wirklich bemüht. M 24: 22

Das Wohl der Tochter hat M 24 im Blick, auch wenn sie sich um sich selbst kümmert („natürlich mit ihr“), aber sie stellt es nicht über der Erfüllung eigener Lebensziele („Was mache ich, damit's mir gut geht.“)

Und sicherlich habe ich mich auch bemüht, aber ganz bestimmt habe ich oft auch einfach dran gedacht: Wie mache ich mir mein Leben schön? Natürlich mit ihr, aber es war nicht mein primärer Gedanke: Was kann ich jetzt nur tun, damit es Sara gut geht?, sondern es war auch: Was mache ich, damit's mir gut geht? M 24: 23

Mit Formulierungen wie „es hat keinen Sinn“, „es geht nicht mehr“, „das ist es nicht“ (M 24, S 15 f) macht M 24 klar, dass die Zurückstellung ihrer Wünsche keine dauerhafte Lösung für sie ist. Bei der Entscheidung zwischen dem eigenen Glück und dem des Kindes wird hier vorgeführt, dass es auf Dauer nicht möglich und auch nicht sinnvoll ist, das Kindeswohl höher anzusetzen als die eigenen Bedürfnisse.

M 24 gelingt es, den Konflikt hochrangiger Werte als ‚Frau‘ und ‚Mutter‘ abzumildern. Einerseits beruft sie sich auf ‚natürliche‘ und dem menschlichen Entscheiden entzogene Gesetzmäßigkeiten des „Lebens“, denen sich jeder, auch sie und die Tochter, unterzuordnen hat („Das Leben ist das Leben“).

Ihr ‚egoistisches‘ Verhalten ist für sie zwar ein Widerspruch zur „guten Mutter“, aber den Konflikt der eigenen Interessen mit denen des Kindes löst M 24 letztlich eindeutig zu ihren eigenen Gunsten. Damit sind ihrer Erfahrung nach keine Sanktionen verbunden. Die positive Entwicklung des Kindes ‚beweist‘, dass egoistisches Verhalten als Mutter nicht notgedrungen zu Katastrophen führen muss. Sie schließt diesen Passus mit dem Hinweis, dass die Tochter wider Erwarten nicht „so gestört“ daraus hervorgeht „wie man vielleicht denkt“.<sup>231</sup> M 24 stellt damit klar, dass egoistisches Verhalten der Mutter dem Kind auf lange Sicht nie schadet.

Oh Gott, ich denke grade ... meine Tochter hat schon was mitgemacht mit mir. Von wegen „gute Mutter“. Aber, muss man sagen: Das Leben ist das Leben, ja. Und, ja, interessanterweise ist sie nicht so gestört, wie man vielleicht denkt, dass sie gestört wird da draus. Das war ja wirklich nicht simpel. (M 24: 15)

Der dritte Lebenspartner von M 24 ist für ihre Tochter zunächst problematisch. Doch dann „blüht sie regelrecht auf“. Sie hat Freude an der Schule, macht Musik, komponiert, spielt Tennis und nimmt Gesangsunterricht. In den Augen der Mutter hat die Tochter jetzt selbst ein neues und „eigenes Leben“ ange-

---

<sup>231</sup> Auch in dieser Formulierung zeigt sich die Ambivalenz zwischen ‚Mutter‘ und ‚Frau‘. M 24 erwartet negative Auswirkungen einer Trennung auf das Kind, (ein potenziell ‚gestörtes‘ Kind) und kann doch nicht in deren Sinne handeln.

fangen: „Irgendwie hatte man das Gefühl, sie fängt an, so richtig auf 'ne Art und Weise zu sich zu finden.“ (M 24: 20)

M 24 fragt sich „warum das vorher nicht möglich war“ und führt dann ihre un- ausgefüllten Partnerschaft ins Feld. Während der für sie nicht erfüllenden Partnerschaft hat sie die Tochter ihrer Ansicht nach „ohne das bewusst zu wollen“ für eine Nähe „benutzt“, die ihr in der Partnerschaft gefehlt hat.<sup>232</sup> Mit dem neuen Partner (P 3), den sie „richtig“ liebt, entsteht jetzt ein angemessenes Gegengewicht, das der Tochter die Freiheit eines eigenen Lebens gibt. Die freie und glückliche Lebens-Entfaltung der Tochter wird von M 24 mit dem Lebens- und Liebesglück der Mutter korreliert. Insofern ist M 24 aus ihrer Sicht durch eine glückliche Partnerschaft eine bessere Mutter als sie es durch einen Verzicht auf eine glückliche Partnerschaft sein könnte. Ein altruistisches ‚Verzichten‘ auf das eigene Lebensglück ist nicht nur unmöglich („es ging nicht“) sondern auch nicht besser als eine egorelevante Entscheidung, da die Tochter ja gerade durch das ‚Lebensglück‘ der Mutter selbst einen positiven Weg nehmen kann („sie ist aufgeblüht“).

Aus Sicht von M 24 hat ihre ‚eigennützige‘ Entscheidung letztlich zum Wohlergehen der Tochter beigetragen, auch wenn diese vorübergehend leiden musste. Da dieses Leiden aber für sie unabänderliche Eigenschaft des Lebens ist („Das Leben ist das Leben“), sieht M 24 hier auch die Grenzen ihrer Möglichkeiten als Mutter gesetzt, das Kind zu schützen. M 24 kann sich als Frau und als Mutter nicht gegen die emotionalen Dynamiken des Lebens versperren. ‚Leben‘ ist bei M 24, wie auch in anderen Texten des Samples, ein Leben nicht nur im biologischen, sondern auch im emphatischen Sinne. Die Erfüllung der Mutter-Rolle zum Preis eines Verzichts auf emphatisches Leben ist auf Dauer nicht möglich und letztlich aus ihrer Sicht auch nicht sinnvoll für das Kind.

Somit wird bei M 24 der Widerspruch zwischen ‚Egoismus‘ und ‚Altruismus‘ aufgelöst zugunsten der Formel, dass egorelevante Entscheidungen der Mutter letztlich auch gut für das Kind sind beziehungsweise ‚altruistische‘ Entscheidungen der Mutter auf lange Sicht dem Kind nicht nützen.

---

<sup>232</sup> Siehe 4.9.4.



**Egoismus (als Frau) vs. ‚gute Mutter‘:**

**Der Widerspruch wird bei M 24 aufgelöst**

- Egorelevantes Verhalten der Mutter zeigt langfristig positive Auswirkungen auf das Kind
- Nicht-Egorelevantes Verhalten der Mutter gegen die eigenen Interessen zugunsten der Bedürfnisse des Kindes zeigt keine positiven Auswirkungen auf das Kind.
- Negative Folgen aus egorelevanten Entscheidungen der Mutter sind vorübergehend (Kind ist langfristig nicht gestört),
- Egorelevanten Entscheidungen der Mutter werden höheren Instanzen zugeschrieben („das Leben ist das Leben“) und sind damit unvermeidbar.

*4.7.2 Ausblenden der Folgen ego-relevanter Entscheidungen*

Der Konflikt zwischen den beiden hochrangigen Werten eine ‚gute Mutter‘ zu sein und ein selbstbestimmtes, emphatisches Leben und Beziehungsleben zu führen, wird am Beispiel der Trennung vom Kindesvater deutlich. Das Eingestehen des ‚Leidens‘<sup>233</sup> der Kinder ist für die betreffenden Mütter problematisch. Negative Auswirkungen einer Trennung auf die Kinder werden in den Erzählungen überwiegend als nicht wahrnehmbar dargestellt oder abgemildert<sup>234</sup>. Die Bandbreite geht von Nicht-Wahrnehmen über Ausblenden und Leugnen zu Relativierung (Kind ist „nicht so gestört“) und Umkehrung („langfristig war es gut“). Hier scheint ein Konflikt zwischen der Verhaltensebene und der Wissensebene vorzuliegen, der einen Konflikt zwischen wünschenswertem Verhalten als Mutter und hochrangigen Werten der Lebensführung als Frau betrifft. Dieser Konflikt ist für Mütter, die eine Trennung aktiv herbeigeführt haben, schwer lösbar und verbleibt in der Latenz.

M 6 steht für eine Reihe von Müttern, die negative Folgen von ‚Egoismus‘ ausblenden und so den Werte-Konflikt für sich abmildern. Erzählungen von Müttern, welche die Trennung vom Kindesvater nicht selbst herbeigeführt haben, zeigen diese Ambivalenz nicht, wie am Beispiel von M 1 zu zeigen ist.

M 1 und M 30 sind im Sample die einzigen Frauen, die bei der Trennung selbst verlassen wurden. Ihre Schilderungen verdeutlichen, dass nicht die Trennung vom Kindesvater an sich bei den Müttern zur beschriebenen Ambivalenz zwischen ‚eigenem Glück‘ ‚altruistischem Verhalten‘ als Mutter führt. Das Leiden der Kinder unter den Folgen einer Trennung müssen sich M 1 und M 30 nicht selbst zuschreiben, da der Kindesvater nicht nur die Kinder, son-

---

<sup>233</sup> Der Verlust des Vaters ist in ihren Augen zwar negativ gewertet, doch wird nicht weiter begründet, warum. Das Fehlen des Vaters in der Familie kann ihrer Erzählung nach von der Mutter weitgehend kompensiert werden.

<sup>234</sup> Was dies für die Kinder bedeutet, wäre gesondert zu untersuchen.

dem auch sie verlassen hat. Nur bei einem selbst gewählten Verhalten kann ein Konflikt zwischen Egoismus und Altruismus entstehen.<sup>235</sup> Sie beschreiben die Folgen der Trennung für die Kinder ungeschönt und eindeutig.

Vergleicht man die Formulierungen von M 24 und M 1, fallen Ähnlichkeiten und Unterschiede auf. Beide verwenden den Ausdruck „ganz schlimm“ als Beschreibung, wie die Trennung der Eltern auf das Kind gewirkt hat. M 24, die die Trennung selbst herbeigeführt hat, lässt die negativen Folgen für das Kind im Vagen (es war „wahrscheinlich ganz schlimm“) relativiert ihre Aussagen darüber mit Formulierungen wie „bestimmt“ oder „vielleicht“ („Sie war bestimmt mit Dingen belastet, die man vielleicht so oberflächlich gar nicht so sieht, ja.“) und verlegt das ‚Leiden‘ der Tochter in deren innere Vorgänge, die sie „oberflächlich“ nicht sah oder sehen konnte.

Bei M 1 werden die Folgen der Trennung für die Kinder wesentlich deutlicher angesprochen als bei M 6, M 24 oder M 8. Die Eindeutigkeit, mit der M 1 den Kausalzusammenhang zwischen der Trennung der Eltern und den Problemen der Kinder herstellt, fällt ihr insofern leichter, als sie selbst nicht die Verursacherin der Trennung und daraus sich ergebender Probleme ist. Die Worte, die M 1 für die Folgen der Trennung und das Leiden der Kinder findet, sind eindeutiger als die derjenigen Mütter, die die Trennung vom Kindesvater oder Ersatzvater selbst herbeigeführt haben: die Kinder von M 1 haben „gelitten“, „sehr gelitten“, „dramatisch gelitten“, in der bisher glücklichen Familie ist nun „alles in Trümmern“, die Trennungszeit ist „chaotisch“, alles geht „in Brüche“, es ist „schlimm, ganz schlimm“ und eine „dramatische Zeit“.

Die Große war 15, war auf einer weiterführenden Schule in der nächsten größeren Stadt. Ja, und dann kam plötzlich der Einbruch, dann war der Einbruch, dass mich mein Mann verlassen hat, von heute auf morgen. Also, alles in Trümmern, in Brüche. Und ich musste mir überlegen, wie es dann weitergeht. Die ersten zwei, drei Monate war's etwas chaotisch. Die Kinder haben sehr gelitten, die waren, ... dramatisch gelitten, speziell die Große. Dramatisch gelitten, muss man sagen. ... Die Große hat sehr gelitten, also das war schlimm. (M 1: 8f)

M 1 sieht einen direkten Zusammenhang, dass die ältere Tochter „abgedriftet“ ist, schließlich hat sie unter der Trennung „dramatisch gelitten“. Die Krise ist eindeutig der Trennung zuzuordnen, alles hat sich verschlechtert „seit dem Tag, wo mein damaliger Mann weggegangen ist“.

Das war eigentlich eine schwere (Zeit), ja, muss man sagen. Von 15 bis 17 war das eine ganz dramatische Zeit. Sie ist, ja, also, zu den Punks erst, Weltverbesserer, alles. Ja, das war damals die Zeit, wo die so mit grünen Strümpfen und roten Haaren und, weiß gar nicht mehr, also, ganz schlimm war. Die hat dann Probleme in der Schule bekommen. Hat seit dem Tag, wo mein damaliger Mann weggegangen ist, absolut nichts mehr getan für die Schule, gar nichts mehr. (M 1: 10)

---

<sup>235</sup> Im vorliegenden Sample werden 14 von 29 Ehen mit dem Kindesvater geschieden, dabei gehen bis auf 2 Trennungen alle von den Frauen aus.

Im Fall von M 6 werden die negativen Folgen ihrer Trennung auf die Kinder in ihrer Dramatik geschildert, aber gleichzeitig auch verharmlost. Sie beschreibt anschaulich, wie die Kinder ihren neuen Freund, der nach der Trennung vom Kindesvater bei ihnen zu Hause einzieht, radikal ablehnen.

Damals haben die [3 Kinder] so 'ne Bastion gebildet. Die haben, sie haben also mir dann später mal erzählt, was sie sich ausgeheckt haben, um den J., so hieß mein Partner, wie sie den, ja, ich sage mal sogar im Extrem, wie sie den umbringen können, so ungefähr. (M 6: 14)

Erst „im Nachhinein“ und „in der Rückschau“ fallen ihr Szenen auf, die möglicherweise hart für die Kinder waren, etwa dass ihr Sohn am ersten Weihnachtsabend, „wo der Vater nicht mehr da war“, geweint hat. Gleichzeitig wiederholt sie, dass sich für die Kinder mit dem Ende der Eltern-Beziehung „nichts geändert“ hat.

Also wie gesagt, Kindheit und Jugend eigentlich würde ich sagen, war vieles also wirklich sehr schön und auch besonders gewesen in gewisser Weise, aber es gibt eben diese Schattenseiten auch .... Also, das habe ich mehr im Nachhinein, so später, in der Rückschau so empfunden, wenn ich mich so an Dinge erinnere, wie er mal am Weihnachtsabend da saß und geweint hat am ersten Weihnachtsabend, wo der Vater nicht mehr da war. Und sage ich mal, die ganze Sache hat natürlich zum Vorteil gehabt für meine Kinder dass die drei sich unheimlich intensiv verbündet haben miteinander. (M 6: 13f)

Die Schilderung von Nachteilen und „Vorteilen“ wechseln sich in der Erzählung von M 6 ab. Sie rückt ins Zentrum, dass es die Kinder zusammenschweißt, sich gegen ihren neuen Lebenspartner zu verbünden, sie also letztlich einen Vorteil daraus gezogen haben. Ihr Anspruch auf Kontinuität eine guten Lebens, das mit den Kindern „ungebrochen“ weitergeht, stehen im Vordergrund ihrer Darstellung.

Also, ich habe bei all dem, was war, habe ich also nicht meine Kinder aus dem Auge verloren, ja, dass sie's einfach auch gut hatten. So, das sollte schon ungebrochen sein. (M 6: 14)

Trotzdem es aus Sicht von M 6 (und wohl auch objektiv) „wahnsinnig schwierig“ für die Kinder war<sup>236</sup> betont M 6 immer wieder die „Kontinuität“ die ihre Kinder trotz gewisser „Schattenseiten“ mit ihr als Mutter erlebt haben: „Das Leben mit ihnen ist im Prinzip so weiter gegangen“. Die Betonung von Kontinuität nach der Auflösung der ‚Vater-Mutter-Kind-Familie‘ ist bei den Müttern des Samples sehr ausgeprägt. Solange die Mutter bei den Kindern ist, so der Tenor, bleibt für die Kinder alles beim Alten. Dies ist auch ein Hinweis darauf, dass von den Sample-Müttern die Stellung des Kindesvaters in der Familie marginalisiert wird. Es gibt die Tendenz, die Kernfamilie auf die Mutter-Kind-Familie zu reduzieren.

---

<sup>236</sup> Der Kindesvater bricht auf Wunsch seiner neuen Partnerin den Kontakt zu seinen drei Kindern vollkommen ab.

Der (neue Partner) lebte dann auch mit uns - und das war eben wahnsinnig schwierig. Aber, ich sage mal, für meine Kinder (untermalt mit Klopfen) habe ich immer versucht, also, bis auf, sage mal, diese Komponente, dass das natürlich ein, für die Kinder dann auch ein großes Problem war, habe ich immer, waren meine Kinder und diese Kontinuität zu halten mit ihnen, also. Das Leben mit ihnen ist im Prinzip so weiter gegangen. Also, da war nicht-. Aber es war natürlich ein ganz schwerwiegender Faktor da. (M 6: 11)

M 6 kommt zu keinem eindeutigen Schluss, was die Lage ihrer Kinder betrifft. Sie haben ihrer Meinung nach „natürlich auch drunter gelitten“, aber auf die Nachfrage, ob sich etwas verändert hat nach der Scheidung der Eltern antwortet sie mit „Nein, gar nicht.“ (M 6: 11)

Potenzielle negative Auswirkungen einer Trennung auf die Kinder werden zum Erlebniszeitpunkt ausgeblendet („war mir nicht so bewusst“, M 11: 6) und in der Erzählung tendenziell relativiert („wahrscheinlich gelitten“). M 6 kann erst „in der Rückschau“ die „Schattenseiten“ für ihre Kinder empfinden und kann „nicht so genau sagen, wie“ die Kinder konkret gelitten haben: „Es gibt eben diese Schattenseiten auch ... Also, das habe ich mehr im Nachhinein, so später, in der Rückschau so empfunden.“ (M 6: 13)

Und da haben meine Kinder natürlich schon auch drunter gelitten, aber, ich kann das nicht so genau sagen, wie. Ich meine, so 'ne Scheidung, das ist immer eine wahnsinnige Verletzung für 'n jungen Menschen, das ist ganz klar. Das war mir, glaube ich, als ich da rauswollte aus dieser Ehe, war ich mir das auch nicht so bewusst. (M 6: 11)

M 17 entlastet sich als zeitweise „Rabenmutter“ (retrospektiv) von dem Anspruch, das Glück des Kindes immer im Auge zu haben. Sie mildert die Folgen ihres ‚Egoismus‘ in einem alterierenden Modell, in der einmal das Kind, ein anderes Mal auch wieder die Mutter im Leben „dran“ ist, je nach Bedürfnislage. Sie macht auch eine Unterscheidung der Lebensalter des Kindes. Das kleine Kind braucht sie ganz, das älter werdende Kind kann und soll zunehmend auch „von sich aus glücklich sein“ (M 17: 13).

#### 4.7.3 Zusammenfassung: Mutter vs. Frau

Die Mütter des Samples verfolgen als Frau konsequent ihr eigenes Glück, erachten aber gleichzeitig ein ‚altruistisches‘ Verhalten dem Kind gegenüber als wünschenswert. Sie müssen als Folge wie gezeigt die Ambivalenz zwischen hoch bewerteten Konzepten aushalten und daraus entstehende Konflikte abmildern. Aus diesen koexistierenden impliziten Werthaltungen speist sich ein komplexer Konflikt. Die Generation MSprecher arbeitet sich individuell an einer strukturellen, aber latenten und nicht diskursfähigen Problematik ab.

Im Hinblick auf die Frage der ‚guten Mutter‘ heißt das, dass man sich zwar bemüht, eine gute Mutter zu sein und sich in vielen Aspekten auch so fühlt, speziell im Bereich von Nähe, Zuwendung, Liebe und Vertrauen. Auf der Bewertungsebene konfligiert jedoch das reale Verhalten als Frau mit dem wün-

schenswerten Verhalten als Mutter. Man sieht sich zwar, insbesondere im Vergleich zur MVorgänger-Generation, tendenziell als ‚gute Mutter‘. Jedoch ist man aufgrund der widerstrebenden Konzepte von ‚Frau-Sein‘ und ‚Mutter-Sein‘<sup>237</sup> auch teil- und zeitweise nicht in der Lage, dem eigenen Anspruch zu genügen, dem Kind eine unbeschwerte, glückliche Kindheit zu ermöglichen. Das Frau-Sein, das Beruf und Partnerschaft inkludiert und wie gezeigt vom Mutter-Sein nicht zu trennen ist, steht im Lebensverlauf vieler Mütter zeitweise in Konkurrenz zum Mutter-Sein. Insofern müssen die Ansprüche der Mutter und die des Kindes immer gegeneinander abgewogen werden, da sie sich potenziell gegenseitig ausschließen.

Nach dem Motto ‚Nur eine glückliche Mutter ist eine gute Mutter‘ ist das Verfolgen eigener Lebensziele durch die Berufstätigkeit in das Konzept der ‚guten Mutter‘ relativ problemlos integrierbar. Obwohl man hier defensiv problembewusst bleibt ist man in der Rückschau letztlich ganz beruhigt, vor allem weil man nun sieht, dass die Kindesentwicklung durch die Berufstätigkeit nicht gelitten oder sogar auch gute Impulse erhalten hat.

Im Bereich ‚Beruf‘ kann also ein Ausgleich der Interessen gefunden oder immer wieder neu hergestellt werden. Im Feld der ‚Partnerschaft‘ jedoch kommt es bei Konflikten zwischen dem Anspruch an ein erfülltes Leben der Mutter und dem Glück des Kindes zur vollkommenen und unhinterfragten Unterordnung der Kindes-Bedürfnisse.

Die vom Kindesvater getrennten Mütter, im Sample fast die Hälfte der Mütter, stehen im Konflikt zwischen hochrangigen Werten als Frau und Mutter, wobei der Konflikt auf der Entscheidungs- und Handlungsebene nicht sichtbar wird. Hier wird zugunsten der Bedürfnisse der Frau entschieden, die ihre Grundlage in der Liebeskonzeption Frau-Mann und im Konzept des ‚gelungenen Lebens‘ haben. Die Entscheidungsprozesse spielen sich wesentlich weniger oder kaum auf einer bewussten Ebene ab. Es wird nicht (wie beim Thema Beruf und Kind) abgewogen, nachjustiert, sondern es wird einfach gehandelt. In der Folge einer Trennung vom Kindesvater wird zwar der Alltag in einigen Fällen so gehandhabt, dass möglichst auch für das Kind günstige Bedingungen geschaffen werden, doch der Erhalt der Eltern-Familie wird dem persönlichen Glück der Mutter (MSprecher) nachgeordnet, ist also unvermeidbar, wenn die Mutter nicht glücklich ist, wie im entsprechenden Kapitel beschrieben.

---

<sup>237</sup> bezüglich Altruismus (Mutter-Sein) und Egoismus (Frau-Sein)

## 4.8 Gelungenes Leben als autonome Kombination von Lebenschancen im ‚emphatischen‘ Leben

Zum ‚Glück‘ einer Mutter<sup>238</sup> gehören im Sample die zentralen Komponenten ‚Kind‘, ‚Beruf‘ und ‚Partner‘.<sup>239</sup> Diese Komponenten sind alle für ein ‚gelungenes Leben‘ als Mutter Voraussetzung, und keine der Komponenten ist dauerhaft verzichtbar.<sup>240</sup> Zusätzlich müssen die drei Komponenten untereinander in einem Verhältnis stehen, das individuell als ‚ausgewogen‘ und angemessen empfunden wird. Die Gewichtung der Anteile ist individuell unterschiedlich und erfolgt optimalerweise durch die Frau/Mutter selbst nach ihrer individuellen Vorstellung von Lebenszielen und -Aufgaben. Der Grad der Selbstbestimmung über die Gewichtung der Komponenten muss unbedingt ausreichend hoch sein. Herkunftsfamilie oder soziale Umgebung haben keinen direkten Einfluss auf diese persönliche Gewichtung. Das Konzept des ‚gelungenen Lebens‘, wie es die Mütter des Samples in den Lebensschilderungen entwerfen, ist immer ein ‚emphatisches Leben‘. Phasen der Reduzierung oder des Verzichts sind in Kauf zu nehmen, wenn sie wiederum im Konzept des ‚gelungenen Lebens‘ einen Sinn machen, etwa ist man bereit, für den hoch bewerteten Ausgleich der Bedürfnisse zwischen Mutter und Kind vorübergehend auch hohe Belastungen zu tragen.

Das Glück einer Mutter ist gegenüber dem Glück der ‚Frau‘ weder reduziert noch gesteigert. Eine Mutterschaft ist keine notwendige und auch kein hinreichende Bedingung eines glücklichen Lebens als Frau. Die Selbstentfaltung als Frau kann durch die Mutterschaft nie völlig erfüllt oder gar ersetzt werden. Ist man aber Mutter, so hat das Kind, ebenso wie Beruf und Partner, wesentlichen Anteil am Glück der Frau.

### 4.8.1 Relation Kind-Beruf

Eine temporäre Reduzierung oder ein vorübergehender Wegfall des Bereichs ‚Beruf‘ zugunsten des Bereichs ‚Kind‘ ist möglich<sup>241</sup>, dabei spielt es keine Rolle, ob eine temporäre berufliche Auszeit oder Reduzierung ausdrücklich erwünscht ist (mehr Zeit für das Kind) oder pragmatisch in Kauf genommen wird (Fremdbetreuung nicht angeboten etc.). Die Gewichtung zwischen ‚Kind‘ und ‚Beruf‘ wird bei wechselnden Lebensumständen oder -Wünschen wiederholt flexibilisiert und wie gezeigt immer bei größtmöglichem Ausgleich der Bedürfnisse von Mutter und Kind vorgenommen. Mit ansteigendem Lebensalter des

---

<sup>238</sup> Hier: eine Frau, die Mutter ist. Ein Kind gehört aus Sicht des Samples zum Glück einer Mutter, ist aber nicht Voraussetzung für das Glück einer Frau.

<sup>239</sup> ‚Kind‘ = ein Kind/mehrere Kinder; ‚Beruf‘ = eine Tätigkeit/Aufgabe außerhalb der Familienarbeit  
‚Partner‘ = Liebe und Partnerschaft allgemein, in der Regel der Lebenspartner

<sup>240</sup> Sie müssen vorhanden oder wenigstens möglich sein (etwa wenn man gerade eine Ausbildung macht oder wenn man zwar temporär keinen festen Partner hat, aber damit zufrieden ist).

<sup>241</sup> Überwiegend im ersten und bis etwa zum dritten Lebensjahr des Kindes.

Kindes wird es auch zunehmend belastet, ist das Kind noch klein, reduziert dagegen die Mutter ihre Ansprüche an ein ‚eigenes Leben‘ außerhalb der familiären Sphäre.

Bezüglich des Bereichs ‚Beruf‘ sind die Mütter generell hoch adaptiv. Die berufliche Tätigkeit wird an die wechselnden Lebenssituationen so weit wie möglich angepasst (finanzielle Bedürfnisse, Betreuungsaufwand Kind, finanzieller Beitrag des Partners etc.).

Das Kind ist hierbei eine wichtige, aber indirekte Einflussgröße. Die Entscheidung, wie viel oder wie wenig die Mutter beruflich tätig ist, wird im Spannungsfeld zwischen den Bedürfnissen der Mutter und den jeweiligen Bedürfnissen<sup>242</sup> des Kindes getroffen. Jede Mutter hat hier eine individuelle ‚Grenze‘, die sie nicht überschreiten möchte. Es darf kein ‚Zuviel‘ an Beruf geben (sonst hat man nicht genug Zeit für das Kind) aber es darf auch kein ‚Zuwenig‘ an Beruf geben. Das Gleiche trifft auf das Thema Kind zu. Nur das Kind zu betreuen und aufzuziehen wäre ‚zu viel Kind‘, zu wenig Zeit für das Kind wird aber auch als Einschränkung des Lebensgenusses angesehen und vermieden. Die Bereiche ‚Beruf‘ und ‚Kind‘ sollen optimalerweise so austariert sein, dass eine bestimmte, individuell als angemessen und ausgewogen empfundene Balance herrscht. Dementsprechend ist hier die Bandbreite des individuellen Verhaltens groß, bleibt jedoch innerhalb von Ober- und Untergrenzen. Problematisch für das Glück der Mutter wäre eine vollständige Kompensation des Aspektes ‚Beruf‘ durch die Mutterschaft. Sowohl ‚Beruf‘ als auch ‚Kind‘ stellen aus Sicht der Mutter hochrangige Werte dar. Die absolute Untergrenze ist da erreicht, wo der Beruf als Komponente gerade noch individuell ausreichend ins Gewicht fällt. Auch eine Ausbildung, eine freiberufliche Nebentätigkeit oder eine ehrenamtliche soziale Aufgabe sind akzeptabel, solange der Bereich ‚Beruf‘ nicht zu marginal gegenüber dem Bereich ‚Kind‘ wird. Die absolute Obergrenze wäre überschritten, wenn man wegen des Berufs die Rolle als Haupt-Versorgerin des Kindes abgeben müsste.

Fällt der Bereich ‚Beruf‘ jedoch komplett weg, bleibt eine unaufgefüllte und auch nicht durch den Bereich ‚Kind‘ hinreichend auffüllbare ‚Leerstelle‘ im Leben der Frau zurück. Eine vollständige Ersetzung und Überlagerung des Bereichs ‚Beruf‘ durch eine kompensierende Ausdehnung des Bereichs ‚Kind‘ über die selbst gesteckten Grenzen ist auf Dauer nicht mit dem Konzept des ‚gelungenen Lebens‘ vereinbar.<sup>243</sup> Der Bereich ‚Beruf‘ ist als defizitärer ‚Leerraum‘ eine Quelle potenzieller Unzufriedenheit oder des Gefühls von ‚Verzicht‘ und Verlust. Hier wirken offensichtlich starke Kräfte gegen eine Nur-Mutterschaft. Wie gezeigt, berichten Mütter nach Phasen, in denen sie sich aus-

---

<sup>242</sup> Hierbei handelt es sich nicht um die tatsächlichen Bedürfnisse des Kindes. Die Mutter hat jeweils Annahmen darüber, was die Bedürfnisse des Kindes sind.

<sup>243</sup> Umgekehrt eignet sich der Beruf offensichtlich als Kompensation für das Thema ‚Kind‘. Hinweise gibt es etwa bei M 12, M 1, M 17, M 2, die aus verschiedenen Gründen zunächst keine Kinder wollten oder bekommen konnten. Hier gab es eine vermehrte Konzentration auf Karriere und andere, auch berufliche Freiheiten.

schließlich dem Kind widmen, überwiegend von Ausbruchtendenzen aus dem ‚Raum Kind‘ („Ich will hier raus!“).<sup>244</sup>

#### *4.8.2 Relation Kind-Partner*

Der Bereich ‚Partnerschaft‘ ist vom Bereich ‚Kind‘ aus Sicht der Mütter weitgehend entkoppelt. Dies trifft sowohl auf die Beziehung zum Kindesvater als auch zu möglichen weiteren Partner zu. Man wählt und lebt die Beziehung zum Partner nach den eigenen Möglichkeiten, Bedürfnissen und Ansprüchen.

Ein positiv mitgestaltender Einfluss des Kindes auf den Bereich ‚Partnerschaft‘ (etwa Einfluss auf die Qualität oder Dauer der Partnerschaft, Verhinderung einer Trennung der Eltern, Einfluss auf die Kriterien der Partnerwahl<sup>245</sup>) ist nicht möglich (M 17, M 1, M 8, M 12 etc.<sup>246</sup>)

Negative Einflüsse vom Bereich ‚Kind‘ auf den Bereich ‚Partner‘ können entstehen, etwa durch die hohe Betreuungsintensität der ersten Monate (M 14, M 15, M 24) oder durch Streit mit dem Partner (Kindesvater oder neuer Partner) über Erziehungsziele und -Stile (M 2, M 9, M 23, M 14, M 18, M 30). Bei neuen Partnern nach dem Kindesvater kommt eine potenzielle Ablehnung seitens der Kinder dazu (M 30, M 6).

#### *4.8.3 Relation Partner-Kind*

Der Kindesvater hat einen positiven Einfluss auf das Kind, wenn er in den Erziehungsvorstellungen mit der Kindesmutter übereinstimmt. Regelnde und autoritäre Tendenzen werden als potenziell negativ für das Kind beschrieben und von der Mutter eingegrenzt. Nach einer Trennung kann der Kindesvater aus Sicht der Mutter auch als negative Figur zum Auslöser von Problemen werden. Väter werden nicht als notwendige komplementäre und positiv bereichernde Instanz für die Entwicklung der Kinder gesehen.

Bei einer erneuten Partnerwahl (nach einer Trennung vom Kindesvater) spielen die Bedürfnisse der Kinder keine Rolle. In den meisten Fällen werden die vorhandenen Kinder mit einem neuen Partner erst konfrontiert, wenn die Beziehung bereits besteht. Die Reaktion der Kinder ist für die Mutter durchaus wichtig (Wunsch nach Akzeptanz), aber nicht ausschlaggebend.<sup>247</sup> Es gibt mit

---

<sup>244</sup> Siehe 4.3.4.3 *Grenzen und Flucht: „Ich will hier raus“*.

<sup>245</sup> Ausnahme hierbei ist M 17, die sich nach der Trennung vom Kindesvater für eine Beziehung mit einem verlässlichen, aber nicht ausreichend geliebten Partner entscheidet, von dem sie sich nach Jahren wieder trennt. Dieser Partner ist während der Partnerschaft ein ‚Vater‘ für das Kind (Kind 2-9 Jahre alt) Das Kind sieht ihn nicht als Stiefvater, sondern als Vater („er war ja ihr Vater“, M 17:X). Nach Beendigung der Beziehung zur Mutter distanziert er sich zunächst und bricht dann den Kontakt mit dem Kind vollkommen ab.

<sup>246</sup> Im Prinzip alle getrennten Mütter und alle Mütter mit neuen Partnern.

<sup>247</sup> Siehe Kap. 4.7.2.



einer Ausnahme<sup>248</sup> keinen Hinweis im Sample, dass der neue Partner in seiner Rolle als Vater-Ersatz oder Zweit-Vater gewählt oder nach seinen Fähigkeiten als Familienversorger ausgesucht wird. Er wird als Mitversorger, aber nicht als Miterzieher der Kinder anerkannt. Positiver Einfluss auf die Kinder geht von ihm nur selten aus (z.B. M 24, M 21, M 8), wenn er die Kindesmutter in ihrer Erziehungslinie unterstützt, ist er aber ein positiver Faktor im Leben der Mutter (z.B. M 11, M 2). Sein Einfluss auf die Kinder ist potenziell negativ, wenn diese ihn ablehnen oder er sie gegenüber leiblichen Kindern benachteiligt (z.B. M 3, M 30, M 18)

Wenn eine bestehende Partnerschaft emotional defizitär ist oder kein Partner vorhanden ist, erweitert sich der Bereich ‚Kind‘ potenziell zu Lasten des Sektors ‚Partnerschaft‘. Emotionale Bedürfnisse, die in der Partnerschaft fehlen, werden dann auf die Kinder übertragen, was von den betroffenen Müttern ex post problematisch gesehen wird (potenziell zu viel Nähe und Bindung, M 17, M 12, M 14, M 24). Indirekt positiv kann damit die Rolle eines neuen Partners dadurch sein, dass durch ihn die Kindesmutter eine zufriedenstellende Partnerschaft leben kann und so ihre emotionalen Bedürfnisse nicht zu sehr auf das Kind konzentriert.<sup>249</sup>

#### *4.8.4 Glück als emphatische Verdichtung des Lebens*

Glück stellt sich im Lichte des Textkorpus als zentrale, aber auch beeinflussbare Größe dar. Man fühlt sich dem eigenen Lebensglück in gewisser Weise verpflichtet und gestaltet das Leben nach Möglichkeit so, dass man die sich bietenden und gewünschten Lebensoptionen auch ausreichend wahrnehmen kann. Im individuellen Lebenskonzept sind dies unterschiedliche Gewichtungen der zum ‚Glück‘ notwendigen Komponenten, jedoch ist man nicht bereit, auf etwas zu verzichten, was möglich erscheint und wünschenswert wäre. Die Einflussmöglichkeiten auf das eigene Glück werden seitens MSprecher als sehr hoch eingeschätzt. Lebensereignisse werden rekurrent im Zusammenhang mit Entscheidungen referiert, in denen der Umgang mit diesen Lebensereignissen festgelegt wird, wodurch die Geschehnisse ihren Rang und ihre Einordnung in das je persönliche Lebenskonzept erst erhalten. So wird schon der Übergang zur Mutterschaft sehr individuell erzählt. Wichtig ist nicht nur, dass man schwanger ist, sondern wie man nun damit umgeht. Auch bezüglich des Berufs macht man sich vielfältige Gedanken darüber, wie er zum Lebensglück beitragen kann. Aus Sicht des Samples erscheint die Berufstätigkeit von den Müttern mehr als Chance denn als Pflicht gesehen zu werden. Man ist gerne berufstätig, lässt sich aber auch nicht allzu sehr auf den Beruf ein. Die Vorstellung einer müden, abgekämpften Mutter, die von einer auszehrenden Arbeitsroutine zermürbt abends auch noch ihren Anteil an

---

<sup>248</sup> M 24 geht eine pragmatische Beziehung ein, um nicht mit dem Kind allein zu sein. Der neue Partner erweist sich als guter Alltagspartner, ermöglicht die berufliche Entwicklung von M 24 und wird zum akzeptierten Zweitvater für das Kind („Löwenpapa“). Die Beziehung wird von M 24 aber als für sie selbst defizitär problematisiert.

<sup>249</sup> Siehe dazu auch 4.7.1

Hausarbeit erledigt und die Kinder versorgt, drängt sich bei Durchschau der Texte jedenfalls nicht auf. Ein Hang zum Lebensgenuss, eine hedonistisch-pragmatische Herangehensweise an Lebensthemen ist in den Erzählungen durchgehend zu erkennen. Auch Partnerschaften werden unter diesem Blickwinkel ständig daraufhin überprüft, ob sie auch noch zu den eigenen, gesteigerten Erwartungen an den Lebensgenuss durch emotionale Intensität beitragen. Der Umgang mit den Kindern ist vom Glücks-Konzept dabei nicht ausgeschlossen. Die Phasen der Kindheit werden als besonders glücklich beschrieben, die intensiv und verdichtet sind, in der man entweder die Zeit mit den Kindern genießt oder sich auch zwischen den Angeboten an Lebens-Chancen abhettelt.

Leben heißt für die Mütter des Samples, das Leben auch aktiv zu gestalten. Hier scheinen mehrere (nicht bewusst eingesetzte) ‚Strategien‘ zur Steigerung des Lebensgenusses und des Glücks wirksam zu werden.

#### *4.8.5 Strategien des Lebens-Genusses*

In vielen Texten erscheinen ganz ‚normale‘ Lebensereignisse durch Verdichtung und Überhöhung aufgewertet. Wie M 24 ihren Kinderwunsch als Abenteuergeschichte beschreibt, ihre Partnersuche und das Geburtserlebnis ins Extreme emotionalisiert, entzieht sie sich der Alltäglichkeit, die das Mutter-Werden einer Frau im ‚gebärfähigen Alter‘ haben könnte. Wie M 11 den Rückzug in die Mutter-Kind-Enklave betreibt, um ganz Mutter zu sein und ihre ‚Urmutter-Bedürfnisse‘ auszuleben, vermeidet sie die Normalität des Mutter-Seins mit Windelkauf, Gläschenwärmer und den üblichen sozialen Reduzierungen. Der ‚normale‘ Ablauf der erwartbaren Ereignisse von Heirat, Schwangerschaft und Geburt wird von M 13 ins Ungewöhnliche gezogen und sie ist von jeder (erwartbaren) neuen Lebenswendung ‚überrascht‘. Die Kleinkindphase, an der die Generation MVorgänger vielleicht noch die Anstrengung der Versorgung unselbstständiger Kinder betont hätte, wird von M 3 und vielen anderen Müttern des Samples in so lebendigen Farben geschildert, als handele es sich um einen verlängerten Abenteuer-Urlaub. Der Übertritt des Kindes in die Schule erscheint bei M 14 als tränenreich-dramatischer Moment. Die schulische Entwicklung der Tochter liest sich bei M 12 wie das Who-Is-Who alternativ-elitärer Schulkonzepte und zwischendurch unternimmt man noch ein Karibik-Reise oder geht einen Happen in Paris essen. Diese kleine Aufzählung mag verdeutlichen, worum es beim Thema Glück für diese Frauen des Samples implizit geht: in der Verdichtung und Zuspitzung gerät das ‚normale‘ Leben unter solchem gestaltenden Druck zum hochkarätigen Diamanten. Auch wenn dieser, um im Bild zu bleiben, Einschlüsse haben mag, also auch durchaus negative Lebenswendungen zu verkraften sind, ist man positiv überzeugt, dass das Leben, auch und gerade mit den Kindern, gelingen kann, wenn man seine Chancen nutzt. Hier ist die zweite ‚Strategie‘ zur Glückssteigerung schon angelegt. Glück ist die Vervielfachung von Lebens-Prioritäten. Die sogenannte ‚Doppelbelastung‘ der Mutter erscheint im Licht der Erzählungen als Aufwertung des Mutter-Seins. Durch die Verdichtung der Zeit, die man ‚ausnutzen‘ muss (die Kindheit ist kurz, durch den Beruf ist man nicht ständig anwesend) wird die Zeit kostbar und das Mutter-Sein ist wiederum dem

Gewöhnlich-Alltäglichen entzogen („man fühlt sich gestresst, aber wichtig“, M 1). Alles was man machen möchte, soll möglich sein, und alles, was man weniger interessant findet wird als ‚Pflicht‘ reduziert und marginalisiert. Man will keine Hausaufgaben kontrollieren und keine Fenster putzen, man neigt zur Genuss-Mutterschaft also ebenso wie zur ‚Hochleistungs-Mutterschaft‘ im Kontext von verdichteter und grenzwertig mit Erlebnissen aufgefüllter Zeit. Gleichzeitig gibt es eine Tendenz zur inhaltlichen Aufwertung des Mutter-Seins. Man stellt auf Basis eigener Kindheitserlebnisse die Mutter ins Zentrum einer gelungenen Kindheit und sieht die eigene Aufgabe damit als zentrale Instanz über Glück oder Unglück auch im Leben der Kinder („Mutter als wichtigste Aufgabe überhaupt“ M 20). Dass man, ganz nebenbei, noch an einer Revolte gegen die Eltern-Generation und deren überholte Lebens- und Erziehungsvorstellungen beteiligt war, gibt dem Mutter-Abenteurer schließlich noch den entscheidenden Thrill. Man hat die doch recht abstrakten Ideen der 1968er sozusagen im Leben der Kinder realisiert und die alte Welt der Nachkriegs-Generation von den Kindern aus umgestaltet. Dabei sieht man sich nicht in einer gesellschaftlichen Rolle als Erzieherin der nächsten Generation. Aber man konnte die entscheidenden Impulse geben, um wiederum den eigenen Kindern ein ausgefülltes, glückliches Leben zu ermöglichen. Als letzte, nicht unwichtige ‚Strategie‘ der Glücksmaximierung mag die in den Erzählungen sich widerspiegelnde hohe Bereitschaft und Fähigkeit zur Adaptivität gelten. Was auch immer kommt, wird angenommen, man tut sich nicht schwer, auf Entwicklungen zu reagieren. Das Mutter-Leben ist weder vom richtigen Leben ausgeschlossen noch vor ihm geschützt, das erfahren die meisten Mütter auch in schwierigen Lebensphasen, doch in der Gestaltung dieser Lebensereignisse liegt dann wieder die Möglichkeit, sich das Leben so schön zu machen, wie man es sich wünscht. Im Gefühl, die wesentliche Entscheidungs-Instanz über das eigene Lebensglück zu sein, sind die Mütter überwiegend sehr zufrieden mit ihren Lebensentscheidungen.

#### Glücks-Strategien

#### **Lebensereignisse**

- + Lebens-Verdichtung
- + Lebens-Genuss
- + Reduzierung des Pflichtenkatalogs
- + Aufwertung der Mutter-Aufgaben
- + Akkumulation der Rollen
- + Adaptivität an Lebensentwicklungen
- + Ich als Entscheidungsinstanz (Autonomie als Frau)

**= Glück**

4.8.6 Entwicklungs-Modell MSprecher vs. Stagnation MVorgänger

Und ich hatte also als Kind, da kann ich mich erinnern, im Alter von 8, 9 Jahren, hatte ich immer das Gefühl: Meine Mutter hat kein eigenes Leben, die lebt durch uns!

Ich will ein ausgefülltes Leben haben, und es sieht nicht so aus, wie das meiner Mutter. Das war mir also von klein auf sehr, sehr klar. (M 16: 1)

Die Frauen im Sample wünschen sich und leben auch durchgehend ein „anderes“ Leben als ihre Mütter. Unterschiede betreffen das Lebensmodell als ‚Entwicklungsmodell‘, das dem ‚Stufenmodell‘ der Vorgänger-Generation entgegengesetzt wird. Dabei bevorzugt die MSprecher-Generation die gleichzeitige Akkumulation von Lebensrollen, während der MVorgänger-Generation eine irreversible Sukzession der Rollen im Lebensverlauf attestiert wird. Im Vergleich zur Mütter-Generation (MVorgänger) lebt man auch als Mutter wie gezeigt ein ‚emphatisches‘ Lebensmodell, das in keinem Aspekt reduziert werden soll.

Vergleich der MSprecher- und der MVorgänger-Generation hinsichtlich Biografiemodellen und Umgang mit sozialen Rollen.

<b>MSprecher: Entwicklung</b>	<b>MVorgänger: Konstanz, Stagnation</b>
Entwicklungsprozess als Erwachsene nicht abgeschlossen	Entwicklungsprozess als Erwachsene abgeschlossen
Transformationen graduell, potenziell reversibel	biografische Stufen absolut, Transformationen irreversibel
<b>MSprecher: Akkumulation der Rollen</b>	<b>MVorgänger: Sukzession der Rollen</b>
Frau-Sein <b>und</b> Mutter/Partnerin/Beruf	Frau-Sein, <b>dann</b> Mutter/Ehefrau/Hausfrau
Vielfalt der Rollen als Mutter: Zuwachs an Optionen <i>Sowohl-Als-Auch</i>	Klarheit der Rolle als Mutter: Ausschluss von Optionen <i>Entweder-Oder</i>
<i>Frau erweitert um Option Mutter-Sein</i>	<i>Mutter reduziert um Option Frau-Sein</i>

4.8.7 *Emphatisches Leben*<sup>250</sup> MSprecher vs. *reduziertes Leben* MVorgänger

<b>MSprecher:</b> „eigenes Leben“	vs.	<b>MVorgänger:</b> kein eigenes Leben
<b>emphatisches Leben in der Beziehung</b>	vs.	<b>reduziertes Leben in der Beziehung</b>
hohe Erwartungen an Glück Glück > Konstanz	vs.	reduzierte Erwartungen an Glück Konstanz > Glück
<b>emphatisches Leben mit dem Kind</b>	vs.	<b>reduziertes Leben wegen des Kindes</b>
genießen	vs.	sich opfern, zurückstecken
<b>emphatisches Leben als berufstätige Frau</b>	vs.	<b>reduziertes Leben als Nur-Hausfrau und Mutter</b>
Beruf obligatorisch aktive Teilnahme am Leben Selbstverwirklichung	vs.	Beruf nicht kompatibel mit Rolle passive Teilnahme am Leben anderer Selbstaufgabe

Die größeren Möglichkeiten der Gestaltung der eigenen Vita machen den Hauptunterschied zum Leben der Mutter aus. Bezüglich hoch bewerteter Themen der Lebensführung kommt es aber nun zu Konflikten mit dem ebenso hoch bewerteten Wunsch, eine gute Mutter zu sein. Hier kommt es vor allem in zwei Themen zu Konflikten: der Selbstentfaltung im Beruf steht der Wunsch nach Anwesenheit beim Kind gegenüber. im Kontext von Glücks-Erwartungen in der Beziehung und damit potenziellen Beziehungswechseln entstehen Konflikte mit dem Wunsch, den Kindern Beziehungskonstanz und eine vollständige Familie zu gewährleisten.

M 16 bringt auf den Punkt, wie die eigene Mutter im Sample meist beschrieben wird. Sie hat, neben den Kindern und der Familie, kein „eigenes Leben“. Dieser Mangel an Aufgaben, die über die Versorgung der Kinder hinausgehen, ist für die Generation MSprecher gleichzusetzen mit einem „unausgefüllten Leben“. Die eigenen Erwartungen (MSprecher) gehen über das Familienleben hinaus, während sie sich bei der eigenen Mutter und ihrer Generation auf diese konzentrierten, aber auch in ihr erschöpften: „*Ich will ein ausgefülltes Leben haben, und es sieht nicht so aus, wie das meiner Mutter. Das war mir also von klein auf sehr, sehr klar.*“ (M 16: 1).

Die Wahrnehmung weiterer Lebensoptionen neben dem Mutter-Sein ist für die Frauen des Samples ein zentraler und selbstverständlicher Wert. Hier sehen sie sich gegenüber der eigenen Mutter in der Regel im Vorteil. Sie rechnen ihre größeren Möglichkeiten der aktiven Lebensgestaltung nicht so sehr einer

<sup>250</sup> Dem biologischen Leben steht ein ‚Leben‘ im metaphorischen Sinne gegenüber, das ‚emphatisch‘ oder ‚reduziert‘ ist in Bezug auf die Erweiterung (gesteigert) oder Reduzierung (abgeschwächt) seiner Möglichkeiten, vgl. Wunsch 1981: 546.

individuellen Haltung zu, sondern begründen die Lebensführung ihrer Mutter-Generation mit den unterschiedlichen zeittypischen sozialen Hintergründen. Im Vergleich zu ihrer eigenen Mutter, die ebenfalls drei Kinder hat, empfindet beispielsweise M 20 ihre Lebenschancen als größer. Bei der Mutter sieht sie keine Möglichkeit, neben den Kindern noch zu arbeiten, für sie selbst ist es eine selbstverständliche Option.

Sie war auch nicht berufstätig, das war damals auch nicht möglich, und sie hatte zwar eine Ausbildung noch gemacht im Krieg, so 'ne Schnellausbildung als Arzthelferin damals, und das hat sie aber dann mit drei Kindern auch nicht mehr machen können. Und zu Hause war eben viel zu arbeiten: die hatten keine Waschmaschine, usw. Mit drei Kindern kann man das nicht. Mein Vater war viel weg auf Reisen, und da war auch noch keine Teilung der Arbeitszeit in dem Sinne, und er hätte auch gar nichts helfen können, weil er so viel selber zu tun hatte. Ähnlich wie mein Mann, der konnte auch jetzt nicht viel im Haushalt noch helfen, der kam nachts todmüde heim. (M 20: 16)

Auch wenn sie, ebenso wie ihre Mutter, einen Partner hat, der beruflich meist abwesend und nicht in der Lage ist, bei der Kinderversorgung mitzuwirken, kann M 16 ihre Ausbildung anwenden, berufstätig sein und den Haushalt teilweise delegieren. Verändert haben sich also nicht so sehr die konkreten Anforderungen an die Mutter (auch M 16 muss für 3 Kinder sorgen wie ihre Mutter), sondern vor allem die Lebens-Umstände, die sich für M 16 und nach den 1960er Jahren anders darstellen als für ihre Mutter in der Nachkriegszeit.

Ich habe immer gedacht: Mensch, wenn die (M Vorgänger) diese Sechzigerjahre dann erlebt hätte - sie ist 65 gestorben, also, grad, als das anfing mit diesem Ganzen, und dann auch diese Entwicklung der Frau und dieser Sachen, ... dann hätte die wahrscheinlich vielleicht noch mal ganz andere Lebenslebendigkeit gefunden. Das war so ein Gefühl. Aber das hatte sie damals nicht. (M 20: 16)

**negatives Vorbild als Mutter**  
=> Gegenentwurf

**positives Vorbild als Mutter**  
=> Teiltradierung

**negatives Vorbild als Frau**  
=> Gegenentwurf

-----

#### *4.8.8 Zusammenfassung: Gelungenes Leben – emphatisches Leben*

Wie beschrieben dienen negative Merkmale des Erziehungsstils der eigenen Mutter in vielen Fällen als Grundlage eines erzieherischen Gegenentwurfs. Einige Teilnehmerinnen sehen retrospektiv auch Ähnlichkeiten zur Mutter (MVorgänger), was die eigene Mutter-Rolle betrifft, was sich ausschließlich auf positive Teil-Aspekte bezieht. Insofern ist die Generation MVorgänger für die Generation MSprecher unstrittig ein wichtiger Orientierungsrahmen bezüglich des eigenen Verhaltens als Mutter. Dabei ist klar, welche erzieherischen Vorstellungen tradierbar sind (positive Teilaspekte) und was nicht übernommen wird (negative Elemente des Mutter-Seins MVorgänger).

Komplizierter wird es auf der Ebene von Verhaltensweisen als Mutter, die mit der Lebensführung als Frau verknüpft sind. Positiv bewertet werden hier Verhaltensweisen der eigenen Mutter und der Generation MVorgänger, die man auch für die eigene Mutter-Rolle als wünschenswert sieht: die Anwesenheit der Mutter bei den Kindern zu Hause mit ausreichend Zeit für die Kinder und eine konstante Beziehung zum Kindesvater, der damit Teil einer kompletten Vater-Mutter-Kind-Familie bleibt. Diese aus Sicht der Generation MSprecher positiven Aspekte des Mutter-Seins gehen jedoch mit Aspekten der Lebensführung als Frau einher, die die Sample-Generation für sich ablehnt. Dazu gehören der Verzicht auf ein ‚eigenes Leben‘, insbesondere die Berufstätigkeit, die tendenzielle Selbstaufgabe („sich aufopfern“) als Mutter zugunsten anderer und der potenzielle Verzicht auf Glück in der Partnerschaft zugunsten von Konstanz in der Partnerschaft, die wiederum für die Kinder als positiv gesehen wird.

Hoch bewertete und vorbildhafte Aspekte des Mutter-Seins, die die Generation MVorgänger gelebt hat, sind in der Wahrnehmung der Generation MSprecher somit mit abgelehnten Aspekten der Lebensführung untrennbar verknüpft. Insofern entsteht hier ein Konflikt hoch bewerteter Merkmale des Mutter-Seins mit negativ bewerteten Merkmalen des Frau-Seins.

Vor diesem Hintergrund sind die eigenen (MSprecher) Konzepte des Mutter-Seins zwar in vielen wesentlichen Aspekten (Beziehung, Nähe, Vertrauen etc.) ein positiver Gegenentwurf zum Mutter-Sein der Vorgänger-Generation. Zentrale Werte des Mutter-Seins (Anwesenheits-Gebot, Zeitinvestition, Konstanz der Beziehung zum Kindesvater) verharren jedoch im latenten Widerspruch zu ranghohen Werten des Frau-Seins (eigenes Leben, Beruf, Glück in der Partnerschaft) und können zwar gewünscht, aber nicht gelebt werden.

Dass man in der Generation MSprecher Teilaspekte des Verhaltens der Generation MVorgänger positiv bewertet, jedoch gleichzeitig deren Lebensführung als Frau für sich ablehnt, weil sie nicht mit der für wünschenswert gehaltenen Lebensführung vereinbar sind ist ein Hinweis auf einen unauflösbaren Widerspruch. Das ‚gute‘ Leben als Frau ist damit in der Sichtweise der Generation MSprecher teilweise mit dem Verhalten als ‚gute‘ Mutter nicht konfliktfrei vereinbar. Die Vereinbarkeits-Frage stellt sich dabei in die Richtung des Mutter-Seins. Die wünschenswerte Lebensführung als Frau ist sozusagen ‚gesetzt‘

und steht nicht zur Disposition. Die Frage ist also, ob und wie es möglich ist, mit der gewünschten Lebensführung als Frau gleichzeitig auch eine ‚gute Mutter‘ zu sein und nicht umgekehrt.

Hieraus ergeben sich Widersprüche auf der Ebene der Modelle, die unauflöslich scheinen. Die Aporie zwischen Tradierungswunsch (Ebene Mutter) und Tradierungs-Ablehnung (Ebene Frau) ist dabei asymmetrisch. Das erwünschte Nachahmen hochbewerteter Mutter-Merkmale ist das Hauptproblem, da man es zwar ausschließt, sich so zu verhalten, die Begründungen dafür aber nicht auf der Ebene ‚Mutter‘, sondern auf der Ebene ‚Frau‘ liegen. Man hält es also gleichzeitig für richtig, möglichst viel in der Welt des Kindes anwesend zu sein und ihm eine vollständige, konstante Vater-Mutter-Kind-Familie zu bieten, aber sieht sich dazu nicht im Stande, wenn hochbewertete Merkmale des ‚Frau-Seins‘ damit konfliktieren. Die Ablehnung und Nicht-Tradierung auf der Ebene ‚Frau‘ dagegen ist nicht konfliktreich. Man lehnt das Lebensmodell ab und schließt es für sich aus.

Erst aus der Relation der beiden Tradierungsmodelle heraus entsteht der eigentlich unauflösbare Konflikt. Um den unauflösbaren Gegensatz, der latent bestehen bleibt, ins Leben integrieren zu können, wird auf der Verhaltensebene nach Möglichkeiten gesucht, ihn zu eliminieren.

<p><b>Rolle ‚Mutter‘ MSprecher</b></p> <p>Anwesenheit Mutter-Kind-Raum</p> <p>hohe Zeitinvestition Kinder</p> <p>Konstanz Beziehung KV</p> <p><b>potenzielles defizitäres Mutter-Konzept im Vergleich zu MVorgänger</b></p>	<p><b>Rolle ‚Frau‘ MSprecher</b></p> <p>eigenes Leben jenseits M-K-Raum</p> <p>Selbstentfaltung</p> <p>Glück &gt; Konstanz Beziehung KV</p> <p><b>gelungenes Lebenskonzept im Vergleich zu MVorgänger</b></p>
<p><b>Rolle ‚Mutter‘ MVorgänger</b></p> <p>Anwesenheit zu Hause</p> <p>hohe Zeitinvestition Kinder</p> <p>Konstanz Beziehung KV</p> <p><b>partiell positives Mutter- Konzept</b></p> <p><b>potenzielles Vorbild</b></p> <p>Nachahmung (MSprecher) erwünscht</p> <p>hochbewertete Verhaltensweisen konfliktreich ausgeschlossen</p>	<p><b>Rolle ‚Frau‘ MVorgänger</b></p> <p>kein eigenes Leben</p> <p>Selbstaufgabe</p> <p>Glück &lt; Konstanz Beziehung KV</p> <p><b>defizitäres Lebenskonzept</b></p> <p><b>kein Vorbild</b></p> <p>Nachahmung (MSprecher) nicht erwünscht</p> <p>nicht hoch bewertete Verhaltensweisen positiv ausgeschlossen (ich will anders leben)</p>

Die bezüglich des ‚Wünschenswerten unvereinbarer Gegensätze werden von den Müttern des Samples auf zwei Ebenen zu lösen versucht. Die Konflikte bezüglich Beruf und Familie werden auf der Verhaltensebene entschärft, die



Widersprüche zwischen der gewünschten, aber potenziell unmöglichen Konstanz der Familie auf der Ebene der Denkmodelle.

Die vollständige Präsenz der Mutter (MVorgänger) innerhalb der Familie wird von der Generation MSprecher positiv gesehen. Sie geht jedoch einher mit einer totalen Absenz in anderen Lebensbereichen. Der hochrangige Wert der Präsenz innerhalb der Familie (MVorgänger) bleibt bei gleichzeitigem Präsenzgebot in der Welt der Arbeit für die Generation MSprecher bestehen. Der daraus sich ergebende Widerspruch wird auf individueller Ebene ‚gelöst‘ durch vermehrte Investitionen auf der Zeitebene. Zeitverdichtung, Zeitaufwertung, hohes Engagement zur Bewältigung von Ansprüchen in Beruf und Familie werden als individuelle Kompensation des Zeitkonflikts angewendet.

Um die hochbewertete Konstanz der Familie aufrecht zu erhalten, gehen die Mütter des Samples, die sich vom Kindesvater trennen, ebenfalls mehrere kompensatorische Wege. Letztlich der wichtigste kompensatorische Ansatz ist jedoch die konsequente Aufwertung der Mutter-Kind-Bindung. Unter Abwertung anderer potenziell hochwertiger Elemente von ‚Familie‘ wird die Mutter-Kind-Familie als zentrales Element von Familie gesetzt und kann im Trennungsfall die Vater-Mutter-Kind-Familie tendenziell ersetzen. Aus ihrer Sicht ist die Familie also ‚komplett‘, solange die Mutter-Kind-Bindung erhalten bleibt.

<b>Merkmale Mutter-Sein MVorgänger</b>	<b>Merkmale Mutter-Sein MSprecher</b>
Frau-Sein Implikation von Mutter-Sein	Mutter-Sein Implikation von Frau-Sein
Transition = Reduzierung als Frau	Transition = Entfaltung als Frau
Selbstaufgabe Domestizierung  Verzicht auf eigenes Leben	Selbstentfaltung Anteil am sozialen und beruflichen Leben Anspruch auf eigenes Leben
Mutter-Sein = normierte Rolle  Mutter-Sein = tendenziell einzige Lebens-Option	Mutter-Sein = individuelle Aufgabe  Mutter-Sein = zusätzliche Lebens-Option

## 4.9 Liebeskonzeption Mutter-Kind

Dass die Vorstellungen von der Liebe zwischen Mann und Frau sich im Lauf der Zeit gewandelt hat und die Liebe zwischen zwei Individuen auch von kulturellen Normen überformt wird, ist allgemein bekannt und anerkannt. Ebenso wie die Beziehung zwischen Frau und Mann unterliegt auch die Beziehung zwischen Mutter und Kind kulturellen Veränderungen und ist damit nicht so zeitkonstant und unveränderbar wie es den Anschein haben mag. Unbestritten gibt es viele Konstanten, die teilweise auch biologisch begründbar sind.<sup>251</sup> Doch dem heutigen Ideal der emotionalisierten Liebe der Mutter zum Kind gingen andere Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Eltern und Kind voraus, die neben der Liebe auch der Erziehungs- und Versorgungsleistung einen wichtigen Platz einräumten. Strafen, Ermahnungen, Einbeziehung der Kinder in die häuslichen Arbeiten und auch körperliche Züchtigung waren bis in die späten 1960er Jahre normal. Im heutigen Bürgertum schließt der liebevoll-egalitäre Umgang von Mütter mit ihren Kindern solche Verhaltensweisen aus oder sanktioniert sie. Jede Zeit und Kultur hatte bei gewissen Konstanten also andere Vorstellungen einer ‚guten‘ Mutter-Kind-Beziehung.

### 4.9.1 Nähe und Beziehung vs. Distanz und Erziehung

Kaum eine Mutter hätte etwa im Jahr 1950 ihrem Kind bei kaltem Wetter erlaubt, ohne Schal rauszugehen, nur weil das Kind dagegen protestiert oder jammert. Es war im Verständnis dieser Zeit eine Aufgabe der Eltern, bei den Kindern ein als sinnvoll erachtetes Verhalten durchzusetzen. Man wollte, wie in unserem Beispiel, ja nicht riskieren, dass sie krank werden, und sie vor Krankheit zu schützen, war eine Aufgabe der Mutter. Die Kleiderwahl, Schlafens- oder Essensvorschriften, die Frage, wann die Hausaufgaben erledigt werden und mit wem das Kind Zeit verbringt lagen in der Entscheidungsbezugnis der Mutter oder des Vaters, die dabei idealerweise das (Zeit- und Kultur spezifische) Wohl des Kindes im Auge hatten. Der Glaube an die Notwendigkeit, Kinder auf das Erwachsenen-Leben hin und auf die spätere Rolle in der Gesellschaft zu erziehen verlangte entsprechendes Verhalten von den Eltern und bei Bedarf sollten Regeln, Kontrolle, Strenge und Strafen gewährleisten, dass das Kind lernt, sich in die es umgebende Ordnung einzufügen. Auch die Mütter dieser Zeit (MVorgänger) hatten, wie anzunehmen ist, lieber gute Stimmung zu Hause als schlechte, aber sie hätten die gute Stimmung nicht

---

<sup>251</sup> Das heute vermehrte Wissen über biologische Zusammenhänge geht auch in die Beurteilung der Mutter-Kind-Beziehung ein. So führt man die enge Mutter-Kind-Bindung auch auf die Ausschüttung des ‚Bindungshormons‘ Oxytocin im letzten Drittel der Schwangerschaft und nach der Geburt zurück. Beispielsweise Ruth Feldmann und ihre Kollegen von der Bar-Ilan-Universität stellten fest, dass der Oxytocin-Spiegel der werdenden Mütter mit der Intensität ihrer Bindung an das Neugeborene in Relation steht.

Ruth Feldman, Aron Weller, Orna Zagoory-Sharon, Ari Levine (2007). Evidence for a Neuroendocrinological Foundation of Human Affiliation: Plasma Oxytocin Levels Across Pregnancy and the Postpartum Period Predict Mother-Infant Bonding. *Psychological Science* 18 (11), 965–970.

generell höher bewertet als gute Erziehung. Einem Kind seinen Willen zu lassen, um es nicht zu verärgern, galt als negatives ‚Verwöhnen‘.

Bei den Müttern des Samples ist das umgekehrt. Nähe, gute Beziehung und gute Stimmung und das Einvernehmen mit den Kindern stehen im Vordergrund. Erziehung, Anpassung und Durchsetzen bestimmter Verhaltensweisen dagegen sind fast verpönt. Die Mütter sehen sich nicht in erster Linie als Erziehungsperson, die Regeln vorgibt und durchsetzt, sondern sie möchten auch selbst von der Kindheit (ihres Kindes) profitieren, sie genießen und glücklich sein. Damit und vor dem Hintergrund der Reduzierung des Aufgabenkatalogs der Mutter überwiegt der Beziehungs-Aspekt zwischen Mutter und Kind.

Eine gute, emotionale Beziehung zwischen Mutter und Kind zu gestalten ist oberste Prämisse der Mütter des Samples<sup>252</sup>. Die Mutter ist Garantin einer glücklichen Kindheit und erhält ihre ‚Belohnung‘ dafür unmittelbar. Sie selbst profitiert, indem sie die Kindheit der Kinder und die Zeit mit ihnen genießt. Im Vergleich zum Altruismus-Gebot<sup>253</sup> der Vorgänger-Mütter (MVorgänger), die für das Kind auch verzichten, entsagen, sich abrackern, sich aufopfern, könnte man hier von einem Glücks-Gebot sprechen. Ein Kind, das nicht eingeschränkt wird, kann sich entwickeln und entfalten. In dieser impliziten ‚Argumentation‘ der Mütter des Samples ist eine Rationalisierung angelegt, welche die im Textkorpus angelegte Tendenz zum ‚Selbstgenuss‘ am Mutter-Sein legitimiert. Das glückliche Kind befördert auch das Glück der Mutter. Und eine glückliche Mutter befördert wiederum das Glück der Kinder.

Während die Mütter der Vorgänger-Generation idealer Weise die Zukunft des Kindes vor Augen hatten (‚später wird das Kind verstehen, warum ich das verlangt habe‘), wenn sie etwas verboten oder es an Regeln gewöhnten, sind die Entscheidungen und Verhaltensweisen der Mütter des Samples auch stark auf das ‚Jetzt‘ gerichtet (jetzt soll es schön sein mit den Kindern). Glück wird als eine Folge von Nähe, guter Beziehung, schöner Erlebnisse und Entfaltungsmöglichkeiten gesehen. Einschränkungen, Strafen, Regeln können Missstimmungen hervorrufen, die man vermeiden möchte. Das Einfordern und Durchsetzen von Anpassungsleistungen kann die freie Entwicklung des Kindes beeinträchtigen und trägt ebenso nicht unmittelbar zu Harmonie und guter Beziehung bei.

Auf das Kind verhaltensändernden, erzieherischen Einfluss zu nehmen wird nicht in Betracht gezogen, wenn damit verbunden wäre, dem Kind Nähe, Verständnis, Zuwendung oder Aufmerksamkeit zu entziehen. Die geschilderten Verhaltens- und Reaktionsweisen der Mütter ähneln sich in diesem Punkt sehr. Ausgeschlossen wird alles, was dem Kind Nähe oder Beziehung zur Mutter entzieht, auf alle möglichen Problem-Konstellationen wird auf im Prinzip ähnliche Weise re-agiert. Schon das Baby bestimmt den zeitlichen Rhyth-

---

<sup>252</sup> Natürlich gibt es auch Vorstellungen von Erziehung beziehungsweise davon, wie das Kind sich verhalten soll. Aber Eingriffe, Verbote und Handlungen, die das unmittelbare Wohlbefinden des Kindes oder die gute Beziehung zum Kind belasten könnten, werden so weit wie möglich vermieden.

<sup>253</sup> Siehe 4.7.1.

mus für Stillen, Flasche geben oder Schlafen nach seinen Bedürfnissen. Auch den Jugendlichen wird später wenig entgegen gehalten, auch bei Verhaltensweisen, die sie selbst oder andere schädigen oder beeinträchtigen könnten. Situationen laufen zu lassen wird auch in der schwierigen Pubertät dem Eingreifen vorgezogen, wenn die ‚Beziehung‘ zum Kind dadurch gefährdet zu sein scheint.<sup>254</sup>

Das denke ich, ist das Wichtigste, was das Wichtigste für mich auch, dass ich nicht den Kontakt verliere, selbst wenn sie jetzt mal wirklich 'nen Blödsinn macht oder wenn sie da, was weiß ich, abends auf der Fete sich total betrinken. Das war einfach nicht so schlimm, weil wir immer trotzdem in Kontakt blieben. (M 22: 8)

Die traditionellen Kernaufgaben der Mutter (zu denen die Überwachung der schulischen Leistungen sicher gehört) treten im Sample in den Hintergrund gegenüber dem Gebot der ‚guten Beziehung‘. Wo schulische Leistungen durch die Mutter mit Nachdruck abverlangt wurden, wird dies in den Erzählungen problematisiert.<sup>255</sup> M 18 bereut im Nachhinein, dass sie ihren Sohn sehr zum Lernen angehalten hat, und fürchtet, dass er unter anderem deshalb als junger Mann den Kontakt zu ihr abgebrochen hat. Sie macht den Zeitpunkt seiner Entfremdung zu ihr genau da fest, wo sie ihn durch die Schule „durchpeitscht“, damit er den Übertritt von der neunten auf die zehnte Klasse schafft.

Dann hat er die neunte wiederholt, kam in die zehnte, und da habe ich ihn durchgepeitscht: Da ist er mir, glaube ich, emotional weggeflutscht, ein bisschen. Da war er sehr - teilweise, glaube ich - sehr verletzt, wie ich da versucht habe, ich durch die Schule zu gängeln. (M 18: 5)

Das bedeutet nicht, dass der schulische Erfolg der Kinder von den Müttern nicht gewünscht wäre. Alle Mütter, deren Kind(er) in der Schule gut waren, finden das positiv. Allerdings soll dafür eben kein besonderer Druck seitens der Mutter nötig sein. Die meisten Mütter nehmen die schulischen Leistungen genau so hin, wie sie sich darstellen, und sehen wenig Möglichkeiten, hier einzugreifen. Auch hier, wie beim Verhalten als Baby oder Kleinkind, scheint alles von der individuellen Persönlichkeit des Kindes abzuhängen.

Also, Mark, sagte ich ja, das war so wirklich der absolute Minimalist, der dann auf den letzten Drücker das geleistet hat, was unbedingt erforderlich war. Julia hat immer gelernt, gelernt wie verrückt und hat halt nicht die Ergebnisse erzielt. (M 32: 7)

Das eine Kind lernt, das andere nicht, das eine ist schulisch erfolgreich, das andere nicht. Sich dafür als Mutter besonders einzusetzen wird überwiegend abgelehnt, unter anderem weil es die Beziehung zum Kind stören könnte.

M 19, die ihre Tochter aufgefordert hat, das erlernte Instrument bis zur Vorklassreife zu lernen und zu üben, obwohl diese lieber reiten gegangen wäre, problematisiert, dass sie „zu viel Druck ausgeübt“ hat und ihr „das Leben schwer gemacht“ hat.

---

<sup>254</sup> Siehe 4.11.

<sup>255</sup> Zur Reduzierung der mütterlichen Präsenz im Kontext Schule auch 4.4.4.

Die Tochter hat sehr gut Flöte gespielt, tut sie heute nicht mehr. Das hat sie also ganz abgelehnt, und da, glaube ich, habe ich zu viel Druck ausgeübt. Ich wollte einfach so dieses: „Was man begonnen hat, macht man weiter!“ ... ich habe sie immerhin vier bis fünf Jahre durch dieses Flöten getriezt,... Und im Nachhinein denke ich, es war ungerecht, ich habe ihr das Leben schwergemacht, also der Älteren, ich habe es ihr ein bisschen schwergemacht.  
(M 19: 5)

Beispielhaft für die Haltung, dass man als Mutter wenig positiven Einfluss auf die schulischen Leistungen der Kinder nehmen kann, beschreibt M 3 die negative schulische Entwicklung ihrer Kinder nach der Grundschule fatalistisch: „Na ja, und dann ging der schulische Verfall einher mit der Pubertät und dem Großwerden.“ (M 3: 12).

Auch M 31 erzählt davon, dass ihre Tochter sich zeitweise unter dem Einfluss einer Freundin schulisch verschlechtert hat. „Dann sind die Noten natürlich entsprechend abgesackt, und dann hat Lisa etwas gemerkt und hat wieder Gas gegeben“.

#### *4.9.1.1 Beispiel M 21: ‚Beziehung vor ‚Rolle*

M 21 grenzt sich sprachlich-semiotisch ganz entschieden von der Mutter-‘Rolle‘ ab. Die Kinder sollen nicht Mami zu ihr sagen sondern sie beim Vornamen nennen und auch für das Zusammenleben mit ihren heranwachsenden Kindern lehnt sie den Begriff ‚Familie‘ ab („gerne Kommune, gerne WG – ist mir lieber als der Begriff Familie eigentlich“, M 21: 15). Wo die äußeren Zeichen (Rollenzuschreibungen, ‚Titel‘ Mami, leben als Familie) wegfallen (sollen), muss auf eine andere Zeichenhaftigkeit ausgewichen werden. Anzeichen und Aussagen, aus denen eine positive Beziehung der Kinder zu ihrer Mutter geschlossen werden kann, gewinnen für M 21 in diesem Zusammenhang als Indikatoren des gelungenen Mutter-Seins an Bedeutung. Sie hat „ziemlich dran zu knabbern“, als der ältere Sohn im Alter von fünf Jahren öfter bekundet, lieber bei der Großmutter zu sein, die sich tagsüber um ihn kümmert: „Das war nur ein halbes Jahr, wo's extrem war, aber da hatte ich auch dann ziemlich dran zu knabbern gehabt.“ (M 21: 1) Sie nimmt daraufhin ihre berufliche Tätigkeit wieder zurück und schränkt die Betreuung des Sohnes durch die Oma damit ein, denn sie „will nie wieder erleben, dass (ihre) Kinder sich so entfremden“ (M 21:8). Nur wenn das Kind die eigene Mutter exklusiv-maximal liebt (und nicht die Oma lieber hat), ist für M 21 der Beweis für eine gute Mutter erbracht. Bei M 21 und im Sample allgemein wird das ‚gute‘ Mutter-Sein immer auch auf der Beziehungsebene beurteilt. Die Definition des Mutter-Seins über die Beziehungsebene erscheint überbetont, die Definition über Rolle und Aufgaben dagegen unterentwickelt: „Dieses Gefühl so: Ich bin einfach keine gute Mutter, weil, sonst würde ja mein Sohn mich mehr lieben als seine Oma.“ (M 21: 1)

*Elemente einer Definition der ‚guten Mutter‘ bei M 21*

Beziehungsebene: exklusiv intensiv  
Aufgaben-Ebene: (undefiniert)  
Rollen-Ebene: über Ablehnung definiert:  
nicht „Mutti“, nicht „Familie“, nicht autoritär

Das Mutter-Sein wird im Sample generell im Kontext von Gefühlen definiert. Dass diese Gefühle gegenseitig sind und ebenso vom Kind ausgehen, wird dabei implizit vorausgesetzt. M 13 leitet sogar eine ‚automatische‘ Gegenseitigkeit dieser Gefühle ab. Sie argumentiert, dass eine Mutter, die Liebe gibt, sie nicht „abgibt“, sondern auch eine entsprechende ‚Menge‘ an Liebe zurück bekommt. Hier scheint es Vorstellungen einer ‚Tausch-Ökonomie‘ der Liebe zu geben, die die Mutter-Kind-Beziehung in die Nähe der Paar-Beziehung stellt. In dem Maße, in dem man Gefühle ‚investiert‘, bekommt man auch Gefühle zurück. Das Postulat der emotionalen Gegenseitigkeit und der hierarchischen Egalität zwischen Mutter und Kind wird bei M 3 und im Sample generell stark betont.

Und zwar, ja, ich weiß nicht, also, natürlich gibt man viel Liebe ab - oder nicht ab: man gibt viel Liebe. Aber das ist schon immer sehr, sehr gegenseitig, also, wenn man seine Kinder gern hat, dann, glaube ich, kommt's auch zurück. Also, ich glaube nicht, dass also die gute Mutter dann ganz böse Rabenkinder hat, das kann ich mir nicht vorstellen. Also, wenn die Beziehung irgendwie stimmt, dann, also irgendwie, auf Deutsch gesagt, kriegt man's dann schon wieder so zurück, wie man es braucht, habe ich schon das Gefühl. (M 13: 5)

Eine ‚gute Mutter‘ investiert Gefühle und bekommt sie auch in gleicher Intensität zurück. Auch hier zeigt sich ein Bruch mit den Vorstellungen der vorangegangenen Mutter-Generation (MVorgänger), deren Mutter-Sein aus Sicht der MSprecher-Generation altruistische Züge hatte. Das oft als asymmetrisch dargestellte Verhältnis der Emotionen zwischen Mutter (wenig Liebe) und Kind (viel Liebe) wird von der MSprecher-Generation ausgeglichen. Der Altruismus-Gedanke ist im Sample jedoch wie gezeigt nicht mehr ausgeprägt. Die Mutter gibt nicht nur, sie bekommt auch ebenso viel. In den Erzählungen fehlen Aussagen darüber, dass man auf etwas verzichtet hat, dass man wegen der Kinder Einschränkungen empfunden habe und dergleichen völlig. M 13 verweist explizit auf den potenziellen Egoismus der Mütter ihrer Generation und verweist hier noch einmal implizit auf den Tausch-Charakter von Emotionen.

Aber ich glaube schon, dass man Kinder in dem Sinn fast ausbeutet oder missbraucht, oder benützt, sagen wir mal benützt, um irgendwie an das ranzukommen, was man selber nicht erlebt hat. Oder was einem nicht gestattet worden ist, auszuleben. Ich glaube schon, also, da machen sich Mütter was vor, wenn sie meinen, sie sind so edel.  
(M 13: 10)

## 4.9.2 Baby/Kleinkind: Nähe als zentrales Element

Im vorliegenden Sample wird die mütterliche Liebe zum Kind als hoch emotional, intensiv und gegenseitig dargestellt. Nicht nur die Liebe selbst, sondern auch der Ausdruck von Liebe wird thematisiert. Liebe zeigt sich in emotionaler Nähe zum Kind. Hier wird der Hauptunterschied in der eigenen Konzeption der Mutter-Kind-Liebe zur Vorgänger-Generation gemacht. Ein selbst erlebtes Defizit an emotionaler Nähe zur Mutter (MVorgänger) wird in vielen Fällen zum Leitmotiv, es selbst anders zu halten. Dafür zeichnen sich zwei Motivationen ab. Man möchte dem Kind eine glückliche Kindheit ermöglichen, was man beim kleinen Kind gleichsetzt mit erlebbarer emotionaler Nähe und Zuwendung durch die Mutter. Andererseits möchte man es als Mutter nicht nur ‚anders machen‘, sondern auch „anders haben“. Nicht nur das ‚Geben‘, sondern auch das ‚Nehmen, das eigene Miterleben der emotional aufgeladenen Beziehung zum Kind ist den Müttern des Samples wichtig: „Ich habe mich also von ihr nicht wirklich geliebt gefühlt, zeitlebens nicht. Und, ja, deshalb auch die Idee: *Ich will mein Kind lieben, ich will es anders haben.*“ (M 31: 14)

Mit den eigenen Kindern wird damit nicht nur so umgegangen, wie es den (angenommenen) Bedürfnissen des Kindes entspricht, sondern auch so, wie es den eigenen Bedürfnissen entspricht. Vor allem mit dem Säugling und Kleinkind wird häufig eine große emotionale Nähe geschildert und eine besonders enge Verbindung gesucht. M 24 spricht von einer emotionalen „Verbindung“ und „Symbiose“ mit dem Baby, weil sie es so „dicht“ an sich „rangelassen“ hat. Ihre starken Gefühle drückt sie in der Nähe zum Kind aus, wobei hier einer räumlichen Nähe bereits die emotionale Nähe entspricht.

Das ist aber 'ne ganz interessante Geschichte, weil, das hat jetzt mit „Guter Mutter“ zu tun, auch, oder mit dem Mütterlich-Sein. Das ist so, dass man natürlich – oder ich bin dann mit Sara (Tochter als Baby) in so 'ne Verbindung gekommen, ja, was weiß ich, Symbiose oder wie man es auch nennen mag, wo wir ganz dicht beieinander waren. Ich habe das erste Mal einen Menschen dann so dicht an mich rangelassen, wie ich das Gefühl hatte, so habe ich noch nie jemanden dicht an mir gehabt, ja. Wobei ich natürlich sagen würde, im Nachhinein, mein Vater z. B., oder meine Mutter, waren schon Menschen, da war auch so was Ähnliches, aber so stark... Ich habe das Gefühl gehabt: Ich habe mich jetzt ganz arg weit aus dem Fenster gelehnt, ja, was meine Gefühle betrifft. (M 24: 9)

Am Beispiel von M 24 wird die große Nähe der Mutter zum Kind bei gleichzeitig gesteigerter Emotionalität ganz besonders deutlich und zeigt sich im Sample-Vergleich in einer ins Extrem gesteigerten Ausprägung. Trotzdem steht sie auch exemplarisch für das ganze Sample, in dem eine ausgeprägte emotionale Nähe zum Kind das zentrale Merkmal der Mutter-Kind-Beziehung ist. Eine Begründung für die Wichtigkeit emotionaler Nähe liefert M 24 in der Beschreibung des ‚Mütterlichen‘. Mütterlichkeit ist in ihrem Erleben (als Kind) nicht das, was die eigene Mutter als Verhaltensweise dem Kind gegenüber anbietet, sondern existiert unabhängig vom konkreten Verhalten der Mutter als ein Bedürfnis des Kindes nach Zuwendung und emotionaler Wärme und Nähe.

Sie beschreibt ihre Mutter als „nette“ und „interessante Person“, „sehr geschickt“, aber der Vater nimmt M 24 in den Arm, er wird „weich“, wenn sie ihn um etwas bittet, er gibt nach, wo die Mutter streng ist. Die Mutter ist durchaus positiv beschrieben, doch den Vater verbindet M 24 mit dem ‚Mütterlichen‘ und er wird ihr „Mutternvorbild“.

Ich empfand meinen Vater mütterlicher als meine Mutter. Meine Mutter ist sehr, hm, ja, einfach nicht mütterlich. Sie ist 'ne nette, 'ne interessante Person, sehr geschickt. Mein Vater auch, aber mein Vater war einfach so mehr so das... der hat mich dann in den Arm genommen: „Kind, was hast du?“, und wenn ich geheult habe, hat er gesagt: „Aah, so wie du, so würde ich auch gerne mal heulen können“, ja, oder so was. Der war immer da. Ich wusste auch immer, den kriege ich immer weich, wenn irgendwas ist. Da hatte ich da mal Heimweh, von irgendwie so 'nem Kinderschulheim, und da fand ich's ganz grässlich, und dann habe ich ihn angerufen und gesagt: „Papa, ich find's ganz fürchterlich, ich will heim, heim, heim...“ und hab geheult. Meine Mutter: „Nee, die bleibt, da.“ Mein Vater: „Nee, wir holen das Kind ab.“ Ja, und dann hat er mich abgeholt. Also, das war immer so, der hat mich... der war mütterlich. Der hat dann, ja, ich glaube, das war mein Mutternvorbild, mein Vater. Ja, so habe ich es empfunden, wenn ich jetzt das, was man mit Mutter assoziiert... Mit meiner Mutter konnte ich interessante Sachen machen: Die hat mir dann erzählt von den Gitterkräften und so, bei der Physik, und dann, was weiß ich, da konnte man einfach... mit der konnte man sich immer toll unterhalten und dann so, mehr so dieses Geistige, Intellektuelle oder so. Oder dann hat sie mir erklärt, das weiß ich noch, mit 'ner Orange und der Weltkugel und dann 'ne Lampe angemacht, wie das mit Mond und Sonne und so ist. so Geschichten, das verbinde ich mit meiner Mutter, ja. (M 24: 26f)

M 4 verwendet mit den Begriffen vom „Eintauchen“ in den Säugling und dem „absorbiert“-sein durch den Säugling ebenfalls Metaphern, die auf größtmögliche Nähe zwischen Mutter und Kind schließen lassen (M 4: 2). Auch weniger überschwängliche Formulierungen geben die Intensität der Beziehung und die Nähe zum Kind wieder.

M 15 erzählt, wie einige Mütter des Samples, zwar keine Details aus der Babyzeit, doch Nähe ist ihr wichtig. Wenn sie beruflich ins Ausland reisen muss, nimmt sie die Kinder meist mit, um sie bei sich zu haben, auch wenn sie arbeiten muss, was ihr sehr wichtig ist.

Ich habe sie ins Bett gebracht und war froh, dass sie bei mir waren, dass ich also nicht irgendwie so ganz abtrete, sondern so einfach das ganze Reisegepäck mitsamt Kindern und Kindermädchen mitschleppen konnte. Habe mir dann immer eine Wohnung gemietet oder ein Haus, um die alle dabeizuhaben. (M 15: 8)

Im Sample spiegelt sich durchgehend eine ausgeprägt liebevolle Beziehung der Mütter zu ihren Kindern. Wurde die eigene Kindheit als emotional positiv erlebt, kann daran angeknüpft werden.

Und das war unheimlich schön, also, wir haben 'ne total schöne Jugend gehabt. Das war wirklich, also, so im Rückblick war das wunderbar. ... Na ja, wir waren so frei und unsere Eltern waren total lieb, mein Papa hat sich auch sehr viel um uns gekümmert. (M 3: 1)



Ja, und, eine geliebte Kindheit, also, das muss ich auch sagen, dass ich so das Gefühl habe, dass wir alle drei geliebte Kinder waren, dass so unsere Eltern uns immer das Gefühl gegeben haben: Wir mögen euch! Alle drei! Und ihr seid uns wichtig! Und das, was ihr so darstellt - also, so auch diese Form der Wertschätzung. (M 5: 1)

Kompensatorisches Verhalten überwiegt im Sample jedoch in diesem Aspekt. Das eigene Kind erhält die Liebe, die man selbst (als Kind) vermisst hat. Man holt die emotionalen ‚Entbehrungen‘ der eigenen Kindheit nach, indem man die Beziehung zum Kind „anders“ und nach den eigenen Wünschen gestaltet. M 29 hat einen „emotionalen Ehrgeiz“ (M 29: 3) entwickelt, ihren Kindern Freuden zu bereiten, die sie sich selbst als Kind gewünscht hätte. Mit Ponyhof, Zauberkasten und Geschenken konkurriert sie sozusagen nachträglich mit der eigenen Mutter darum, wer die ‚bessere‘, sprich emotionalere Mutter ist. Die „Wiedergutmachung“ von allem was sie als Kind „entbehrt“ hatte an den eigenen Kindern geht bei ihr auch in die eigene Richtung, wenn sie sagt: „Das tut *mir* gut“. <sup>256</sup>

M 19, die mit vier Geschwistern aufgewachsen ist, holt sich die Nähe, die ihr bei der Mutter gefehlt hat, nicht nur in kompensatorischer Weise wieder, sondern holt die vermisste Nähe zur Mutter mit dieser selbst nach, als die Mutter (MVorgänger) alt ist.

Ich habe zu meiner Mutter erst ein für mich ganz befriedigendes Verhältnis bekommen, als sie alt war ... Und sie war dann schwer krank, sie hatte Krebs, und ich konnte sie dann nach Ettlingen in ein Altersheim holen, was wir selber ausgesucht haben. ... Und ich habe sie fast täglich besucht und es war für mich eigentlich sehr, sehr schön, trotz der Last ... Ja, also, einmal die Mutter allein zu haben, das habe ich ja in meinem Leben höchstens elf Monate erlebt, und dann kam meine nächste Schwester ... Also, es war eigentlich so 'ne, trotz der Belastung durch ihr Alter und ihre Krankheit, ich glaube, für uns beide 'ne schöne Zeit, das habe ich sehr genossen. Insofern habe ich mir schon manches zurückgeholt, ja, wo ich so denken könnte, ich hatte es immer zu wenig, ja. Also, bei fünf Geschwistern hat man's einfach immer zu wenig, das ist ein Stück weit so. (M 19, S 10f)

In der Babyzeit wird besonders deutlich, dass es teilweise auch eine Spiegelung der eigenen Emotionalität ist, die als Gefühl ‚zurück‘ kommt. Dem eigentlich emotional und kommunikativ noch recht eingeschränkten Säugling werden die eigenen Gefühle als seine ‚Gefühle‘ sozusagen mit unterstellt. Die anfängliche körperliche Nähe und intensive Zuwendung zum Säugling und Kleinkind wird mit dem älter werdenden Kind in eine weiterhin emotional aufgeladene Verbindung überführt, in der ‚Nähe‘ dann zunehmend als gegenseitige ‚emotionale Nähe‘ nun getrennt wahrnehmbarer Individuen verstanden wird. Während im Umgang mit dem Säugling noch die ‚Verschmelzung‘ und Eins-Werdung von Mutter und Kind im Vordergrund steht, wird das Kleinkind nun als eigenständiges Wesen gesehen, das einen eigenen Willen hat, aber nun auch

---

<sup>256</sup> „...dass ich wie so 'ne Art Wiedergutmachung gemacht habe an meinen Kindern, wo ich so gesagt habe ... Das tut mir gut, wenn ich sage: „Was wünschst du dir zum Geburtstag?“ (M 29:3).

‚zurücklieben‘ kann. Hier gehen die Mütter durchgehend davon aus, dass ihre Bedürfnisse nach Nähe und Liebe auch den Bedürfnissen des Kindes nach emotionaler Nähe zur Mutter entsprechen.

#### *4.9.3 Kind/Jugendliche: Vertrauen und Egalität als Beziehungsprinzipien*

Im weiteren Lebensverlauf des Kindes wird Nähe mit zusätzlichen Merkmalen gekoppelt. In erster Linie kommt Vertrauen dazu. Auch dieses Vertrauen ist wiederum gegenseitig. Dieser Gegenseitigkeit der Emotionen entspricht ein tendenziell egalitärer Umgang mit dem älter werdenden Kind („Vertrauen gegen Vertrauen“, M 25: 9). Die Mutter liebt das Kind, das Kind liebt die Mutter in vergleichbarer Weise. Das Kind vertraut der Mutter, die Mutter vertraut dem Kind.

Das Vertrauen ersetzt in der Relation von Mutter und Kind weitgehend konkrete Anweisungen und Erziehungsleistungen, die in der wie gezeigt egalitären und emotional gesteigerten Beziehung von Mutter und Kind keine gesonderte Rolle spielen. Besonders das ältere Kind wird in einer emotionalen Bindung gehalten, die das Kind auch erzieherisch eingrenzt.

Da die Mutter dem Kind vertraut, übertritt das Kind deren gesetzte Gebote nicht. In der Pubertät sind dem Vertrauen dann tendenziell auch Grenzen gesetzt, hier wird dann wiederum mit Liebe ein Gegenpol geschaffen, um die Nähe und emotionale Beziehung zum Kind nicht zu verlieren, wie im Kapitel über die Pubertät ausführlicher dargestellt. M 23 will ihr Kind nicht durch autoritäres Verhalten verlieren und ist sich nicht mehr ganz sicher, ob ihr Vertrauen in die Tochter noch gerechtfertigt ist.

Ja, da gab's dann schon Momente, wo man sich dachte: Mensch, mache ich da jetzt was verkehrt? Muss ich da doch jetzt näher ran wieder? Aber ich denke, dieses Vertrauen, dass ich in sie gesetzt habe, das hat sie nicht missbraucht. Sie hatte zwei, drei Ausreißer, aber sie hat's nicht missbraucht, und das war gut. (M 23: 9)

Da Mutter-Sein (für die Mütter) an die „gute Beziehung“ zu ihrem Kind geknüpft erwarten sie entsprechend die Gegenseitigkeit von Gefühlen. Normalerweise erscheint das Verhalten der Kinder dem auch zu entsprechen und eine ‚gute‘ Mutter kann in der Auslegung von M 13 nie schlechte Kinder („Rabenkinder“) haben.

Problematisch werden allerdings alle diejenigen Phasen im Leben des Kindes, in denen es nicht dazu bereit oder in der Lage ist, mit der Mutter eine gute Beziehung zu leben, ihr also positive Gefühle zurück zu geben. Dazu gehören alle Trotz- und Abgrenzungsphasen und damit diejenigen Phasen und Verhaltensweisen, durch die Kinder sich abgrenzen und zu eigenständigen Persönlichkeiten entwickeln.

M 25 betont das „freundschaftliche Verhältnis“ zu ihren erwachsenen Töchtern. Zu Konflikten kommt es bei ihr aber in der Pubertät der Kinder.

Das Schöne ist jetzt das Verhältnis mit den Kindern dadurch, dass wir ja jetzt nun gar nicht so weit vom Altersabstand auseinander sind – natürlich eine andere Generation – aber wir haben ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Und das gefällt mir eigentlich auch recht gut, wenn man miteinander irgendwo hinget – gut, man merkt vielleicht schon Mutter/Tochter, 18 Jahre irgendwo und 21 Jahre merkt man natürlich auch, die man älter ist – aber im Großen und Ganzen fühle ich mich meinen Töchtern sehr verbunden, und sie sich mir eigentlich auch. Jetzt schon.

Schwieriger war's im Alter, als die Kinder 15 waren. Ich erinnere mich an eine Episode im Urlaub, als ich zu meiner großen Tochter damals sagte – damals war sie 15, wir waren in Italien, Familienurlaub – und ich sagte: „Komm, Sabine, wir zwei gehen jetzt in die Disco. Den Papa und die Zwillinge lassen wir zu Hause.“ Und die hat mich angesehen, also, wie wenn ich jetzt nicht mehr ganz normal wäre: „Ich gehe doch nicht mit dir in die Disco!“ Ich sage: „Ja, warum denn nicht?“ – „Man geht doch nicht mit seiner Mutter in die Disco. Also, wirklich nicht, das ist doch peinlich.“ (M 25: 10f)

Für die 15-jährige Tochter ist es nicht ausschlaggebend, wie alt oder jung M 25 ist oder wie gern sie sie hat, sondern dass sie ihre Mutter ist, mit der man eben nicht in die Disco geht. Hier bezieht sich die Tochter offensichtlich auf die ‚Rolle‘ der Mutter, im Gegensatz zur Mutter, die offensichtlich nicht mitgehen will, um die minderjährige Tochter zu beaufsichtigen, sondern um gemeinsam mit der Tochter und auch selbst Spaß zu haben.

#### *4.9.3.1 Beispiel M 25: Vertrauen gegen Vertrauen*

Interessanterweise gibt es eine weitere Episode in der Erzählung von M 25, die wiederum von einem mißlungenen Disco-Besuch handelt. Die Mutter hat den inzwischen ebenfalls 15-jährigen jüngeren Zwillingen einen Disco-Besuch verboten. Die jedoch schleichen sich heimlich aus dem Haus. Als die Mutter das entdeckt und sie daraufhin nachts spektakulär aus der Disco holt und mit dem Auto heimbringt, ist sie „bitterlich enttäuscht“.

Der Disco-Ausflug ihrer heranwachsenden Töchter wird von M 25 als „Vertrauensbruch“ dargestellt. Ein für die Ich-Erzählerin zentraler Wert in der Beziehung zu ihren 15-jährigen Töchtern (‚Vertrauen‘) wird ihrer Ansicht nach durch das Verhalten der Jugendlichen gefährdet. Die Ich-Erzählerin ist „böse enttäuscht“ „bitterlich enttäuscht“ aber auch „wütend“ darüber, dass die Töchter heimlich in die Disco gehen, was die Mutter ihnen verboten hatte.

Ich habe immer gesagt: „Vertrauen gegen Vertrauen.“ Aber es gab mal eine Geschichte, da war ich böse enttäuscht von meinen Mädchen, da war ich stinkesauer: Die Große, die konnte damals ja bereits Autofahren. Die war bereits 18, und die Zwillinge waren dort noch 15 - zweieinhalb Jahre Unterschied, aber das war grade so 18:15, da in diesem Umbruch. Und ich hatte den Zwillingen nicht erlaubt, fortzugehen, aber sie wollten unbedingt auch weggehen. Und wir hatten die Angewohnheit: Jeden Abend, bevor ich zu Bett ging, bin ich noch mal ins Zimmer zu den Kindern gegangen. Sie haben sich ausgezogen, Schlafanzug angezogen, „Gute Nacht, Mama!“, Gute-Nacht-Bussi, gingen ins Zimmer und haben sich ins Bett gelegt. Und bevor ich ins Bett ging, habe ich

auch jedes Mal im Zimmer noch mal nachguckt. Ich gehe in das erste Zimmer rein – von der Großen wusste ich ja, die war weg mit Erlaubnis - irgendwie kam mir was komisch vor in dem Zimmer, ich hab's aber nicht ganz registriert. Ging dann in das zweite Zimmer von der Zwillingsschwester, und dort war unter dem Bett so 'ne Riesenausbeulung und oben so komische Haare. Dann habe ich's Licht angemacht, kucke näher rein, dann liegt da 'nen Puppenkopf mit den Haaren und ein Zettel darunter: „Bitte, Mama, nicht böse sein, wir sind mit Sabine in die Disco gegangen.“ Und im anderen Zimmer eben auch, auch nur irgendwie ein Kleiderberg unter die Decke gelegt, dass es so aussieht. (M 25: 9f)

Die ‚Tat‘ der Kinder, sich filmreif aus dem Haus zu schleichen, die Betten in ihren Schlafzimmern so zu drappieren, dass man denkt, sie sie lägen darin und schließlich auch in der Disco zu tanzen, wird von der Mutter so geschildert, dass der Höhepunkt der Geschichte ihr eigener (M 25) Auftritt ist, der sie zur eigentlichen ‚Heldin‘ des kleinen Abenteuers macht. Sie verteidigt ihr Konzept von gegenseitigem Vertrauen und setzt sich den Töchtern gegenüber damit auch in der Sichtweise auf diesen Vorfall durch.

Und ich bin dann ... nur mit Schlafanzug in die Jeans gesprungen und 'ne Jacke drüber, verzauselt, ungeschminkt aus dem Haus gerannt, ins Auto gestürzt und bin dort in diese Disco gefahren. Der Türsteher wollte mich zunächst schon gar nicht reinlassen, oder vielmehr wollte ein Geld von mir, den habe ich nur wütend auf die Seite geschoben. Ich war so wütend, habe nur gesagt: „Geh auf die Seite, ich muss jetzt zu meinen Kindern!“ Und die sind zu Tode erschrocken, als sie mich gesehen hatten, bzw. als die Erste gespürt hat, als ich sie am Pulli rausgezogen hatte. Dann hatte ich die Zwillinge dann beide rausgeholt und hatte sie dann ins Auto verladen. Die waren ganz käseweiß vor lauter Sorge, was denn jetzt passiert ist. Und ich war so wütend, ich konnte nichts sagen mehr zu diesem Zeitpunkt. (M 25: 10)

Die Töchter sehen ihren heimlichen Disco-Ausflug in der Darstellung von M 25 nun ebenfalls als Vertrauensbruch: „Und Gott sei Dank kam dann so 'ne Geschichte nicht mehr vor. Ihnen war dann auch klar, dass das ein Vertrauensbruch war, dass ich bitterlich enttäuscht war.“ (M 25: 10)

Die Töchter nehmen in der Erzählung der Mutter somit dieselbe Haltung zu der Episode ein wie die Ich-Erzählerin. Dazu gäbe es einige mögliche Alternativen. Die Jugendlichen könnten die Rückhol-Aktion der Mutter lächerlich oder peinlich finden, sie könnten ihren heimlichen Ausflug als Abenteuer sehen, sie könnten sich ungerecht oder streng behandelt fühlen und vieles mehr. In der Erzählung ihrer Mutter jedoch decken sich deren (M 25) Sichtweise und die Sichtweise der Töchter. Auch wenn es den Tatsachen entsprechen kann, dass die Töchter ihr Verhalten vor allem als Vertrauensbruch der Mutter gegenüber sehen, ist es doch eine reduzierte Sichtweise auf den Vorfall, der für die Töchter möglicherweise zumindest mehr sein kann (etwa Spaß, Abenteuer, Enttäuschung über die Entdeckung ihres Täuschungsversuchs etc.). Aus Sicht der Mädchen könnte die Geschichte ihr Verhalten als Jugendliche beschreiben, die sich ihre ersten Freiheiten gegenüber den Eltern erkämpfen. Durch den

von der Ich-Erzählerin gelegten Fokus werden alle anderen möglichen Bedeutungen und Implikationen ausgeschlossen.

M 25 schildert, wie sie durch ihre konsequente Reaktion auf den „Vertrauensbruch“ der Kinder und den Ausdruck ihrer Enttäuschung die ‚Grundordnung‘ ihrer Mutter-Kind-Welt wieder herstellt: „Vertrauen gegen Vertrauen“: „Das war so 'ne Episode, so 'ne Geschichte, die damals einfach mit dazu beigetragen hat, wo ich mir dachte: *Also, so nicht!* Also, das war für mich ziemlich enttäuschend. (M 25: 10)

Bezüglich der Semantik von ‚Vertrauen‘ setzt M 25 damit eine Nähe zu ‚Kontrolle‘, da sie versucht, ihre heranwachsenden Kinder über das in sie gesetzte Vertrauen in Schach zu halten. Zusätzlich funktionalisiert M 25 ihre ‚Liebe‘ zu den Kindern für die Kontrolle, indem sie ihnen jeden Abend gute Nacht wünscht und dazu noch einmal ins Zimmer der Jugendlichen geht. Die Implikationen von ‚Vertrauen‘ sind damit recht heterogen. Auch in dieser Situation herrscht wiederum eine Asymmetrie zwischen dem Verhalten der Kinder und der Reaktion der Mutter, was ‚Rolle‘ und ‚Beziehung‘ betrifft. Die Jugendlichen erwarten eine entsprechende Strafe der Mutter (Rollen-Aspekt). Die Mutter reagiert dann aber nicht als Autorität und in der Mutterrolle, sondern sieht das Problem auf der Beziehungs-Ebene. Andererseits besteht sie auf von ihr gesetzten Normen. Für sie wurde die oberste Regel von Vertrauen und Gegenseitigkeit verletzt, was sie sanktioniert. Letztlich will sich M 25 als normsetzende Instanz den Kindern gegenüber durchsetzen, wozu sie sich emotionaler Mittel bedient. Die im Vertrauensbegriff eigentlich vorauszusetzende Egalität der sich gegenseitig vertrauenden Partner ist damit außer Kraft gesetzt oder zumindest abgeschwächt. Die ‚Macht‘ und ‚Kontrolle‘, die M 25 ausübt, als sie sich beinahe gewaltsam Zugang zum Raum der ‚Jugend‘ verschafft und in die Disco eindringt, wird unter dem Deckmantel der Emotionen (sich Sorgen machen, enttäuscht sein) verschleiert. Die Kinder von M 25 spiegeln ihre Sichtweise, indem sie die ‚Strafe‘ der emotionalen Distanzierung als ‚Höchststrafe‘ über andere Strafen setzen indem sie eine Ohrfeige dem Liebesentzug vorziehen: „Und dann kam dann ganz leise plötzlich die Stimme vom Rücksitz: „Bitte, Mama, entweder du hältst jetzt an, du haust uns jetzt eine runter, du schimpfst uns, aber bitte rede mit uns!“ (M 25: 10)

Die real offensichtlich durchaus bestehende Autoritätsbeziehung zwischen M 25 und ihren Töchtern wird in der ‚Sprache des Gefühls‘ übersetzt und umgedeutet.

Die von M 25 postulierte Symmetrie der Gefühle zwischen Mutter und Kind („Vertrauen gegen Vertrauen“) ist damit nur oberflächlich. In der Tiefe handelt es sich um eine asymmetrische Machtbeziehung, in der die Mutter die Normen setzt, die die Kinder einhalten müssen. Diese emotional ‚verschleierte‘ Setzung entzieht sich dabei als rein emotionale und nicht-rationale Setzung (Liebe, Gefühl, Gleichheit) dem Diskurs zwischen ihr und den Kindern, was sie unangreifbar macht. Eine offene normative Setzung im Sinne eines Verbotes oder einer Regel müsste rational begründet werden und wäre somit verhandelbar (und in letzter Konsequenz auch veränderbar). Die Wiederherstellung

der Vertrauensbasis zwischen ihr und den Kindern wäre in diesem Lichte dann mit einer Restauration der ursprünglichen Macht gleichzusetzen, die die Kinder mit der Normverletzung damit erfolglos angegriffen hatten.

Die Mutter allerdings thematisiert den Vorfall ausschließlich in der ‚Sprache des Gefühls‘: Die Asymmetrie der „Machtverteilung“ in der Beziehung kommt zwischen Mutter und Töchtern nie zur Sprache.

<b>Grundordnung</b>	<b>Störung</b>	<b>Restauration Grundordnung</b>
„Vertrauen gegen Vertrauen“	„Vertrauensbruch“	„Vertrauen gegen Vertrauen“
Mutter als normsetzende Instanz (Macht)	Normverletzung durch Töchter	Restauration der Macht
Nicht-Thematisierung von Normen und Macht	Nicht-Thematisierung von Normen und Macht	Nicht-Thematisierung von Normen und Macht
„Vertrauen“	Thematisierung von Emotionen („bitter enttäuscht“)	„Vertrauen“

Weitere Implikationen des Konzeptes von ‚Nähe und Liebe‘ sind neben der schon erwähnten Gegenseitigkeit, was auch das Vertrauen betrifft, Merkmale, die die Dauer und Intensität der Gefühle betreffen. Auch wenn man den Kindern durchaus durch Selbstständigkeit ein ‚eigenes Leben‘ ermöglichen möchte, ist die Dauer der emotionalen Nähe zur Mutter davon nicht berührt. Auch während der Ablösung und danach bleiben Mütter bei ihrem emphatisch-intensiven Liebeskonzept. Die im Sample oft erwähnte Umwandlung der Mutter-Kind-Liebe in eine egalitäre Freundschafts-Beziehung zu den Kindern, insbesondere den Töchtern, ist als Transformation angelegt, die eine Fortführung der engen Mutter-Kind-Beziehung auch mit den erwachsenen Kindern ermöglicht.<sup>257</sup>

<sup>257</sup> siehe dazu auch 4.11.

#### 4.9.4 Liebeskonzeption Mutter-Kind: potenzielle Konflikte

Potenzielle Konflikte oder Belastungen der Mutter-Kind-Beziehung kommen naturgemäß aus allem, was die Nähe zwischen Mutter und Kind gefährdet. Im Kleinkind-Alter ist dies das Abgeben bei der Tagesmutter, der Übergang von der mütterlichen Alleinversorgung in die Welt von Kindergarten und Schule, das mögliche „Verlieren“ der Kinder in der Pubertät, das Loslassen der Kinder beim Auszug und zu große Kontaktintervalle danach. Zu große Distanz ist also problematisch. Hier ist einerseits die räumliche Nähe gemeint, die sich wie gezeigt im ‚Anwesenheits-Gebot‘ der Mutter in der Welt des Kindes ausdrückt. Wenige Fälle thematisieren hier ein Defizit, das nicht dem Zeitkonflikt zwischen Beruf und Familie geschuldet ist. Gelegentlich kommen Mitbetreuer des Kindes in den Verdacht, zu sehr vom Kind geliebt werden. M 21 befürchtet, dass ihr Sohn die Oma, von der er tagsüber betreut wird, mehr liebt als sie. Hier wird implizit das ‚Anwesenheits-Gebot‘ der Mutter in der Welt des Kindes bekräftigt, indem vorgeführt wird, dass bei nicht-Anwesenheit der Mutter in der Welt des Kindes auch potenziell die Beziehung zwischen Mutter und Kind gefährdet ist.

„Bei der Oma darf ich das!“, und so ging das los. Und das hat mir halt sehr wehgetan, ja, dass ich immer halt gemerkt habe, dass Felix [Sohn, 4 Jahre] eigentlich lieber bei der Oma ist als bei mir. ... Dieses Gefühl so: Ich bin einfach keine gute Mutter, weil, sonst würde ja mein Sohn mich mehr lieben als seine Oma. (M 21: 1)

In der Regel wird Nähe in Zusammenhang mit Liebe, Vertrauen und Gegenseitigkeit als zentrales Merkmal der Mutter-Kind-Beziehung gesetzt. Mögliche Konflikte und Defizite liegen, im Vergleich mit der MVorgänger-Generation, nicht in einem ‚Zuwenig‘ an Liebe und Nähe, sondern ein ‚Zuviel‘ an Emotionen und Nähe seitens der Mutter kann problematisch werden.

Im Kleinkindalter wird die exklusiv-hermetische Mutter-Kind-Bindung normalerweise als ‚natürlich‘ gesehen. Im Folgenden sollen Konstellationen untersucht werden, in denen die Mutter-Kind-Relation bezüglich Nähe, gesteigerter Emotionalität und Exklusivität der Beziehung problematisiert wird.

Die Beziehung Mutter-Kind hat in drei Lebensschilderungen den Charakter einer emotional überhöhten und exklusiven Beziehung und damit tendenziell auch Merkmale, die in die Liebeskonzeption zwischen Frau und Mann hineinreichen die Grenzen zwischen den Merkmalen einer Paar-Beziehung und einer Mutter-Kind-Beziehung ausloten.

##### 4.9.4.1 Beispiel M 24: Die Tochter als zeitweise wichtigster Beziehungspartner

Die Lebensschilderung von M 24 ist auch als ‚Biografie ihrer Beziehungen‘ zu lesen. Vom Alltag, vom Leben und den täglichen Aufgaben wird kaum erzählt. Die jeweiligen Partnerschaften nehmen dagegen einen hohen Stellenwert ein.

Interessant ist hierbei, dass auch die Tochter von M 24 unter dem Aspekt einer ‚Beziehung‘ erzählt wird. Sie problematisiert die große Nähe zur Tochter als Folge einer nicht-erfüllenden Partner-Beziehung. Nach einer intensiven, gerade am Anfang emotional gesteigerten aber nicht ‚alltagstauglichen‘ Beziehung mit dem Vater ihrer Tochter entscheidet sich M 24 für einen netten, aber emotional und erotisch wenig aufregenden Lebenspartner. Diesen Partner hat sie auch der Tochter zuliebe gewählt und er wird auch ein guter Vater-Ersatz für sie. Doch M 24 führt mit ihm eine emotional defiziente Beziehung. Auch Leidenschaft und Erotik, die ihr in der ersten Beziehung sehr wichtig waren, fallen nun weg. Parallel dazu wird die Beziehung zwischen M 24 und ihrer Tochter sehr „dicht“ und sehr „eng“. Sie verbringt mit ihr gemeinsame Urlaube, macht es sich mit ihr zu Hause „schön kuschelig“, sucht eine „körperlich nahe“ Beziehung zu ihr.

Und zwei Sachen haben wir gemacht, ich muss sagen, ich habe immer gekuckt, mit Sara auch immer schön Urlaub zu machen. Ich muss auch noch dazu sagen, für mich war und ist es eigentlich immer so, vielleicht auch über das Stillen, oder ach nee, überhaupt, ich glaube, bei uns in der Familie war das einfach so, körperlich habe ich's schon ganz gerne nah und dicht, ja. Und wenn wir dann die Zeit miteinander verbracht haben, dann haben wir das uns schon auch ganz nett gemacht, ja, kuschelig und so, und schön faul abgehangen, halt einfach schön gemacht, ja. (M 24: 15)

M 24 thematisiert, dass sie die Tochter als Beziehungs-Ersatz hinsichtlich Nähe „benutzt“ und empfindet es selbst als „nicht angemessen“, welche „Wichtigkeit“ die Tochter für sie bekommt. M 24 führt dies darauf zurück, dass sie in dieser Zeit kein „Gegengewicht“ durch einen Partner hat, den sie „richtig“ liebt und dass sie die Beziehungs-Intensität, die ihr in der Partnerschaft fehlt, aus der Beziehung zur Tochter bezieht: Nähe und Liebe in einer Form, die für eine Mutter-Kind-Beziehung ihrer Ansicht nach zu „dicht“ ist, wodurch die Tochter sich nicht angemessen entwickeln kann. Entsprechend eifersüchtig reagiert die Tochter auf eine nun wieder emotional erfüllende neue Partnerschaft der Mutter.

Ich bin dann mit Alexander (neuer Partner) zusammengekommen, das fand sie Tochter) erst mal gar nicht so richtig gut. Die war dann so richtig eifersüchtig, und zwar, weil eben diese Beziehung zwischen mir und Sara auf 'ne Art und Weise sehr dicht war. Und ich muss auch sagen, dass ich sie – ohne das bewusst zu wollen – aber in gewisser Weise auch benutzt habe für 'ne Nähe, die nicht angemessen vielleicht für sie war, ihr 'ne Wichtigkeit gab, die... sie ist wichtig für mich, sehr, sehr wichtig, aber es hat so das Gegengewicht von 'nem Partner, den ich eben auch richtig liebe, einfach gefehlt, ja. (M 24: 18)

Aus Sicht von M 24 profitiert die Tochter von der neuen Partnerschaft. Die Mutter-Tochter-Beziehung ist von belastenden Elementen befreit. Wo sie vorher von der Mutter „benutzt“ wurde und die Mutter-Tochter-Beziehung nicht „angemessen“ war, wird die Tochter jetzt „entlastet“, blüht auf und findet ein neues und „eigenes“ Leben. „Irgendwie hatte man das Gefühl, sie fängt an, so richtig auf 'ne Art und Weise zu sich zu finden.“ (M 24: 20)



Partnerschaft I	Partnerschaft II	Partnerschaft III
leidenschaftlich aber defizitär (nicht alltagstauglich)	keine „tiefe Liebe“, emotional defizitär, aber alltagstauglich	erfüllend emotional (und alltagstauglich)
↓	↓	↓
Beziehung Mutter-Kind:  <i>emphatisch, intensiv</i>	Beziehung Mutter-Kind:  <i>emphatisch, affektiv einseitig aufgeladen, (kompensatorisch)</i>	Beziehung Mutter-Kind:  <i>„angemessen“</i>
große Nähe Mutter-Kind (Mutter-Kind-Enklave)	zu viel Nähe Kind für Nähe „benutzt“	Kind entlastet Kind „aufgeblüht“

#### 4.9.4.2 Beispiel M 12: Mutter-Tochter-System als zentrale Paar-Konstellation in der Familie

M 12 führt gleich zu Beginn der Erzählung das Thema ‚Beziehungen‘ ein.

Ich hatte zwar immer Beziehungen, immer, immer, immer, also, entsetzlich eigentlich. Also, keine vier Wochen mal irgendwie Single gewesen. Immer. Schluss gemacht, und aber schon kam irgendwie der Nächste um die Ecke. (M 12: 1)

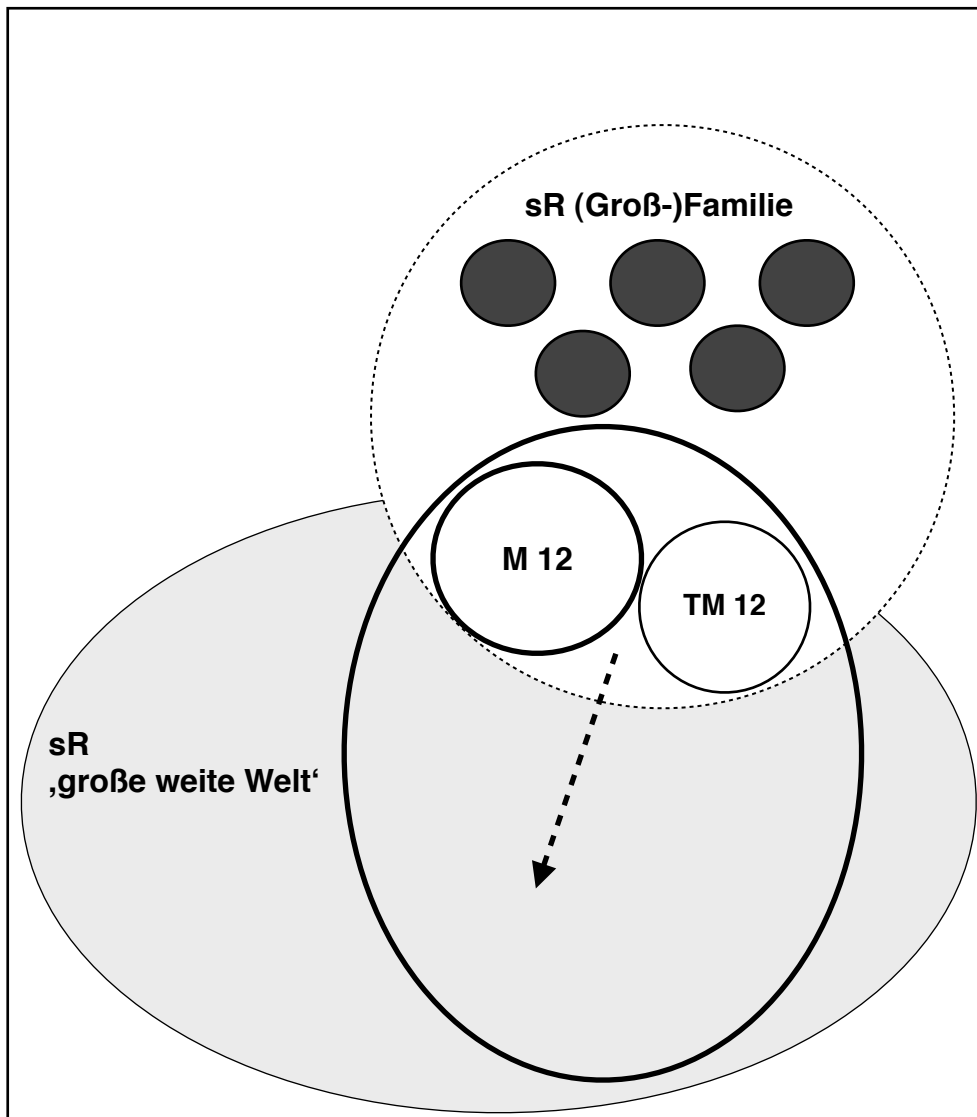
Als junge Frau ist sie in wechselnden Beziehungen. Als sie Mutter wird, bleibt sie mit dem Kindesvater zusammen. Der Lebenspartner spielt aber in ihrer Erzählung als Beziehungs-Partner keine Rolle. Die Tochter übernimmt ab dem späten Kleinkindalter die Rolle des ‚interessanten‘, spannenden und bewunderten Lebensgefährten in ihrem Leben, während der vorhandene Lebensgefährte und Kindesvater in die Großfamilie zurücktritt und keine weitere Rolle in der Erzählung von M 12 spielt. M 12 und ihre Tochter bilden die zentrale Paar-Konstellation. Sie und ihre Tochter unternehmen viel zusammen. Dabei handelt es sich nicht um übliche Mutter-Kind-Unternehmungen wie Spielen oder Hausaufgaben-Betreuung. Sie hat zu ihrer Tochter eine „Redebeziehung“ (M 12: 11). Auch ihre Reisen allein mit der Tochter sind ein wiederkehrendes Element in der Erzählung.

Ich bin unheimlich viel mit der Sandra gereist, auch alleine. ... Und wir haben's uns dann immer so richtig gut gehen lassen, also, dieses Vogue-Geld, das habe ich richtig super angelegt. Also, Italien, schöne kleine Villa direkt am Meer, und schönste Zimmer mit dem besten Blick und so, also, das habe ich wirklich 1:1 ausgegeben, also, in der gleichen Welt, kann man fast sagen, ja. (M 12: 8)

Mutter und Tochter reisen nach Frankreich, Amerika, England, Thailand. M 12 bucht für sich und das Kind dabei immer sehr idyllische Hotels oder eine „schöne kleine Villa direkt am Meer“. Oder sie fährt mit ihr nach Amerika und mietet dort ein Strandhaus für sich und die Tochter. Sie schenkt ihr eine ge-

meinsame Reise zur Abi-Vorbereitung „auf eine Winz-Insel in so'm Mangrovenparadies (M 12: 20). Die Wichtigkeit des Redens, die besonders sorgfältig geplanten Reisen mit der Tochter ohne weitere Familienmitglieder lassen auf eine sehr exklusive, intensive und vom Rest der Familie separierte Beziehung zwischen M 12 und ihrer Tochter schließen. Sie und die Tochter bilden in der Familie ein Subsystem, das von M 12 mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt wird und für das sie ihre zeitlichen und finanziellen Mittel einsetzt. M 12 ermöglicht mit ihrem verdienten Geld der Tochter auch kostspielige und exklusive Bildungschancen wie internationale Privatschulen und Unis und generell einen recht hohen Lebensstandard. „Alle diese Reisen nach Amerika und so, die habe ich alle bezahlt. Das hat sie auch mitbekommen.“ (M 12: 24)

Die Merkmal einer exklusiven, intensiven, innerhalb der Familie separierten Beziehung zur Tochter gehen einher mit dem Fehlen der Schilderung der Partnerschaft mit dem Lebenspartner. Er taucht in der Erzählung ausschließlich in seiner Rolle als Kindesvater auf.



Nachdem die Tochter nach dem Abitur ihre eigenen Wege geht, verlässt auch M 12 die Familie. In einer wiederum sehr exklusiven Aussprache, zu zweit in einem schicken Restaurant bei einem Treffen in Paris, wo sie „wie immer“ Tatar essen, eröffnet die Mutter der Tochter, dass sie sich von deren Vater trennt.

Und wir sind dann ins La Coupole gegangen und haben wie immer Tatar gegessen ... Und ich habe ihr gesagt, das und das ist passiert. Und dann hat sie gesagt: „Ich wusste, wenn ich gehe, gehst du auch.“ Das war ihr erster Satz. (M 12: 19)

Der Verbleib der Mutter (M 12) in der ‚Familie‘ ist auch aus Sicht der Tochter (TM 12) ohne sie nicht mehr notwendig oder erwartbar („ich wusste, wenn ich gehe, gehst du auch“). Damit, dass beide gleichzeitig die Familie verlassen, sind Mutter und Tochter wiederum als zusammenhängende und vergleichbare Größen gesetzt. Sie sind das eigentliche ‚Paar‘, das diese Familie begründet hat, die durch den Weggang von Tochter (TM 12) und Mutter (M 12) jetzt auch in dieser Form nicht weiter bestehen kann. Der Kindesvater ist damit sozusagen das ‚Scheidungskind‘, das übrig bleibt.

In der Beziehungsabfolge wären damit die wechselnden Partner, die M 12 als junge Frau hatte, sozusagen das Grundmuster ihres Lebensverlaufs, das sie als Mutter nicht abbricht. Die zentrale Beziehung ihres Lebens in dieser Zeit als Mutter ist für M 12 die Tochter. Diese Beziehung ist exklusiv, emotional intensiv, schließt andere aus (alleine reisen) und trägt eher die Züge einer Paarbeziehung als einer Familienbeziehung. Während der Familienphase ist die Beziehung zum Partner zwar implizit als konstant rekonstruierbar, aber nicht als ‚Liebesbeziehung‘ dargestellt. Bei der Familie von M 12 handelt es sich damit nicht um eine Paar-plus-Kind-Konstellation, sondern eher um eine Mutter-Tochter-Konstellation plus Großfamilie. Die Großmutter, der Onkel, der Vater des Kindes und die Halbschwester gehören zu den unkomplizierten „italienischen Verhältnissen“ (M 12: 2), die sich um die zentrale Mutter-Tochter-Beziehung gruppieren.

#### *4.9.4.3 Beispiel M 14: Hohe affektive Besetzung der Mutter-Sohn-Beziehung*

Obwohl der Partner den Kinderwunsch mit ihr geteilt hatte und sich auch Zeit nimmt, das Kind mit zu versorgen, ist M 14 nicht von der Dauerhaftigkeit der Beziehung mit ihm überzeugt. Weil er sieben Jahre jünger ist als M 14, hat sie das Gefühl: „Der bleibt eh nicht lang“ (M 14: 5). Da er sich stark auf sie (M 14) bezieht und beruflich keine eigene Perspektive entwickelt, empfindet sie den Partner wie ein zweites Kind. Er weiß, im Gegensatz zu ihrem Nachbarn, in den sie sich während der Beziehung verliebt, nicht „was er will“, macht nicht „sein Ding“, ist „jung“, „anhänglich“ und klebt an ihr.

Und, ja, und dann gab's irgendwann mal 'ne große Krise - das weiß ich jetzt gar nicht mehr, wann das war - gab irgendwann noch mal 'ne große Krise mit uns beiden, also, mit G. und mir, weil, ich habe den G. doch

dann als sehr jung empfunden und sehr anhänglich und sehr... wie wenn ich zwei Kinder hätte, irgendwie. Das war eigentlich mein Gefühl. Und er war irrsinnig an mir dortgeklebt und hatte keine eigenen Freunde und kein eigenes Ding, und ich wollte einfach sehr eigen dann wieder sein. Und das fand ich sehr schwierig.

Und außerdem hatte ich das Gefühl: Der bleibt eh nicht lang. Also, ich hatte eh das Gefühl: Der bleibt nicht lang, so. Und dann habe ich mich in meinen Nachbarn verliebt, vom Atelier, und habe mit dem auch 'ne Beziehung angefangen so bisschen, und - oder 'ne Affäre, wie man's nennt - und - der wiederum älter war wie ich und so die Ausstrahlung hatte von großer Selbstständigkeit und Meditieren und unabhängig. Und der war irgendwie so, dachte ich: Woah, irgendwie so 'n Mann, der so weiß, was er will und so sein Ding macht!, und, ja. (M 14: 5)

Als Partner wünscht sich M 14 einen anderen Typ Mann. Der ideale Partner soll ihr gleichwertig oder überlegen sein, „selbstständig“ und „unabhängig“. Es kommt zur Krise mit ihrem Lebenspartner und Kindesvater und schließlich zur vorübergehenden Trennung des Paares. Dagegen wächst und intensiviert sich die Beziehung zu ihrem Kind.

Die Ausgangssituation, die M 14 erzählte, war ihr Kinderwunsch. Ohne Mann, ohne Partnerschaft, in relativ jungen Jahren und mitten im Studium erwacht der Wunsch nach einem Kind. Sie findet einen Partner und bekommt ein Kind. Dieses Kind (Tim) wird nun zur „Konstante“ in ihrem Leben durch „alle möglichen Krisen“.

Ich hatte das Gefühl, es war irgendwie eigentlich - ich hatte alle möglichen Krisen und wie und was - aber der Tim, der war eigentlich 'ne, 'ne verhältnismäßige Konstante bei uns, ja. (M 14: 9)

In ihrer Erzählung finden sich außer einer Spielplatz-Episode kaum Hinweise auf etwas, was sie mit dem Kind ‚gemacht‘ haben könnte, sie erinnert sich an nichts Konkretes aus seiner Kinderzeit. M 14 thematisiert mehrmals, dass es ihr schwerfällt, Einzelheiten zu erinnern: „Und dann, ja, dann war die Kindergartenzeit eigentlich 'ne, 'ne - ich weiß nicht, was kann ich da drüber erzählen?“ (M 14: 7)

Sie kann den Sohn ihren eigenen Worten nach „nicht beschreiben“. Der Blick von außen auf ihn fällt ihr schwer, was schon ein weiterer Hinweis auf die von ihr erzählerisch aufgebaute ‚Verschmelzung‘ seiner Person und der Mutter (M 14) ist.

Und, so, ja, an Fakten ist es nicht ganz leicht, was über diese Zeit zu erzählen, weil, es war einfach der Tim [Sohn], einfach so ganz, na ja, und der hat so was, ich kann's gar nicht beschreiben, der ist so wie's Leben selber: der hat so was Strahlendes oder so 'ne Energiequelle. (M 14: 6)

Auch wenn der Sohn für M 14 sehr wichtig ist, erzählt sie im Grunde in jeder Schilderung ihres Sohnes vor allem von sich. Von seinen Lebensäußerungen, Erlebnissen und Themen berichtet sie dann, wenn es eine Funktion für ihr Erleben oder ihre Gefühle hat. Das Baby kann sitzen (also kann sie in Ruhe arbeiten), es schreit (also ist es für sie anstrengend), der jugendliche Sohn ist

eine „Energiequelle“ für sie (also geht es ihr gut), er löst als Kind in ihr die Sorge aus, zur „Über-Mutter“ zu werden, sie fürchtet, dass er ihre „Bezugsperson in der Welt“ wird und will das vermeiden. Außer rudimentären Informationen über den Kindergarten (er ging gerne hin) und die Schule (er war kein guter Schüler) erfahren wir bis zu seinem Auszug, der dann wiederum sehr intensiv thematisiert wird, nur was einen Zusammenhang mit Gedanken, Erlebnissen und eigenen Ängsten der Mutter hat.

Die ‚Eins-Werdung‘ drückt sich auch in der Übernahme seiner Gefühle durch M 14 und der Projektion ihrer Gefühle auf den Sohn. Von dessen ‚Problemen‘ werden vor allem solche thematisiert, in denen sich die Probleme der Mutter (M 14) spiegeln. In der weiteren Erzählung stellt sich dann in der Regel sogar heraus, dass der Sohn das, was sie zu seinem ‚Problem‘ erklärt hatte, gar nicht problematisch findet. Ein Beispiel ist der Schuleintritt. M 14 begleitet ihn an seinem ersten Schultag in die Schule. Sie beschreibt das Erlebnis jedoch ausschließlich aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Schulangst. Sie trauert, weil er jetzt in eine Institution gehen muss, in die sie ungern gegangen ist. An etwas anderes erinnert sie sich nicht: „ich weiß nur, dass ich sehr geweint habe, wie er in die Schule gekommen ist.“ Ihrem Sohn geht es aber offensichtlich ganz gut dort, sie erzählt später, dass er „sich gerne „eingefügt“ hat und „da gerne mitgemacht“ hat.

Ich weiß nur, dass ich sehr geweint habe, wie er in die Schule gekommen ist. Was heißt sehr? Ich selber bin wahnsinnig ungern in die Schule gegangen und hatte Angst vor diesem Ganzen. Also, schon wie ich dann da hinkam, da stand da irgendwie so 'ne Tür, da stand Schulspeisung, da sind mir plötzlich die Tränen gekommen. Also, ich dachte: Jetzt kommt er in diesen Apparat rein! (M 14: 7)

Dass sie in ihrer Erzählung wenig über den Sohn spricht fällt M 14 an einer Stelle selbst auf und sie ruft sich sozusagen zur Ordnung (da sie ja aufgefordert wurde, von ihrem Leben mit dem Kind zu erzählen): „Ja, und dann ... Tim, wie ging's mit Tim weiter?“ Sie schildert, dass sie ihn auch in ihren Tagebucheinträgen fast nie erwähnt, da er „irgendwie so richtig“ ist, das man da „nicht lange rumschreiben“ muss. Nachdem sie noch einmal in sich horcht und sich fragt „Was war da eigentlich irgendwie mit ihm?“ geht sie aber wieder zu sich über.

Ja, und dann ... Tim, wie ging's mit Tim weiter? Ich habe mich immer so gewundert, es geht mir jetzt grade so: Ich habe sehr viel Tagebuch geschrieben und sehr viel geschrieben, und ich habe irgendwann mal bemerkt, dass ich fast nie über den Tim schreib. Weil, der Tim, der hatte irgendwie so was, das war irgendwie so richtig irgendwie, oder da braucht man nicht lange rumschreiben, oder der hatte so was – ich habe ihn wirklich selten erwähnt. Und so kommt's mir jetzt auch vor: Was war da eigentlich irgendwie mit ihm? (M 14: 9)

Obwohl sie häufig „sehr intensiv“ mit dem Jugendlichen und jungen Erwachsenen spricht, weiß sie aber wenig über ihn und seine Gefühle, die er vor ihr „vergraben hat“. Weder sie noch er selbst („er kennt sich selber nicht“) haben Einblick in seine Gefühlswelt. Andererseits ‚kennt‘ die Mutter den Sohn sehr

gut, wenn es um seine Schwächen geht, die für sie der Anlass sind, ihn vor der Welt und auch vor dem Kindesvater zu beschützen. Die Schilderung zentraler Lebensereignisse nur aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Emotionen, der Aufbau von Problemfeldern seines Lebens, die ihren eigenen Problemen gleichkommen, die Unfähigkeit, ihn als eigene, von ihr getrennte Person zu beschreiben und die Übersteigerung der Mutter-Kind-Affekte werden von einer Exklusivierung der Mutter-Kind-Relation innerhalb der Vater-Mutter-Kind-Familie begleitet. Der Kindesvater hat keinen eigenen Zugang zum Kind, er wird in seinem Verhalten dem Sohn gegenüber von M 14 reglementiert.<sup>258</sup> Hier wie in der Relation zum Sohn sind Hierarchie und Machtgefüge implizit sehr ausgeprägt: M 14 ist als dessen „Anwalt“ stark, der Sohn in ihren Augen schwach. Er hat ihrer Beschreibung nach Zweifel, ausgeprägte Lebensängste, „kennt sich selber nicht“, hat auch als Jugendlicher noch eine „zarte kindliche Seele“ (M 14: 10). Diese zarte Seele ist der Mutter sichtbar, dem Kindesvater offensichtlich nicht. Er möchte Regeln durchsetzen, aber M 14 verhindert das. Sie will, dass ihr Sohn „nichts erlebt, was [ihr] nicht passt“ und verbietet dem Kindesvater die Einmischung. Wichtig ist ihr, dass „jemand auf seiner Seite steht“, doch als dieser ‚jemand‘ kommt nur sie selbst in Frage. „Ich habe mich richtig als sein Anwalt gefühlt“.

Und der G. ... meinte, der Tim sollte mehr Regeln kriegen, mehr nicht dürfen, mehr – „Da muss man eben ‚dadada‘ machen“, also, der war so irgendwie und hat auch den Tim viel angepiffen, viel rumgestritten mit ihm. Und ich war schon oft in der Rolle, dass ich mich da dazwischengeklemmt habe oder es ihm einfach verboten habe. ... Also, wenn ich da war, habe ich mich einfach sehr dahinter geklemmt, dass der Tim nichts erlebt, was mir nicht passt. ... Aber letztlich hat dann immer Vorfahrt gehabt, dass ich das Gefühl habe, der Tim der ist irgendwie so 'ne noch zarte kindliche Seele, der braucht 'ne Zeit lang, 'ne ziemliche Zeit lang, dass jemand auf seiner Seite steht. Und zwar richtig. Ich habe mich richtig wie sein Anwalt gefühlt. (M 14: 10)

Die hierarchische Asymmetrie zwischen Mutter und heranwachsendem Sohn ist ausgeprägt durch die oben genannten Merkmalszuschreibungen von Sohn und Mutter. Der Sohn ist auch als Jugendlicher und junger Mann noch „kindlich“ und „zart“, die Mutter ist als sein „Anwalt“ stark. Andererseits gleicht sie diese Asymmetrie wieder aus, wenn der Sohn ihre „Energiequelle“ ist, was ihn sozusagen voraussetzt, damit sie überhaupt agieren kann, und wenn sie sich als ‚Anwalt‘ abschwächt, indem sie postuliert, dass sie dem Sohn letztlich „nicht beistehen kann“ (M 14: 11), wenn es um größere Lebensfragen geht.

M 14 problematisiert selbst explizit die große Nähe zwischen dem Sohn und ihr, kann sich aber auch nicht distanzieren. Sie ist absolut „begeistert“ von ihrem Sohn, der etwas „Strahlendes“ hat und für den sie „so ne Liebe“ hat, dass es „nicht gesund sein kann“. Als der Sohn klein ist, befürchtet M 14, ihrem Sohn „zu nahe“ zu kommen und muss „aufpassen, dass er nicht [ihre] Bezugsperson wird in der Welt“. Ihre Befürchtungen sind nicht die ‚anderer‘ Mütter, zu wenig zu tun, sondern „zu viel“ zu geben.

---

<sup>258</sup> Siehe auch 4.12.4.

... es war einfach der Tim, einfach so ganz, na ja, und der hat so was, ich kann's gar nicht beschreiben, der ist so wie's Leben selber: der hat so was Strahlendes oder so 'ne Energiequelle. Meine größte Sorge war immer, dass ich dem Tim zu nahe komme. Nicht, dass ich ihm zu wenig gebe, sondern zu viel. Die habe ich noch heute, also, ich bemühe mich immer wieder, mich von ihm wegzuhalten ... Weil, so von meiner Seite habe ich das Gefühl, ich bin meistens irgendwie sehr begeistert, mit ihm zusammen zu sein, oder ich könnte ihm auch immer erzählen und ... Also, ich habe von Anfang an das Gefühl gehabt: Ich muss aufpassen, dass das nicht meine Bezugsperson wird in der Welt, so. Weil, das tut ihm nicht gut, das ist irgendwie nichts, und auch für mich natürlich nicht, ja. Also, ich muss mich schon mit den Erwachsenen beschäftigen. Aber so, also, vielleicht hat 'ne andere Mutter ein Gefühl, sie wäre vielleicht mal zu uninteressiert und zu hilflos, und ich hatte immer das Gefühl: Lass ihn bloß laufen! Bloß möglichst loslassen! (M 14: 6)

Weil zu viel Nähe dem Sohn „nicht gut“ tut und auch ihr selbst nicht, ist ihr Gefühl, dass sie ihn „bloß möglichst loslassen“ möchte. Zu große Nähe versucht sie zu vermeiden, da sie „nicht natürlich“ ist, kann sie aber nicht verhindern. Sie ist zwar bemüht, sich „von ihm wegzuhalten“, aber gleichzeitig ist sie auch zu „begeistert, mit ihm zusammen zu sein“, um den Abstand zu vergrößern. Sie hat das Gefühl, „eine Bremse reinziehen“ zu müssen. Dass sie zeitweise vermeidet, den inzwischen jugendlichen Sohn zu umarmen, ist Ausdruck ihrer Befürchtungen, „dass ich ihm zu nahe trete“.

Ja, und er ist ein, ja, nach wie vor irgendwie ein Mensch, den ich total gerne habe, ... Inzwischen hat er auch 'ne Freundin und da freue ich mich irgendwie auch sehr. Wie gesagt, es ist immer meine Angst, er könnte an mir kleben, er könnte nicht mal 'ne Freundin haben, oder so, ja. Weil meine Begeisterung... Also, ich habe das Gefühl: Ich habe so 'ne Liebe, ich bin so begeistert, das kann ja nicht gesund sein, irgendwie. Also, ich weiß auch nicht, wie wenn ich da immer 'ne Bremse reinziehen müsste, so dass wir uns schon 'ne Zeit lang einfach überhaupt nicht umarmt haben und so was, weil ich sehr drauf achte, dass ich ihm nicht zu nahe trete ... Na, jetzt in letzter Zeit tun wir uns eher wieder umarmen, ja, wird jetzt wieder. Aber 'ne Zeit lang habe ich da richtig - ja. (M 14: 19)

Die hohe affektive Besetzung des Sohnes mit Tendenz zur Überschreitung von Grenzen einer Mutter-Kind-Beziehung im Sinne von „gesund“ und ‚normal‘ wird in der Erzählung von M 14 wiederholt problematisiert.

M 14 sieht dabei vor allem die Nähe des Sohne zu ihr als ‚Problem‘, während sie selbst sich ihrer Ansicht nach zurücknimmt (ihn nicht umarmt, eine „Bremse“ reinzieht und ihn „von sich weg“ hält). Eine Kontrollmöglichkeit oder Begrenzung ihrer Beziehung zu ihm durch die Vernunft scheint trotz aller Versuche dabei unmöglich zu sein. Hier ist ein Grad an emotionaler Aufladung erreicht, der sich rationaler Kontrolle entzieht. Der Beziehungsstatus Mutter-Sohn hat damit Merkmale einer leidenschaftlich-emotionalen Beziehung. Eine Nähe zum Normverstoß ist durch die vergeblichen Kontrollierungs-Versuche der Mutter (M 14) angedeutet.<sup>259</sup>

---

<sup>259</sup> vgl. Titzmann, Problem-Lösung: 309: „je intensiver das Gefühl, desto leichter kommt es zur Verletzung der ... Normen“.

Ein weiterer Hinweis auf die Nähe der Mutter-Liebe zur Liebe zwischen Mann und Frau ist die explizite Befürchtung von M 14, der Sohn könne so „an [ihr] kleben“, dass er möglicherweise „nicht mal ne Freundin haben“ kann. Parallel dazu hat auch M 14 während der ‚intensiven‘ Beziehung zum Sohn offensichtlich eine reduzierte Beziehung zu ihrem Partner. Die Nacht, in der der Sohn das Elternhaus verlässt, beschreibt M 14 sehr dramatisch und verweist noch einmal auf die hoch emotionale und exklusive Beziehung zu ihrem Kind, die jetzt endet.

Und dann kam er (Sohn) nach oben ... sagte er: „Also, ich habe jetzt mein Bett eingepackt.“ Und dann haben wir uns so verabschiedet. Und dann habe ich geheult, nachdem die Tür zu war, so, die ganze Nacht habe ich 's Gefühl gehabt: Es ist jemand gestorben, und was will ich jetzt überhaupt noch mit dem G. (Ehemann), der Einzige, der mir je was bedeutet hat, war der Tim – völlig irre, ja. Völlig irre, völlig. (M 14: 18)

Die Formulierung „was will ich überhaupt noch mit dem (Partner)“ verweist schon auf die Partner-Ebene, auf der M 14 die Beziehung zum Sohn einstuft. Er ist „der einzige“ für sie, die Liebe zu ihm übertrifft damit die zum Partner und sie beansprucht hier eine Exklusivität, die normalerweise der Partner-Beziehung vorbehalten ist.

Nach dem Auszug des Sohnes, der sich aus Sicht von M 14 so schwierig und hochdramatisch gestaltet, dass eine Therapeutin zugezogen werden muss, folgt eine gewisse Ablösung des Sohnes. Gleichzeitig intensiviert sich die Beziehung von M 14 zu ihrem Mann wieder und nimmt „eine erstaunliche Wendung“ zu „größerer Intimität und Bezogen-Sein aufeinander“. Hier stellt M 14 ausdrücklich die Relation zur ‚Normalisierung‘ („wird jetzt wieder“) ihrer Mutter-Sohn-Liebe her. Den Sohn kann sie inzwischen „wieder umarmen“ (ohne die Angst, ihm zu nahe zu treten) und mit dem Partner stellt sich wieder „größere Intimität“ ein.<sup>260</sup> Auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist damit von den bisherigen „Rivalitäten“ um M 14 zwischen dem Kindesvater (G.) und dem Sohn befreit und die beiden haben nun auch als Vater und Sohn wieder eigenen Kontakt und „viel mehr miteinander alleine zu tun“.

Na, jetzt in letzter Zeit tun wir (Sohn/Mutter) uns eher wieder umarmen, ja, wird jetzt wieder. Aber 'ne Zeit lang habe ich da richtig - ja. Ja, was natürlich auch schön ist, dass jetzt natürlich noch mal die Beziehung zum G. noch mal 'ne - also, schon in den letzten Jahren - noch mal 'ne erstaunliche Wende wieder genommen hat, nach größerer Intimität und Bezogen-Sein aufeinander, auch weil dieses Thema Tim, wo wir oft anderer Meinung waren und wo sicher auch Rivalitäten mit ihm da waren, vom G. aus, alles irgendwie nicht mehr so gravierend ist. Die haben jetzt auch viel mehr miteinander alleine zu tun. (M 14: 19)

M 14 schreibt alle problematischen Tendenzen der Familien-Beziehungen anderen zu. Die asymmetrische Relation von Macht innerhalb der Familie liegt in ihrer Sichtweise an ihrem Mann, der zu ‚schwach‘ ist und am Sohn, der eine „zarte Seele“ hat. Rivalitäten um den Sohn gehen „vom G. aus“, also wieder-

---

<sup>260</sup> Siehe dazu auch das Beispiel von M 24, 4.9.4.1.



um von ihrem Mann, Grenzüberschreitungstendenzen der Mutter-Sohn Beziehung gehen vom Sohn aus (Angst, „er könnte an mir kleben“). Dass M 14 zwar die übergroße Nähe zum Kind sieht, ihr eigenes Verhalten damit aber nicht ursächlich in Verbindung bringen kann oder will, deutet wiederum auf eine Nähe zum Normverstoß hin. In der Übertragung der aktiven Rolle an den Sohn und damit ‚Mann‘ in der Mutter-Sohn-Beziehung und in der Übernahme der passiven Frauen-Rolle, die sich seinen Annäherungen entzieht liegt nochmals ein Hinweis darauf, dass die Mutter-Sohn-Beziehung hier in die Richtung einer Mann-Frau-Beziehung emotional übersteigert wird.

M 24 thematisiert die Intensivierung der Beziehung zu ihrer Tochter im Zusammenhang einer emotional defizitären Beziehung zu ihrem Lebenspartner, hat also im Gegensatz zu M 14 durchaus ein Bewusstsein dafür, dass sie es selbst ist, von der die Übersteigerung der Emotionen ausgeht.

Bei M 12 ist wiederum die Erhebung der Tochter zum zeitweisen ‚Lebens-Partner-(Ersatz)‘ nur implizit angelegt, sie hat ebenfalls kein Problem-Bewusstsein, da ihre Bedürfnisse in ihrer Sichtweise mit denen der Tochter übereinstimmen. Alle hier angeführten Beispiele zeigen eine Problematik im Bereich übersteigert Emotionalität. Im Sample sind damit, neben dem ‚Normalfall‘ intensiver Emotionalität zwischen Mutter und Kind solche Fälle problematisch, in denen Liebe und Nähe zum Kind übersteigert erlebt wird.

#### *4.9.5 Vergleich der Liebeskonzeption MVorgänger und MSprecher*

Hier wurde aus Sicht der Erzählungen des Samples im Vergleich zur eigenen Mutter und damit im Vergleich zur Vorgänger-Generation ein positiver Wandel vollzogen. Die selbst erlebten Defizite (zu wenig Liebe, zu wenig Nähe) sind aus Sicht der Erzählerinnen nun ausgeglichen. Die potenziellen Problematiken, die man im Sample bezüglich Nähe und Liebe mit der eigenen Mutter (MVorgänger) verbindet, haben sich aus Sicht der Texte damit tendenziell gelöst, indem nun ‚genug‘ Liebe und Nähe vorhanden ist. Gleichzeitig zeigen sich aber wiederum Probleme der ‚Dosierung‘. Während die Vorgänger-Generation Gefahr lief, zu wenig Liebe anzubieten, haben sich in der Sample-Generation mögliche Defizite zum anderen Extrem hin verlagert. Aus dem potenziellen Zu-Wenig an Liebe wird nun das Problem des Zu-Viel an Liebe, das austariert werden muss. Damit weisen die an der Oberfläche sicher einzigartigen Merkmale der Mutter-Kind-Beziehung von M 14, M 24 und M 12 in ihrer extremen Ausprägung auch auf eine im Sample tendenziell angelegte Problematik. Die emotionale Mutterliebe, die von vielen Teilnehmerinnen des Samples an der eigenen Mutter so defizitär erlebt wurde, weil sie zu wenig ausgeprägt war, scheint nun Defizit-Tendenzen in ihrer Intensivierung aufzuweisen und hier durch keine normative Größe begrenzt zu werden. Den unter Umständen belastenden und problematischen Dynamiken einer so übersteigerten Mutter-Kind-Emotion sind schwer Grenzen zu setzen, da hier keine Sanktionierungen greifen wie im Bereich der erotischen Liebe. Während jede erotische Aufladung der Eltern-Kind-Beziehung den herrschenden kulturellen Normen unter-

worfen und sanktionierbar ist, ist die emotionale Liebe nicht im Verdacht, grenzüberschreitende Tendenzen aufzuweisen. Die Kinder wären damit vor solchen übersteigerten emotionalen Beziehungen seitens der Mutter nicht zu schützen. Das Sample gibt auch Hinweise darauf, wie emotional übersteigerte Mutter-Kind-Beziehungen entstehen und sie in der Balance zu halten wären. Alle referierten Fälle der Überschreitung der ‚normalen‘ Intensität der Gefühle weisen Defizite in der Paar-Beziehung auf. M 12 hat während der hier problematisierten Lebensphase keine emotional intensive Paar-Beziehung, ebenso M 14 und M 24. In den anderen Erzählungen des Samples werden die ‚Grundbedürfnisse‘ einer emotional erfüllten Partnerschaft in den Beziehungen Mann-Frau gestillt. In Zeiten der emotionalen Leere, also nach Trennungen oder in Zeiten ohne Partner, kann es zur Überfrachtung des Mutter-Kind-Beziehung mit zu viel Nähe, zu intensiver Liebe kommen. Beispiele dafür sind auch M 8, die sich ohne Partner exklusiv-hermetisch mit der kleinen Tochter eine eigene Welt schafft, M 21, die nach einer Trennung dem Sohn die wichtigste und einzige Bezugsperson sein will und sogar auf die mitbetreuende Großmutter eifersüchtig ist. Nicht nur die emotionalen Grundbedürfnisse einer ‚guten‘ Mutter müssen also anderweitig gestillt werden als in der Mutter-Kind-Beziehung, auch weitere Lebensbedürfnisse müssen ausgewogen vorhanden sein. Defizite führen, wie bei M 4, der das „Eintauchen in den Säugling“ zum Ersatz eines ausgefüllten Arbeits- und Beziehungslebens wird, tendenziell zu Störungen und Überfrachtungen der Mutter-Kind-Beziehung. Alle Fälle von übersteigertem Emotionalität gehen mit Defiziten in anderen Bereichen, wie im Kapitel ‚Glück‘ näher ausgeführt, einher. Insofern wäre gerade für die ‚gute‘ Mutter der Einklang der Bedürfnisse notwendig, um das Kind nicht mit diesen Bedürfnissen zu überfordern. Hier wäre noch einmal ein Rückgriff auf die im Sample häufig so oder ähnlich gebrauchte Formulierung interessant, dass die eigene Mutter (MVorgänger) kein ‚eigenes Leben‘ oder ein ‚unausgefülltes Leben‘<sup>261</sup> hatte und sich deshalb zu sehr auf die Tochter (MSprecher) fixiert hat. Die Sample-Generation neigt im Fall emotionaler oder anderer Lebensdefizite ebenfalls dazu, sich zu sehr auf das Kind auszurichten und die Mutter-Kind-Beziehung für Kompensationen zu benutzen.

<b>Liebe Mutter-Kind MVorgänger</b>	<b>Liebe Mutter-Kind MSprecher</b>
gemäßigt	emphatisch
potenzielle Problematik: zu wenig, emotional reduziert	potenzielle Problematik: zu viel, emotional übersteigert
Gefahr der Kompensation defizitärer Lebensaspekte  häufig: kein ‚eigenes‘ (Arbeits-)Leben => übersteigertes Interesse am Kind, zu viel Kontrolle, Einfluss	Gefahr der Kompensation defizitärer Lebensaspekte  häufig: kein ‚eigenes‘ Beziehungs-Leben => übersteigerte Emotionen zum Kind, zu viel Nähe

<sup>261</sup> Siehe dazu 4.8.7

#### 4.9.6 Vergleich der Liebeskonzeption Mutter-Kind und Frau-Mann

Beide Liebeskonzeptionen sind stark emotionalisiert und auf ‚Glück‘ ausgerichtet. Den Hauptunterschied macht die Konstanz und Belastbarkeit der Beziehungen aus. Die voraussetzungslose Dauerhaftigkeit der Mutter-Kind-Beziehung ist im Vergleich zur Mann-Frau-Beziehung das wesentliche Unterscheidungs-Merkmal. Während die Liebe zwischen Frau und Mann von potenziell reduzierter Dauer gerade wegen der gesteigerten Erwartungen an Emotionalität ist (man trennt sich, wenn die Intensität nachlässt), sind in der Mutter-Kind-Beziehung die gesteigerten Emotionen bindungsverstärkend und nicht der Steigerungslogik ausgesetzt. Der Zeit-Konstanz hoher emotionaler Intensität steht auch eine Personen-Konstanz gegenüber. Während eine Mann-Frau-Beziehung nur so lange aufrechterhalten werden kann, wie sie zum persönlichen Glück der Frau beiträgt<sup>262</sup>, ist die Mutter-Kind-Beziehung auch in Zeiten subjektiven ‚Unglücks‘ stabil, etwa während der Ablösungsphase des Kindes. Hier greift wiederum das Vertrauens- und Nähe-Gebot. Die emotionale Nähe zum Kind wird auch beibehalten, wenn dessen Verhalten dies nicht unbedingt evoziert. Auf Krisen und Zeiten der Entfremdung seitens der Kinder wird von der Mutter nicht selbst mit Entfremdung reagiert. Man will die Kinder um keinen Preis verlieren und die emotionale Nähe zu ihnen beibehalten.<sup>263</sup> M 2 ist zwar auch „wütend“, dass die Tochter sich mit dem 18. Geburtstag von der Schule abmeldet und sich jede Einmischung der Mutter verbietet, doch lenkt sie auch wieder ein um den Kontakt zu ihr zu erhalten.

... ich hatte das Gefühl: das muss ich jetzt auch zulassen und aushalten. Ich kann wohl dabeistehen und versuchen, sie irgendwie zu unterstützen, wenn's nötig wird. Und vor allen Dingen muss ich schauen, dass der Kontakt einfach gut bleibt. (M 2: 27)

In der Mutter-Kind-Beziehung werden Phasen asymmetrischer Emotionen generell nicht problematisiert. Ähnlich wie man das schreiende und anstrengende Baby geliebt hat (das einen ja auch nicht in dem Maße zurücklieben konnte, wie man es selbst geliebt hat), geht man auch in Zeiten, in denen sich die Kinder distanzieren, nicht selbst auf Distanz. Man kann deren Verhaltensweisen tolerieren und bleibt ihnen unverändert zugetan. Auch bei der pubertären Ablösung der Kinder wird die Nähe und Bindung häufig thematisiert. M 10 argumentiert, dass ihr Sohn gerade wegen der Intensität der Beziehung zur Mutter nun entsprechend mehr Energie zur Abgrenzung aufwenden muss, er also in ihren Augen deshalb unfreundlich und distanziert zu ihr ist, weil er sie so liebt. Hier liegt, wie zu zeigen ist, eine Immunisierungstendenz gegenüber jeder Schwächung der Mutter-Kind-Beziehung vor.<sup>264</sup>

Aber ich habe den Eindruck gehabt, er muss sich von mir sehr schwer abgrenzen, um, ja, um wegfliegen zu können. Hatte ich den Eindruck. Ich habe immer den Eindruck gehabt: Er hat mich eigentlich sehr gern,

<sup>262</sup> Siehe dazu 4.7.1. und 4.12.

<sup>263</sup> Siehe dazu 4.11.

<sup>264</sup> Siehe auch Ablösung (Mutter-Tochter), 4.12.3.

aber er muss dieses Band mit so viel Kraft und mit so viel Macht irgendwo ein Stück dehnen und durchtrennen, um sich, ja, um raus in die Welt laufen zu können, und, also. (M 10: 10f)

M 10 empfindet die Pubertät ihres Sohnes, zu dem sie in der Kindheit die größere Nähe beschrieben hat, auch schwieriger als die Pubertät der Tochter. Er war ihr besonders nah und muss sich nun mit entsprechend „viel Macht“ wieder distanzieren. Immer gehen emotionale Distanzierungsversuche ausschließlich von den Kindern aus. Sie können das Band aber „dehnen“ und „durchtrennen“ wie sie wollen, die Mutter erhält die Bindung aufrecht. Mit dieser Argumentation, dass gerade starke Abgrenzungen durch starke Gefühle auch ausgelöst werden, erspart sich M 10 auch die Erkenntnis einer möglicherweise wirklichen Distanzierung und Entfremdung seitens des Kindes und stabilisiert damit wiederum die Bindung zu ihm.

Beim Liebes-Partner wird im Sample dagegen davon ausgegangen, dass emotionale Entfremdungen irreversibel sind. Nachlassende Emotionalität, wenn sie thematisiert wird, mündet im Sample immer in einer Auflösung der Beziehung zum Partner. Die Partnerliebe ist an einen ungeschriebenen ‚Katalog der Bedingungen‘ geknüpft. Werden Teile der Voraussetzungen nur zeitweise nicht erfüllt oder von einer anderen inzwischen eingegangenen Liebesbeziehung übertroffen, ist die Fortführung der Liebe schon gefährdet. Bei M 17 kommt es zur Trennung von ihrem Mann und Vater ihres Kindes, obwohl sie ihn liebt und die beiden sich bis zum Zeitpunkt der Trennung „gut verstanden haben“, „auch sexuell“ (M 17: 5). M 16 verlässt ihren Mann, der ihr ein spannendes Leben in Künstlerkreisen ermöglicht. Sie befindet, all das sei „anregend“ aber es „macht keine Ehe“.

... mein erster Mann und ich - wir haben uns ja nicht gestritten, sondern es waren zwei getrennte Welten: Er lebte in seiner, ich in meiner. Wenn wir uns schrecklich gestritten hätten und man sich sagt, mein Gott, das müsste man den Kindern auch mal ersparen können... Aber darum ging es gar nicht. ... Wir hatten auch, also, es war interessant zuhause, durch die musikalischen Kontakte meines Mannes kamen Leute, international bekannte Konzertleute, also, es liest sich wie's Konzertverzeichnis hier in München, wer bei uns aus- und einging. Aber das macht keine Ehe. Das ist zwar anregend für die Kinder und auch für mich, aber 'ne Ehe oder unter 'ner Beziehung mit 'nem anderen Menschen hatte ich mir was ganz anderes vorgestellt und was ganz anderes erhofft. (M 16: 5)

Das Leben in „zwei getrennte(n) Welten“ ist ihr nicht hinreichend. Das er „alles andere“ außerhalb seiner Leidenschaften für Musik und Literaturwissenschaft und damit auch sie „nicht besonders wichtig“ nimmt, reicht auf Dauer nicht aus. Sie nimmt hier noch einmal einen Hinweis auf emotionale Defizite auf, mit dem sie schon die Erzählung von der Heirat mit diesem Partner einleitete.

Das, was für ihn wirklich wichtig im Leben ist, ist seine Musik und seine Literaturwissenschaft, und alles andere ist ganz schön, wenn es da ist, aber eigentlich nicht besonders wichtig. (M 16: 2)

Hier wird noch einmal der Unterschied zur MVorgänger-Generation deutlich, die eine Beziehung auch aufrecht erhält, wenn sie „eine Katastrophe“ (M 8) ist.

M 16 löst dagegen eine Beziehung auf, obwohl der ‚Leidensdruck‘ nicht groß zu sein scheint. Sie leidet nicht in der Beziehung, sondern sie vermisst etwas in ihr: emotionale Nähe, das Leben in *einer* Welt und dass sie für ihn „besonders wichtig“ ist. Die Beziehung mit ihrem Mann ist einfach nicht so, wie sie sich eine (nicht diese, einfach irgendeine) „Beziehung zu einem anderen Menschen“ vorgestellt und „erhofft“ hatte. Während in der MVorgänger-Generation diese ‚eine‘ Beziehung alles war, was man als Mutter hatte und haben konnte, geht die MSprecher-Generation an das Thema Beziehung als Idee heran. Diese ‚Idee der emotionalen Beziehung‘ ist letztlich die Konstante in ihrem Leben, nicht die individuelle Einzelbeziehung. Insofern ist die konkrete Beziehung auflösbar, auch der Liebe wegen, die man noch mit einem anderen Partner zu realisieren hofft. Damit ist der Anspruch auf ‚Liebe‘ im Konzept der weiblichen Biografie fester verankert als die Konstanz der Beziehungen, was ungemildert auch den Mann trifft, der Vater ihres Kindes ist.

Die Mutter-Kind-Beziehung wird an keine Bedingungen geknüpft und erscheint im Lichte des Samples als nicht auflösbar. Transformationen in der Beziehung zwischen Mutter und Kind gehen in der Regel von den Kindern aus (Verhaltensebene, etwa Auszug, Rebellion) und werden von der Mutter auf der Beziehungsebene beantwortet. Das Gebot der ‚emotionalen Nähe‘ wird gerade in schwierigen Situationen zum stabilisierenden Element.

Obwohl, man hat ja dann Freunde, die sagen: „Jetzt hau doch mal mit der Hand auf den Tisch.“ Sage ich: „Nee, dann verliere ich sie, und das will ich nicht.“ Also, dieses Kind war nicht einfach. (M 23: 7)

Man bleibt an dem ‚schwierigen Kind‘ dran, bis das Kind wieder emotional erreichbar ist. Hier greift man auch auf eigene Erfahrungen als Jugendliche zurück und vermeidet Handlungen, die einen selbst dazu brachten, sich von der Mutter (MVorgänger) zu distanzieren.

Also, ich habe mit der Kleinen diese Zeiten durchgemacht, das waren, glaube ich, drei Jahre. Aber danach war das völlig in Ordnung, da war das alles durchlebt, alles, was sie so ausleben musste, kann ich jetzt nur sagen und es war dann ein wunderbares Verhältnis, und ist nach wie vor. Ich habe mal einen ganz lieben Brief von ihr gekriegt, wo sie sich für alles entschuldigt, was ich da durchgemacht habe und dass sie das so geschätzt hat, dass ich nie sie irgendwie fallen gelassen hab, sondern dass ich immer vermittelt hab: „Auch wenn du jetzt so ausschaust, ich hab dich trotzdem lieb.“ (M 23: 7)

**Liebes-Konzeption Mutter-Kind**

emphatisch, intensiv  
gegenseitig  
trägt zum Glück bei  
**dauerhaft**  
**voraussetzungslos/unbedingt**

**Dauer = Glück**

**Liebes-Konzeption Frau-Mann**

emphatisch, intensiv,  
gegenseitig,  
trägt zum Glück bei,  
**Dauer = Dauer des Glücks**  
**an Voraussetzungen geknüpft**

**Dauer < Glück**

Vor dem Hintergrund, dass die Liebeskonzeptionen ‚Frau-Mann‘ und ‚Mutter-Kind‘ beide auf der ‚emotionalen Liebe‘ basieren ist es bemerkenswert, wie die Mutter-Kind-Beziehung gegen die daraus sich ergebenden Auflösungs-Kriterien geschützt ist. Sie ist voraussetzungslos und unbeding und überdauert Krisen und Belastungen, womit sie in einem für die Frau-Mann-Beziehung wesentlichen Kriterium von dieser abweicht. Während Paare ihre Beziehung bei Krisen bezüglich Liebe, Nähe und Vertrauen tendenziell abbrechen, bleibt die Mutter dem Kind auch in solchen Phasen nah. Abgrenzung und Distanz seitens der Kinder werden als vorübergehendes, ‚natürliches‘ Phänomen der Pubertät zugeordnet und nicht als defizitäre (Auflösungs-)Erscheinung der ‚Beziehung‘ gedeutet: „Ja, das ist das, die Töchter müssen sich von den Müttern abgrenzen und wollen alles werden, nur nicht so wie die Mama. ... Und ich habe gedacht: Ja, es geht vorbei.“ (M 31: 13)

#### *4.9.7 Zusammenfassung: Liebeskonzeption Mutter-Kind*

Im vorliegenden Sample sind Unterschiede zur Vorgänger-Generation auszumachen, die sich besonders auf die emotionale Intensität zwischen Mutter und Kind beziehen. Die Sample-Generation legt großen Wert darauf, ihre Gefühle auch auszudrücken und den Kindern erlebbar zu machen. Die im Baby- und Kleinkindalter angelegte Liebeskonzeption (Nähe) wird im Lauf der Lebensentwicklung des Kindes mehrfach transformiert (Vertrauen und Egalität, Freundschaft). Problematiken im Bereich der Liebeskonzeption haben sich im Vergleich zur Vorgänger-Generation teilweise gelöst (Nähe statt Distanz), teilweise aber auch nur verlagert. Aus Sicht des Samples neigen die Mütter der MSprecher- Generation zur Exklusivierung und damit verbunden zur potenziell problematischen Intensivierung der Mutter-Kind-Emotionen, während sie bei ihren eigenen Müttern Distanzierung als Problem sehen. Die Mutter-Kind-Beziehung erscheint innerhalb der Familie als stabilste, krisenfesteste und belastbarste emotionale Verbindung. Sie ist aus Sicht der Mütter des Samples für ein Kind unverzichtbar und allen anderen Relationen, etwa der Vater-Kind-Beziehung, überlegen.

Es scheint also den Müttern nicht nur wichtig zu sein, dass ihre Kinder Liebe erfahren, sondern auch, dass diese Liebe von der Mutter kommt. Hier sind Kindheitserfahrungen der Mütter (MSprecher) modellbildend. Auch wenn andere Menschen das Kind lieben, etwa der Vater, fehlt aus Sicht der Mütter des Samples trotzdem weiterhin die Liebe der Mutter, die im Licht der vorliegenden Texte durch nichts ersetzt werden kann und soll. Sich nicht von der Mutter geliebt zu fühlen bleibt ein Defizit, auch wenn man von anderen Menschen geliebt wird.

Also, ich war irgendwie so da, und sie [MVorgänger] hat auch für mich sehr viel gemacht, Puppenkleider genäht und solche Sachen, aber hat mir ihre Liebe nicht so gezeigt. Das hat mehr der Papa so gemacht. Und bei der Mama hatte ich so das Gefühl: Ja, ich bin da, ich existiere, aber ... Ja. (M 31: 14)

Im Vergleich zur Liebeskonzeption der Paar-Beziehung weist die Mutter-Kind-Beziehung signifikante Übereinstimmungen auf und tendiert zur Intensivierung, Exklusivierung und Individualisierung nach dem Vorbild einer Paar-Beziehung. Dabei ist die Mutter-Kind-Beziehung im Gegensatz zur Paar-Beziehung als zeitkonstant gesetzt und nicht von Auflösung bedroht, wenn die Beziehungsintensität einseitig nachlässt, also auf Seiten des Kindes. Aus Sicht der Mütter ist die Mutter-Kind-Beziehung zeitstabil auch über schwierige Phasen wie Asymmetrien der Gefühle und lässt sich über die verschiedenen Lebens-Phasen der Kinder transformieren, ohne wesentlich an Intensität zu verlieren. Die angebotene Verlässlichkeit und Intensität der mütterlichen Liebe hat auch problematische Tendenzen. Rollen-Aspekte der Mutter-Kind-Beziehung erscheinen gegenüber dem Gefühls-Aspekt reduziert. Asymmetrien zwischen Mutter und Kind bezüglich der ‚Autorität‘ oder der ‚Macht‘ der Mutter werden nicht offen gemacht sondern unter emotionalen Aspekten verschleiert, womit die ‚Norm-setzende‘ Funktion der Mutter wenig sichtbar wird und somit ein Diskurs zwischen Mutter und heranwachsendem Kind über Regeln, Grenzen und Anforderungen erschwert erscheint. Hier zeigen sich insbesondere in der Pubertät der Kinder Orientierungs-Defizite seitens der Jugendlichen.

Durch das mütterliche Postulat von ‚Egalität‘ und ‚Vertrauen‘, werden Ablösungstendenzen der heranwachsenden Kinder tendenziell erschwert. Ein Kind kann sich gegenüber der Mutter (als Rolle) nicht abgrenzen, ohne dass der emotionale Aspekt mit betroffen ist. Die von den Müttern des Samples hoch bewertete Freiheit ist damit für die Kinder implizit eingeschränkt. Was man selbst als ‚Enge‘ erlebt hat (Kontrolle durch die Mutter und Einschränkungen in der Persönlichkeitsentfaltung), gibt man zwar nicht weiter, jedoch erhöht man die Bindung der Kinder an die Herkunftsfamilie auf der Ebene der Emotionen. Die Ablösungs-Problematiken, die sich daraus für die Kinder ergeben und sich im Sample vereinzelt zuspitzen<sup>265</sup> gesondert aus der Perspektive der Kinder-Generation zu beleuchten, wäre hier interessant.

Liebe ist aus Sicht der Mütter nicht nur ein abstraktes Gefühl, sondern ein sehr konkretes, das sich in Handlungen und Kommunikationen und damit tendenziell in Anwesenheit und Kontakt ausdrückt. Dies könnte erklären, warum viele Mütter im Sample ihr Konzept von ‚Liebe‘ mit dem von ‚Nähe‘ auch im räumlichen Sinn koppeln. Ihnen ist nicht nur das Gefühl an sich wichtig, sondern auch der permanente Ausdruck des Gefühls. Die Mutter-Liebe muss dem Kind jederzeit erlebbar sein, was nur geht, wenn die Mutter auch ‚da‘ ist. So würde sich auch das von vielen Müttern unter großem Aufwand gelebte ‚Anwesenheits-Gebot‘ vor allem bei den jüngeren Kindern erklären. Es geht nicht nur um deren gute Betreuung, sondern um deren emotionale Grundversorgung, die von niemand anderem geleistet werden kann (und tendenziell auch ‚soll‘) als der Mutter. Auch hier wird wiederum nicht nur aus der Perspektive der Kinder gedacht, sondern auch von den eigenen Bedürfnissen ausgegangen: die Mütter möchten ihre Liebe zum Kind auch selbst erleben und genießen. Altruisti-

---

<sup>265</sup> Siehe dazu das Kapitel Ablösung.

sche Tendenzen<sup>266</sup> der Mutterliebe sind wie gezeigt vorhanden, gleichzeitig aber durch das Ich-Konzept der Mutter begrenzt. Man kann sich für das Kind durchaus aufreihen und erschöpfen, jedoch nicht zu Lasten der Lebensbedürfnisse als ‚Frau‘, wozu ein ‚eigenes Leben‘ und eine erfüllte Partnerbeziehung gezählt werden, was jeweils potenziell negative Auswirkung auf das Kind haben kann (Abwesenheit der Mutter, Ausgrenzung des Kindesvaters aus der Familie), die jedoch in Kauf genommen werden müssen.

Im Vergleich zur Vorgänger-Generation ist die Mutter-Kind-Beziehung von emotionalen Distanzierungstendenzen der Kinder in und nach der Pubertät nur vorübergehend betroffen. Distanzierungen und Ablösungstendenzen von der Mutter müssen immer vom heranwachsenden Kind ausgehen und werden von der Mutter tendenziell auf der emotionalen Eben getilgt, wenn etwa die Mutter-Kind-Beziehung beim erwachsenen Kind weitgehend in eine Freundschaftsbeziehung transformiert wird. Insbesondere die Tochter-Mutter-Relation (erwachsene Tochter) scheint sich bei aller immer noch bestehender Dynamik im Vergleich zur Vorgänger-Generation wesentlich intensiviert und harmonisiert zu haben.<sup>267</sup>

---

<sup>266</sup> Siehe 4.7.1.

<sup>267</sup> Dies bestätigt auch eine aktuelle Studie, die belegt, dass heutige Mütter und damit die Töchter-Generation der Sample-Teilnehmerinnen, zu ihren Müttern ein vertrautes Verhältnis haben und sie auch in Erziehungs und Partnerschaftsfragen zu Rate ziehen. Die Hälfte der befragten jungen Mütter holt sich in schwierigen Situationen zuerst Rat bei der eigenen Mutter. Procter & Gamble Studie von Oktober bis Dezember 2011. Befragt wurden 9.582 Mütter in Europa, davon 1.004 Mütter in Deutschland.



#### 4.10 Erziehungsziel: Freie Selbstentfaltung des Kindes

Die Ratgeber-Literatur der späten 1970er Jahre spiegelt die im Sample vorgefundene Tendenz zur Ermöglichung einer ‚glücklichen Kindheit‘ seitens der Mutter in größtmöglicher Selbstentfaltung des kindlichen Individuums wider.

Alice Miller führt 1979 in ihrem vielgelesenen Bestseller "Das Drama des begabten Kindes" vor Augen, dass eine Mutter ihr Kind nicht daran hindern darf, sein "wahres Selbst" zu finden. Herrad Schenk sieht hier den Übergang zu einer neuen Mutterschaft mit gestiegenen Anforderungen an die Mutter. Sie führt die breite zeitgenössische Aufmerksamkeit für Millers Titel darauf zurück, dass die jungen Mütter sich selbst in dem „begabten Kind“ wiedererkannten, dem als Kind „die anerkennende Unterstützung der Mutter gefehlt hatte. Und keine wollte ihrem Kind eine solche Mutter sein.“<sup>268</sup> Ein weiterer erfolgreicher Titel folgte 1980 mit "Auf der Suche nach dem verlorenen Glück" von Jean Liedloff. Hier wird die Praxis von Eingeborenenfrauen Venezuelas, ihre Säuglinge und Kleinkinder ständig mit sich herumzutragen und der andauernde Körperkontakt als Fundament für ein Gefühl lebenslanger Sicherheit gepriesen. Das Gebot der ständigen Anwesenheit der Mutter in einer als ‚natürlich‘ empfundenen extrem engen Mutter-Kind-Beziehung macht in dieser Zeit nicht nur Babytragetücher populär. In die selbe Phase fällt auch die Idee, dass Neugeborene ohne sofortigen Haut- und Körperkontakt keinen ausreichende Bindung zur Mutter aufbauen können und dass eine nicht stillende Mutter dem Kind wichtige frühkindliche Erfahrungen verweigert. Auch der Umgang mit dem Krabbelkind verändert sich. Der Laufstall hat ausgedient, um den Forscherdrang des Kleinkindes nicht einzuschränken, womit allerdings auch die Aufsicht über ein frei herumkrabbelndes Kind nur durch ständige hohe Aufmerksamkeit der Mutter zu bewältigen ist. Barbara Sichtermann empfiehlt 1982 in ihrem Buch "Vorsicht, Kind", „die Kleinen in allen ihren Welterkundungsgelüsten gewähren zu lassen, dabei vorsichtig im Hintergrund zu bleiben, dem Kind stets die Initiative zu überlassen und an allen seinen kleinen Unternehmungen Interesse zu zeigen, möglichst nie in Eile zu sein und zu vermeiden, dem Kind das eigene, an beruflichen oder häuslichen Notwendigkeiten orientierte hektische Tempo aufzuzwingen.“<sup>269</sup>

Herrad Schenk weist darauf hin, dass die Verhaltensweisen, die Mütter entwickeln, um ihrem Kind die größtmögliche Entwicklungsfreiheit zu gewährleisten, eine hohe Zeitinvestition voraussetzen. In der „Eins-zu-Eins-Betreuung durch die Vollzeitmutter, die sich ganz auf das Kind einstellt, ihm ganz zur Verfügung steht“ ist der Mutter jegliche darüber hinaus gehende Beschäftigung unmöglich gemacht. „Selbst die Erledigung von Hausarbeit für einen Dreipersonenhaushalt ist unter solchen Bedingungen nicht ganz einfach.“<sup>270</sup>

Im vorliegenden Textkorpus wird dies in vielen Lebensschilderungen anschaulich exemplifiziert. Die Mütter geben dem Kind keine Regeln vor, um es seiner

---

<sup>268</sup> Schenk zitiert nach EMMA Juli/August 2001.

<sup>269</sup> Sichtermann 1982, zitiert nach Schenk.

<sup>270</sup> Schenk zitiert nach EMMA Juli/August 2001.

Umwelt und der elterlichen Lebensform anzupassen, sondern agieren reagierend auf dessen Bedürfnisse. So verändert sich die Mutterrolle in der Sample-Generation in diesem Punkt diametral entgegengesetzt zur Eltern-Generation (MVorgänger). Denn eine bedürfnisorientierte Mutter kann logischer Weise weder Strukturen noch Regeln vorgeben, wie es die eigenen Eltern getan haben. Beziehungsweise wäre es unsinnig, Regeln einzuführen, wenn man herausfinden möchte, was die Bedürfnisse des Kindes sind.

Schon das Baby wird von der Mutter kaum mehr angehalten, sich den Abläufen und Regeln seiner Umgebung einzufügen. Der Anpassungsdruck, der für das Kind nun wegfällt, verlagert sich damit zur Mutter hin. Besonders deutlich wird im Sample dieser Wandel beim Schlafverhalten und Füttern von Neugeborenen. Wo bisher das Kind lernen sollte, um eine bestimmte Zeit zu essen und zu schlafen, ist es bei den Müttern des Samples in der Regel umgekehrt. Das Neugeborene agiert und die Mutter ‚lernt‘ mit der Zeit, mit den Rhythmen des Kindes umzugehen und sich seinen Zyklen von Essen und Schlafen anzupassen. Mit diesem Vorgehen grenzen sich die Mütter des Samples explizit von der eigenen Mutter und ihrer Generation (MVorgänger) ab. Nicht das Kind wird von der Mutter also seiner Umgebung und dessen Vorgaben und Gepflogenheiten angepasst, sondern umgekehrt wird dem Kind von der Mutter diese Gestaltungshoheit zugestanden und damit implizit zugesprochen. Hier spiegelt sich auch die im Sample deutlich werdende ‚Besonderheit‘ der Mutterschaft. Wo ein Kind geboren wird, ist eine Fortführung des bisherigen Lebens nicht unbedingt möglich und auch nicht immer erwünscht. Man ordnet das Kind entsprechend nicht dem Lebensablauf der Erwachsenen unter, sondern lässt sich nun auf den Lebensablauf mit Kind ein, der wiederum davon geprägt ist, dass er nicht reglementiert ist. Hier schließt sich ein Kreis von Fakten und Argumenten dahingehend, als ein problemloses Anknüpfen an den bisherigen Alltag tatsächlich nicht möglich ist, aber nur deshalb, weil man es auch nicht versucht und nicht entsprechend handelt.<sup>271</sup>

#### *4.10.1 Idee der idealen Kindheit als Gegenentwurf zur selbst erlebten Kindheit*

Viele Frauen im Sample wählen als Mutter ein Modell, das auf ihren eigenen Kindheitserfahrungen aufbaut. Was als Kind ‚gefehlt‘ hat ist ein wichtiges Thema in vielen Erzählungen des Samples. Für M 16 ist es die ‚Liebe der Mutter‘, und sie nimmt sich vor, eine liebende Mutter zu werden. Für M 32 ist es das „normale Familienleben“ und sie möchte ihren drei Kindern eine ihr selbst als Kind entgangene ideale Familie bieten: „Und insofern denke ich, da mir ja dieses normale Familienleben ja irgendwo in den ersten Jahren gefehlt hat, war mir das schon irgendwo auch wichtig, dass das bei meinen Kindern anders aussieht halt.“ (M 32: 14)

---

<sup>271</sup> Wo das Kind in die bisherige Lebenskonzeption eingebunden werden soll, gelingt dies im Sample auch überwiegend wie etwa bei M 30, M 15, M 12 etc.

M 31 ist selbst ist „sehr behütet“, aber auch „engeengt“ aufgewachsen, die Eltern waren „überevorsichtig“ und haben die Tochter „über Gebühr“ zur Vorsicht angehalten. Deshalb will sie ihrem Kind einen „Rahmen“ geben, „in dem es sich bewegen kann.“ und in dem es „gewisse Freiheiten“ hat.

Und meine Idee, oder unsere Idee dann später war, unserm Kind, als es auch noch nicht auf der Welt war, so 'nen gewissen Rahmen zu geben, in dem es sich bewegen kann. Aber schon auch gewisse Freiheiten und, ja, und nicht so eingeeengt aufzuwachsen, wie ich es z. B. war. (M 31: 6)

Eine weitere wichtige Erziehungs- oder Umgangsregel mit dem Kind ist für M 31 ebenso programmatisch aus der eigenen Kindheit heraus entwickelt: M 16 fehlte es an dem Gefühl, von der Mutter geliebt zu werden. „Ich will mein Kind lieben, ich will es anders haben“ ist für sie der Gegensatz zu ihrer Mutter, die ihr „ihre Liebe nicht so gezeigt“ hat (M 31: 14). Für M 16 steht fest, dass es sie sehr „geprägt“ hat, dass ihr „die Liebe der Mutter gefehlt“ hat (M 31: 15).

M 21 war überbehütet und legt Wert auf Freiraum für ihre Kinder. M 7 wurde von den Eltern wenig unterstützt und mehr „kritisiert ... als motiviert<sup>272</sup> und sucht den Ausgleich dazu im Umgang mit den eigenen Kindern. Sie setzt ihr Konzept als Mutter in allen Details dem Erziehungsstil der eigenen Eltern entgegen, wo es um Freiheit oder Selbstbestimmung geht und fasst ihre Vorsätze mit „Ich werde meine Kinder ganz anders erziehen“ zusammen. M 26 wurde von der Mutter gegängelt und kontrolliert und will, dass ihre Kinder unabhängig sein können.

In der Beschreibung durch die Generation MSprecher ergibt sich bezüglich der MVorgänger-Generation ein homogenes Bild der Vorstellungen von ‚Kindheit‘, wie sie von der Generation MSprecher abgelehnt werden.

---

<sup>272</sup> M 7: 16.

<b>gute Kindheit Sicht MVorgänger</b> (referiert durch MSprecher)	<b>gute Kindheit Sicht MSprecher</b>
gesellschaftliche Einbindung	individuelle Entfaltung
Einübung von Verhaltensregeln	Förderung individueller Fähigkeiten
Regeln, Struktur > Freiheit	Freiheit > Regeln, Struktur
Autorität Egalität vermeiden	Egalität Autorität vermeiden
situatives Glück < Erziehung	situatives Glück > Erziehung
Strenge, Verweigerung von Wünschen	Gewähren-lassen, Wunscherfüllung
Ziel: gelungenes Leben als Erwachsener	Ziel: gelungenes Leben
Kindheit nur Vorbereitungsphase auf das Erwachsenen-Leben	Kindheit als wichtige Lebensphase
potenziell ‚defizitäre Kindheit‘	glückliche Kindheit

Hinter allen einzelnen Gegensätzen zwischen der MSprecher und der MVorgänger-Generation steht auch eine andere Auffassung von ‚Kindheit‘ und von einem ‚gelungenen Leben‘.

An der Vorgänger-Generation (MVorgänger) zeigt sich die Auffassung, dass ein Kind, das ‚gut erzogen‘ wird, gleichzeitig auch gut für das Leben als Erwachsener gerüstet ist. Defizite aus der Erziehung heraus können in dieser Sichtweise nur dann entstehen, wenn die Eltern die Erziehung vernachlässigen oder ein Kind durch ungünstige Lebensumstände keine Erziehungspersonen zur Verfügung hat. Die Vorbereitung auf das Leben als Grundlage der Erziehung dient auch zur Rechtfertigung gewisser Nachteile und Einschränkungen des Kindes, wie etwa elterliche Strenge, Verbote oder Züchtigungen zum ‚Wohle‘ einer guten Zukunft des Kindes. Die Vorstellung einer ‚guten‘ Kindheit ist in der Generation MVorgänger davon geprägt, wie gut sie den Menschen auf das Erwachsenenleben vorbereitet. Ob eine Kindheit durchgehend glücklich ist, ist in diesem Modell zweitrangig.

Eine solche Vorstellung von Kindheit wird von Seiten der MSprecher-Generation kritisiert. Eigene Kindheitserinnerungen werden von vielen Teilnehmerinnen des Samples kritisch daraufhin durchleuchtet, welche Defizite das Verhalten der eigenen Eltern aufweist und welche Wünsche und Bedürfnisse einem selbst als Kind nicht erfüllt wurden. Die aus der eigenen Kindheit referierten Defizite betreffen vor allem das Thema der freien Persönlichkeitsentwicklung. Ein weiteres Themenfeld bilden Defizite im Bereich ‚Liebe‘ und ‚Nähe‘. Man vermisst an der eigenen Kindheit rekurrent ein einführendes, verständnisvolles

Verhalten der Eltern und fühlt sich teilweise um ein ‚gute Kindheit‘ im Sinne einer ‚glücklich-geliebten‘ Kindheit gebracht. Wo die eigenen Eltern als durchgehend oder teilweise positiv beschrieben werden, werden die Aspekte der guten Beziehung, des Geliebt-Werdens und der freien Selbstentfaltung betont.

Man sieht die Kindheit nicht als eine dem Erwachsenen-Leben unterzuordnende Lebensphase, die der Erziehung dient und damit der Anpassung an die Normen einer Gesellschaft zur Vorbereitung auf das Leben als Erwachsener. Die Kindheit ist in den Augen der Sample-Generation gegenüber dem Erwachsen-Sein eine durchaus gleichwertige Lebensphase. Wo man das Ziel der Vorbereitung auf ein im Sinne der MSprecher-Generation gelungenes Erwachsenenleben verfolgt, darf die Kindheit gerade nicht defizitär sein. In der Vorstellung der Mütter des Samples ist eine ‚gute‘ Kindheit mit einer glücklichen Kindheit gleichzusetzen. Was man nicht als glückliches Kind erlernt, wäre damit umsonst erlernt. Das Leben als Erwachsener ist von der Kindheit als Erlebnisraum nicht zu trennen, das hat man so am eigenen Leib erfahren und in der Umgebung registriert.

M 16 thematisiert im Kontext ihrer Aufgaben als Mutter ihre eigenen Kindheitserfahrungen und die gleichaltriger Freunde. Sie selbst kommt aus einem „schwierigen Elternhaus“ und auch ihr soziales Umfeld ist im Erwachsenenalter mit dem Aufarbeiten von negativen Kindheitserlebnissen beschäftigt. M 16 zieht daraus den Schluss, dass „die meisten Erwachsenen ... ihr gesamtes Erwachsenenleben“ brauchen, „um mit ihrer Kindheit und Jugend fertig zu werden. Entsprechend folgert sie, dass die Aufgabe, „andere Menschen auf ein Leben vorzubereiten ... die schwierigste Aufgabe ist, die man haben kann“. Für sie ist die zentrale Aufgabe als Mutter, die „gravierenden Fehler“ der Elterngeneration (MVorgänger) zu vermeiden und ihrem Nachwuchs eine Kindheit zu ermöglichen, an der der später erwachsene Mensch nicht zu tragen und zu „knapsen“ hat.

Und habe immer gedacht: *Andere Menschen auf ein Leben vorzubereiten, ist eigentlich die schwierigste Aufgabe, die man haben kann, und wofür man keine Ausbildung bekommt, wo man einfach reingeworfen wird, und dass ist eine Aufgabe, die muss man sehr ernst nehmen.*

Und da ich also auch aus einem schwierigen Elternhaus komme und während meiner Jugend, meiner Studienzeit und so genügend mit anderen Gleichaltrigen zu tun hatte, die also immer noch an der kaputten Ehe ihrer Eltern rumknapsen, oder den gravierenden Fehlern, die in ihren Augen in ihrer Erziehung gemacht worden waren, habe ich gedacht: *Es ist eigentlich seltsam.* Und auch Leute, die damals schon ein ganzes Stück älter waren als ich, da habe ich oft den Eindruck gehabt: Die meisten Erwachsenen brauchen ihr gesamtes Erwachsenenleben, um mit ihrer Kindheit und Jugend fertigzuwerden. (M 16: 1f)

Die Definition der Mutter-Aufgabe ist für M 16 einerseits als ‚Vorbereitung auf das Leben‘ sehr umfassend, andererseits schränkt sie die Aufgabe auf psychisch-soziale Aspekte ein. Sie nimmt sich vor, die Kinder mit allem Notwendigen auszustatten, damit diese in der Lage sind, „später mit den Knüppeln fertigzuwerden, die das Leben uns allen zwischen die Beine wirft.“ Die Kinder sollen „nachher, wenn sie alleine sind, mit dem Leben zurechtkommen.“ Ent-

sprechend setzt sie ihre Erziehungsziele. Die Kinder sollen „auf eigenen Beinen stehen“ und nicht „zu Hause hängen geblieben“. Auch hier stehen psychische Themen im Vordergrund.

... die ersten 20 Jahre, oder die ersten 16 Jahre - oder wie lange dieses Kind im Elternhaus ist - da muss man diesen Menschen eigentlich mit all dem ausstatten, was der Mensch dann braucht, um später mit dem Knütteln fertig zu werden, die das Leben uns allen zwischen die Beine wirft. (M 16: 3)

„Selbstentfaltung“ und ein „glückliches Leben“ sind für M 16 hohe Werte. Diese Werte weiterzugeben ist für sie nur möglich, wenn sie den Kindern die notwendige „Grundausstattung“ für ein glückliches Leben mitgibt, die ihrer Argumentation nach nur in der Kindheit angelegt werden kann. Alles, was man zum Leben braucht, erhält man ihrer Ansicht nach in der Kindheit, woraus man implizit ableiten kann: in der Kindheit oder nie. Die Kindheit ist somit in ihren Augen die zentrale Prägungs-Phase im Leben eines Menschen und wird entscheidend von der Mutter und ihrem Verhalten beeinflusst. Ein Gelingen oder Misslingen der Kindheit (als Grundlage eines selbstständigen, glücklichen Lebens) liegt in der Verantwortung der Mutter und hängt entscheidend von Faktoren ab, die sie als Mutter auch beeinflussen kann. Somit kommt ihr als Mutter, wie M 16 es ausdrückt, nicht nur „die schwierigste Aufgabe“, sondern auch die „wichtigste“ Aufgabe im Leben des Kindes zu.<sup>273</sup>

Implizit entwirft M 16 damit eine Hierarchie der Wichtigkeit von Kindheitsphasen, die ihr selbst erst einen nur zeitweisen Verzicht auf Selbstentfaltung ermöglicht. Wenn die frühe Kindheit die entscheidende, prägende Lebensphase ist, muss die Mutter auch nur während dieser wichtigen Phase ihr eigenes Leben reduzieren. Unersetzlich ist sie nur als Mutter ihrer kleinen Kinder und dementsprechend wird die „enorme Aufgabe“ der Mutter auch nur vorübergehend zur zentralen Lebens-Aufgabe. Somit gelingt letztlich, trotz des erhöhten Engagements, der Ausgleich der Interessen zwischen Mutter und Kind.

Die prägenden und wesentlichen Einflüsse sehen die Mütter des Samples in der frühen Kindheit. Hier geht es um Aspekte der Persönlichkeit, die nicht überformt oder durch schlechte Erlebnisse geschädigt werden soll. Eine schöne, unbeschwerte Kleinkindzeit folgt der Babyzeit. Hier werden die Bedürfnisse der Kinder nach Nähe und Liebe erfüllt und man bietet ihnen im Spiel und mit entsprechenden Vorschuleinrichtungen auch Entwicklungsmöglichkeiten. Die Schulzeit ist dann noch einmal eine wichtige Station, um gute Entwicklungsbedingungen zu gestalten. Die Mutter nimmt keinen oder wenig Einfluss

---

<sup>273</sup> Damit ist die Aufgabe der Mutter in ihren Augen logischerweise anderen, etwa den beruflichen Aufgaben, überlegen. Der Beruf muss während der frühen Kindheit zurückgestellt werden. Dieser zeitweise Verzicht auf berufliche Selbstentfaltung (der Mutter) zugunsten des Kindes ist notwendig, weil die Kindheit als Lebensabschnitt einzigartig und zeitlich nicht verschiebbar ist, während von M 16 wiederum alles nachgeholt und verschoben werden kann. In der Konzentration und Kürze auf die in den Augen von M 16 wichtigen Kindheitsphase gibt sie alles, legt ein gutes Fundament und ermöglicht sich selbst damit, auch ihr Leben als Frau weiter zu führen und nur vorübergehend als Mutter zurückzustecken. Siehe dazu auch 4.6.3.2.

auf schulische Einzelziele, stellt aber den Rahmen durch die Schulentscheidung. M 12 und M 8 legen bei ihren Töchtern gesteigerten Wert auf private Schulen mit besonderen Angeboten, aber bei anderen Müttern lässt hier der Ehrgeiz bereits nach, etwas ganz Besonderes für ihr Kind zu finden, Grundschule und Gymnasium werden durchgehend als ausreichend gute Bildungsmöglichkeiten angesehen. Der Einfluss als Mutter nimmt aus Sicht der Sample-Mütter in der Schulzeit bereits ab. Sie können und wollen auch schulische Ergebnisse kaum beeinflussen. M 27 ist hier eine Ausnahme im Sample. Sie erzieht ihre Söhne einerseits zu großer Selbstständigkeit im Alltag, andererseits ist sie bei schulischen Dingen sehr engagiert und bringt die heranwachsenden Söhne zum Lernen. Mit der Pubertät beginnt ansonsten in vielen Fällen der „schulische Verfall“, wie M 3 es ausdrückt (M 3: 12), ohne dass die Mütter eingreifen. Viele Mütter sehen wie M 4 ihre Einflussmöglichkeiten als Mutter vor allem in der frühen Kindheit. Danach ist „nicht mehr viel Einfluss zu nehmen“ und man kann nur noch „bibbern und beten, dass es gut geht.“ (M 4: 13). In der Jugend ist aus Sicht der Mütter der Einfluss auf die Kinder am geringsten. Man kann nur noch mit der bewährten Devise des Vertrauens arbeiten, die hier jedoch auch an ihre Grenzen gerät.

Man kann ja eh nichts machen, im Grunde, im Großen und Ganzen. Man kann halt viel reden, viel Gespräche, viel tolerieren und auch verstehen, und trotzdem immer so versuchen, sie a biss'l wieder in die richtige Richtung zu schieben, aber trotzdem, es ist ganz schwierig.  
(M 1: 13)

Elterliches Handeln wird im für diese Untersuchung relevanten Zeitraum der 1970er und 1980er Jahre daraufhin hinterfragt, welche Auswirkungen es auf das Kind, seine seelische Entwicklung und persönliche Entfaltung haben könnte. Insofern beginnt ein Zeitraum der ‚Neuerfindungen‘ althergebrachter Abläufe und Selbstverständlichkeiten. Man ahmt die Vorgänger-Generation nicht nach oder lernt von ihr, sondern entwirft eigene Vorgehensweisen, oft in Abgrenzung zu der eigenen Eltern-Generation (MVorgänger).

Im Sample herrscht die Auffassung vor, an tradierte Stile und Auffassungen nicht mehr bruchlos anknüpfen zu können. Man will im Gegenteil weg von dem, was tradiert wurde. Indem man es anhand der eigenen Kindheitserfahrung problematisiert, fühlt man sich berechtigt, es selbst nun anders zu machen. Insofern fällt für die Mütter des Samples auch die eigene Mutter (MVorgänger) in ihrer Ratgeberfunktion weg, wenn sie das erste Kind bekommen und noch unerfahren sind. Die Mutter (MVorgänger) ist mit all ihrer Lebenserfahrung für die nächste Generation (MSprecher) nicht mehr kompetent da sie einen Erziehungsstil repräsentiert, der überwiegend den aktuellen Idealen und Vorstellungen von ‚Kindheit‘ und ‚Mutterschaft‘ nicht mehr angemessen ist.

Die Hinwendung zur individuellen Persönlichkeit des einzelnen Kindes lässt die (gefühlte) Verantwortung der Mutter zudem steigen. Nicht nur die körperliche Versorgung des Kleinkindes, sondern auch seine freie Persönlichkeitsentfaltung fällt in ihre Zuständigkeit. „Die Mehrzahl der Menschen, auch der Mütter, glaubt inzwischen fest daran, dass das mütterliche Verhalten gegenüber

dem Baby und dem Kleinkind über dessen seelische Gesundheit, ja über sein künftiges Lebensglück entscheidet.“, fasst Herrad Schenk diese Tendenz zu einer größeren Verantwortung der Mütter für das Lebensglück ihrer Kinder zusammen.<sup>274</sup> Der Gedanke, dass der Mensch durch familiäre Vorerfahrungen ein Leben lang geprägt wird, erlebt in den 1970er Jahren seinen Höhepunkt. Damit kommt der Mutter die Aufgabe zu, ihr Kind vor Erfahrungen zu schützen, die es negativ beeinflussen und ihm Erfahrungen zu ermöglichen, die positive Auswirkungen auf das spätere Leben haben.

Im Sample zeigt sich der Gedanke, dass man für das Glück der Kinder verantwortlich ist, in zwei Ausprägungen. Einerseits möchte man durch das eigene Verhalten positiven Einfluss auf die Entwicklung der Kindespersönlichkeit nehmen. Durch die Gestaltung eines harmonischen und erlebnisreichen Alltags, durch ausführliches Spielen mit dem Kind, durch eine starke Bezogenheit der Mutter auf das Kind und indem man ihm die Liebe, die man ihm gegenüber empfindet, auch erlebbar macht, ist man bestrebt, dem Kind positive Erlebnisse zukommen zu lassen. Gleichzeitig will man negative Einflüsse und Erlebnisse vom Kind fernhalten. Was bei einigen Müttern bereits in der frühesten Kindheit mit der Schaffung einer geschützten Mutter-Kind-Welt beginnt, in der negative Umgebungsbedingungen ausgeschaltet oder reduziert sind, geht über die Abwehr von in den Augen der jeweiligen Mütter ‚autoritären‘ Einflüssen und zieht in einigen Fällen auch das eigene Verhalten mit ein. In den Augen von M 2, M 4, M 20 und M 16 ist die Rolle der Mutter tendenziell ambivalent. Sie kann dem Kind durch ihr Verhalten nicht nur nützen, sondern auch schaden.

Programmatische Überlegungen im Hinblick auf die eigene Mutterrolle und -aufgabe betreffen im Sample oft Dinge, die man den Kindern ersparen möchte, um sie nicht negativ zu prägen oder ihnen Lebens- und Entwicklungschancen zu verbauen. Man problematisiert das eigene Verhalten als Mutter und beobachtet sich auf Fehler und mögliche Defizite. Auch eine gewisse Unsicherheit darüber, was man richtig oder was man falsch macht, spiegelt sich in den Erzählungen. M 2 bedauert, dass sie keine „Anleitung“ hat (M 2: 8), M 4 berichtet von ihrer „Verzweiflung“ und dass sie der Gedanke umtreibt, „irgendwas falsch“ zu machen und vergewissert sich in Büchern, „wie wichtig“ die Kleinkinderphase ist.

Und ich erinnere noch viel dieses, als die Kinder noch nicht sprechen konnten, dieses: „Ich weiß nicht, was hat sie jetzt?“, wenn sie dann geschrien hat. Und sie war 'ne sehr, sie hat viel gefordert - macht sie noch immer - und diese Verzweiflung: Ich mach irgendwas falsch! Und dieser Gedanke, der hat mich sehr umgetrieben: Wie wichtig ist, was ich mache oder was ich falsch mache? Der Einfluss, den ich als Mutter habe, diese Verantwortung, die hat mich anfangs, in der Kleinkinderphase, sehr umgetrieben. Habe natürlich auch die Bücher gelesen dann. Und aach! ‚Die Mutter und ihr erstes Kind‘, so diese, die Alice Miller, die hat mich sehr bewegt. Egal, also viel Literatur auch gelesen, weil, wie wichtig ist so diese Kleinkinderphase. (M 4: 5)

---

<sup>274</sup> Schenk 2005: 227f.



Am ausgeprägtsten ist im Sample der Aspekt der ‚Alltags-Psychologie‘ und damit der Blick auf mögliche Defizite einer Mutter bei M 2. Fast jedes Ereignis wird von ihr in irgendeiner Weise ‚psychologisch‘ hergeleitet oder problematisiert.

Die Lisa ist dann praktisch dann so Papa-Kind geworden. Die saß natürlich dann auch immer auf seinem Schoß, weil meiner ja von Ina besetzt war. Und hat auch bis heute das, also sieht sich als Vaters Tochter. Die hat ein stärkeres Verhältnis zu ihrem Vater als-. Ich weiß es nicht, wie es jetzt ist, aber die meiste Zeit war's auch stärker als zu mir, zumal dann ja auch noch die Trennungsgeschichte kam. Aber erst kam dann noch die dritte Tochter. M 2: 10

Sie sorgt sich sehr um den Einfluss, den sie „als Mutter“ auf die Kinder hat und ist höchst verunsichert. Die Angst, etwas falsch zu machen, ist bei ihr sehr ausgeprägt. Ereignisse, die sie aus dem Leben ihrer Kinder referiert, werden von ihr meist auch aus einem ‚psychologischen‘ Blickwinkel mitbetrachtet, wobei sie ihr Bemühen schildert, eventuell entstehende negative psychische Effekte zu vermeiden oder durch ihr Verhalten oder besondere ‚Maßnahmen‘ zumindest abzuschwächen oder zu kompensieren. Sie hat Zwillinge und diese sollen möglichst nicht unter dem Zwilling-Sein leiden (was sie als faktisches Problem, nicht als potenzielles Problem sieht), wogegen sie mit einem ausgefeilten Maßnahmenkatalog angeht. Für sie ist ebenfalls evident, dass ein Zwilling-Baby das andere als „Konkurrenten“ wahrnimmt und kompensiert beide ‚Probleme‘ bis zur Selbstaufgabe („spindeldünn“).

Ja, und ich habe dann immer so die Vorstellung gehabt, noch auch in meinem Altruismuswahn, dass ich die Kinder nicht merken lassen darf, dass sie 'nen Konkurrenten haben. Weil ich dachte, die sind ja viel zu klein, um damit umzugehen, dass sie jetzt schon noch 'n Geschwisterchen in der gleichen Größenordnung haben. Wenn die also schreien, muss ich das durch Geschwindigkeit ausgleichen. Und so bin ich also zwischen diesen Betten hin- und hergehechtet. Ich bin in der Zeit auch spindeldünn gewesen und habe immer versucht, die so schnell zu bedienen, dass die gar nicht das Gefühl haben, die müssen jetzt warten, weil jetzt der Konkurrent bedient wird. (M 2: 8f)

Damit die Kinder nicht unter dem Zwilling-Sein leiden, kämpft sie sozusagen an mehreren Fronten. Denn sie will die Zwillingmädchen so behandeln, dass jede ihre eigene Identität entwickeln kann (also brauchen sie unterschiedliche Puppen), und doch gleich, denn ihr ist ebenso wichtig, dass sie die Kinder gleichberechtigt behandelt (also brauchen sie gleiche Puppen). Auch dieses ‚Problem‘ löst sie durch großes Engagement.

Ja. Und mein Bestreben war auch, dass sie nicht wie Zwillinge aufwachsen, also, dass sie immer unterschiedlich angezogen sind. Dass sie zwar schon gleichberechtigt behandelt werden, also, sie haben immer beide 'n Spielzeug gleichzeitig geschenkt gekriegt, was dann auch-. Also ich habe ihnen z. B. Puppen gestrickt, aus Strickwolle, und dann haben sie beide 'ne gleichgroße Puppe gekriegt und auch die Umhängetasche dazu und alles Mögliche. Aber die Puppen: hatte halt die eine rote Haare und die andere schwarze Haare, und dass die einfach auch unterschiedlich waren. Dass die also sagen konnten: „Das ist meins, und das gehört der Schwester.“ (M 2: 14f)

Zusätzlich hat M 2 die Situation der dritten Tochter im Blick, die als Einzelkind-Tochter (was von M 2 wiederum als faktisch problematisch dargestellt wird) nicht unter den dazukommenden Geschwistern leiden soll. Ihre Kinder kommen später in den Waldorfkindergarten, wo der Mutter verschiedene Auflagen gemacht werden, was so weit geht, dass ihr während der Trennungszeit der Eltern von den Kindergärtnerinnen (nicht vom Gericht) verboten wird, die Kinder im Kindergarten abzuholen, woran sich M 2 auch hält.

Die jüngere Tochter kommt dann in einen psychoanalytischer Kindergarten im selben Haus, wo M 2 inzwischen ihre eigene Therapie macht. Hier wird sie auch von anderen psychoanalytisch ‚vorgebildeten‘ Eltern „unterstützt“ und M 2 erhält jetzt als Antwort auf ihre Verunsicherung endlich die ständige „Kontrolle“ von außen, die ihr spiegelt, ob sie „eine schlechte Mutter“ ist.

Die Sabine kam auch ziemlich bald in den Kindergarten, und das war ein psychoanalytischer Kindergarten, der mit in dem Institut war, wo ich meine Therapie machte. Dort waren auch Elterngruppen, so dass ich mich da auch dabei unterstützt fühlte, dass ich bessere Kontrolle auch hatte, ob ich 'ne schlechte Mutter bin. (M 2: 14)

#### 4.10.2 Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes

Der Gestaltungswille der Mütter des Samples scheint sich weniger auf das Kind selbst, als auf seine Umgebungsbedingungen zu konzentrieren. Sie nehmen nicht direkt Einfluss auf die Verhaltensweisen des Kindes, bieten aber einen in ihren Augen geeigneten Rahmen, innerhalb dessen eine Entwicklung stattfinden kann. Einerseits sind dies reale, räumliche Umgebungsbedingungen, andererseits abstrakte Entfaltungsmöglichkeiten. Zur ersten Gruppe gehört das Haus und Kinderzimmer, der Garten, die Natur und Natur-Erlebnisse, Freiräume zum Spielen und zur sozialen Interaktion und eine besonders intensive Hinwendung zum Spielkind und seinen Bedürfnissen.

Zur zweiten Gruppe zählen Betreuungseinrichtungen und Schulen mit besonderen Konzepten, spezielle Spielgruppen, ausgewähltes Spielzeug und Förderung der Begabungen des Kindes. Bei M 6 stehen im Zentrum der Entwicklungsmöglichkeiten ihrer drei Kinder das Haus im Grünen und der Garten. In Stadtlage haben sie ein „wunderschönes Häuschen“, wo M 6 mit den Kindern lebt. Trotz vieler schwieriger Lebensumstände, unter anderem kommt es zur Scheidung und die Kinder lehnen den neuen Lebenspartner der Mutter extrem ab, sieht sie dort für die Kinder „schöne Umstände“ und „viel Freiraum“ (M 6: 4). Auch bei Spielzeug achtet M 6 darauf, dass es „kindgerecht“ ist und „haptisch schön“. Sie spielt viel mit ihnen, die Nachbarskinder kommen dazu, und generell ist sie daran interessiert, immer einen „Raum“ zu schaffen, „dass die sich ganz gut entfalten konnten.“ (M 6.: 4) Die Kinder kommen in Waldorf-Kindergarten und Waldorf-Schule, wo sie ganz anders „ans Leben herangeführt werden.“ (M 6: 4) Für M 6 ist es wichtig, dass die Kinder ihre „kreative Begabung entwickeln“, was sie zum Teil auch darauf zurückführt, dass sie „viel mit

denen dann doch auch gemacht“ hat. Auch M 10 und M 11 nehmen großen Anteil an den Spielen des Kindes. Hier unterscheiden sich die Mütter des Samples. Viele Mütter des Samples gehen völlig in der Welt des Kindes auf und nehmen an allem gesteigerten und begeisterten Anteil, was die Kinder tun. Ihnen ist das Miterleben besonders wichtig.

Wir haben im Wohnzimmer auf'm Tisch, das war das Schiff, und dann wurde 'ne Leiter aufgebaut und das war Decken für unten, um alles unten zu verhüllen. Es war 'ne schöne Zeit. Dann hat ihm die Julia Zöpfchen gemacht: weil sie Zöpfchen hatte, wollte er auch. Und mit meinen Stöckelschuhen sind die im Garten rummarschiert. Mit Rucksack, Puppenwagen – also, es war eigentlich eine tolle Zeit. Und Plantschbecken, und dann waren viele Freunde immer da. Bei der Julia, die ging dann in dem Alter schon öfter auch zu Freundinnen. Bei uns waren manchmal 10,12 Kinder, und mein Mann hat so viel Holz und da haben die Hütten gebaut in der Hofeinfahrt. Also, ich würde jetzt mal sagen - 'ne schöne Kindheit. (M 10: 3)

Der Begriff der Erziehung wird im Sample nicht im Sinne der Vorgänger-Generation aufgefüllt. Erziehung ist weniger ein Mittel einer auf die Gesellschaft gerichteten Verhaltensanpassung, die dem später erwachsenen Menschen ein gutes Leben auf Basis der herrschenden sozialen und kulturellen Normen und Werte ermöglichen soll, wie es der Generation MVorgänger wichtig war. Vielmehr vermeiden die Mütter der Sample-Generation eine Anpassung ihres Kindes an die MVorgänger-Werte, die sie selbst in Frage stellen. In dieser Hinsicht reduzieren sie Erziehung weitgehend um regelnde oder steuernde Tendenzen.

Also, dieses „Hilf mir, es selbst zu tun“, das ist immer so das. Und nach Möglichkeit den Kindern auch nicht so viel verbieten, sondern nur das, was wirklich zu verbieten ist, und dann ganz strikt. ... also, dass sie einfach so Verhaltensmaßregeln (haben) so: Was ist zu tun? Und daran haben sie sich auch gehalten. (M 27: 4f)

Ihr eigenes Wertesystem beinhaltet als zentralen Wert die Entfaltung einer individuellen Persönlichkeit, was eine gewisse Freiheit der Entwicklung voraussetzt. Im Lichte eigener Kindheitserfahrungen will man dem Kind eine möglichst konfliktfreie, positive ‚glückliche‘ Kindheit ermöglichen. Dazu gehört neben der emotionalen Sicherheit auch die Entwicklung der je individuellen Fähigkeiten des Kindes. Diese sollen gefördert werden, doch auch hier wird Druck und Leistungsdenken vermieden oder, wie bei M 19, nachträglich problematisiert.

Die Tochter hat sehr gut Flöte gespielt, tut sie heute nicht mehr. Das hat sie also ganz abgelehnt, und da, glaube ich, habe ich zu viel Druck ausgeübt. Ich wollte einfach so dieses: „Was man begonnen hat, macht man weiter!“ Also, ich war so sehr drauf aus, dass man diese Linien verfolgt. Das war ich beim Sohn nicht mehr so deutlich, und ich glaube, sie braucht ihre eigene Zeit, um da wieder zurückzufinden. (M 19: 5)

Leistung im Sinn von ‚Leistung innerhalb der Gesellschaft‘ wird vom Kind nicht erwartet, was sich auch daran zeigt, dass die Mütter dem schulischen Betrieb

distanziert gegenüber stehen oder private Alternativen mit vermindertem Leistungsdruck (Montessori etc.) bevorzugen. Sie zielen auf eine glückliche Kindheit mehr ab als auf eine ‚erfolgreiche‘ Schulbiografie, auch wenn die Entwicklung von Fähigkeiten und eine gute Ausbildung ihnen durchaus wichtig ist.

Wir wollten kein Superkind, ich nicht und mein Mann auch nicht. Wir waren immer die Besten in der Schule. Dieses Leistungsdenken, das hängt mir so aus dem Hals raus, dass ich für was geliebt werden will, was sich als Noten (ausdrückt) ... wir haben gesagt, der soll ein gutes Leben haben, und das definieren wir nicht über Leistung. (M 17: 19)

Die Kindheit ist für die Mütter des Samples bereits selbst Teil des Lebens und dient nicht in erster Linie zur Vorbereitung auf ein später zu führendes Leben. Insofern setzt man nicht auf die Einübung von Verhaltensregeln, sondern auf Toleranz gegenüber individuellen Wesenszügen des Kindes und die Förderung seiner individueller Fähigkeiten. Regeln und Strukturen sind der Freiheit der Persönlichkeitsentwicklung in der Regel untergeordnet. Gleichzeitig wird Harmonie und situatives Glück über Erziehung gestellt. Man meidet dementsprechend Konflikte, die durch Erziehung entstehen können und setzt im Gegenzug auf die eigene Vorbildfunktion. Das Kind ist in der Sichtweise der Mütter des Samples keine ‚zu erziehende Person‘, die durch Erziehung erst geformt werden muss, sondern eine bereits festgelegte und nur noch zu entwickelnde Person. Insofern sind erzieherische Einflüsse in den Augen der Mütter nicht wesentlich, Förderung und individuelle Entfaltungsmöglichkeiten aber zentral. M 11 will nicht, das ihr Kind irgendwo „hinwachsen muss“, wie in der Schule, sondern beschreibt die Eigenschaften des Kindes, die es bereits mitbringt und die ihr als Mutter mehr gelten als Erziehungs- und Unterricht in der Schule. „Sie war eine sehr Kreative, ein sehr fantasievolles Kind ...“ (M 11: 5)

Eine ‚gute Kindheit‘ ist für die Sample-Generation eine möglichst freie, ‚schöne‘ und nicht-defizitäre Kindheit, während das von ihnen referierte Konzept der Vorgänger-Mütter eine gute Erziehung mit einer guten Kindheit gleichsetzte und dafür auch in Kauf nahm, sich vom Kind nötigenfalls zu distanzieren, um als Autoritätsperson die Regeln und Werte des eigenen Normensystems zu vermitteln. Autoritäres Verhalten wird von der Sample-Generation abgelehnt, aber auch das antiautoritäre Konzept wird nicht verfolgt. Es wird ein Weg gesucht, dem Kind Orientierung und einen „gewissen Rahmen“ zu geben, und ihm die Möglichkeit zu geben, sich als Person möglichst frei zu entwickeln. Mit der eigenen Kindheit verbindet man teilweise eine gewissen „Enge“, was Strenge und Wertvorstellungen der Eltern betrifft, man selbst möchte dem Kind dementsprechend „Freiheiten“ geben wie M 31.

Und meine Idee, oder unsere Idee dann später war, unserm Kind, als es auch noch nicht auf der Welt war, so 'nen gewissen Rahmen zu geben, in dem es sich bewegen kann. Aber schon auch gewisse Freiheiten und, ja, und nicht so eingeengt aufzuwachsen, wie ich es z. B. war. (M 31: 6)

Den Rahmen einer so aufgefassten Erziehung bildet eine möglichst unbeschwerte Kindheit, was wiederum zur Folge hat, dass von der Mutter negative

Einflüsse auf das Kind weitgehend abschirmt werden. Dies betrifft auch alle erzieherischen Einflüsse, die in Richtung ‚Autorität‘ gehen, im Sample häufig repräsentiert durch den Kindesvater oder den Lebenspartner der Mutter (MSprecher). Auch das eigene Verhalten wird daraufhin beobachtet, ob es dem Kind schaden könnte. Hier sieht man die Aufgabe als Mutter jedoch vor allem darin, dem Kind Liebe und emotionale Nähe zu vermitteln. Man präferiert als Mutter mehr einen Umgangsstil (Nähe, Liebe, Solidarität, Schutz) mit dem Kind als einen bestimmten Erziehungsstil.

Alle konkreten Ziele im Umgang mit dem Kind haben ihre Berechtigung sowohl im Glück des Kindes als auch in den Wert- und Lebensvorstellungen der Mutter. Wie gezeigt, möchte man auch selbst die ‚glückliche Kindheit‘ des Kindes genießen und vermeidet erzieherische Eingriffe, die dem Erleben von Harmonie und Gegenseitigkeit entgegen stehen. Was das Verhalten der Kinder betrifft, sind die Mütter übereinstimmend zufrieden und halten es nicht für notwendig, hier regelnd einzugreifen. Wo es zu Verhaltensweisen kommt, die von den Müttern negativ bewertet werden, sehen und nutzen sie jedoch ebenfalls wenig Einflussmöglichkeiten.

Konkrete Erziehungsziele, die im Sample teilweise explizit genannt werden und teilweise implizit ableitbar sind, sind Selbstständigkeit und Freiheit. Das Kind soll in seiner individuellen Ausprägung eine schöne Kindheit genießen, die nicht nur als Vorbereitung auf ein gelungenes Leben gesehen wird, sondern bereits als wichtiger Teil davon. Hier liegt wiederum ein wesentlicher Unterschied zu den Eltern der MSprecher-Generation. Das häusliche Umfeld wird nicht zum ‚Exerzierplatz‘, auf dem Regeln und Verhaltensweisen eingeübt werden, welche das Kind für ein zukünftiges Leben ausrüsten, wie es die Generation MSprecher großteils noch selbst bei den Eltern erlebt hat.

Für die Mütter sind, basierend auf den eigenen Wünschen, die Werte ‚Freiheit‘ und ‚Selbstständigkeit‘ besonders wichtig. Autoritäre Erziehungsvorstellungen, wie man sie bei den eigenen Eltern teilweise erlebt hat, werden bewusst vermieden, weil man selbst autoritäre Eltern hatte, wie M 7, oder weil man, was seltener vorkommt, selbst eine ‚gute‘ sprich freie und liebevolle Kindheit erlebt hat, wie M 3.

Ich würde nie- a) haben mich meine Eltern zum totalen Duckmäuser erzogen, und ich hab's echt im Berufsleben dann hart lernen müssen, mich durchzusetzen und ja, auch ein gewisses Selbstbewusstsein aufzubauen. ... Und dieses megastreng, wie es bei uns daheim war ... Fand ich total bescheuert zum Beispiel. Verstehe ich jetzt heute auch noch nicht, rückwirkend noch nicht, was das sollte. ..Und in der Hinsicht, ja, das hatte ich mir immer schon vorgenommen, das total anders zu machen. (M 7: 15f)

Wie bei M 3 sind positive Kindheitsbeschreibungen (Kindheit MSprecher) rekurrent mit den Themen ‚Liebe‘ und ‚Freiheit‘ verbunden.

Ich bin 1948 geboren in T.. Und meine Eltern hatten einen Hof, einen Bauernhof. Und der war so ungefähr 6 km weg von T., und da sind wir aufgewachsen, meine zwei Geschwister und ich. Und das war unheimlich schön, also, wir haben 'ne total schöne Jugend gehabt. Das war

wirklich, also, so im Rückblick war das wunderbar. ... wir waren so frei und unsere Eltern waren total lieb, mein Papa hat sich auch sehr viel um uns gekümmert. (M 3: 1)

Auch in der Erziehung der eigenen Kinder ist dementsprechend Freiheit gegenüber Regeln und Strukturen höher bewertet. Strukturen im Alltag sind wenigen Müttern wichtig, in vielen Fällen wird aber auch deshalb darauf verzichtet, weil man selbst eine flexible und wenig strukturierte Lebensgestaltung bevorzugt und es im Leben der Mütter keine ausgeprägten Strukturen und Regeln gibt, denen das Kind mit erzieherischen Mitteln anzupassen wäre.

Grundlage des Erziehungsstils der Sample-Generation ist eine Vorstellung vom Kind als einzigartiges Individuum, das in seinem Wesen gefördert, aber nicht in eine bestimmte Richtung geführt werden soll.

Das war eben, das ist der Punkt, jetzt kommen wir nämlich genau auf das. Ich habe eigentlich ein einziges Erziehungsziel gehabt: dass die Kinder so werden sollen, wie sie angelegt sind. Das weiß ich, das wollte ich, dass sie nicht verbogen werden durch irgendwelche Vorstellungen, die ich ihnen drüberstülpe. (M 13: 6)

Dazu gehört aus Sicht der Mütter auch, wenig aktiven Einfluss auf die konkreten Verhaltensweisen zu nehmen, die ja wiederum Ausdruck dieser Persönlichkeit sind. Im Idealfall führt das Kind sich selbst und muss nicht erst durch Erziehung zu einem vollständigen Menschen werden. Wo dies gelingt, wie besonders deutlich im folgenden Beispiel von M 11, stellt sich das Konzept der ‚Selbstentfaltung‘ in beeindruckender Weise vor. Wo jedoch ein Kind mit seiner Selbststeuerung überfordert zu sein scheint, wie der Sohn von M 14, zeigen sich die Schattenseiten der ‚Freiheit‘ in Form von Strukturlosigkeit.

#### *4.10.2.1 Beispiel M 11: Freiheit als Selbststeuerung des Kindes*

M 11 referiert ihren Erziehungsansatz auch in Abgrenzung zur Generation ihrer Mutter, repräsentiert durch eine Tante, die ihr rät, den Willen des Kindes zu brechen. Sie möchte, dass ihr Kind sich entfalten kann, „sich spüren“ kann und „Kontakt zu sich hat“. M 11 stellt ex post fest, dass ihr Kind selbst immer wusste, „was für sie richtig ist“ und dass sie als Mutter weder mit Druck noch mit Forderungen eine ähnlich positive Entwicklung hätte erreichen können. Selbst wenn sie gewollt hätte, Druck auszuüben wäre ihrer Einschätzung nach „nicht gegangen“. Selbst die Pubertät, von vielen Müttern als extrem schwierig empfunden und beschrieben, läuft hier als vom Kind selbst gesteuerter, organischer, „fließender“ Prozess ab, der ins Erwachsen-werden mündet. Die Mutter beobachtet und begleitet den Entwicklungsprozess bei der Tochter als gegebenen Ablauf. Nicht die Tochter muss sich an die Vorstellungen der Mutter anpassen, sondern die Mutter muss lernen, mit den sich ändernden Gegebenheiten umzugehen und jeweils „erst reinwachsen“, wenn die Tochter die Eckdaten ihrer Entwicklung zur Erwachsenen bekannt gibt.

Aber da so 'ne Tante von uns, wie sie fünf war, hat gesagt: „Jetzt müsst's aufpassen, jetzt entwickelt sie ihren eigenen Willen, jetzt müsst's bre-

chen.“ Den Willen muss man brechen, also, die alte Pädagogik. Und ... nix, im Gegenteil, also, dass sie einfach den Kontakt zu sich hat, das war mir ganz wichtig, dass sie sich spüren kann, dass sie sich fühlen kann ... Also, das hat sie alles irgendwie selber in die Hand genommen und hat uns einfach immer nur so, äh, also, so die Eckdaten sozusagen mitgeteilt. Aber ich habe immer gespürt: Sie weiß, was für sich richtig ist. Also, das war eigentlich immer ganz stark bei mir so das Gefühl, also, eigentlich so von klein auf, dass ich so das Gefühl hatte: Sie weiß, was für sie richtig ist und was für sie stimmt und, äh, bleibt da auch dabei. Und ich habe nicht irgendwie Druck ausüben müssen oder irgendwas fordern von ihr oder ihr irgendwas aufdrängen oder so was. Das wäre auch gar nicht gegangen.

Und ja, sie ist dann irgendwie so ganz selbstverständlich erwachsen geworden, und, eines Tages ... kam sie nachhause und hat gesagt: „Ich habe jetzt eine Beziehung.“

Aber wie man halt so als Mutter dann auch so sozusagen dieser Tatsache, dass es da halt so 'n Partner gibt, auch wieder halt so, da auch wieder erst reinwachsen muss. Das ist immer wie so neue Schuhe, in die man erst so reinwachsen muss und wo ich so 's Gefühl hatte, für sie waren die Schritte noch viel leichter und selbstverständlicher, in jeder Phase, und ich musste immer erst ein biss'l lernen, die Schuhe, dann mich in denen gut zu fühlen.

... Also, so wie sie das uns nahegebracht hat oder wie sie das kommuniziert hat, hatte ich immer das Gefühl: *Ja, ist okay*. Also, bestimmt, es war nie irgendwie so 'ne, eben so 'n, so 'n blindwütiger Schritt ... Oder einfach bloß vor vollendete Tatsachen, so, rums, zack, oder so. Das hat sie nie gemacht, und dadurch war das nie, äh, schockierend oder schwer oder dramatisch oder so was, sondern ... (etwas) ganz Selbstverständliches und Fließendes und Stimmiges. ... Ja, so war das. (M 11: 10 ff)

#### 4.10.2.2 Beispiel M 14: Freiheit als Strukturlosigkeit

Eine Erziehungsaufgabe nimmt M 14 dem Sohn gegenüber nicht oder nur eingeschränkt wahr. Strukturen im Alltag, Sicherheit, Regeln und Verbote lehnt sie ab. M 14 verwendet für ihr bevorzugtes Modell des Umgangs mit dem Kind das Bild von Hund und Katze, wobei sie die Katze favorisiert. Der Hund, um den man sich kümmern muss, dem man ein bestimmtes Verhalten „beibringen“ muss, damit er sich „einfügen“ kann, ist das von M 14 abgelehnte Modell. Sie bevorzugt das „Katzenbild von Kindern“, sie liebt es „so mit 'ner Katze zu sein“. Die Katze „kommt, wenn sie was braucht und geht wieder“, ein Hinweis auf einen hohen Grad an Freiheit und Selbstbestimmung seitens der Katze/des Kindes. Auch den Begriff vom „Wachstum“ gebraucht M 14 als Metapher für eine eher organisch-natürlich-ungesteuerte Entwicklung des Kindes die nicht aktiv von der Mutter gelenkt wird.

Ich hatte eher so 'n Bild, dass es so ein Wachstum geben muss, also, so eine Art - ich liebe dieses Bild z. B. auch, so mit 'ner Katze zu sein, und die Katze kommt, wenn sie was braucht, und geht wieder. Und es liegt mir nicht so sehr dieses Bild, einen Hund zu haben und dem beizubringen, wie er sich verhalten soll, um sich einzufügen, so. Also, ich habe vielleicht eher das Katzenbild von Kindern. (M 14: 9)

Die Katzen-Hunde-Metapher, findet sich auch im Umgang mit schulischen Schwierigkeiten wieder. Sie will, dass ihr Kind sich „(ihre) Hilfe holen kann“ (die Katze „kommt, wenn sie was braucht“) und lehnt es ab, ihm hinterher zu rennen um mit ihm zu lernen (dem Hund muss man etwas „beibringen“).

Also nicht, dass ich ihm immer hinterher renne und sage: „Du musst lernen!“ ... Aber ich habe zumindest immer versucht, dieses aufrecht zu erhalten, dass er meine Hilfe sich holen kann. (M 14: 8)

Beim Thema Drogenkonsum wiederholt sich später das Muster, dass das Gewährenlassen (Freiheit) höher einzustufen ist als der Schutz des Kindes. Obwohl M 14 die Gefahren kennt, („überleg dir das, das ist schon gefährlich.“ M 14: 13), verteidigt sie das Kiffen gegenüber dem Kindesvater, der einschreiten möchte. Dass ihr Mann (Kindesvater) dagegen ist, führt sie auf biografische Lücken bei ihm zurück. Der Kindesvater hat in ihren Augen wichtige „Sozialisations-sachen“ wie eine „Kiffervergangenheit“ im Gegensatz zu M 14 nicht erlebt und will entsprechend „naiv“ verhindern, dass der Sohn Drogen nimmt. Sie dagegen hat selbst „gekiffert früher“ und so bleibt sie gelassen: „kein Grund zur Aufregung letztlich“.

Gegen Ende des Gymnasiums hat der Tim dann irgendwie sehr viel gekiffert. Und mir - meine Güte, ich habe auch gekiffert früher, ich hatte zwar nie viel gekiffert, aber so - für mich war das irgendwie kein Grund zur Aufregung letztlich. Für meinen Mann doch sehr, ... Und ich habe das immer für naiv abgetan von ihm, weil, der selber hatte halt praktisch keine Kiffer-Vergangenheit, der hat keine linke politische Vergangenheit, so viele von meinen Sozialisations-sachen hat der so nicht. Und ich dachte: *Na ja, komm, kiffen...* und so. (M 14: 12)

M 14 formuliert explizit ihr Erziehungsvorstellungen, die ausschließen, sich als Mutter mit der eigenen „Lebensweisheit“ gegenüber dem Sohn durchzusetzen. Sie bevorzugt ein egalitäres Verhältnis von Mutter und Sohn, wobei die Mutter zwar über mehr Erfahrung („Lebensweisheit“) verfügt, diese aber nicht in Form einer konkreten Verhaltensanforderung („Befehl“) an den Sohn weitergibt, sondern als „Angebot“.

Gerhard (Kindesvater) konnte er (Sohn) halt überhaupt voll provozieren, wenn er nur gesagt hat, er kiffert was heute Abend oder so. Und ich hatte immer so den Eindruck von Erziehung: *Erziehung muss eigentlich so ausschauen, dass meine Lebensweisheit, was ich weiß, nicht als Befehl überkommt, sondern als Angebot*, eben so. (M 14: 13)

#### 4.10.3 Abkehr und Abwehr von Autorität

Mit dem allgemein im Sample beobachtbaren Rückgang des Rollen-aspektes der Mutter als Erzieherin und Norm setzende Kraft gegenüber dem Kind geht einher, dass der Beziehungs-Aspekt intensiviert erscheint. Somit ist die stark emotionalisierte Mutter-Kind-Beziehung das zentrale und auch zeitkonstanteste Element von ‚Kindheit‘, während andere, bisher gesetzte Elemente möglicherweise fehlen können, wie beispielsweise verlässliche Regeln und wieder-



kehrende Rituale und Tagesabläufe einer Familie, die dem Kind zwar Anpassungsleistungen abverlangen, ihm aber potenziell auch Orientierung geben könnten. Zunächst könnte man meinen, der Rückgang regelnder, im positiven Sinne ‚autoritärer‘ Elemente in der Eltern-Kind-Relation sei auch auf die im Sample häufig zu beobachtende Absenz des Kindesvaters (häufig nicht anwesender Vater aufgrund beruflicher Abwesenheiten, nicht in der Familie mitlebender Vater nach Trennung des Elternpaares) zurück zu führen. Es ist allerdings festzustellen, dass dessen spezifisch väterliche Rolle auch da reduziert erscheint, wo er als potenzieller Mit-Erzieher in der Familie anwesend ist. Er übernimmt aus Sicht der Mütter des Samples keine eigene, von der Mutter unterschiedliche und unabhängige elementare Funktion in der Kindererziehung. Da die Mütter mehr auf Vorleben, Gewähren-lassen und auf nicht-regelnden oder nicht-normierenden Umgang mit dem Kind setzen, wehren sie autoritäre und regelnde Tendenzen des Kindesvaters ab. Gleichzeitig nehmen sie ihre eigene Bindung an das Kind als wichtiger wahr als die Vater-Kind-Beziehung. Eine Tendenz zur Überbewertung des Beziehungsaspektes Mutter-Kind geht einher mit einer ‚Vermütterlichung‘<sup>275</sup> beider Elternteile aus Sicht der Sample-Mütter.<sup>276</sup> Unter dem Postulat der ‚guten Beziehung‘ werden erzieherische Eingriffe vermieden, unter dem Postulat der ‚Freiheit‘ werden die Bedürfnisse des Kindes nach freier Entfaltung höher bewertet als dessen (mögliche) Bedürfnisse nach Struktur und Regeln.

Bei aller Bedürfnis-Orientierung wird die Frage der tatsächlichen Bedürfnisse der Kinder nicht beantwortet. Die Betonung von ‚Liebe‘, ‚Nähe‘, ‚Freiheit‘ und ‚Selbstständigkeit‘ in unterschiedlicher Gewichtung entspricht überwiegend den eigenen Bedürfnissen der Mütter. Eine glückliche Kindheit ist in ihren Augen dann gelungen, wenn ihr Kind so leben kann, wie sie selbst gerne leben möchten und wie sie sich die eigene Kindheit idealer Weise gewünscht hätten.

Die Freiheit, die M 14 ihrem Sohn geben möchte, hat ihre negativen Ausprägungen als Strukturlosigkeit. Er bekommt wenig Orientierung, und muss seinen Weg selbst finden. M 14 ist hier wiederum eine Extremposition, die in anderen Erzählungen abgemildert erscheint. Doch das Prinzip der Freiheit wird von Müttern unterschiedlichster Lebensstile geteilt. Es betrifft in der Hauptsache die Freiheit der Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit des Kindes, was Strenge und Verhaltensanpassung überflüssig erscheinen lässt. Aber auch die Entwicklung einer selbstbewussten Persönlichkeit ist gewünscht. M 7 lässt ihr „bestimmendes Kind“ und „Power-Kind“ gewähren, während ihre eigenen Eltern sie „zum totalen Duckmäuser erzogen“ hatten, wodurch es ihr im Berufsleben an Selbstbewusstsein gefehlt hat: „Und ich hab’s echt im Berufsleben dann hart lernen müssen, mich durchzusetzen und ja, auch ein gewisses Selbstbewusstsein.“ (M 7: 15)

M 21 differenziert ihre Erziehungshaltung den heranwachsenden Söhnen gegenüber in Abwägung mit dem ‚autoritären‘ Erziehungsstil und der antiautoritä-

---

<sup>275</sup> „Die Väter werden mütterlich“, Badinter 1987: 293.

<sup>276</sup> Siehe dazu die Rolle des Vaters in der Familie, 4.12.2.

ren Erziehung aus. Ihr ist wichtig, selbst eine andere, positivere Autorität den Kindern gegenüber zu zeigen, die sich in Stärke ausdrückt. Sie will durchaus „Autorität sein“ aber nicht gleichzeitig nicht ‚autoritär‘.

Ich finde mich, also, ich empfinde mich auch nicht streng, oder so was. Ich habe grade gestern mit dem Willi, mit dem Jüngeren, ein Gespräch gehabt über den Unterschied zwischen antiautoritärer Erziehung und *laissez faire*. Weil das oft verwechselt wird, ja, und das ein großer Unterschied ist. Und ich würde schon sagen, die Tendenz ist bei mir antiautoritär. Von dem, wie wir mit den Kindern umgegangen sind. (M 21: 5)

Ja, und deshalb verliert man nicht an Autorität. Das glauben ja viele, ne, dass man, wenn man so mit Vornamen und so kumpelhaft und so, würde man an Autorität verlieren. Das stimmt nicht. Wenn man Autorität ist, ja, dann kann man's auch nicht verlieren. (M 21: 19)

Freiheit für das Kind ist bereits in der reaktiven Herangehensweise an die Bedürfnisse des Kindes angelegt, die sich im Sample durchgehend findet. Es werden wenige Einschränkungen gemacht, was die Lebensentfaltung des Kindes betrifft. Es kann sich sportliche Betätigungen, Instrumente und Freunde selbst aussuchen, wird in der Kleiderwahl nicht eingeschränkt und hat viele Möglichkeiten, sich zu bilden oder schulisch weiter zu kommen. Auf Umgangsregeln oder Verhaltensregeln wird von Seiten der Mütter nicht gesondert eingewirkt, hier hofft man auf die Einflüsse durch das elterliche Vorbild. Was teilweise einem toleranten und großzügig-liberalen Umgang mit dem Kind entsprechen mag, zeigt aber auch die erzieherischen Grenzen der MSprecher-Generation auf, da man nicht nur darauf verzichtet, sondern sich überwiegend auch nicht in der Lage zeigt, heranwachsende Kinder zu steuern, wie im Kapitel über Pubertät und Ablösung gezeigt.

Im Babyalter überwiegt eine Verhaltensweise der Mütter, die von den (angenommenen) Bedürfnissen der Kinder geleitet wird. Bei kleinen Kindern scheint es schwierig, ihnen Wünsche zu verweigern. Im Konfliktfall zwischen Mutter und Kind setzt sich bei M 7 und vielen anderen Müttern meist das Kind durch. Das beginnt für M 7 bei der Kleiderwahl der dreijährigen Tochter (M 7: 6) und endet beim Umgang der kleinen Tochter mit ihrem jüngeren Bruder. Gegen das „Power-Kind“ kommt M 7 schon nicht an, als es keine 3 Jahre alt ist.

Sie hat ja als Kleinkind für ihn gesprochen. Er brauchte nicht sprechen, weil sie hat für ihn gesprochen, deshalb hat er ja wahnsinnig spät zu sprechen angefangen. „Mama, Markus möchte jetzt hoch.“ – „Nein, Markus mag jetzt nichts essen.“ Und so, also, extrem, das war der Wahnsinn, ja. (M 7: 5)

M 7 begründet das Verhalten der Tochter mit deren Durchsetzungsfähigkeit. Diese war „immer ein sehr bestimmendes Kind und halt von Anfang an sehr selbstständig“ (M 7: 6), was M 7 begrüßt und nicht problematisiert. Auch M 11 lässt ihrer Tochter viel Entscheidungsfreiheit und lernt adaptiv immer wieder, sich mit deren neuen Lebenswünschen zu arrangieren, womit sie letztlich sehr gute Erfahrungen macht. M 28 sieht kaum Einflussmöglichkeiten auf den jugendlichen Sohn, der sich als junger Erwachsener ebenfalls gut entwickelt. Was als ‚Gewähren lassen‘ im positiven Falle funktioniert und angebracht er-

scheint, ist jedoch für viele Mütter im Sample die einzige Möglichkeit, mit Wünschen von Kindern und Heranwachsenden umzugehen. Reglementierungen sind selten anzutreffen und werden auch dann nicht herangezogen, wenn es um potenziell zukunftsentscheidende oder gefährliche Verhaltensweisen wie beispielsweise Schulverweigerung oder Drogenkonsum geht. Ausnahmen bilden hier M 27 und M 9, die den Kindern Regeln und Begrenzungen setzen, kontrollieren, auch zum Preis von Unstimmigkeiten im Haus und Unzufriedenheiten auf Seiten der Kinder. M 6 will ebenfalls, dass ihre Töchter sich an die von ihr gesetzten Regeln halten. Sie baut jedoch, was die ‚Kontrolle‘ betrifft, auf das gegenseitige Vertrauen. M 3 sieht keinerlei Einflussmöglichkeit, was das Thema ‚Lernen‘ und das Thema ‚Drogen‘ betrifft. Sie versucht zwar, den Sohn zum Lernen zu bringen, doch sie fügt sich letztlich den Ansichten des Jugendlichen, der die Schule abbricht.

[Das] fing mit 14 an. Denke ich jetzt mal, ich weiß das nimmer so genau. Aber es kam mir schon früher vor. ... Und er hat immer gesagt: „Was soll ich das alles lernen? Was soll ich Mathe lernen, was soll ich Physik lernen, das brauche ich alles nicht. ... Und ich habe immer gesagt: „Jetzt lern das und mach dein Abitur, dann kannst du Förster werden.“ Und irgendwann hat er halt dann nimmer mögen. (M 3: 12)

Bezüglich des Drogenkonsums des Sohnes sieht sie ebenfalls keine Einflussmöglichkeit<sup>277</sup>. M 14 möchte schon dem Kind gegenüber keinen erzieherischen Einfluss nehmen, weil es selbst herausfinden soll, was richtig und was falsch ist und lässt den jugendlichen Sohn dann auch bei Drogen gewähren. Auch M 17 hat keinen Durchgriff auf ihren Sohn bei diesem Thema. Das Vertrauensverhältnis zu ihm ist ihr wichtig und deshalb hat er keine Scheu, ihr seine größeren und kleineren Verfehlungen als Jugendlicher zu berichten, was jedoch keine Intervention durch die Mutter auslöst. Der Sohn hat ihre „volle Unterstützung, egal, was er macht.“

Er erzählt uns alles: Von seinen Freundinnen, was es für Schwierigkeiten gibt; dass er hier mal ein Tütchen nimmt... Erzählt er uns, ne. ... Am Anfang war ich schockiert, und dann ist er eigentlich so was von vertrauensvoll, dass ich das nur bejahen kann, was er macht. Der hat meine volle Unterstützung, egal, was er macht. (M 17: 16)

Einige Mütter versuchen eine Gratwanderung zwischen Freiheit und Laissez-faire und bestehen gerade den jugendlichen Kindern gegenüber auf Einhaltung gewisser Standards und Regeln, auch wenn dies mühsam ist, wie M 28 anmerkt.

Das Verhandeln, das ständige Verhandeln, ständig Dinge fordern, um Dinge bitten, Vereinbarungen treffen und dann feststellen, es läuft doch wieder nicht. Wieder hinterher ... die ständigen Debatten darüber: „Muss ich denn eigentlich in die Schule? Da ist es so blöd.“ (M 28: 7)

Die Debatte um die notwendigen „Sozialisationsachen“ im Leben eines Jugendlichen, die M 14 mit ihrem Mann kontrovers diskutiert, wird auch von

---

<sup>277</sup> M 3: 12f.

M 26 angeführt. Sie ist nicht einverstanden, dass der 17-jährige Sohn nach einem Einbruch vom Kindesvater in Schutz genommen wird und verlangt, dass dieser nun eingreift und sich intensiver um den Sohn kümmert: „Du kannst doch nicht sagen, dass kein Mann erwachsen wird ohne einen polizeilichen Eintrag, das gibt's einfach nicht.“ (M 26: 13)

Die Frage der Freiheit und den Grenzen der Freiheit erscheint damit im Sample heterogen. Man möchte mit den Kindern lieber verhandeln als über sie bestimmen, sieht aber auch die Grenzen des sonst bevorzugten egalitären Stils. Bei Konflikten scheinen die Eltern hilflos und planlos. Sie lassen stillschweigend den Einfluss anderer Personen oder Institutionen oder auf die Kinder zu, wenn sie sich davon Besserung erwarten. Die Tagesmutter, die Kindergärtnerin, die Lehrerin, später der Sozialarbeiter, der Polizist, der Arzt und Nachbarn werden geduldet und sogar instrumentalisiert, um die Einhaltung von Regelmäßigkeiten, Normen und Regeln beim Nachwuchs durchzusetzen. Der Kindesvater als Miterzieher kommt fallweise wieder ins Spiel, wenn es um den heranwachsenden Sohn geht (M 26), ein Karatelehrer bringt dem Jugendlichen Regeln und Grenzen bei (M 28: 7), die er von den Eltern nicht annehmen will.

[der Sohn] war sehr verbunden mit diesem Karatemeister. Dem verdanken wir wirklich ganz viel, weil, dort hat er eigentlich die Erdung bekommen, die er von uns nicht akzeptiert hat. ... Das war ganz traditionelles Karate mit sehr strengen Regeln, und dieser Karatetyp, der hat gesagt: „So läuft das, das machst du!“, und Ende, und Demut und die ganzen Rituale, die es dann so gibt. Wir haben gestaunt. (M 28: 7)

Die Ausrichtung auf eine egalitäre Eltern-Kind-Beziehung ohne autoritäre Aspekte führt dazu, dass die Familie sich oft zentrale Themen, die man eigentlich zur ‚Erziehungsaufgabe‘ rechnen würde, nicht vorbehält: die Vermittlung gesellschaftlicher Verhaltens-Regeln, die Einführung und Aufrechterhaltung von Regelmäßigkeiten des Alltags und die Sanktion bei auftretenden Konflikten mit den gesellschaftlichen Normen und Regelsystemen zählen dazu.

#### *4.10.4 Vergleich der Erziehungs-Ziele MSprecher mit MVorgänger*

Tendenziell erscheint im Lichte der vorliegenden Texte Erziehung mehr als privat-individuelles Konzept gelebt und aufgefasst zu werden denn als soziale Aufgabe innerhalb der Gesellschaft mit ihren kulturellen Determinierungen. Wenig ist von ‚außen‘ vorgegeben und die Mutter erscheint bezüglich ihrer Rolle und Aufgabe von der sozialen Umwelt weder kontrolliert noch kontrollierbar zu sein.

Die befragten Mütter des Samples favorisieren durchweg eine Mutter-Kind-Beziehung, die von Liebe, Nähe und Gegenseitigkeit des Vertrauens geprägt ist. Dieser Umgangsstil ersetzt teilweise ein explizites Erziehungskonzept.

Der Erziehungsstil der eigenen Mutter ist in den Augen der MSprecher-Generation entweder anders als der eigene und damit defizient, oder er ist dem eigenen Erziehungsstil in Teilen ähnlich und damit positiv bewertet. Interessanter Weise wird der eigene Erziehungsstil als Mutter sozusagen nachträglich auch für die eigene Kindheit ‚eingefordert‘, indem man wünscht, man wäre selbst so erzogen worden. Der individuelle eigene Erziehungsstil erhält damit einen allgemein gültigen und überzeitlichen Charakter, indem er für die eigene Kindheit ‚reklamiert‘ wird.

Man ist sich bezüglich der Beziehungsqualität zum Kind sicher und empfindet sich in diesem Punkt durchgehend als ‚gute Mutter‘.

Erziehung und Sozialisierung finden in Beziehung zum Kind statt und richten sich an einem ‚schönen‘ und störungsfreien Leben innerhalb der Kleinfamilie aus. Die individuelle Lebensform innerhalb dieser kleinen Gemeinschaft prägt den Umgang mit dem Kind. Dass viele Mütter des Samples die individuelle Beziehung zum Kind über dessen soziale Erziehung stellen geht damit einher, dass man individuelle Gewohnheiten und Vorlieben in den Fokus der Wahrnehmung stellt während soziale Regeln und Normen der Umgebungskultur kaum eine Rolle spielen. Eine Vorbereitung des Kindes auf seine Rolle in größeren sozialen Strukturen als der Kleinfamilie wird nicht bewusst betrieben. Der Übertritt von der ‚Kindheit‘ zu Hause in die sozialen Räume wie Kindergarten und Schule mit deren allgemeinen Regeln wird auch problematisch gesehen. Besonders die Schule steht als Ort, an dem den Kindern Leistung abverlangt wird (Leistungs-Orientierung), tendenziell im Spannungsfeld zur Glücks-Orientierung der Mutter. Die Schule wird zwar als Möglichkeit gesehen, die persönlichen Lebenschancen des Kindes zu optimieren und ist insofern wich-

tig. Aus Sicht vieler Mütter<sup>278</sup> steht das Ziel der ‚glücklichen‘ Kindheit aber auch im Widerspruch mit dem Leistungsgedanken in der Schule.

Wir wollten das von Anfang an, mein Mann und ich, ... wir haben gesagt, der soll ein gutes Leben haben, und das definieren wir nicht über Leistung. ... Wir wollten kein Superkind, ich nicht und mein Mann auch nicht. Wir waren immer die Besten in der Schule. Dieses Leistungsdenken, das hängt mir so aus dem Hals raus (M 17: 19)

Implizit und explizit ist für die Mütter des Samples damit das Thema ‚Leistung‘ nicht oberste Kategorie, was sich auch dadurch ausdrückt, dass sie keine Anstrengungen unternehmen, die Leistung des Kindes zu verbessern. Eingegriffen wird in den schulischen Bereich seitens der Mutter nur als letztes Mittel, um Schaden abzuhalten wie etwa das Wiederholen einer Klasse. Schulformen, die den Leistungsgedanken anders definieren als die Regelschulen werden im Sample häufig gewählt. Das ‚gute Leben‘ wird von den Müttern des Samples nicht in erster Linie und nicht nur als das Leben des<sup>279</sup> Erwachsenen gesehen, auf das sie ihr Kind vorbereiten, sondern bereits das Leben des Kindes soll ein ‚gutes Leben‘ sein. Damit steht auch die Definition von ‚Kindheit‘ als Phase der Lebensvorbereitung der Vorstellung der Mütter entgegen, die die Kindheit per se bereits als wichtige Phase des Lebens einstufen und damit gleichberechtigt zu weiteren Lebensabschnitten stellen.

Die Mütter wollen den Kindern (als Kind und als Erwachsener) ein Leben ermöglichen, das ihren eigenen Vorstellungen von einem ‚gelungenen Leben‘ entspricht. Den eigenen Lebenszielen entsprechend geraten andere Prioritäten in den Fokus, als es bei den Eltern (M Vorgänger) der Fall war. Diese traten den Kindern gegenüber als Vertreter der geltenden gesellschaftlichen Normen und Regeln auf, die sie ihnen vermittelten und deren Einhaltung sie auch überwachten. Als Mittel dazu dienten eine ausgeprägte Hierarchie zwischen Eltern und Kind, die sich im Gehorsams-Gebot der Kinder gegenüber Erwachsenen allgemein, den Eltern und Lehrern insbesondere ausdrückte. Die Erziehungsanstrengungen den Kindern gegenüber galten dem später erwachsenen Kind. Um es auf ein gutes Leben innerhalb der Gemeinschaft vorzubereiten, wurde auf Leistung und Fleiß, aber auch auf Disziplin und Einordnung geach-

---

<sup>278</sup> Hierin gibt es im Sample verschiedene Positionen. M 12 und M 8 beispielsweise wünschen eine gute, hochwertige Schulausbildung der Töchter, doch soll diese im Einklang mit einer ‚glücklichen Kindheit‘ stehen. M 7, M 14 und M 11 stehen der Schulzeit skeptisch gegenüber, die für sie einem Ende der ‚glücklichen Kinderzeit‘ gleich kommt. Was die Mütter des Samples gemeinsam haben, die Leistungsanforderungen an die Kinder stellen, ist die Begrenzung dieser Leistung (zur Erhöhung der Lebenschancen) durch die höhere Kategorie der Lebensqualität. Stellt sich heraus, dass ein Kind nicht gerne übt oder lernt, wird es entweder nicht weiter dazu angehalten oder, wenn man dies tut wie M 18, die ihren Sohne durch die Schule „peitscht“, problematisiert. M 18 sieht die Distanzierung des Sohnes damit in Zusammenhang. M 6 bereut, die Tochter entgegen deren Neigung zum Erlernen eines Instruments angehalten zu haben. M 4 und M 7 geben das Lernen mit den Kindern zugunsten der Beziehungsqualität auf.

<sup>279</sup> Siehe dazu Rolle und Aufgabe der Mutter (viele Mütter wie M 4 und M 7 lehnen es ab, mit den Kindern zu lernen).

tet. Gerade die Mutter-Generation der Sample-Mütter hat hier eine wichtige Gelenk-Funktion zur heutigen ‚Bildungsgesellschaft‘. In der Regel konnten die Kinder (MSprecher) Bildungsangebote wahrnehmen, die die Mütter (MVorgänger) nicht hatten. Die Distanz der herangewachsenen MSprecher-Generation zu ihren Eltern hat hier eine ihrer Ursachen, man hat, wie M 20 formuliert, die Kinder aus dem eigenen Niveau „heraus erzogen“ (M 20: 11).

<b>MSprecher: Idee der ‚schönen‘ Kindheit</b>	<b>vs</b>	<b>MVorgänger: Idee der ‚guten‘ Kindheit</b>
Individuelles Leben in der Kleinfamilie	> <	Normen und Regeln sozialer Strukturen
Beziehung innerhalb der Familie	> <	Erziehung Richtung Gesellschaft
Vertrauen und Gegenseitigkeit	> <	Kontrolle und Hierarchie
Freiheit und Lebensgenuss	> <	Leistung und Lebensvorbereitung

Bei aller Freiheit, die den Kindern in erster Linie als Wahlfreiheit angeboten wird, ist ein konfliktfreies soziales Verhalten der Kinder durchaus gewünscht und wird in der Regel durch die Vorbildfunktion der Eltern bei den Kindern angeregt. Wenn dies aber im Einzelfall oder vorübergehend nicht gelingt, sehen sich viele Mütter außerstande, Verhaltensänderungen der Kinder durch andere Mittel zu befördern oder durchzusetzen.

Die Anpassung an einen bestimmten Lebensrhythmus und bestehende soziale Normen steht bei den Müttern des Samples auch deshalb nicht im Zentrum, weil sie in den 1970er Jahren und frühen 1980er Jahren als junge Mütter gerade selbst dabei sind, sich von den etablierten Werten der Eltern-Generation abzugrenzen und sich zu finden. Freiheit, auch die Freiheit der Entfaltung einer individuellen Persönlichkeit ist ein zentraler kultureller Werte im städtisch/akademischen Milieu der 1970er Jahre, in dem die Mütter des Samples als junge Frauen ihre Lebens- und Erziehungsvorstellungen entwickeln. Den herkömmlichen autoritären Erziehungsmethoden misstraut man, sie passen aber auch in keinster Weise zum eigenen Lebensstil und zum eben erst in der eigenen Jugend entdeckten Ideal der größtmöglichen Selbstentfaltung. So wundert es nicht, dass das Augenmerk der jungen Mütter in dieser Zeit nicht auf Erziehung im Sinne von Anpassung und Einbindung des Kindes in die etablierten gesellschaftlichen Regel- und Normensystem liegt. Bürgerliche Vorstellungen von festen Essenszeiten und strikten Schlafenszeiten, die die Generation MVorgänger an die Generation MSprecher weitergegeben hatte, werden von dieser selbst in der Regel nicht übernommen und somit auch nicht als Mutter weiter gegeben. Soziale Verpflichtungen und Einbindungen, etwa gegenüber dem Lebensumfeld oder den Verwandten, spielen im Leben der jungen Mütter der MSprecher-Generation (noch) keine Rolle. Die je eigenen Lebensgewohnheiten werden als individuell empfunden und orientieren sich gerade nicht an den kulturellen Mustern der eigenen Eltern (MVorgänger). Dementsprechend differenzieren sich die Lebensstile aus. Die Kinder an ein bestimmtes, allgemein gültiges Lebenskonzept anzugleichen und so zu erziehen,

dass sie sich bestehenden Normen anpassen, wäre der MSprecher-Generati-  
on, die diese Normen für sich ablehnt, also schwer möglich.<sup>280</sup>

#### *4.10.5 Zwei ,Generationen im Sample: Unterschiede und Gemeinsamkeiten*

Die Mütter des Samples sind zum Erhebungszeitraum zwischen Anfang 40  
und Anfang 60 Jahre alt. In den meisten für diese Studie relevanten Punkten  
sind die Teilnehmerinnen vergleichbar. Sie verfolgen ein ähnliches Konzept  
vom Leben als Frau und als Mutter, sind beruflich engagiert, verbinden ver-  
schiedene Lebensbedürfnisse, sind vergleichbar bezüglich der Liebeskonzep-  
tion und der Biografischen Entwicklungen und Vorstellungen. Alle sehen sich  
als Zugehörige oder Nachfolger der 1968er-Generation, die sich gegenüber  
der unmittelbaren Nachkriegsgeneration (M Vorgänger) abgrenzt und von den  
in dieser Zeit angestoßenen gesellschaftlichen Veränderungen als Frau profi-  
tiert.

Im Folgenden sollen die Generation<sup>281</sup> der ‚68er-Mütter‘, geboren etwa Mitte  
bis Ende der 1940er Jahre und die etwa 10 Jahre später geborenen ‚Post-  
68er-Mütter‘ bezüglich einiger Aspekte des Mutter-Seins verglichen und teil-  
weise unterschieden werden.

##### *4.10.5.1 Mütter der ‚Generation-1968 im Sample*

Die Generation der ‚1968er-Mütter‘ des Samples hat einen großen kulturellen  
Umbruch unmittelbar nach der Kindheit erlebt, die noch in einem von ganz an-  
deren kulturellen Merkmalen geprägten ‚Epoche‘ stattfand.

Diese ist bei ihnen stark mit ihrer eigenen Kindheitsphase verknüpft, die ‚neue  
Zeit‘ dagegen mit dem Erwachsenen-Leben. Die Entdeckung der neuen Le-  
bensmodelle und -Möglichkeiten, die mit der 1968er-Bewegung verbunden ist,  
fällt bei ihnen zusammen mit der eigenen Ablösung von Gewohnheiten, Re-  
geln und Gepflogenheiten der Eltern und damit der Herkunftskultur. Die stu-  
dentisch-akademische 68er-Generation hat sich vielleicht auch deshalb so  
stark auf das Thema ‚Erziehung‘ konzentriert, weil ihre eigene Kindheit (vergli-

---

<sup>280</sup> Jesper Juul sieht noch 2005 kein sich abzeichnendes Konzept der ‚Erziehung‘, das  
autotäre Konzepte ablösen könnte. „Das Einmalige ist heute, dass das seit vielen  
Generationen bekannte, auf Gehorsam beruhende Erziehungsmuster überhaupt nicht  
mehr greift. Die Eltern-Generation von heute hat sich radikal von der Vergangenheit  
abgewendet und sucht etwas anderes - dieses ‚Andere‘ hat sich noch nicht wirklich  
herauskristallisieren können und wird deshalb von jedem unterschiedlich definiert.“  
Juul 2005: 9.

<sup>281</sup> Die Unterscheidung der ‚Generationen‘ entspricht hier einem Altersabstand von 10  
bis 15 Jahre. Die jüngere Gruppe hat die 1968er Jahre nicht als Erwachsene miterlebt  
und teilweise mitgestaltet wie die ‚Generation 1968‘ genannte Untergruppe des  
Samples. Hier sollen nur Unterschiede erörtert werden. Ansonsten überwiegen die  
Übereinstimmungen zwischen den verschiedenen Altersstufen des Samples.



chen zur Gesamtbiografie) in Studenten-Alter noch so nah war und so relevant erschien. Das ‚Heureka‘ dieser Generation könnte in etwa lauten: ‚Was wäre erst möglich gewesen, wenn ich mich schon als Kind so frei hätte entfalten können, wie ich es jetzt als junge Erwachsene erst lerne.‘

Man hat das Thema der freien Lebensentfaltung und Persönlichkeitsentwicklung eben erst für sich entdeckt und ist meist ohne die jetzt so zentralen Themen Freiheit und Selbstentfaltung aufgewachsen. Aus unter diesem Blickwinkel jetzt defizient erscheinenden eigenen Kindheitserfahrungen zieht man den Schluss, dass Kinder ganz allgemein diese Themen besonders brauchen.

Bei der Generation der 1968er-Mütter<sup>282</sup> überwiegt die Ablehnung von Traditionen und Handlungsvorbildern aus der Generation der eigenen Eltern, wobei gleichzeitig ein Defizit an anderen Ratgebern und akzeptierten Vorbildern herrscht, da die favorisierten neuen Erziehungskonzepte noch nicht erprobt sind. Zeittypische Vorbilder wie ‚Summerhill‘ werden gelegentlich erwähnt, jedoch kaum mit Inhalten aufgefüllt oder konkretisiert. Eine ‚antiautoritäre‘ Haltung ist aus den Texten ableitbar, jedoch hat man allgemein das Bedürfnis, als Mutter den Freiraum zu schaffen, den das Kind für die eigene Entwicklung braucht. Auch hierbei liegt eine meist defizitäre eigene Kindheitserfahrung zu Grunde. Die Mütter dieser ‚Generation‘ beschäftigen sich tendenziell intensiv mit Erziehungs- und Lebenskonzepten, wobei das eine das andere bedingt. Das eigene, im Gegensatz zur Vorgänger-Generation liberalere und unkonventionellere Lebenskonzept bringt Lebensumstände hervor, die auch ein entsprechend angepasstes Erziehungskonzept bei den Kindern notwendig machen. Man lebt selbst nicht mehr mit den bisher vorgegebenen Rhythmen von festen Essens- und Schlafenszeiten, an die man die Kinder dann anpassen müsste.

Insgesamt erscheint die Generation der 68er-Mütter im Vergleich zur späteren Generation problemorientierter zu sein. Man macht sich Gedanken über die Auswirkungen von Erziehung auf den späteren Menschen und dessen Lebensglück, sieht die Gefahr, als Mutter zu einer defizitären Kindheit des Kindes beizutragen. Das Selbstverständnis als Mutter ist hier, wie gezeigt, von der Haltung geprägt, sich von der Vorgängergeneration, insbesondere der eigenen Mutter, abzusetzen und zu unterscheiden. Diese MVorgänger-Generation wird schablonenhaft skizziert, überwiegend unter Betonung der (selbst als Kind) erlebten Defizite. Insofern sehen sich diese Mütter selbst durchweg positiv als Mutter, da sie Aspekte in den Mittelpunkt stellen, die ihnen selbst als Kind gefehlt hatten, insbesondere erlebbare Liebe und spürbare emotionale Nähe zum Kind sowie Freiheit der Persönlichkeitsentfaltung und Vermeidung von Autorität und Distanz.

Aufgrund der eigenen, oft als negativ empfundenen Erfahrungen mit Eltern und Erziehung, geht man aber auch vielfach davon aus, dass die Erziehungsaufgabe relativ anspruchsvoll und schwierig sein muss (beispielsweise M 16) und leicht misslingen kann. Man glaubt, dass ein Kind durch Lebenserfahrungs-

---

<sup>282</sup> M 2, M 11, M 13, M 16, M 20, M 29, M 31.

gen gerade in der frühen Kindheit positiv oder negativ fürs Leben geprägt wird. Entsprechend wird besonders in den ersten Lebensjahren des Kindes viel Aufwand betrieben, um ihm positive Erfahrungen zu ermöglichen und negative zu vermeiden.

#### *4.10.5.2 Mütter der ‚Generation-1978 im Sample*

Die jüngeren Sample-Teilnehmerinnen ‚Generation 1978‘ erscheint bezüglich ihrer Ziele und Motivationen bei der Wahl eines Erziehungsstils im Vergleich zur älteren ‚Generation 1968‘ individueller, heterogener und weniger ideologisch als vielmehr pragmatisch orientiert. Man erschöpft sich nicht darin, den ‚alten‘ Stil abzulehnen, den die Vorgänger-Generation (MVorgänger) geprägt hat. Die jüngeren Sample-Teilnehmerinnen haben es im Gegensatz zur ‚Generation 1968‘, die ein ‚altes‘ Konzept der Vorgänger-Generation ablehnt und als junge Frau und Mutter dabei ist, neue Lebens- und Erziehungskonzepte zu erproben, als junge Frau bereits mit einer Koexistenz von unterschiedlichen Handlungs- und Lebensvorbildern zu tun und kann sich als Mutter bereits an den jetzt schon etablierten oder abgemilderten Erziehungsmodellen der 1970er Jahre orientieren. Zudem hat man zeittypisch im eigenen Elternhaus heterogenere und meist nicht mehr so ausgeprägt autoritäre Erziehungsstile erlebt, gegen die man sich nun abgrenzen müsste. Trotzdem ist man auch hier fallweise davon geleitet, sich von der eigenen Mutter im Erziehungsstil positiv zu unterscheiden, vor allem bezüglich Vertrauen, Zuwendung, Nähe und Verständnis statt Misstrauen und Kontrolle. Vor allem gegenüber den Bedürfnissen der jugendlichen Kinder ist man sensibler (als die eigenen Eltern) und steht deren (Kinder) Wünschen nach Lebensgenuss positiv gegenüber, was auch gewisse Zögerlichkeiten einschließt, im Konfliktfalle auch mal einzugreifen und die noch nicht erwachsenen Kinder vor problematischen Lebenserfahrungen zu schützen. Gleichzeitig empfindet man sich als Mutter erwachsener Kinder noch als ‚jung‘ und ist noch und wieder in beruflichen und privaten Leben sehr aktiv. Trotzdem ist die Ablösungs-Thematik auch in dieser Gruppe sehr präsent. Die Ablösung und Distanzierung muss auch hier immer von den Kindern ausgehen. Die Mütter neigen zur Aufrechterhaltung der intensiven Beziehung zum Kind/Erwachsenen, wobei sie – wie durchgehend im Sample – deren Lebensentwicklungen positiv und offen gegenüberstehen.

Man ist in der Herangehensweise an die Erziehungsaufgabe nicht grundsätzlich problemorientiert sondern von Anfang an optimistisch, als Mutter und mit dem Kind in irgendeiner Weise „glücklich“ zu werden. Die eigene Selbstentfaltung ist bereits ein selbstverständlicher Teil der Biografie, man ist durchweg nicht an Ausbildungs- oder Lebenschancen gehindert worden und sieht die eigene gute schulische Bildung und die Wahl des Berufes als selbstverständliches Recht als Frau an. Das Mutter-Sein kommt zu diesen Möglichkeiten der Selbstentfaltung als Frau noch hinzu und wird nicht als alternative Rolle („Nur-Mutter ohne Beruf“ oder ‚Frau mit Beruf‘) diskutiert.

Zeittypische Vorgehensweisen der späten 1970er bis 1980er Jahre bei Geburt und Schwangerschaft und Babyzeit sind feststellbar. Der Kindesvater ist in der Regel bei der Geburt des Kindes anwesend und auch bei den nun üblichen Vorbereitungskursen dabei. Das Baby wird überwiegend und auf eigenen Wunsch gestillt, körpernah, intuitiv und reaktiv versorgt. Ereignisse wie das Kernreaktorunglück von Tschernobyl 1986 spiegeln sich in den Texten wieder. Teilweise lässt sich eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf Befindlichkeiten und Gesundheit der Kinder und auf die Gestaltung besonderer ‚gesunder‘ Lebensumstände vorfinden. Die Mütter dieser Untergruppe haben den Wunsch, mit ihren ‚problemlosen‘ Kindern eine ‚schöne Zeit‘ zu verbringen. Wo dies nicht möglich ist, weil man etwa ein Schreibaby hat (häufig: Allergien, Schreikind, Blähungskind, Frühgeborene), wird sehr viel Aufmerksamkeit in die Versorgung des Kindes gelegt. Belastungsgrenzen bei der Versorgung ‚schwieriger‘ Babys und Kleinkinder führen in der Regel nicht zur Anforderung von Hilfe oder zur Einbeziehung von Hilfspersonen. Erst wenn die Belastungsgrenzen überschritten sind, kommt es gelegentlich nach gesundheitlichen oder seelischen ‚Eskalationen‘ notgedrungen dazu, Hilfe zu suchen (M 24 Tagesmutter, M 21 Oma, M 7 Internat). Hier, wie schon in der Untergruppe ‚1968‘, ist der (hohe oder normale) Versorgungsaufwand des Babys und Kleinkindes immer überwiegend von der Mutter zu leisten.

Das Mutter-Sein und das Frau-Sein ohne Probleme verbinden zu können ist für die Gruppe der ‚1978er-Generation‘ selbstverständlich. In der Realität erschwert sich dies in den ersten Kleinkind-Jahren, wenn sich die Betreuung des Säuglings als zeitaufwendiger herausstellt als erwartet. Auch in dieser Generation herrscht ein Umgang mit dem Kind vor, der von dessen Wünschen und Bedürfnissen geleitet ist, was hier aber in gewisser Weise auch ein Ersatz für darüber hinaus gehende Konzepte zu sein scheint. Während die ‚Generation 1968‘ noch einen Gegenentwurf zur MVorgänger-Generation sucht, geht die ‚1978er-Generation‘ an die Versorgung des Kindes eher intuitiv-emotional heran als konzeptionell. Leitmotiv des mütterlichen Verhaltens bleibt, wie schon bei der ‚1968er-Generation‘, die freie Lebensentfaltung des Kindes, jedoch wird verstärkt der eigene Genuss (MSprecher) an der Kindheit des Kindes gesucht.

Bei den Themen Ernährung, Schlafverhalten, Nähe zur Mutter u.a. erfüllt man keine sozialen oder kulturellen Vorgaben und lehnt sich auch nicht gegen solche auf. Jedoch möchte man es auf jeden Fall so machen, wie man es selbst für richtig hält.

Hinzu kommt hier vermehrt der Aspekt, dass das Kind zum eigenen Lebenskonzept gehört und ebenso wie Beruf und Partnerschaft zum eigenen Lebensglück beitragen soll. Entsprechend lebt man so mit dem Kind, dass man die Zeit mit dem Kind auch als „eine schöne Zeit“ genießen kann. (M 7). Man sucht besonders die Harmonie, das Glück, die schönen Momente mit dem Kind, und diese schönen Aspekte sollen durch – für beide Seiten unerquickliche – erzieherische Maßnahmen oder Einschränkungen nicht getrübt werden.

Über diese intuitionsgeleitete, glücksorientierte Herangehensweise hinaus gibt es aber kaum ein erkennbares Konzept, das die Mütter als adäquat oder optimal erkannt haben und umsetzen wollen. Mit den Kindern lebt man ein gemeinsames Leben, das auf Pragmatismus und Harmonie ausgerichtet ist und auf der Gegenseitigkeit von positiven Emotionen beruht. Erziehungsfragen und -Ziele spielen wie gezeigt eine untergeordnete Rolle, insofern hier die hoch bewertete Harmonie beeinträchtigt werden könnte.

#### *4.10.6 Zusammenfassung: Erziehungsziel freie Entfaltung*

In den späten 1960er Jahren wird es üblich, sich mit der eigenen Kindheit auseinanderzusetzen, etwa ob und wie man geliebt und gefördert wurde und welche psychischen und seelischen Probleme man als Erwachsener defizitären Kindheitserfahrungen zuschreibt. Diese Tendenz zur Problematisierung der selbst erlebten Kindheit spiegelt sich auch im vorliegenden Sample wieder. Vor diesem Hintergrund ist der in vielen Schilderungen des Samples rekurrente Gedanke zu bewerten, dass man von Erziehung nicht immer profitiert, sondern dadurch auch beeinträchtigt werden könnte. Die Vorstellung, dass ein Kind bereits mit allen notwendigen Anlagen ausgestattet ist, die es zu entwickeln, aber nicht zu behindern gilt, begrenzt den Stellenwert von Erziehung ebenfalls. Es wird deutlich, dass die Mütter implizit auch ihre als Erzieherin der Kinder immer mitgedachte gesellschaftliche Funktion ablehnen, die Nachkommen in die bestehenden Werte und Normen einzubinden. Die Mutter ist in der Auffassung der Sample-Generation damit nicht die ‚Hüterin der Tradition‘, sondern stellt sich als Verfechterin von etwas Neuem dar. Damit haben die Mütter des Samples nicht die traditionelle Rolle der Mittlerin zwischen Herkunft- und Nachfolger-Kultur, indem sie über die Erziehung die bestehenden Normen und Werte tradieren.

Die Vorstellung der frühen Kindheit als prägende Phase des Lebens lässt im Licht des Samples die Aufgabe der Mutter darin bestehen, hier keine negativen Einflüsse zuzulassen, Defizite zu vermeiden und Entwicklungsmöglichkeiten zu gestalten. Weitere Einflüsse der Mutter, insbesondere die Rolle der Erzieherin im Hinblick auf eine Gesellschaft hin, deren Regeln und Normen zu vermitteln sind, werden abgelehnt oder geraten aus dem Fokus der Mütter. Sie sehen sich mehr als Ermöglicherin von guten emotionalen Erfahrungen und Garant einer stabilen, emotional intensiven Mutter-Kind-Beziehung. Als ‚Resultat‘ des eigenen Umgangs mit dem Kind hofft man, optimale Voraussetzungen geschaffen zu haben für das, was in der eigenen Vorstellung ein ‚optimales‘ Leben bedeutet. Ein selbstständiges, glückliches Erwachsenenleben mit möglichst vielen individuellen Wahlmöglichkeiten und individueller Selbstentfaltung ohne seelische Altlasten aus der Kindheit. Insofern ist die ‚unbeschwerte‘ Kindheit zu ermöglichen der Generation MSprecher wichtiger als etwa schulischer Erfolg und gutes Benehmen. Sie wollen dem Kind für seine Zukunft weniger konkrete Verhaltensweisen mitgeben, sondern gehen davon aus, dass man den richtigen Grundstein legen muss, der als Basis für die weiteres Le-

bensentwicklung dient. Alles andere ist dann für die Kinder als spätere Erwachsene möglich und erreichbar.

Weil das Erziehungs-Ideal der MSprecher-Generation auch die Freiheit der Persönlichkeitsentfaltung mit einschließt, gewinnt man oberflächlich betrachtet den Eindruck, die MSprecher-Mütter würden die Kinder nicht ‚erziehen‘, sondern so lassen wie sie ‚von Natur aus‘ sind. Sie wenden sich gegen die selbst überwiegend erlebte elterliche Strenge und verzichten wie gezeigt möglichst auf einschränkende, erzieherische und strukturierende Vorgaben dem Kind gegenüber. Doch obwohl die Mütter nicht aktiv Einfluss nehmen auf Verhaltensweisen des Kindes, bekommen die Kinder der hier beschriebenen Mütter-Generation genau das ‚anerzogen‘, was ihre Mütter (für das eigene Leben) für richtig und angemessen erachten. Somit handeln die Mütter des Samples wie ihre eigenen Eltern: sie binden ihren Nachwuchs in ihr eigenes Lebenskonzept ein und bereiten ihn darauf vor, so zu leben, wie sie es zunächst einmal für sich selbst für wünschenswert halten. Ob Kinder (ganz allgemein) aber die von ihren Müttern angebotene ‚Freiheit‘ wirklich brauchen und ob ihr Bedürfnis nach individueller Entfaltung in der Kleinfamilie wirklich größer ist als ihr Bedürfnis nach Regeln und kulturellen Übereinkünften einer größeren sozialen Gemeinschaft, diese Frage stellt sich die MSprecher-Generation nicht. Ihr geht es darum, weiter zu geben, was sie für wichtig erachtet, und somit ist sie ebenso erziehend tätig wie ihre Mütter-Generation, nur mit anderen, neuen, den eigenen Zielen adäquaten Mitteln. Bediente sich die Herkunftsfamilie (MVorgänger) der Strenge und eines Regelkanons, um eine geregelte Alltagsgestaltung zu erwirken, so bedient sich die Generation MSprecher des reaktiven Umgangs mit einem Kind, dessen Entfaltungschancen sie im Blick hat. Nicht einzugreifen macht möglich, dass das Kind genau so wird, wie die Mütter es wollen, und darin unterscheiden sie sich konzeptionell nicht von den eigenen Eltern, die das Eingreifen, Lenken und Führen vorzogen, damit die Kinder so werden, wie sie es wollten.

Wie gezeigt, bezieht sich die im Sample vertretene Mutter-Generation im Wesentlichen nur auf ihre unmittelbare Vorgänger-Generation und dies überwiegend im Lichte eigener Kindheitserfahrungen. Während ihre eigenen Eltern sich dafür angestrengt haben, dass ihre Kinder als Erwachsene ein gutes Leben innerhalb der Gesellschaft führen, sind die Mütter im Sample durchgehend von dem Wunsch geleitet, dass bereits die Kindheit ihrer Kinder optimal verläuft. Erziehung im Sinne einer Anpassung des Kindes an die Gesellschaft zur Vorbereitung eines störungsfreien Lebens innerhalb dieser spielt in den Erzählungen der MSprecher-Generation kaum eine Rolle.

Auch unter dem Aspekt, dass man zu den Kindern eine gute Beziehung erhalten will, kommen erzieherische Anstrengungen nicht in Betracht, die diese die Mutter-Kind-Beziehung und die angestrebte Harmonie stören könnte. Man lässt dem Kind in allen Lebensaltern weitestmögliche Entscheidungsfreiheit. Als Mutter sieht man sich mehr in der Funktion der ‚Ermöglicherin‘ als in der einer ‚Erzieherin‘, zumal man den Normen der Herkunftskultur, wie sie die

MVorgänger-Generation vertreten hat, selbst ambivalent oder unengagiert gegenübersteht.

Viele Mütter vertreten explizit oder implizit einen Neuanfang, indem sie MVorgänger-Werte nicht übernehmen. Ein Teil der Mütter verzichtet wie gesagt ganz darauf, eigene Erziehungsvorstellungen zu verdeutlichen. Sie präsentieren ihr Mutter-Sein als pragmatisch orientierten Ansatz, der sich aus ihren Lebensbedürfnissen heraus entwickelt.

Diejenigen Mütter des Samples, die sich explizit auf die eigene Mutter und Herkunftskultur beziehen, sehen sich in einer Art Filter-Funktion. Man entwickelt seine eigene Position als Mutter durchaus in starker Anlehnung an die Herkunftskultur, allerdings rekurrent in der Umkehr von deren Vorstellungen, was eine gute Kindheit betrifft. Hier geht man durchgehend den interessanten Weg, die Interessen und Wünsche des eigenen Kindes (KSprecher) sozusagen wiederum aus den Erfahrungen und Wünschen eines Kindes (MSprecher) heraus zu entwickeln, indem man sich seiner Bedürfnisse ‚als Kind‘ erinnert und diese, nun aber in der wesentlich stärkeren Rolle der Mutter, erfüllt. Was in der eigenen Kindheit als Bedürfnis offen blieb, soll nun den eigenen Kindern erfüllt werden. Was aus Sicht der eigenen Kindheit zufriedenstellend gelöst war, darf bleiben. Die Erinnerung übernimmt sozusagen die Botenfunktion zwischen der nun erwachsenen Mutter (MSprecher), die ihre Rolle und Aufgabe aus ihrer eigenen Kindheit heraus definiert. Damit beantwortet sich auch die Frage, was an elterlichem Handeln tradiert werden kann und was nicht mehr vor dem Hintergrund der Erfahrungen und Erlebnisse eines Kindes (MSprecher als Kind) als aus den Setzungen einer erziehenden Erwachsenen (MSprecher als Mutter).

#### 4.11 Pubertät und Ablösung im Spannungsfeld von ‚Harmonie‘ und ‚Konflikt‘

Wie gezeigt suchen die Mütter des Samples in einem überwiegend egalitären, liebevollen und vertrauensvollen Verhältnis Übereinstimmung und Harmonie mit dem Kind. Konfliktreiche Zeiten gibt es bei allen Müttern des Samples während der Pubertät der Kinder.

Im Gegensatz zur frühen Kindheit, die als besonders „schöne Zeit“ erlebt wird, wird die Pubertät als „schwierige Zeit“ empfunden, in der die von den Müttern gelebte Vertrauenskultur<sup>283</sup> auf dem Prüfstand steht. Während bisher die Mütter diejenigen waren, die das Mutter-Kind-Verhältnis gestalten konnten, übernehmen jetzt die Kinder sozusagen die Gestaltungshoheit. Indem sie sich emotional distanzieren, wird das von der MSprecher Generation wie gezeigt bevorzugte Modell der ‚Gegenseitigkeit‘ von Liebe und Vertrauen asymmetrisch: Die Mütter zeigen nach wie vor ihre Liebe, die Kinder gehen auf Abstand. Die Mütter vertrauen den Kindern nach wie vor, die Kinder reagieren auf das in sie gesetzte Vertrauen jetzt nicht mehr in erwarteter Weise.

Einerseits läuft die Pubertät offener ab als es die Mütter in ihrer Jugend selbst erlebt haben, da die Kinder ihnen nach wie vor zugänglich sind und sich nicht vollständig abkapseln. So haben die Mütter relativ viel Einblick in das, was die Kinder außerhalb des Hauses tun. Andererseits können und wollen sie das Verhalten der pubertierenden Kinder nicht reglementieren, was einer ausgeprägten Laissez-faire-Haltung dem pubertierenden Kind gegenüber gleichkommt. Das Gewährenlassen auch bei problematischem Verhalten basiert nur teilweise auf erzieherischen (Selbstständigkeit wichtig) oder ideologischen (Freiheit wichtig) Konzepten der Mütter. Wiederum ist die Beziehungsebene gegenüber dem Aspekt der ‚Erziehung‘ bestimmend für den Umgang der Mutter mit dem heranwachsenden Kind. Der zentrale Wert einer guten Beziehung zum Kind wird der Durchsetzung von Regeln vorgezogen.

Für viele Mütter ist die Pubertät der Kinder wie ein Erwachen aus einem schönen Traum in die Realität eines Alptraums. M 9 beschreibt ihren Sohn wiederholt als braves und „tolles Kind“ (M 9: 1) Sie betont in der Erzählung häufig, wie „schön“ die Zeit mit den Kindern ist. Ihr Sohn ist „wirklich gut zu haben“ und „ein wahnsinnig braves Kind“. (M 9: 3). Zwei Seiten weiter kommt die Wende.

Mein Sohn, der, der lebt seine Pubertät massivst aus. ... Letztens hat er eine Tür eingetreten, weil er so sauer war auf uns, weil wir wieder irgendwas nicht erlaubt haben. ... Ich selber komm immer wieder in die Rolle und denk mir: Habe ich irgendetwas falsch gemacht, dass das jetzt so massiv rauskommt? Was, was, wie kann das einfach sein? (M 9: 5f)

M 9 vergleicht ihren pubertierenden Sohn mit der drei Jahre jüngeren Tochter, die noch „kindlich“ und „noch sehr vernünftig“ ist. Implizit wünscht sie, dass auch der Sohn wieder vernünftig wird, dass diese schwierige Phase vorübergehend sein möge, doch sein Verhalten bleibt für sie inkonsistent. Wenn er mit

---

<sup>283</sup> Siehe auch 4.9.3.

der Familie beim Frühstück sitzt und „aus sich rausgeht“, hat sie „wieder das Gefühl: Ach ja, er ist schon vernünftig, es läuft schon gut.“ Aber diese guten Phasen sind nicht von Dauer. „Aber wie, es schlägt dann wieder so schnell um: Kaum ist er mit seinen Freunden unterwegs, man erlaubt wieder Zeltlager, er kommt zurück und es, es ist Wahnsinn.“ (M 9: 6)

Auch für M 1 ist die Pubertät der ersten Tochter ein unerklärliches „Abstürzen“ ihres „netten, blauäugigen, blonden, hübschen ... Paradekind“ (M 1: 11), das immer „aufmerksam, immer folgsam“ gewesen war. Es folgt eine „schwierige Zeit“ (M1: 11) in der sie mit Polizei, Heroin, Alkohol, Piercings, dem Auszug der Tochter im Alter von 14 und anderen massiven Problemen zu kämpfen hat.

Die Große ist mir ein biss'l abgedriftet, das war eigentlich eine schwere, ja, muss man sagen. Von 15 bis 17 war das eine ganz dramatische Zeit. Sie ist, ja, also, zu den Punks erst, Weltverbesserer, alles. Ja, das war damals die Zeit, wo die so mit grünen Strümpfen und roten Haaren und, weiß gar nicht mehr, also, ganz schlimm war.

Sie hat dann natürlich mit Drogen auch Probleme bekommen: Sie ist nach Holland gefahren, dann haben sie sie mal polizeilich erwischt, also, das war dann in Aachen, dann haben sie dann, weiß ich nicht, 800 g, was ja viel ist. Und ist dann auch zu Sozialarbeit also verurteilt worden, ... Also, es war eine schwierige Zeit mit ihr. Es war immer die Hinterher-Rennerei, also, bei der Großen jetzt da, dass man einfach sagt, man will sie nicht verlieren. Es war knapp daran, es war kurz vor knapp. Ich habe wirklich gekämpft und gemacht und hinterher und so.

...Ja, sicherlich gab's auch, klar, sicherlich gab's auch mal gute Momente, ... was zusammen unternommen, aber es war immer so gestresst, immer so von ihr aus: „Jetzt muss ich mal wieder zur Mutter!“ Sie wollte eben mit dem nichts mehr zu tun haben, irgendwie, mit der ganzen Situation. (M 1: 10f)

Bei der jüngeren Tochter ist sie schon vorbereitet, wobei die Probleme nicht kleiner sind, auch wenn M 1 weniger „Angst“ hat und vorsichtig optimistisch davon ausgeht, dass es wieder wird.

... bei der Kleinen war das jetzt irgendwie, da habe ich es besser im Griff gehabt, habe ich das Gefühl gehabt. Oder ich habe nicht so viel Angst gehabt, vielleicht war das auch die Erfahrung schon. Ich habe diese Angst nicht mehr gehabt. ... Man kann halt viel reden, viel Gespräche, viel tolerieren und auch verstehen, und trotzdem immer so versuchen, sie a biss'l wieder in die richtige Richtung zu schieben, aber trotzdem, es ist ganz schwierig - immer verteidigen. Immer verteidigen, vor den anderen. Nicht vor mir, nicht vor mir. Man kennt ja dann seine Kinder, man weiß ja dann oft mehr, als man zugeben will, ne. Aber man möchte sie dann immer verteidigen vor allem andern - das wird schon wieder, nach dem Motto. (M 1: 13)

Die durchgehend positiven Verlaufsformen der Pubertäten, die im Sample beschrieben sind, geben dem Optimismus von M 1 Recht. Doch zum Erlebniszeitpunkt ist für viele Mütter nicht abzusehen, wie sich ihr Kind nun entwickeln wird, auch wenn man die Pubertät in der Erzählung ex post als vorübergehende ‚Phase‘ eingrenzen kann. M 31 hat sich in der Beratungsliteratur kundig gemacht und versteht die Pubertät schon zum Erlebniszeitpunkt als wichtige Abgrenzungsphase, die auch vorbei geht.

Ja, also, es war so, dass Lisa in dieser Pubertätsphase, die, sage ich mal, so vielleicht drei Jahre angehalten hat, sich sehr stark von mir dis-



tanziert hat. ... Und ich habe aber irgendwie - ich habe auch sehr viel gelesen über Erziehung und so was - und ich habe gedacht: *Ja, das ist das, die Töchter müssen sich von den Müttern abgrenzen und wollen alles werden, nur nicht so wie die Mama.* Ist ja mit den Söhnen und den Vätern ähnlich. Und ich habe gedacht: *Ja, es geht vorbei.* (M 31: 13)

Auseinandersetzungen mit den Kindern, die teilweise hoch emotional und heftig sind, werden von den Müttern nicht auf der inhaltlichen Ebene unterschiedlicher Ansichten verschiedener Generationen geführt. M 22 vergleicht die Pubertät der Tochter, die sie auf die Ebene hormoneller Veränderungen verweist, mit der eigenen Auseinandersetzung mit der Mutter. Sie bleibt mit ihrer Tochter weiter im Gespräch, auch wenn die „aufbrausend“ ist und „die Türen geschlagen hat“. Es geht aber nicht um unterschiedliche Anschauungen wie in der eigenen Ablösungsphase von M 22, die sich mit ihrer Mutter über RAF und andere politische Anschauungen auseinandersetzt.

Und von ihrer (Tochter) Seite aus war's so, dass sie von sich aus auch gesagt hat, dass sie manchmal selber gar nicht weiß, was mit ihr passiert. Also, sie ist dann so aufbrausend dann manchmal, hat geheult, oder dann Türen geschlagen und war einfach unglücklich. Und das war dann oft so Streit kurz, oder so heftige Situationen, und dann haben wir beide 'n bisschen nachgedacht, und dann haben wir meistens zehn Minuten später schon wieder miteinander geredet. Und einmal meinte sie: „Ich weiß gar nicht, was mit mir passiert, irgendwie, das geht einfach durch mit mir.“

Ja, also, ich denke auch, diese hormonellen Geschichten spielen da rein, ja. ... (In der Pubertät) habe ich mich oft mit meiner Mutter auseinandergesetzt, wir haben viel diskutiert und gestritten, hatten andere Meinungen, und sie war auch oft beleidigt, und ich war sauer, weil sie so beleidigt war. ... aber an sich hat sie schon immer den Kontakt gehalten. Und war auch immer interessiert an dem, was wir in dem Alter so machen. Auch wenn sie nicht immer alles verstehen und akzeptieren konnte. Damals waren ja diese RAF-Zeiten und so, wir haben da viel über RAF diskutiert, über Politik. (M 22: 8f)

Zwischen der MSprecher-Generation und ihren Kindern kommt es nicht zur Auseinandersetzung auf der Ebene unterschiedlicher Generationen, sondern es sind individuelle Auseinandersetzungen auf Beziehungsebene. Kulturelle Normen, gegenüber denen man sich abgrenzen kann, sind im elterlichen Umfeld wenige vorhanden. So kommt es zu einer Abgrenzung auf der Ebene der individuellen Stile.

In der Pubertät der Kinder verhalten sich die Mütter tolerant und bleiben durchweg bei ihrem Konzept von Liebe und Vertrauen. Vorwürfe und Verletzungen betreffen mehr sie selbst als die Kinder, mit denen man sich zwar auch „zofft“ wie M 28, sie aber nicht wegen ihres abweichenden Lebensstils angreift. Abgrenzungen und die Suche nach einem eigenen Weg werden von den Müttern positiv bewertet, solange die Beziehungsebene zu den Kindern intakt bleibt.

Da genau hierin oft ein Problem liegt, weil die Heranwachsenden sich auch emotional zurückziehen, wird die Pubertät von vielen Müttern dennoch als „äußerst verletzend“ und unangenehm erlebt.

Hier war natürlich eher Auseinandersetzung und Ablösung angesagt. Und das war mitunter äußerst unangenehm, äußerst verletzend auch, fand ich. Das ging los mit 12,13,14 und verlor sich dann langsam so mit 17, 18. So dieses Versuchen, uns auszunutzen, und dieses ständig Forderungen aufstellen und dieses dauernde Dagegenstemmen und Argumentieren. (M 28: 8f)

Auch wenn M 13 das Verhalten der Tochter einordnen kann, die ihrer Meinung nach ein „Gegenmodell“ zu ihren Eltern entwickeln muss, hat sie auch „geheult, wenn (die Tochter ihr) mal wieder so 'ne Breitseite hingefahren hat“.

Sie macht sich auch Gedanken, wie die jungen Leute ein Gegenmodell finden können, „wenn jetzt das alles eigentlich so relativ toll ist daheim“ (M 13: 9).

Doch Abgrenzungsfelder sind für die Jugendlichen leicht zu finden. Teilweise werfen sie genau das, was die Mutter für sie ausgewählt hat, um ihre Lebenschancen zu optimieren. Die teure Privatschule (M 12), das Abitur als gute Voraussetzung für den Lebensweg (M 2, M 29). Die Töchter von M 2 wenden sich als Jugendliche von der Waldorfpädagogik mit allem Gefühlsbetonten, Betulichem und „Säuseligem“ ab. Während die Tochter der modebewussten M 12 ihre Kleider zerfetzt und die schönen, langen blonden Haare gegen eine Irokesenfrisur tauscht, werden die Töchter der eher alternativen M 2 modebewusst, um ihre Eltern und die Waldorf-Lehrer zu schockieren.

Und irgendwann passte der Lisa einfach dieses ganze Naturbetonte und gewisse Säuselige da irgendwie nicht. So dies Gefühlsbetonte und Betuliche. Und dann hat sie plötzlich gesagt, so, und sie wünscht sich zum Geburtstag leuchtfarbene Neonwolle und hat sich da draus dann 'n Neonschal gestrickt, und ihr Zimmer möchte sie bitte alles in schwarz eingerichtet haben, und Neon und Plastik, nur noch Plastik: „Bitte nichts mehr aus Holz!“ Und dann ging die Post ab, dann wurde sie plötzlich modebewusst und kriegte plötzlich Haarfrisuren, mit denen sie nie in der Walldorf-Schule hätte aufkreuzen dürfen. (M 2: 17)

In vielen Fällen kündigt sich die Ablösung der Kinder damit an, dass die von der Mutter geschaffenen Paradigmen abgelehnt werden. Vielfach wird der Rückzug innerhalb der Familien-Wohnung angetreten, wo im verwahten Zimmer ein ebenfalls verwahtender Jugendlicher nur noch am Computer sitzt. Änderungen im Essverhalten betreffen einige Mädchen, Magersucht und Ablehnung von Fleisch. Emotionen werden nun verstärkt im Form von Streit, Unmut und Schreien gezeigt, wenn man nicht den Rede-Kontakt mit der Mutter ohnehin aufs Nötigste reduziert. Das Vertrauensverhältnis der Kindheit wird erodiert oder anders genutzt, als die Eltern sich das vorgestellt hatten. Statt sich im Verhalten vertrauenswürdig zu erweisen, vertrauen sie den Eltern ihre Normverstöße an wie die Söhne von M 14 und M 17, die jeweils ankündigen dass sie vorhaben, eine ‚Tüte‘ zu rauchen. „Er erzählt uns alles: Von seinen Freundinnen, was es für Schwierigkeiten gibt; dass er hier mal ein Tütchen nimmt...Erzählt er uns, ne. (M 17: 16)

Alkohol und Drogenmissbrauch und Folgen daraus werden von den Müttern in den Erzählungen thematisiert, auch ‚falsche Freunde‘ und ungebetene Über-

nachtungsgäste kommen vor. Insgesamt erscheint eine erwartbare Bandbreite möglicher jugendlicher Verhaltensweisen, die sich auch in extremen Kleidungsstilen und Frisuren (Punkfrisur, Rastalocken, Glatze) ausdrückt, wobei manche Kinder auch im Wortsinne ‚ungeschoren‘ durch die Pubertät gehen, was aber dann später umso heftiger nachgeholt wird. Die Tochter von M 24 ist in der Pubertät brav und ruhig, so dass M 24 schon denkt, sie habe es hinter sich, doch mit 19 Jahren kommt es dann „knüppeldick“, wobei hier von der Mutter die Auseinandersetzung als besonders massiv erlebt wird, weil die Tochter sich in diesem Alter schon darauf verlegt, die Mutter in Frage zu stellen, was M 24 besonders in ihrer „Eitelkeit“ trifft, weil aus Sicht der Tochter „alles falsch“ war, was die Mutter gemacht hatte.

Das kam später. Und zwar, das ist ganz interessant, ich hatte bis jetzt dann so gedacht: *Ach, na ja, Pubertät ging alles einigermäßen und ach, was die anderen da für Probleme haben*, ja. Und dann kam's knüppeldick! 19 war sie, 19, grade ihr Abitur hinter sich, und dann ging so der Punk ab. Sie hat dann wirklich, da hat sie mich noch mal so richtig erwischt. Da hat sie wirklich an mir alles kritisiert. Da war alles falsch! Also, es war falsch, dass ich mich getrennt habe, dass ich das gemacht habe und jenes gemacht habe und überhaupt. Also, ich war überhaupt 'ne ganz grässliche Mutter. Und ich war auf einmal damit konfrontiert, ... sie hat mich wirklich in meiner Eitelkeit auch getroffen, ja. (M 24: 22f)

Die Pubertät wird im Sample in der Regel als Phase von 2-3 Jahren erzählt. Es gibt massivere und mildere Verlaufsformen, wo es nur um Markenjeans geht oder den Zugang zu Partys. „Ja, die Pubertät, die war irgendwie gar nicht so dramatisch, man hat sich halt ein bisschen mehr gezoft.“ (M 27: 9)

Dass eine Mutter nichts von der Pubertät erzählt, kommt nur in einem Fall vor (M 8) und M 11 ist insofern ebenfalls eine Ausnahme, als sich ihr Kind friedlich und konfliktarm selbst durch die Pubertät navigiert.<sup>284</sup>

Bei M 23 und M 1 markiert je ein Brief der Tochter das Ende der Pubertät, in dem das eigene Verhalten thematisiert und das Verhalten der Mutter gelobt wird. Auch aus Sicht der Töchter ist die Abgrenzungsphase damit ein quasi natürliches und biologisches Phänomen, das eine bestimmte Verlaufsform, einen Anfang und ein Ende hat. Die Tochter von M 23 dankt der Mutter am Ende der Pubertät dafür, dass sie diese Phase nicht mit Rückzug und Infragestellung der Beziehung beantwortet hat und bestärkt M 23 damit in ihrer Vorgehensweise, die Tochter nie fallen zu lassen und weiter zu lieben. M 1 bekommt im Nachhinein attestiert, das jetzt wieder „alles seinen Gang geht“ und die Tochter wieder auf „den Boden der Tatsachen zurückgekommen ist“.

Also, ich habe mit der Kleinen diese Zeiten durchgemacht, das waren, glaube ich, drei Jahre. Aber danach war das völlig in Ordnung, da war das alles durchlebt, alles, was sie so ausleben musste, kann ich jetzt nur sagen und es war dann ein wunderbares Verhältnis, und ist nach wie vor.

Ich habe mal einen ganz lieben Brief von ihr gekriegt, wo sie sich für alles entschuldigt, was ich da durchgemacht habe und dass sie das so geschätzt hat, dass ich nie sie irgendwie fallen gelassen hab, sondern

<sup>284</sup> Ausführlich siehe 4.10.2.1.

dass ich immer vermittelt hab: „Auch wenn du jetzt so ausschaust, ich hab dich trotzdem lieb.“ (M 23: 9)

Und dann hat sie mir geschrieben, dass jetzt - ich weiß jetzt nicht mehr genau die Worte, aber so sinngemäß - dass ich mir jetzt keine Sorgen mehr machen muss, dass jetzt die Zeit vorbei ist und dass sie jetzt praktisch wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgekommen ist, und dass jetzt alles wieder seinen Gang geht. Und dass sie mich lieb hat und dass sie jetzt froh ist, dass alles wieder so ist, wie es eigentlich sein sollte. Und das war eigentlich so dieser Knackpunkt, das war eigentlich, was ausschlaggebend war, wo wir dann wieder... Weil, vorher, muss man schon ehrlich sagen, war's ein ewiger Kampf. Was für mich als Mutter schwierig war, dass man so hilflos dasteht. (M 1: 12)

Im Sample wird die Pubertät der Kinder fast durchgehend als problematische und konfliktbeladene Phase beschrieben. Harmonie, Egalität und gute Beziehung wird von den Müttern weiterhin angeboten, jedoch von Seiten der Kinder jetzt nicht mehr in gleicher Weise beantwortet. Wiederum zeigen sich hier die begrenzten Möglichkeiten, die den Müttern bei Konflikten und Regelverletzungen zur Verfügung stehen. Das in die Kinder gesetzte Vertrauen wird aufrecht erhalten, auch wenn die Kinder sich offensichtlich nicht ‚vertrauenswürdig‘ verhalten. Das deutet darauf hin, dass ‚Vertrauen‘ nicht nur die bevorzugte, sondern auch die einzige Option der Mütter ist, auf die sie zurückgreifen können. Reglementierungen, Einflussnahmen, Entzug von Privilegien oder Unterstützung, all dies steht aus Sicht des Textkorpus nicht zur Verfügung. Die Forderung und Durchsetzung von Verhaltensanpassungen ist nun, wie schon in der gesamten Kindheit, erst recht nicht mehr möglich in der Sichtweise der Mütter.

Das egalitäre, emotional aufgeladene Mutter-Kind-System funktioniert in der Pubertät nicht mehr, sondern wird von den Kindern unterlaufen. Die bezüglich der Mutter-Kind-Beziehung unausgesprochen geltende Norm der ‚Harmonie‘, die sich auf Seiten der Mütter weiter fortsetzt, indem sie weiter auf Vertrauen, Freundlichkeit, Verständnis, Liebe und Nähe setzen, wird von Seiten der Kinder tendenziell angegriffen und ausgehebelt. Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist nach wie vor durchaus intensiv, jedoch wird das ‚Feld‘, auf dem sich die Beziehung abspielt, jetzt von den Kindern bestimmt und nicht mehr von den Müttern. Während die Mütter sozusagen im Sektor der ‚Harmonie‘ passiv verharren und ihre Verhaltensweisen beibehalten, ziehen die Kinder die Beziehung aktiv auf das Feld des ‚Konflikts‘ und präsentieren sich als nun stark veränderte Person mit völlig neuen Verhaltensweisen. Die von den Müttern favorisierte Vertrauenskultur nutzen sie höchstens, um in aller Offenheit anzukündigen, was sie als nächsten anstellen werden. Dass die Kinder-Generation bezüglich der Verlaufsformen und der Merkmale der Pubertät überwiegend nicht wesentlich anders ist als es ihre Mütter (MSprecher) waren deutet darauf hin, dass diese Lebensphase ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt und von der Mutter weniger beeinflussbar ist als die Kindheit. Während die MSprecher-Generation den Eindruck hat, die Kindheit ihrer Kinder unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von der eigenen (liebevoller, freier,

glücklicher) präsentiert sie die Pubertät ihrer Kinder nicht wesentlich anders als die eigene Ablösungsphase.

#### 4.11.1 Auflehnung gegen die Norm von Liebe und Nähe

Die in der Selbstbeschreibung emphatische, liebevolle und verständnisorientierte Generation MSprecher steht den Phänomenen der Pubertät teilweise fassungslos gegenüber.

Die Bedürfnissen von Müttern und Kindern scheinen in der Pubertät, anders als in der Kindheit, diametral verschieden zu sein. Wo die Mutter den Beziehungsaspekt betont und weiter Nähe sucht („nicht verlieren“), brauchen die Kinder Rückzug und suchen die Abgrenzung. Das entgegengebrachte Vertrauen der Mütter wird potenziell gebrochen, den Müttern wird von sich aus weniger (an)vertraut. Die Mütter betonen weiterhin das ‚Wir‘ und Momente der ausgeglichenen Beziehung, während die Kinder das Drohpotenzial ihres Rückzugs ausschöpfen und sich möglichst auf allen Ebenen (Verhalten, Optik, Interessen, Umgang, Musikgeschmack, Kleidung, Lebensstil) differenzieren und aus dem elterlichen Kosmos selbst ausschließen. Dass die Kindern die eigene Pubertät (KMSprecher) später nicht als „schwierige Zeit“, wie ihre Mütter, sondern wohl eher als schöne und wichtige Lebensphase erinnern werden, ist anzunehmen. Die Sichtweisen und Bedürfnisse driften in der Pubertät (wie sie aus Sicht MSprecher geschildert wird) auseinander, wobei Mutter und Kind jeweils die Extrempunkte der Skala abbilden. Das Kind sucht die Rollenbeziehung zur Mutter (Mutter als Rolle), die aus Sicht des Kindes nun als ‚Vorgänger-Generation‘ die Herkunftskultur repräsentiert und gegen deren Gestaltungs- und Normierungs-Macht es opponiert, die Mutter bleibt auf der Ebene der persönlichen Beziehung (Mutter als liebender und geliebter Mensch) und besteht weiter auf einer ‚egalitären‘ Beziehung zum Kind, mit dem Positionen ausgehandelt und nicht bestimmt werden. Das Kind sucht Freiheit in der räumlichen und emotionalen Distanzierung zur Mutter und sucht nun bei Freunden, Partner oder Clique die Emotionen und die Nähe, während die Mutter in der ‚Nähe‘ zum Kind verharrt. Die Mutter betont die kurzen und seltenen Momente der Harmonie, während das Kind Konflikte nicht nur in Kauf nimmt, sondern auch aktiv sucht, indem es die Grenzen seiner Handlungsmöglichkeiten und Entscheidungs-Kompetenzen den Eltern gegenüber aus- und überdehnt.

Dann habe ich wieder das Gefühl: Ach ja, er ist schon vernünftig, es, es läuft schon gut. Aber wie, es schlägt dann wieder so schnell um: Kaum ist er mit seinen Freunden unterwegs, man erlaubt wieder Zeltlager, er kommt zurück und es, es ist Wahnsinn. Er fordert wieder Dinge ein, wo ich sage: „Du bist 15, es kann nicht sein, dass du bis um 3 Uhr nachts in irgendwelche Diskotheken rumgehst, bitte!“ Aber, wie gesagt, man ist da wirklich oft, man hat oft da einen sehr schweren Stand da als Mutter und kämpft. (M 9: 6)

Die konkreten Konflikte äußern sich auf der persönlichen Ebene zwischen Mutter und Kind, der Haupt-Konflikt liegt aber auf der Rollen-Ebene. Das Be-

dürfnis des Kindes nach Abgrenzung und Wegwendung von der Herkunftsfamilie konfiguriert mit dem Nähe- und Beziehungsgebot und -Bedürfnis der Mutter.

<b>Mutter</b> explizit/implizit		<b>pubertierendes Kind</b> (rekonstruiert)
<b>Personen-Beziehung</b>	<b>vs.</b>	<b>Rollenbeziehung</b>
<b>Nähe</b>	<b>vs.</b>	<b>Distanz</b>
<b>Harmonie</b>	<b>vs.</b>	<b>Konflikte</b>
<b>Bedürfnisse</b> gute Beziehung Nähe suchen gegenseitiges Vertrauen wir Konstanz der Beziehung, „nicht verlieren“ Beziehungs-Erhalt „schwierige Zeit“		<b>Bedürfnisse</b> Rückzug, Abgrenzung Distanzierungs-Versuche potenziell Vertrauensbruch ich Distanzierung, Abgrenzung Rollen-Wechsel (wichtige Zeit)
<b>Sichtweise</b> Kind = Beziehung Nähe > Ablösung „schöne Zeit“ > Konflikte		<b>Sichtweise</b> Mutter = Rolle Ablösung > Nähe Konflikte > schöne Zeit

Die Pubertät ist in der Beschreibung der Mütter eine Irritation ihres Beziehungskonzeptes zum Kind: Ihr Modell der Gegenseitigkeit aller Gefühle wird vom Kind aufgekündigt. Aus der bisherigen (scheinbaren) Symmetrie der Gefühle wird nun eine sichtbare Asymmetrie, die nicht mehr zu leugnen ist. Zunehmender Hilflosigkeit, Verletzlichkeit und Machtlosigkeit auf Seiten der Mütter stehen auf Seiten der Kinder Distanzierung und teilweise massive Aggression gegenüber. Für die Mütter gelten die gewohnten Umgangsprinzipien weiter, während die Kinder sich, zumindest vorübergehend, gründlich von der egalitären, liebevollen und vertrauensbasierten Mutter-Kind-Beziehung verabschieden. Die von den Kindern ausgehenden emotionalen Distanzierungs-Versuche werden durch die Mutter aber durchgehend wiederum mit Liebe beantwortet. Die Distanzierung wird so tendenziell eliminiert oder unwirksam gemacht. Vor dem Hintergrund, dass die Pubertät als Lebensphase nur vorübergehend ist, erscheint das Festhalten der Mütter an der guten Beziehung zum Kind logisch zu sein. Nach der Pubertät gehen Mütter und Kinder in der Regel wieder auf einander zu und pflegen ein vertrauensvoll-emotionales Verhältnis zueinander. Damit ist aber nur der Beziehungsaspekt im Fokus der Wahrnehmung der Mütter. Der Rollenaspekt wird von ihnen implizit ausgeblendet. Die Funktion pubertären Abgrenzungs- und Absetzungswillens wird zwar teilweise referiert, doch man neigt dazu, ihn auf der individuellen Beziehungsebene Mutter-Kind zuzuschreiben, während die Abgrenzung der Kinder von der Herkunftskultur als Beginn der Entwicklung eines selbstständigen Lebenskonzeptes aus dem Blick der Mütter gerät. Die eigene Ablösung vom El-

ternhaus haben die Mütter in dieser Weise erlebt und sehr wichtig genommen, wie im Kapitel ‚Ablösung‘ beschrieben. Hier wird wiederum deutlich, dass die Mütter durchaus ihr eigenes Wohlbefinden und ihre eigenen Bedürfnisse im Auge haben. Dass die Mütter weiterhin die Beziehungsebene als Feld sehen, auf der sich die Kindes-Entwicklung abspielt, führt tendenziell dazu, die Pubertät zuerst als ‚Problem‘ der Beziehungsebene zu sehen und weniger als zentrales und wichtiges Übergangs-Stadium der Kinder. Einerseits wird den Jugendlichen unter den Bedingungen von ‚Nähe und Liebe‘ viel Verständnis und Wohlwollen entgegen gebracht, andererseits kann hier gezeigt werden, dass das ‚Angebot‘ von Nähe auch ein ‚Bedürfnis‘ der Mütter nach Nähe ist (selbst wenn die Kinder Distanz suchen, wird Nähe angeboten). Die Bedürfnisse der Kinder stehen also auch hier nicht so im Vordergrund, wie es auf den ersten Blick scheinen mag.

Offensichtlich ist die Pubertät in Merkmalen und ‚Funktion‘ zeitkonstanter als die Konzepte von ‚Mütterlichkeit‘. Während MVorgänger-Generation und MSprecher-Generation unterschiedlich reagieren, verläuft die Pubertät ihrer Kinder nach den selben Prinzipien von Ablösung und Distanzierung. Die Pubertät erscheint damit zunächst als das stabilere System, vor dessen biologischen und psychischen Ablaufmustern sich die Sample-Generation, die ansonsten mit ihrem Wandel des Mutter-Konzeptes gegenüber der Vorgänger-Generation in ihren Augen erfolgreicher ist, geschlagen geben muss. Sie kann das Auftreten von Abgrenzungsphänomenen nicht verhindern und auch nur bedingt beeinflussen. Innerhalb der Pubertät fehlen den Müttern dazu die Möglichkeiten. Ihr Gegenmittel ist letztlich die Geduld. Sie kapseln die Abgrenzungsphase ihrer Kinder zeitlich ein, warten das Ende der Pubertät ab und knüpfen im Anschluss wieder an ihr unverändertes Beziehungskonzept von Vertrauen, Nähe, Liebe, Egalität an. „Das ist jetzt so 'ne Phase, und irgendwann wird das wieder, irgendwann ist das vorbei. Das kann nur vorbei sein.“ (M 1: 11)

Bei allen Müttern im Sample mündet die Phase der Ablösung der Kinder aus dem Elternhaus schließlich wieder in ein positives, emotionales, nun tendenziell freundschaftliches Verhältnis zwischen Mutter zum Kind. Insbesondere Töchter werden nun als Freundin wahrgenommen und behandelt und haben auch als Erwachsene einen wichtigen Platz im emotionalen und sozialen Leben der Mutter.

#### *4.11.2 Ablösung von der Herkunftsfamilie: Vergleich MSprecher und MSprecher-Kinder*

Die Ablösung aus dem Elternhaus ist aus Sicht des Samples eine entscheidende und überaus positiv bewertete Erfahrung der Frauen des Samples. Vielfach werden die Erzählungen vom eigenen Auszug aus der Herkunftsfamilie als eine Art ‚Gründungsmythos‘ des eigenen Lebens präsentiert und aufgewertet.

Und ich war das jüngste Kind, und, ja, habe, bis ich 17 Jahre alt war, mit meinen Eltern gelebt und bin dann ausgezogen in eine Wohngemeinschaft, weil ich das ganz spannend und ganz toll damals fand – das war 1977 – und bin dann da noch zur Schule gegangen. (M 24: 1)

Ich wohnte (in der 12. Klasse) schon nicht mehr bei meinen Eltern, sondern alleine in München, hatte ein Zimmer. ... Also, es war nicht wegen einem Zerwürfnis mit den Eltern, sondern schlichtweg eine Entscheidung so 'n bisschen: Ich will jetzt auch etwas unabhängiger sein, und so. Gut, und dann eben sofort die Entscheidung: *Ich gehe jetzt nach Italien!* (M 15: 1)

Die Eltern (MVorgänger) sind in neue Entwicklungen und Veränderungen im eigenen Leben (MSprecher) in der Regel nicht einbezogen. Der Distanzgewinn zur Herkunftsfamilie wird immer positiv gesehen, auch wenn man ein positiv-emotionales Verhältnis zu den Eltern hat, meist geht eine räumliche Distanzierung aber auch mit einer emotionalen einher. Die Anteil- und Einflussnahme der Mutter (MVorgänger) wird vor allem dann reduziert, wenn sie sich einmischen könnte oder zu Beurteilungen und Abwertungen neigt. Die Mutter von M 23 hat ihrer Beschreibung nach „eigentlich nie von [ihrem] Leben was mitgekriegt“ und M 23 stellt sie bezüglich konfliktträchtiger Entscheidungen immer „vor vollendete Tatsachen“. Nicht nur bei ihrem Auszug mit 21 Jahren, auch bei ihrer ersten Schwangerschaft und 15 Jahre später bei der Scheidung vom Vater ihrer beiden Töchter.

Ich habe ihr nichts erzählt, sondern ich hab sie immer vor vollendete Tatsachen gestellt. Ich bin mit fast 21 von zu Hause ausgezogen - damals ging das mit 21 erst - da hat sie gesagt: „Ich hol dich zurück.“ Dann sage ich: „So ein Schmarrn, in drei Monaten bin ich 21. ... Ich bin dann einfach weg mit diesem Mann. ... ich hatte also lange Zeit mit meinen Eltern eigentlich gar keinen Kontakt. Und erst, als ich dann schwanger war, habe ich sie dann angerufen und gesagt: „So, so ist es. Aber es ist nicht der Mann, den ihr meint, sondern es ist ein anderer.“ ... Und ja, und als das auseinanderging, habe ich es meiner Mutter erst gesagt, als es soweit war. Habe gesagt: „Mama, ich bin jetzt da ausgezogen, und ich komme jetzt mal mit meinem neuen Partner vorbei, dann musst du den mal kennen lernen.“ Aber sie hat eigentlich nie von meinem Leben was mitgekriegt. (M 23: 12f)

Man entzieht sich damit auch dem Anpassungsdruck, der von den Eltern als Vertreter der Normen einer ‚alten‘ Welt ausgehen könnte. Man selbst will sich ein eigenes Leben in einer ‚neuen‘ Welt selbstständig aufbauen. Die zeitweise große räumliche und auch emotionale Distanz zu den Eltern schafft auch die Grundlage für möglichen Freiraum. Man zieht so früh wie möglich aus, um freier leben zu können.

Ich bin mit fast 21 von zu Hause ausgezogen - damals ging das mit 21 erst - da hat sie (MVorgänger) gesagt: „Ich hol dich zurück.“ Dann sage ich: „So ein Schmarrn, in drei Monaten bin ich 21.“ Also, ich war weg, weil es da immer schon Differenzen gab. (M 23: 12)



Durch Bildung, neue Lebenswelten und in Kontakt mit anderen Gleichaltrigen fühlt man sich herausgefordert und auch in der Lage, sich eine eigenen Welt jenseits der Eltern-Welt zu schaffen. Die eigene Mutter nimmt man dabei als statisch wahr. Sie erlebt nichts oder nichts annähernd interessantes wie man selbst und man hat „nicht das Bedürfnis“, mit ihr in Kontakt zu bleiben, während sie im Übermaß Kontakt einfordert und sich „an die Kinder hängt“.

Das hat sie irgendwo nie so richtig realisiert oder akzeptiert, dass ich nicht diese Zeit habe, die sie vielleicht hat. ... Sie war 44, als sie Witwe wurde, und hat sich nicht, nie mehr neu orientiert, und das war das Problem, sodass sie sich an die Kinder hängt. Und wir Kinder sind auch irgendwo, ja, getrennt, sage ich jetzt mal. Wir haben gar nicht das Bedürfnis, gemeinsam mit meiner Mutter etwas zu tun. Ein Bruder hat völlig den Kontakt abgebrochen, und der andere fängt jetzt auch schon an. Und da leidet sie, dass sie die Familie nicht zusammenbringt. (M 23: 12f)

M 26 macht klar, dass die Eltern in ihrer eigenen ‚Welt‘ leben, wo auch die Normen der Eltern gelten, denen sie sich als junge Frau räumlich entziehen kann. In ihrer Wohnung im 20 Kilometer entfernten Düsseldorf kann sie „das wilde Leben“ genießen.

Und ich habe dann natürlich auch das wilde Leben genossen, so allein und in Düsseldorf und war da oft wirklich viel unterwegs und mit Freunden und... Aber sie hat sich in alles eingemischt, und wenn ich nicht täglich angerufen habe, dann hat sie mir die Polizei auf den Hals gehetzt. Also, das waren 20 km, ne, also, täglich! (M 26: 17)

Die Mutter (MVorgänger) versucht, diese räumliche Distanz durch tägliche Anrufe zu relativieren und weiter Einfluss zu nehmen. Sie will ihre ‚Welt‘ (W<sub>alt</sub>) also auch auf die ‚Welt‘ der Tochter ausdehnen. M 26 löst dieses Problem wiederum durch räumliche Distanzierung, indem sie so weit weg von der Mutter zieht wie möglich. Gegen die Normen der von den Eltern repräsentierten ‚alten‘ Welt (W<sub>alt</sub>) wird bei M 26 nicht innerhalb dieses Normsystems (W<sub>alt</sub>) verstoßen. Es gibt keine Auseinandersetzung zwischen den Generationen (MSprecher und MVorgänger) über Regeln und Werte innerhalb eines einzigen Systems. Vielmehr koexistieren zwei ‚Welten‘ in denen verschiedene Werte und Normen gelten. Die Normen der Generation MVorgänger bleiben - innerhalb von (W<sub>alt</sub>) – weiter bestehen. Dieser Welt entzieht sich die Generation MSprecher durch Wegzug. In einer räumlich getrennten Welt (W<sub>neu</sub>), haben die Werte und Normen der weiter bestehenden Welt der Herkunftsfamilie (W<sub>alt</sub>) keine Gültigkeit mehr für sie, da man an diesem neuen Wohnort inselhaft unter seinesgleichen lebt, etwa im studentischen Umfeld, in einer WG oder im Kontakt mit Gleichaltrigen.

Das eigene, neue Lebenskonzept wird zunächst außerhalb der ‚alten‘ Welt der Vorgänger-Generation und ihres Wert- und Normsystems entwickelt, erprobt und gelebt. Man ‚befreit sich‘ durch den räumlichen Distanzgewinn aus der Enge des Elternhauses und beginnt seine eigene Entwicklung außerhalb des Einflussbereiches der Eltern.

Ja, also, hier nebenan ist mein Elternhaus, da bin ich aufgewachsen, bin dann mit 19 ausgezogen. Bin ja 'ne 68er-Frau, sage ich mal, habe da wilde Zeiten erlebt, in WGs und so, aber das war auch total wichtig für meine Entwicklung, um mich eben aus diesem Überbehütetsein zu lösen. Das ging so mit 16, 17 los: *Nur raus, eigenes Geld verdienen!* Ich habe dann 'ne Lehre gemacht bei Saar-Stahl, also, beim Stahlwerk, als Industriekauffrau, um finanziell unabhängig zu sein, diese Dinge. Und bin dann mit 19 von zu Hause weg, sehr zum Schrecken meiner Eltern. War auch an den Wochenenden oder so da, also, habe schon noch Kontakt gehalten, aber habe ein Stück weit mein eigenes Leben geführt, um mich eben aus dieser Enge auch zu befreien. (M 31: 14)

Neue Lebenskonzepte müssen somit zunächst nicht diskutiert, verteidigt, gegen Widerstände durchgesetzt oder aus pragmatischen Gründen angepasst, geändert oder abgemildert werden. In der fernen Großstadt lebt man „wilde Zeiten“ und kommt mit neuen Denkweisen in Kontakt (Emanzipation, Frauenbewegung, Studentenbewegung, Summerhill etc.). Danach ist man gegen das elterliche Wertesystem sozusagen immunisiert. Jetzt kann man auch bei einer Rückkehr in deren Umgebung sein eigenes Wertesystem untangiert leben wie etwa M 13, die sich nach der Studentenzeit in der Großstadt von den Regeln des Dorflebens, repräsentiert durch den Pfarrer, nicht mehr betroffen fühlt.

Und ich war ja damals schwer beeinflusst von Neill, von der antiautoritären Erziehung, und das war natürlich in Niederbayern nicht unbedingt jetzt so einfach. Und, so gegenüber vom Pfarrer, wo wir damals gewohnt haben, war ich da wahrscheinlich schon extrem exotisch, aber es war sehr, sehr hermetisch, die Familiensituation, und wirklich sehr glücklich. (M 13: 2)

Die Texte, in denen Ablösung und weiterer Kontakt zur Mutter neutral oder positiv geschildert werden, weisen ebenfalls gemeinsame Merkmale und spiegeln die oben geschilderten negativen Erlebnisse. Räumliche Nähe zur Mutter ist unproblematisch, wenn diese den Kontakt als ‚Holschuld‘ anbietet, wenn sie neben der Beziehung zu den erwachsenen Kindern auch eigene Interessen verfolgt, wenn sie die Lebenseinstellung und Lebensführung der Kinder akzeptiert und nicht versucht, Einfluss zu nehmen. Kontakt ist positiv, wenn er nicht belastet. Ein Brief der Mutter mit den neuesten Ereignissen in der Familie ist willkommen, wenn an ihn keine weiteren oder versteckten Erwartungen geknüpft sind. Die Betreuung der Enkel ist als Angebot gern gesehen, nur möchte man selbst entscheiden, ob und wie. Alles, was die eigene Lebensführung betrifft, möchte man als junge Erwachsene jetzt selbst beeinflussen. Hilfe wird durchaus angenommen, etwa beim Wohnungskauf oder bei der Kinderbetreuung, wenn man damit nicht „seine Seele verkaufen“ muss. Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung sind hoch bewertet und werden dem ebenfalls wichtigen Wert der Bindung zur Herkunftsfamilie keinesfalls untergeordnet. Kommt es zum Konflikt zwischen den Werten, stellt man die Selbstbestimmung über die Harmonie mit der Mutter. M 10 erklärt ihrer Mutter (MVorgänger) ausdrücklich, dass ihre Rückkehr ins Elternhaus nicht mit einer Rückkehr zu deren Wertvorstellungen gleichzusetzen ist und macht das Unternehmen von deren (MVorgänger) Akzeptanz ihrer „wilden Ehe“ abhängig.

Und dann habe ich gesagt: „Du hast ja die Wahl, ob die Nachbarn über dich reden sollen, dass du tolle Mieter oben hast und deine Tochter halt wo anders ist, aber du bist einfach 'ne tolle Frau. Oder ob deine Nachbarn sagen: ‚Na ja, also, die leben in wilder Ehe da oben zusammen, die arme Frau hat nichts zu reden, aber eigentlich sind's ja gar nicht so schlecht.‘ Du musst jetzt entscheiden, wir ziehen auch woanders hin. Aber du hast die Wahl, wir würden gern reinziehen, aber nicht um jeden Preis.“ (M 10: 15)

Während die eigene Ablösung durchweg auch als Entwicklung eines Gegenmodells zu der Lebenswelt der eigenen Eltern (MVorgänger) gesehen wird, weil diese anders leben als man selbst es wünscht, wird diese Abgrenzung bei den eigenen Kindern teilweise als erschwert problematisiert, weil sie tolerant und nicht „restriktiv“ erzogen wurden. M 13 sieht die Kinder in einer schwierigen Lage bezüglich der Ablösung. Wenn alles „so relativ toll ist daheim“, müssen sie doch „irgendein Gegenmodell entwickeln“, wobei offen bleibt, in welche Richtung.

[Es] ... ist vielleicht für die Kinder schmerzhafter und schwieriger, wenn sie mal da sich biss'l - wenn sie frech sind oder mal respektlos in Anführungszeichen - als wie wenn sie restriktiv erzogen werden [sie] müssen ja irgendein Gegenmodell entwickeln, ein eigenes, und wenn jetzt das alles eigentlich so relativ toll ist daheim, das können sie nicht 1:1 übernehmen. (M13: 9)

In der Aussage von M 13 wird deutlich, dass die Entwicklung eines Gegenmodells zur Herkunftskultur von ihr als selbstverständlich und ‚natürlich‘ angesehen wird, was auch durchaus auf das gesamte Textkorpus zutrifft. Umso erstaunlicher ist es vor diesem Hintergrund, dass die Mütter (MSprecher) die Ablösung und Abgrenzung ihrer Kinder wiederum tendenziell als problematisch empfinden und deren Distanzgewinne möglichst zu eliminieren versuchen. Dass es für die Kinder, wie M 13 formuliert, nicht nur schwierig, sondern auch „schmerzhafter“ ist, sich von den Eltern zu distanzieren, weist wiederum in die Richtung der Emotionen. Jede Abgrenzung von jemandem, der einem keinen Widerstand bietet, dürfte schwierig sein, jede Distanzierung zu einer Person, die man lieben will und soll, dürfte ins Schmerzhafte gehen. Während in der Schilderung der eigenen Abgrenzung (zu MVorgänger) Emotionen entweder keine Rolle spielen (M 13) oder nicht gesehen werden wie bei M 18, die erst retrospektiv erkennt, dass es den Eltern „das Herz zerrissen“ hat, als sie ausgezogen ist (M 18: 13), besteht die MSprecher-Generation bei der Ablösung der Kinder auf die Kontinuität der Emotionen.

Die ausgeprägte Präsenz der Mutter (MSprecher) im Leben ihrer erwachsenen Kinder steht im Gegensatz zu der Distanz, die die befragten Frauen sich als junge Erwachsene von der eigenen Mutter gewünscht hätten. M 26 kritisiert, dass die eigene Mutter (MVorgänger) „nicht loslassen“ konnte, sich „in alles eingemischt“ hat und täglichen telefonischen Kontakt eingeklagt hat, während sie als gerade 18-jährige Tochter froh über ihre Eigenständigkeit und den räumlichen Abstand zur Mutter war. Einmischung ist das, was die Frauen der befragten Generation bei der eigenen Mutter besonders negativ erlebt ha-

ben. Kontakt ist also nicht an sich negativ besetzt, sondern vor allem in Verbindung mit „Einmischung“, Kontrolle und Kritik: „Sie [MVorgänger] hat sich in alles eingemischt, und deswegen denke ich: *So will ich es nicht machen!* Ich hoffe, ich kriege das hin. (M 26: 18)

Vielleicht deshalb sehen die Mütter keinen Widerspruch darin, engen Kontakt zur eigenen Mutter negativ zu bewerten und selbst intensiven Kontakt zu den eigenen Kindern zu wünschen

Tendenziell bewertet man die eigene Ablösung vom Elternhaus als wichtig und notwendig und unproblematisch in dem Sinne, dass man es eben einfach gemacht hat, ohne weiter über die Situation der Eltern nachzudenken. M 18 erinnert sich an ihre Lage als Schülerin, als sie beim Wegzug der Eltern wegen ihres Freundes im Ort zurückbleibt. Zuerst war sie mitgezogen, doch als sie ihrem Vater erklärt, dass sie unglücklich ist, bringt er sie zurück.

Und mein Vater hat sich am gleichen Tag mit mir ins Auto gesetzt, ist mit mir nach Hinterzarten gefahren, im Hochschwarzwald, hat mit der Schulleitung gesprochen, ich bin dort in der Schule aufgenommen worden sofort wieder, und in unserem alten Bauernhaus, was wir da noch behalten konnten damals und behalten haben, konnte ich wieder wohnen. (M 18: 13)

Für sie ist das zu der Zeit der Lauf der Dinge: „Das war wichtig. Und da habe ich auch alles hinter mir gelassen und da gab's kein Wenn und Aber.“ (M 18: 13) In der Rückschau und vor dem Hintergrund, dass sie gerade selbst sehr darunter leidet, dass ihr 18-jähriger Sohn zu seinem Vater in eine andere Stadt gezogen ist, reflektiert sie jetzt auch die Gefühle der Eltern, die sie damals ausgeblendet hatte.

Also, das war völlig ohne Probleme. Was heißt, ohne Probleme? Also, wenn ich heute drüber nachdenke, meine Eltern, ich glaube, denen hat's das Herz zerrissen, und ich weiß, wie sehr mein Vater an mir hängt, ja, noch heute. Also, ich glaube, die sind fast wahnsinnig geworden, so wahnsinnig wie ich jetzt heute mit dem Ingo bin oder wie sehr mir das wehtut und wie sehr ich da noch mit arbeiten muss, genau so muss es ja für ihn auch gegangen sein. Wenn ich mir denke, was das für eine Größe war von meinem Vater ... das so zu machen und das erkannt zu haben: Das ist es jetzt! (M 18: 13)

Auch M 13 sieht ihre Ablösung von den Eltern als notwendig und unproblematisch an. Für sie war es „normal, wenn man verheiratet ist, dass man dann sein eigenes Leben lebt“ (M 13: 18) und erklärt, dass sie mit dem neuen Lebensabschnitt als Erwachsene nicht mehr verpflichtet war, viel Zeit bei den Eltern zu verbringen.

Ich bin zwei-, dreimal im Jahr zu meinen Eltern, das hat mir dann schon gereicht, wobei ich die wirklich gern mag, aber das ist mein eigenes Leben, ich hocke doch da nicht bei meinen Eltern. (M 13: 15)

Die Schilderung des Auszugs ihrer Tochter dagegen zeigt, dass diese nicht so einfach von der Mutter loskommt. Als ihre Tochter aus dem Elternhaus in der

Kleinstadt mit ihrem ersten Freund nach München zieht, ruft dieser gleich nach der Ankunft verzweifelt bei der Mutter an:

Was soll ich denn bloß machen, die Sylvi ist ins Auto eingestiegen, die weint und weint und weint. Jetzt ist sie in München und weint immer noch!“ Sage ich: „Ja, warum weint sie denn?“ – „Ja, weil sie von euch weg muss.“<sup>285</sup> (M 13: 13)

#### 4.11.3 Mütter und Töchter: Transformation zur Lebensfreundschaft

Während die Generation MSprecher im Sample die Konfliktlinie bezüglich unterschiedlicher Wert- und Lebensvorstellungen an der Generationengrenze zur eigenen Mutter (MVorgänger) zieht, werden mit den Kindern generell und den Töchtern speziell übereinstimmende Anschauungen betont. Einen harten ‚Bruch‘ der Generation streben nach Darstellung der Mütter auch die Kinder nicht an. Die Zeit der Abgrenzung und der Konflikte ist in der Regel die Pubertät. Im Erwachsenen-Alter überwiegt wieder die Harmonie zwischen Mutter und Kind. Die Umwandlung der Mutter-Kind-Beziehung in eine egalitäre, emotional aufgeladene Freundschaft gelingt nach Darstellung der Mütter im Sample insbesondere mit den Töchtern. Dabei scheinen aus Sicht des Samples die Bedürfnisse bei beiden Generationen gleich ausgeprägt zu sein. Beispielhaft für den Übergang von der ‚Abgrenzung‘ zur ‚Übereinstimmung‘ zwischen Mutter und Tochter ist die Beschreibung von M 31.

Ja, also, es war so, dass Lisa in dieser Pubertätsphase, die, sage ich mal, so vielleicht drei Jahre angehalten hat, sich sehr stark von mir distanziert hat. Zum Beispiel, wenn wir ausgegangen sind und ich hatte 'nen kurzen Rock an, sagte sie: „Mama, so kannst du nicht zur Tür rausgehen, viel zu kurz, in deinem Alter...!“, und hat sich also bewusst von mir, ja, distanziert, und „Läufst da rum wie 'ne Junge“ und so. Und ich habe aber irgendwie - ich habe auch sehr viel gelesen über Erziehung und so was - und ich habe gedacht: *Ja, das ist das, die Töchter müssen sich von den Müttern abgrenzen und wollen alles werden, nur nicht so wie die Mama.* Ist ja mit den Söhnen und den Vätern ähnlich. Und ich habe gedacht: *Ja, es geht vorbei.*

Und es ist auch irgendwann vorbei gegangen. Als sie dann älter war, so 17, 18, da kam sie dann wieder, wenn sie Abschlussball hatte oder irgendeine Tanzeinladung: „Ja, ich hab nix Gescheites, darf ich mal an deinen Kleiderschrank?“, und dann hat sich das Ganze umgekehrt. Und mittlerweile... Und ich hatte natürlich auch Bedenken, als wir dann räumlich entfernt waren, dass die Beziehung sich reduziert. Und das ist überhaupt nicht der Fall, und da bin ich auch unheimlich froh und glücklich drüber. Wir haben nicht mehr so das klassische Mutter-Tochter-Verhältnis, sondern es ist eher so freundschaftlich. Und wir telefonieren so alle zwei Tage: Ich weiß, wie's ihr geht, was sie bewegt, und sie weiß auch, wie's mir geht.

---

<sup>285</sup> M 13 beschreibt das Leben, das die heranwachsenden Tochter bis dahin im Haus der Eltern geführt hat, auch so, dass man durchaus nachvollziehen kann, dass die Tochter ungern auszieht. Gemeinsame Feste, gemeinsamer Freundeskreis mit den Eltern, ein Auto steht am 18. Geburtstag vor der Tür, sie kann ihre Freunde „anschleppen“, die Eltern mischen sich nicht ein und so weiter.

Und wenn ich irgendwelche Stress-Situationen habe, rufe ich sie an, sag: „Können wir reden?“ Und sie sagt: „Ja, komm“, und es ist einfach superschön. Und ich fahr auch gelegentlich mal zu ihr hin, wenn's passt, so zwei Tage, oder auch, als wir den Urlaub gemacht haben, dann nehmen wir uns so Auszeiten, wo mein Mann dann andere Aktivitäten macht. Oder wir sagen: „Jetzt müssen wir ein Frauengespräch führen“, oder so, da sind wir dann 'ne Stunde auf dem Meer, und es ist einfach superschön und wir genießen's total. Also, wir sind uns sehr eng verbunden und, ja, profitieren auch voneinander und helfen uns und stützen uns auch. (M 31: 13)

Dass Mutter und Tochter miteinander „eng verbunden“ sind und man voneinander „profitiert“ wird vergleichbar von vielen Müttern des Samples ausgedrückt. Die Beziehung zur erwachsenen Tochter realisiert sich jetzt vor allem im Gespräch. Hier werden Erlebnisse ausgetauscht, man holt sich Rat und gibt Rat, was durchaus gegenseitig gemeint ist. Ratschläge werden gegeben, doch will man nicht belehren, hier setzt man sich im Verhalten bewusst von der eigenen Mutter (MVorgänger) ab, die über Hilfe, aber auch über Kontrolle und Einmischung versuchte, weiter im Lebend der Tochter (MSprecher) präsent zu bleiben.

Meine Töchter haben eigentlich zu mir, oder wir haben ein gutes Verhältnis, sodass sie mir wirklich alles sagen können. Weil ich da schlechte Erfahrungen mit meiner Mutter gemacht habe, die dann immer nur gesagt hat: „Ich habe es dir ja gleich gesagt.“ (M 23: 6)

Mit Söhnen ist das verbindende Element der heimische Familientisch, M 4, M 13, M 27 und andere Mütter des Samples scheinen hier kein Problem mit der altbewährten Tradition zu haben, den erwachsenen Sohn durch gutes Essen zu verwöhnen.

Beim Sohn ist die Verbindung eigentlich übers, sehr oft übers Essen. Ah, das liebt er, wenn ich was koche, und das finde ich auch toll. Und dann ist er auch wirklich, sagt er: „Ah, Mama, das schmeckt wieder so toll“, und so. (M 4: 19)

Gemeinsame Mahlzeiten und Treffen spielen auch weiter eine Rolle, wenn die Kinder erwachsen sind. Der ‚große Familientisch‘ ist dann zentraler Ort der Kommunikation.

Ja, und dann machen wir es auch oft so, dass wir dann Freitagabend, wenn, die Miriam und ihr Freund kommen dann auch noch oft rüber, dass wir dann da irgendwas, wenn ich irgendwas aus dem Wok koche oder so, dann kommen die auch rüber und dann essen wir halt alle gemeinsam. Ist eigentlich ganz nett dann immer. (M 7: 7)

[Der Sohn] war jetzt über Weihnachten da ... Und es ist zauberhaft, wenn er da ist: Er kocht. ... Ich werde bekocht, mein Mann wird bekocht, wenn ich unterwegs bin, es ist hinreißend. (M 5: 15)

Und es ist heute auch so, dass der Hannes immer sagt: „Am Sonntagabend bin ich da, oder ich bin dann zum Frühstück da.“ Er sagt von sich, er sei Familienmensch, also, er liebt das sehr, so familiäre Sachen. (M 27: 19f)

Vor dem Hintergrund der im gesellschaftlichen Diskurs meist problematisierten Mutter-Tochter-Beziehung und auch im Zusammenhang mit dem überwiegend problematisch oder zumindest ambivalent geschilderten Verhältnis der Sample-Teilnehmerinnen zur eigenen Mutter ist es interessant, dass sie ihre eigene Beziehung zur erwachsenen Tochter als ungebrochen emotional und eng darstellen.

Der Tochter gegenüber nimmt die Mutter (MSprecher) mit zunehmendem Erwachsenwerden überwiegend die Rolle einer Freundin ein. Als Gesprächspartnerin, als Reisebegleiterin, bei gemeinsamen Unternehmungen tritt die Rolle der Mutter zurück.<sup>286</sup>

Und dann sind wir zwei da also geradelt, und das war 'ne ganz schöne, ganz intensive Zeit, also, wo's für mich als Mutter so war, also, diese dann irgendwie schon erwachsene Tochter, wie so 'ne ganz, wie soll ich sagen, ganz eigenständige, ganz in sich ruhende junge Frau erleben konnte,... Also, ich war da nicht so die Mutter, die jetzt irgendwie auf das Kind aufpassen muss, sondern mehr so wie so zwei Freundinnen, die da zusammen diese Radltour machen. (M 11: 10)

Als Ratgeberin sind die Mütter des Samples gegenüber der erwachsenen Tochter zurückhaltend. Wenn sie in ihrer biografischen Erzählung zum Leben der Tochter Stellung nehmen, dann verständnisvoll und emphatisch, meist zeigen sie sich mit Entscheidungen, Haltungen oder der Partnerwahl der erwachsenen Tochter prinzipiell einverstanden und wenn nicht, stellen sie ihre Sichtweise in der Regel relativ gleichberechtigt neben die geschilderte Haltung der Tochter.

Unsere große Tochter, die hatte 'nen Freund, mit dem wir nicht so ganz einverstanden waren, da hat's etwas Ärger gegeben, und wir wussten, das kann nicht gut gehen. Es ist dann, jetzt zurückblickend, auch nicht gut gegangen, aber sie ist damals mit ihrem Freund auszogen. Die sind zusammengezogen. Ich habe gesagt: „Okay, du bist 18. Dann geh deinen Weg. Vielleicht musst du's leider erst selber merken...“ (M 25: 11)

Wichtig ist Offenheit und Vertrauen, Belehrungen werden aufgrund eigener Erfahrungen mit der Mutter oft explizit ausgeschlossen.

Meine Töchter haben eigentlich zu mir, oder wir haben ein gutes Verhältnis, sodass sie mir wirklich alles sagen können. Weil ich da schlechte Erfahrungen mit meiner Mutter gemacht habe, die dann immer nur gesagt hat: „Ich habe es dir ja gleich gesagt.“ (M 23: 6)

Der Annäherung der Generationen im Modus der egalitären ‚Freundschaft‘ entspricht, dass die Ähnlichkeiten zwischen Mutter und Tochter in den Texten meist betont wird. Unterschiede betreffen konkretes Handeln, aber nicht generelle Einstellungen. Während man selbst sich als junge Frau unbedingt von

---

<sup>286</sup> Was die Töchter zu diesem Thema erlebt haben und erzählen würden, könnte sich von der Beschreibung der Mütter des Samples erheblich unterscheiden. Hier soll nur die Darstellung der Mütter untersucht werden. Die möglichen Unterschiede zwischen den Beschreibungen von Müttern und Töchtern wären in einer gesonderten Untersuchung festzustellen.

der eigenen Mutter abgrenzen wollte und dies auch getan hat, sucht man nun mit der erwachsenen Tochter Nähe und Übereinstimmung, auch in den Lebenskonzepten. Die Tochter kann und soll aus Sicht der Mutter ein ‚glückliches‘ Leben führen, was Selbstentfaltungsmöglichkeiten, Berufs- und Partnerwahl betrifft. Dabei ist die Spiegelung wesentlicher Elemente der eigenen Biografie (MSprecher) hoch bewertet. Für eine gewünschte Kompensation eigener Defizite (MSprecher) im Leben der Tochter dagegen gibt es keine Anzeichen. Auch hier zeichnet sich ab, dass die Generation MSprecher, bei allen individuell auftretenden Problemen, ihr Leben im Großen und Ganzen als gelungen und glücklich einschätzt: „Die hat eine wunderschöne große Wohnung, ah, sie hat, sie hat auch glückliche Umstände durch ihre Ehe gefunden. Manchmal denke ich, sie wiederholt meine Biografie.“ (M 6: 15)

Die Möglichkeiten der Selbstentfaltung, die man selbst im Leben hatte, sollen nun auch die Töchter haben. Der Grundstein dafür wurde in der Kindheit gelegt durch Bildungschancen und die Möglichkeit, eigene Talente zu entfalten. Wie diese als Erwachsene genutzt werden, bleibt den Töchtern dann jedoch weitgehend selbst überlassen. M 23 unterstützt ihre jüngere Tochter finanziell, als diese während des Studiums schwanger wird. Einerseits möchte sie damit deren Studium ermöglichen, gleichzeitig aber auch das Mutter-Sein, so wie sie es sich für sich gewünscht hätte. Die Tochter soll die Möglichkeit haben, sich ausreichend mit dem Kind zu beschäftigen, was M 23 teilweise gefehlt hatte.

Die konnte das erst nicht verknüpfen, Studium und auf die Tochter aufzupassen, und ich wollte, dass sie sich um ihre Tochter kümmern kann. Das habe ich immer so vermisst in meiner Berufstätigkeit, obwohl ich als Lehrkraft ja zumindest am frühen Nachmittag zu Hause bin. Aber ich hatte so das Gefühl: *Ich habe mich zu wenig mit meinen Kindern beschäftigt*. Und habe also gesagt: „Du passt auf das Kind auf, ich verdiene das Geld, kümmer mich um euch, und wenn die entsprechend alt ist, dass sie in den Kindergarten gehen kann, dann bitte erst Studium.“ (M 23: 3)

Wenn aus Sicht der Mutter (MSprecher) problematische Lebensentscheidungen von der Tochter getroffen werden, wird ihr dies durchaus mitgeteilt, doch in dem Bewusstsein, dass die eigenen Einflussmöglichkeiten begrenzt sind. Man hofft, dass das eigene Kind auch in einer Partnerschaft Glück hat und problematisiert Beziehungen, von denen das eigene erwachsene Kind nicht profitiert.

Auf berufliche Erfolge ist man durchaus stolz, auch wenn hier, wie auch bei den Söhnen, kein Erfolgsdruck seitens der Mütter herrscht. Berufliche Entscheidungen werden generell wohlwollend gesehen, sofern sie den eigenen Wünschen und Begabungen des Kindes entsprechen. Das glückliche Leben der Kinder nach deren eigenen Vorstellungen steht im Vordergrund, das schließt auch Lebensstile ein, die von dem der Mutter (MSprecher) abweichen. Kritisch beurteilt man lediglich unentschiedene Lebensphasen, etwa wenn ein Studium abgebrochen oder keine Entscheidung über Lebensziele gefällt wird (M 14, M 12, M 24).



Die Kontakt- und Telefongewohnheiten erscheinen im Sample zwischen Müttern und Töchtern sehr einheitlich. Man telefoniert in relativ kurzen Zyklen miteinander.

Im Wesentlichen ist es jetzt auch irgendwie so, dass wir telefonieren, mittlerweile mindestens einmal in 14 Tagen- ... so 'n richtigen festen Rhythmus haben wir nicht. Das habe ich auch absichtlich nicht gemacht, weil, das hatten meine Eltern mal eingeführt, dass wir jeden Samstag telefonieren müssen, und das fand ich schrecklich, habe mich so kontrolliert gefühlt. Weil dann immer alles so abgefragt wurde. Und deshalb habe ich keine festen Zeiten, sondern ich habe gedacht: Ich ruf sie mal an, die rufen mich mal an. Und dann gibt's auch mal Zeiten, da kann's sein, da telefonieren wir vielleicht fünfmal in der Woche, das ist auch schon gewesen. Oder jede Woche, oder dann mal zwei oder gar drei Wochen nicht. Aber ich habe dann so das Gefühl, das ist stimmig. Also, es ist dann nicht jetzt irgendwie was zwischen uns. (M 2: 29)

Das Anteilnehmen am Leben der Töchter ersetzt nun das Miterleben. Die Mütter des Samples haben fast durchgehend auch eine bestimmte Vorstellung davon, wie oft man sich optimalerweise anruft, schreibt oder trifft.

Also, es gibt auch eine ganz große Sehnsucht, also, wir, wir müssen auch immer wieder telefonieren, und-. Aber jetzt nicht täglich. Aber, wenn's dann wirklich mehr als 'ne Woche ist oder so, da merken wir's irgendwie so beide (M 12: 22)

Also, ich sage immer, so ein 14-Tage-Rhythmus. Ich glaube, das geht vielen Müttern so, da bin ich nicht die Einzige – man denkt sich erst gar nichts. Und dann plötzlich, bei irgendeiner Arbeit: „Was ist? Jetzt muss ich mal die D. erreichen.“ Dann rennt man sofort zum Telefon, ruft an, erreicht sie nicht. „Um Gottes Willen“, man erreicht sie nicht, was ist passiert? Sie liegt unterm Auto, sie ist irgendwo, keine Ahnung. Dann hat man den ganzen Tag nichts anderes im Kopf, als das Kind zu erreichen, also mir geht das wenigstens so. Manchmal heute noch, nicht mehr so oft, wo ich mir denke: *Jetzt muss ich sie erreichen*. Und dann endlich, oft nach zwei Tagen, weil man weiß ja nicht, wo sie ist, am Telefon: „Ach“, sagt man dann, „ach, ich wollte nur mal kurz schauen, wie's dir geht.“ – „Ja, gut, gibt's was?“ – „Nee.“ So. (M 1: 17f)

M 2 setzt die Untergrenze des Kommunikations-Rhythmus bei „zwei oder gar drei Wochen“, es kann aber auch zu fast täglichen Telefonaten kommen. Da sie die Töchter bei den Telefonaten nicht kontrollieren oder abfragen will wie die eigene Mutter es bei ihr getan hat und die Kinder auch von sich aus anrufen und um Rat fragen oder reden wollen, ist das für sie „stimmig“. Die Vergleichsgröße bezüglich des Kontakthaltens ist hier wiederum, was man am Verhalten der eigenen Mutter negativ erlebt hat. Diese wollte zu viel und zu oft Kontakt, forderte diesen ein und machte der Tochter ein schlechtes Gewissen, wenn sie sich nicht daran hielt. Man selbst möchte das vermeiden. M 23 führt ihre Distanz zur Mutter auf deren Verhalten zurück. Implizit ist das „gute Verhältnis“ ihrer eigenen Töchter zu ihr (M 23) also auch auf ihr (M 23) Verhalten zurückzuführen.

Aber sie hat eigentlich nie von meinem Leben was mitgekriegt. Weil sie eine ist, die immer fordert. Ich habe sie auch nie angerufen, weil ich

wusste, wenn ich sie anrufe, dann sagt sie: „Ich habe so lange nichts mehr von dir gehört.“ Und dann hat's mir schon gereicht. Statt dass sie sich freut, hat sie mich immer gleich eingebremst und gesagt: „Ach, du hast aber jetzt lange nicht angerufen.“ Also, ich hab's dann immer rausgeschoben – jetzt sind es schon zwei Wochen, dann drei, na ja, vier – und so. (M 23: 13)

Meine Töchter haben eigentlich zu mir, oder wir haben ein gutes Verhältnis, sodass sie mir wirklich alles sagen können. Weil ich da schlechte Erfahrungen mit meiner Mutter gemacht habe, die dann immer nur gesagt hat: „Ich habe es dir ja gleich gesagt.“ Also, ich würde meiner Mutter nie irgendwas erzählen. (M 23: 6)

Dass keine Abgrenzungswünsche bei der erwachsenen Tochter erwartet werden, scheint auch daran zu liegen, dass die MSprecher-Generation die eigene Abgrenzung zur Mutter durchweg mit Entfremdung, emotionaler Distanz und Verschiedenheit der Lebensvorstellungen begründet und legitimiert. Man fühlte sich von der eigenen Mutter unverstanden, gegängelt, unter sozialen Druck gesetzt und wollte als junge Frau ihre Einmischungsversuche ins eigene Leben abwehren. Da man selbst (MSprecher) sich als Mutter erwachsener Kinder vollkommen anders und liebevoll-liberal-verständnisvoll erlebt, geht man in der Folge davon aus, dass deshalb die Töchter (TMSprecher) auch keine Abgrenzungswünsche haben.

Ich bin zwei-, dreimal im Jahr zu meinen Eltern, das hat mir dann schon gereicht, wobei ich die wirklich gern mag, aber das ist mein eigenes Leben, ich hocke doch da nicht bei meinen Eltern. Ich habe das gar nicht verstehen können, dass die (eigenen Kinder) immer wieder kommen. Natürlich lebt jeder sein eigenes Leben, aber weil, weil ich denen das auch zugestehe, also, ich mische mich da nicht ein. Und jeder hat seine Lebensform und das finde ich auch richtig. Und die Sylvi hat wirklich extreme Lebensformen durchgemacht und das ist ihr Erfahrungsbereich, das nimm ich ihr nicht weg und nimm's ihr auch nicht ab. Aber, drum geht's vielleicht, drum kommen die gern heim. Und weil ich natürlich viel ... ich habe tolle Freunde und so, und der Freundeskreis ist auch für meine Kinder interessant. also, ich meine, da profitieren die dann davon. Jetzt profitieren die von meinen Lebensformen. (M 13: 15f)

M 13 thematisiert mögliche Gründe dafür, dass ihre Tochter im Gegensatz zu ihr gern und oft nach Hause kommt. Sie „profitiert“ auch vom Leben der Mutter und kann sich sicher sein, dass die Mutter sie nicht in ihrer Lebensform einschränkt. Interessant im Vergleich der Ablösungs-Situationen (MSprecher/MVorgänger bzw. TMSprecher/MSprecher) ist das Beispiel von M 4. Sie sieht die Parallele zwischen eigenen (M 4) Abgrenzungsbestrebungen von der Mutter (MVorgänger) mit denen der Tochter von ihr (M 4) nicht. M 44 ist „enttäuscht“ vom Distanzierungswunsch der 17-jährigen Tochter, ist aber selbst mit 17 aus der Herkunftsfamilie „ausgebrochen“, was sie nicht auf der emotionalen Ebene abhandelt. Sie (M 4) musste sich ihres Erachtens ablösen und begründet dies mit der Suche nach einem eigenen, von dem der Herkunftsfamilie unterschiedlichen Lebensstil.

Das ist so, was sich so durch meine Kindheit zieht, dass wir halt immer sehr viele waren, und sehr laut und auch sehr, auch Familienfeste hatten

und so, und biss'ig streng. Und da bin ich ausgebrochen aus dieser Masse, indem ich ein Jahr im Ausland war als 17-Jährige. (M 4: 1)

Dass die Tochter „alle Hebel in Bewegung setzt, um rauszukommen“ aus der Familie, ist ebenso dynamisch und energetisch aufgeladen wie der Auszug von M 4 („ausgebrochen“), auch ihre Kritik an der Herkunftsfamilie („temperamentvoll“, „konfliktbeladen“) ähnelt der Kritik von M 4 als Jugendlicher („zu laut“, „zu viele“).

Und sie ist auch danach (Auslandsaufenthalt) zurückgekommen und hat sofort gesagt, sie will nicht mehr zuhause wohnen. Bei uns ist ein temperamentvolles Haus, ... wir streiten auch viel, wir Eheleute, oder es war immer, immer ein bisschen konfliktbeladen. .... Und hat wirklich toll alle Hebel in Bewegung gesetzt, um rauszukommen um rauszukommen, um das zu ermöglichen, dass sie rausgeht. Sie hat natürlich gedroht und weiß nicht, uns schon in die Verzweiflung gebracht – Was können wir machen, wie können wir's besser machen? – und hat uns den Spiegel auch vorgehalten, ... Sie hält es so nicht aus bei uns, so war einfach der Tenor. Und das ist natürlich schrecklich so etwas als Ernte einzufahren (M 4: 15)

Distanzierungen junger Erwachsener von der Mutter werden im Sample an verschiedenen Stellen als nicht-normal und besonders dargestellt. Dies betrifft Fälle, in denen eine Abgrenzung der Kinder als ‚zu früh‘ (M 18, M 4, M 1) oder als ‚zu hart‘ und ‚zu schnell‘ (M 19) empfunden wird. Daneben gibt es Anzeichen dafür, dass die Mütter die Distanzierungswünsche ihrer Kinder, speziell der Töchter, weitgehend über den Umweg der ‚Freundschaft‘ wieder eliminieren.

Während man der eigenen Mutter gleichzeitig Distanz (Gefühle, Liebe) vorwirft und zu große Nähe (Kontrollanrufe, Kontakt der erwachsenen Kinder einfordern) sucht man selbst den intensiven Gesprächskontakt mit der Tochter, um sich auszutauschen und die Beziehung zu pflegen. Das Telefon, das die eigenen Mütter im negativen Fall sozusagen als Kontrollinstrument benutzt hatten, wird für die Generation MSprecher bei räumlicher Entfernung zum verbindenden ‚Draht‘ zwischen Mutter und Tochter. Man erhält aber auch teilweise den Eindruck, dass es als verlängerte ‚Nabelschnur‘ gesehen wird. Gerade unter dem Gesichtspunkt der Kompensation eigener defizitärer Erfahrungen (Wunsch nach emotionaler Nähe zur Mutter nicht erfüllt) könnte es sein, dass die Mütter des Samples möglicherweise vorhandene Distanzierungs- und Abgrenzungswünsche ihrer Töchter<sup>287</sup> nicht wahrnehmen: In einer Umwandlung der Mutter-Tochter-Beziehung in den Modus ‚Freundschaft‘ werden Distanzierungsphasen, in denen die Töchter auf Abstand zur Mutter gehen, wieder zu tilgen versucht.

Dass man mit der erwachsenen Tochter nicht mehr das „klassische Mutter-Tochter-Verhältnis“ anstrebt, sondern sich mit der erwachsenen Tochter

---

<sup>287</sup> Hier wäre eine vergleichende Untersuchung mit der Tochter-Generation zu Rate zu ziehen, um unterschiedliche Sichtweisen und Erfahrungen der Generationen miteinander abzugleichen.

„freundschaftlich“ verbunden fühlt, zeigt das Beispiel von M 31, das diesbezüglich die Tendenz im Sample abbildet. Die Freundschaft wird hier zur neuen Form der ‚Nähe‘, die sich damit als zentrales und unersetzliches Merkmal der Mutter-Kind-Liebe bestätigt.

Beispiel M 31: Abgrenzung , Distanz, Wiederherstellung der Nähe zur Tochter über den Weg der ‚Freundschaft‘

Ja, also, es war so, dass Lisa in dieser Pubertätsphase, die, sage ich mal, so vielleicht drei Jahre angehalten hat, sich sehr **stark von mir distanziert** hat. Zum Beispiel, wenn wir ausgegangen sind und ich hatte 'nen kurzen Rock an, sagte sie: „Mama, so kannst du nicht zur Tür rausgehen, viel zu kurz, in deinem Alter...!“, und hat sich also **bewusst von mir, ja, distanziert**, und „Läufst da rum **wie 'ne Junge**“ und so. Und ich habe aber irgendwie - ich habe auch sehr viel gelesen über Erziehung und so was - und ich habe gedacht: *Ja, das ist das, die Töchter müssen sich von den Müttern abgrenzen und wollen alles werden, nur nicht so wie die Mama.* Ist ja mit den Söhnen und den Vätern ähnlich. **Und ich habe gedacht: Ja, es geht vorbei.**

Und es ist auch irgendwann vorbei gegangen. Als sie dann älter war, so 17, 18, **da kam sie dann wieder**, wenn sie Abschlussball hatte oder irgendeine Tanzeinladung: „Ja, ich hab nix Gescheites, darf ich mal an deinen Kleiderschrank?“, und **dann hat sich das Ganze umgekehrt**. Und mittlerweile... Und ich hatte natürlich auch Bedenken, als wir dann räumlich entfernt waren, dass die Beziehung sich reduziert. Und das ist überhaupt nicht der Fall, und da bin ich auch unheimlich froh und glücklich drüber. Wir haben **nicht mehr so das klassische Mutter-Tochter-Verhältnis**, sondern es ist eher so freundschaftlich. Und wir telefonieren so alle zwei Tage: Ich weiß, wie's ihr geht, was sie bewegt, und sie weiß auch, wie's mir geht.

Und wenn ich irgendwelche Stress-Situationen habe, rufe ich sie an, sag: „Können wir reden?“ Und sie sagt: „Ja, komm“, und es ist einfach superschön. Und ich fahr auch gelegentlich mal zu ihr hin, wenn's passt, so zwei Tage, oder auch, als wir den Urlaub gemacht haben, dann nehmen wir uns so Auszeiten, wo mein Mann dann andere Aktivitäten macht. Oder wir sagen: „Jetzt müssen wir ein Frauengespräch führen“, oder so, da sind wir dann 'ne Stunde auf dem Meer, und es ist einfach superschön und wir genießen's total. Also, wir sind uns sehr eng verbunden und, ja, profitieren auch voneinander und helfen uns und stützen uns auch.

(M 31: 13)

(Kindheit = Nähe eng verbunden)

Pubertät = emotionale/ Rollen- **Distanz Tochter**

Reflexion M 31

Ende Distanz

**Wiederherstellung Nähe:**

Freundschaft

Telefonate

Austausch MutterTochter = 2 Frauen

**Nähe = eng verbunden**

Lebens-Entscheidungen der Töchter, die eine räumliche Entfernung von der Mutter bedeuten, werden meist nicht bezüglich der räumlichen Distanz zwischen Mutter und Tochter problematisiert. Der Wunsch nach ‚Nähe‘ zum Kind wird emotional verwirklicht und zeigt sich in gemeinsam verbrachter Zeit im

Urlaub, bei Besuchen, bei Telefonaten, in Briefen und Päckchen, die hin und her gehen.

Wir telefonieren. Also, wir telefonieren eigentlich, ja, sage ich mal, mehrmals die Woche. Päckchen schicke ich ihr manchmal. Oder ich besuche sie auch ab und zu mal. Sie hat zwar letztens zu mir gesagt, ich bin zu wenig da gewesen, was weiß ich, ich war glaube ich zweimal dieses Jahr in Berlin. (M 24: 26)

Dass bei allem Wunsch nach Nähe ein Zusammenleben mit der erwachsenen Tochter nicht mehr möglich wäre, wird von den Müttern im Sample durchweg deutlich gemacht. Man hat teilweise Erfahrungen gemacht mit den Spannungen, die ein Zusammenleben von zwei Frauen bringt und sieht die Töchter jetzt, nach der teils schmerzlich empfundenen Ablösung, gern in ihrem „eigenen Leben“.

Die Zeit, als sie (drei Töchter) dann nicht mehr zu Hause gewohnt haben, war's wesentlich harmonischer dann wieder: Wir konnten uns viel besser miteinander austauschen und das war dann auch mehr abgegrenzt. Sie konnten mehr ihr Leben leben, mussten dann auch nicht mehr, ja, auch nicht mehr familiäre Rücksicht üben. Streit gab's z. B.: Ich konnte es nicht leiden, wenn man nachts um zwölf plötzlich noch anfängt, in der Küche Spaghetti zu kochen und in der Küche da einen Riesendurcheinander zu machen und Küchengerüche und alles. Das wollte ich nicht, da gab's jedes Mal Ärger, wenn das passiert ist. Es gab auch Ärger, wenn ich in der Früh im Schlafanzug aufstehe und es steht ein fremder Mann im Gang. ... Ein für mich fremder Mann ... Das konnte ich nicht so ganz gut leiden ... Aber so, eigentlich es gab immer mal Höhen und Tiefen, aber seit sie jetzt auch zu Hause ausgezogen sind, haben wir ein fantastisches Verhältnis: Wir sehen uns oft, wir telefonieren viel. Wir können uns auch viel erzählen, eher jetzt noch mehr in einer freundschaftlichen Art und Weise als mehr so in der Mutter-Tochter-Rolle. (M 25: 11f)

M 19 sieht das einerseits enge, aber auch kämpferische Verhältnis zwischen ihr und ihrer erwachsenen Tochter durchaus gegenseitig: „Wir mögen uns, wir brauchen uns, aber wir brauchen auch ganz dringende Distanz. Und, ja, das spüren wir also schon deutlich.“ (M 19: 5)

M 24, deren Beziehung zur Tochter (als Kind) als sehr emphatisch-eng und emotional überhöht beschrieben wird, geht durch eine Phase mit „Schmerz“, die sie „viel Tränen gekostet hat“ und findet es dann doch auch wieder „spannend“ zu sehen: „Das ist jetzt ihr Leben“.

Und das ist jetzt der Punkt, an dem ich im Moment bin, wo ich kucke, dass ich da die Balance finde: Sara auf der einen Seite weiter so liebzuhaben – weil, letztendlich, sie ist für mich natürlich der wichtigste Mensch auf der Welt - aber trotzdem klarzustellen, dass sie... das zu spüren: Das ist jetzt ihr Leben. Das ist aber sehr spannend auch. Und das hat mich sehr viel Tränen gekostet ... Also, das fand ich bei diesem ganzen Schmerz, den's auch hatte und immer wieder hat, 'ne sehr schöne Erfahrung. (M 24: 25)

Wenn sie die Tochter mittlerweile in häuslicher Umgebung trifft, kommen die Frauen sich ins Gehege. Für die aufreibenden Grenzziehungen zwischen ihr

und ihrer Tochter nach dem Motto „Two chiefs, no indians“ will sie aber nun keine Kraft mehr aufwenden.

Ich sage mal, das ist dann: *Two chiefs, no indians*. Also, ich kann's auch nicht mehr ertragen, wenn sie jetzt kommt, das muss ich sagen. ... Ich habe einfach auf einmal wieder Kraft und Zeit für ganz viele andere Sachen, ja. Also, das ist Wahnsinn, also, ja. Ja, also, irgendwo hat's auch was. (M 24: 25)

#### 4.11.4 Ablösung als emotionaler Konflikt

Das Sample spiegelt teilweise die zeittypische und ausbildungsbedingte Tendenz, dass die Kinder auch als Erwachsene noch ein gewisse Zeit zu Hause leben, wieder. Der Auszug und die Ablösung von der Mutter fallen auch nicht immer zusammen und werden als schrittweiser Prozess erlebt. Abgrenzungen finden überwiegend bereits während der Pubertät statt, die äußerliche Ablösung von der Herkunftsfamilie erscheint zeitlich gedehnt, da viele Jugendliche und junge Erwachsene ausbildungsbedingt noch lange zu Hause wohnen bleiben. Eine Tendenz zur Entkoppelung des Erwachsen-Werdens (mit 18) vom selbstständigen Leben als Erwachsener zeigt sich auch daran, dass dieses Alter in einigen Texten als ‚früh‘ für einen Auszug empfunden wird. M 18 empfindet es als persönliche Kränkung, dass der Sohn mit 18 Jahren schon auszieht.<sup>288</sup> Er ist noch nicht am Ende der Ausbildung und zieht auch nicht in eine WG oder eigene Wohnung, sondern zum Vater.

Das ist im Moment noch ein Sargnagel für mich, ja, das ist ganz schwer. Vor allem: Wenn er jetzt einfach ausgezogen wäre, hätte das Abi geschafft und das Ding wäre gelaufen... okay. Aber so, in dieser Art, ach, so schmerzhaft zu gehen, das kann ich noch nicht so leicht überwinden, obwohl ich im letzten Jahr mich schon viel damit versöhnt habe. (M 18: 6)

Das Versorgen des Nachwuchses auch nach dessen Eintritt ins Erwachsenenalter ist sicher ein Phänomen unserer Zeit. Das ‚Hotel-Mama‘-Phänomen seit den 1990er Jahren zeigt auch, dass Mütter offensichtlich unsicher sind, wann sie den Dienst am Kind einstellen dürfen, da es sich jetzt um einen Erwachsenen handelt. Es fehlen zeichenhafte Übergangs-Rituale ins Erwachsenenleben, wie es früher die Hochzeit, der Berufseintritt, der Weggang zur Ausbildung war.

Und jetzt ist mein Sohn 19 und der wohnt noch bei uns, also, bei meinem neuen Mann - ich bin jetzt seit fünf Jahren wieder verheiratet - und mir. Der will Abitur machen und dann auch noch möglichst bei uns bleiben, also, das ist so ein bisschen ein Nesthocker. Der hat's ganz gut bei uns und fühlt sich einfach wohl. Das ist ein Lob an uns auch. (M 17: 6)

---

<sup>288</sup> Wobei dies auch vom Sohn als Verletzung angelegt ist, der seine Volljährigkeit nutzt, um sich dem Stiefvater zu entziehen und seiner Mutter auch den Protest gegen ihre Wiederverheiratung kundzutun, indem er zu seinem leiblichen Vater in eine entfernte Stadt zieht. Insofern nutzt der die Möglichkeiten des ‚Erwachsenen‘, um sich wie ein Kind zu verhalten. Er zieht nicht aus, sondern zum Vater und demonstriert damit seine Verletzung als ‚Kind‘.

Aus Sicht des Samples ist mit dem Erreichen des Abiturs normalerweise für die Mütter auch die Grenze erreicht, dass sie die Kinder noch mit versorgen wollen. Der Anspruch, dass diese nun selbst ihren Anteil zu Hausarbeit oder Alltagspflichten beitragen, wird von der Kinder-Generation aber meist nicht erfüllt. So lange die Kinder im Haushalt der Mutter mitleben, entziehen sie sich tendenziell den Pflichten und verhalten sich in diesem Punkt kindgemäß oder wie ein „verwöhnter Hausgast“ (M 15: 16). M 17, die sich um ihren 19-Jährigen noch kümmert und zwar so gut, dass er gar nicht vorhat, auszuziehen, muss selbst die Grenze setzen. Sie verwendet das Bild vom Kuckuck, der erst aus dem Nest geht, wenn man ihn „rausschmeißt“ und macht klar, dass sie den Sohn in einer anderen Stadt sieht, „wenn der jetzt groß wird“, was schon andeutet, dass er jetzt für sie noch ‚klein ist‘ mit seinen 19 Jahren.

Ich hoffe, dass er auszieht. Denn er ist ein Kuckuck. Er sagt: „Warum? Bei euch gefällt's mir so gut, ich such mir eher in Ulm was.“ Ein Kuckuck geht doch erst aus dem Nest, wenn man den rausschmeißt. ... Also, das Kuckucksei wird in fremde Nester gelegt, dann macht der sich da breit, schmeißt alle anderen Eier raus, weil der so ein großer Vogel wird, und die kleinen Eltern füttern den, und der wird so dick und macht sich da breit im Nest, und die merken das gar nicht, dass das nicht ihr Kind ist. So ungefähr. (M 17: 20)

Im Gegensatz zum Sohn, der in der Wohnung und Obhut der Mutter verbleiben will, will M 17, dass er seine eigenen Wege geht. „Heidelberg, Berlin, bloß weg“ ist ein Satz, den in der Generation MSprecher wohl das erwachsene Kind formuliert hätte und nicht dessen Mutter.

Er soll seinen Weg alleine gehen, mit Unterstützung von seinem Vater, meinem jetzigen Man und mir. Und er soll wissen, dass er gut aufgehoben ist bei uns, grade als Freunde dann, mit Rat und so, als Erwachsene. An meinen Erfahrungen möchte ich ihn nach Möglichkeit teilhaben lassen. Aber er soll – was heißt, aber? Und! – das möchte ich gerne, dass er das in einem gewissen Abstand macht, und das sage ich ihm auch. Haben wir auch schon drüber gesprochen: Heidelberg, Berlin – weg, bloß weg. Also, das hin und her hier mit Bekochen und Bewaschen, das möchte ich nicht, wenn der jetzt groß wird. (M 17: 20)

Hier bietet sich mit der Kuckucks-Metapher von M 17 das Bild der vertauschten und damit inadäquaten Größenverhältnisse und Verhaltensweisen zwischen Eltern und Kind an. Wie der Kuckuck als ‚Riese‘ im Nest sitzt und von den im Verhältnis viel kleineren Vogel-Eltern unermüdlich gefüttert wird, während er allen anderen im Nest den Platz wegnimmt und ihre Lebensbedingungen erschwert, so wird von den zu Hause lebenden ‚Erwachsenen‘, also ‚Großen‘ das Verhalten von ‚Kindern‘ imitiert für die Inanspruchnahme von Vorteilen, die ihnen qua Größe und Alter eigentlich nicht mehr zustehen. Die Asymmetrie der Verhältnismäßigkeit ist hier spätestens nicht mehr zu übersehen und das Fehlen der gewünschten ‚Egalität‘ zwischen Mutter und Kind damit eigentlich nicht mehr zu leugnen. Hier wird auch deutlich, dass die ‚Egalität‘ und ‚Symmetrie‘ zwischen Mutter und Kind bezüglich ‚Macht‘ und ‚Emotionen‘, die von den Müttern des Samples immer wieder betont wird, eine Konstruktion

der Mütter ist. Probleme entstehen aus Sicht der Mütter immer da, wo eine bestehende Asymmetrie deutlich wird und nicht mehr ‚getilgt‘ werden kann. Aus Sicht der Mütter ist jede Ungleichheit und Differenz problematisch und kann jedenfalls nicht positiv konnotiert werden.

Das Phänomen der ‚Kuckucks-Kinder‘, wie M 17 es beschreibt, wird im Sample aus mehreren Perspektiven heraus beleuchtet. Einerseits scheint es den jungen Leuten im Elternhaus sehr gut zu gehen. Sie haben wenig Einschränkungen dort hinzunehmen, können ihre Musik in beliebiger Lautstärke hören, ihre Freunde mitbringen, Sex haben und verfügen über nicht unwesentliche finanzielle und versorgungstechnische Vorteile.

So die kleinen netten Vorteile des Zuhauselebens eigentlich als Erwachsener mit immerhin 20 nimmt sie (Tochter) gerne wohlwollend rund um die Uhr in Kauf, und da muss man schon ihr manchmal sagen: „Also, hier ist es gut“ und „Jetzt bist du wieder an der Reihe.“

Hilfe im Haushalt wird zwar von ihnen erwartet, aber überwiegend ist dazu auch einiger Energieaufwand von Seiten der Eltern notwendig.

Der kommt und geht, wann er will. Kocht sich irgendwas, wenn was zu Essen da ist, spachtelt das weg. So, das mit der Aufgabenteilung und mit der Hilfe im Haushalt, das war ein echter Stress, ein echter Kampf, fürchterlich. (M 28: 12)

Erwachsene Töchter wie Söhne zeigen im Elternhaus meist wenig Engagement und Energie, so dass die Mütter gelegentlich erstaunt berichten, dass ihre Kinder ‚woanders‘ durchaus in der Lage sind, sich wie erwachsene Menschen zu benehmen.

Letztes Mal ist uns aufgefallen, dass wir ihn meistens in seinem Bett sitzen sehen. Also, wenn er draußen aktiv ist - er hat letzts im Wirtschaftskurs ein Unternehmen gegründet, da war er der Chef und ich habe eine Patenschaft für das Unternehmen übernommen und habe dadurch gesehen, wie der agiert, wenn der fit ist. Weil, wir sehen ihn immer nur im Bett. Morgens ist er müde, dann geht er raus, mit seinem iPod im Ohr, und kommt irgendwann wieder: „Was gibt’s denn zu Essen?“ Nach dem Essen sofort wieder in sein Bett. Und Beamer überm Bett, große Leinwand. (M 17: 19 f)

Ein weiterer Grund für erwachsene Kinder, nicht auszuziehen, können aber auch Rücksichten auf die Eltern sein. Der Sohn von M 28 „würde ja gerne“ ausziehen, ist sich aber „nicht so sicher, ob er [die Eltern] zurücklassen kann“. Deshalb zieht er einerseits schon halb zu seiner Freundin, behält aber das Kinderzimmer im Elternhaus bei, bis die ihn darauf ansprechen.

Ja, dann war er relativ häufig weg, und irgendwann hatte ich so das Gefühl: *Der ist eigentlich mehr woanders als hier* – wir kannten die Frau nicht. Und dann habe ich gefragt, ob er eigentlich schon ausgezogen ist. Und dann ist er ganz rot geworden, hat sich so gewunden, hat gesagt: „Ja, gute Frage.“ Und er würde ja gerne, aber, er war sich nicht so sicher, ob er uns so zurücklassen kann, ne. (M 28: 11)



Zu diesem Zeitpunkt hatte er allerdings sein Erwachsen-Werden schon von sich aus vorangetrieben. Hier hat man den Eindruck, dass der sonst in den Schilderungen der Mütter sehr gedehnte und verschwommene Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen (Kind MSprecher) von Seiten des Kindes sehr aktiv und planvoll betrieben wird. Generalstabsmäßig bereitet er den großen Tag des 18. Geburtstags vor. Mit der Volljährigkeit besitzt er den Führerschein, für den er selbst gearbeitet hat, meldet sein Auto an, das er selbst finanziert hat und gründet eine Firma. Als er nach den notwendigen Behörden-gängen mit dem Auto losfährt um zu feiern, ist er „weg“, obwohl seine Eltern extra wegen ihm früher aus dem Urlaub zurückgekommen sind. Für M 28 ist es „der helle Wahnsinn“ und sie konstatiert erstaunt, dass er sich aus ihrem Zugriff „rauskatapultiert“ hat.

Also, da hat er sich einfach aus unserem Zugriff rauskatapultiert, fand ich auch okay. Hat sich auch den Führerschein finanziert - der Führerschein musste natürlich mit 17 angefangen werden - und die Prüfung drei Wochen vor seinem 18. Geburtstag gemacht. Am 18. Geburtstag stand er auf der Matte: Er hatte sich ein schrottiges Auto gekauft und dann 'ne Firma gegründet. An diesem Tag mussten wir mit ihm zur Steuerberaterin, zur KFZ-Stelle, zur Führerscheinstelle und ich weiß nicht was noch alles, das war der helle Wahnsinn. Wir sind grad aus dem Urlaub gekommen und dieser 18. Geburtstag – wollten wir natürlich da sein – das war also wie eine Explosion, das war der Wahnsinn. Ich habe gedacht: *Na ja, meine Güte, jetzt macht er so viel, jetzt tut er so viel, jetzt managt er das alles selber, und der wird 18 ... jetzt machen wir das halt.* Na gut, also, am Abend war die Firma gegründet ... und angemeldet, es war das Auto vor der Tür und angemeldet, und es war der Führerschein in der Tasche. Und dann hat er sich nach Kaffee und Kuchen und Geschenke einsammeln in sein Auto gesetzt und ist losgefahren. Und war weg. Und hat gefeiert. (M 28: 8)

Vielen Jugendlichen im Sample, die lange nicht ausziehen, fehlt die innere Notwendigkeit, aber auch der äußere Anlass. M 19 beschreibt ihren jüngeren Sohn als sehr anhänglich (als Kind) und auf sie bezogen, so dass er es auch ablehnt, den vorgeschlagenen Auslandsaufenthalt anzutreten und sich später einen „nestnahen“ Studienplatz sucht. Doch wo es zunächst so aussieht, als würde der Sohn „bis zur Pensionierung“ bei der Mutter wohnen, kann es auch schnell zum Auszug kommen, wenn es situationell notwendig erscheint.

Mein Mann hat zu ihm gesagt: „Ach ja, den Johannes, den haben wir noch bis zu seiner Pensionierung!“, ja, weil er nie Anstalten machte, sich irgendwie wegzubewegen. Und da haben wir uns aber geirrt! ... Und dann fand mein Mann im Computer ein Schreiben, ein Bewerbungsschreiben für das Studentenwohnheim, etwa mit dem Inhalt: Also, er sucht dringend ein Zimmer im Studentenhochhaus, weil es für ihn unerträglich ist, mit seiner Mutter unter einem Dach zu leben und mit ihr zu arbeiten. (M 19: 3f)

Eine Liebesbeziehung, mit der man zusammenziehen möchte oder ein Studienplatz in einer anderen Stadt sind ein häufiger Grund im Sample, das Elternhaus zu verlassen. Dem folgt dann meist eine schrittweise Ablösung seitens der Mutter, die sich erst an den neuen Zustand gewöhnen muss, während das

erwachsene Kind in der neuen, spannenden Situation an alles denkt, „nur nicht an die Mutter“.

Ja gut, es ist egal, ob's jetzt langsam oder schnell geht, ... für mich war's dann doch – ihr Zeug zusammengepackt, hochgefahren und weg war sie. Und meine Tochter war natürlich damals verliebt und hat an alles gedacht, nur nicht an die Mutter, das ist ja klar. Versteht man natürlich. Aber als Mutter versteht man das, will man das unbedingt verstehen, aber man versteht's halt nicht richtig. Man sagt halt: „Könnte sie sich vielleicht mal telefonisch melden?“ Macht sie halt nicht. (M 1: 17)

#### 4.11.4.1 Beispiel M 14: Dramatisierung der Ablösung

Die Schilderung eines besondere schwierigen Auszugs findet sich in der Erzählung von M 14. Sie ist beispielhaft für eine hoch emotionalisierte und individualisierte Mutter-Sohn-Beziehung, die wie beschrieben<sup>289</sup> im Rollen- und Aufgabenfeld ‚Mutter‘ extrem reduziert ist und im ‚Beziehungsfeld‘ extrem aufgeladen. Tendenziell liegt zwischen M 14 und ihrem Sohn Tim eigentlich keine Rollen-Beziehung (Mutter-Kind) mehr vor, sondern eine hoch emotionalisierte Personen-Beziehung. Dadurch ist auch keine Auflösung oder Transformation einer Rollenbeziehung mehr möglich. Der Sohn kann sich aus Sicht von M 14 nicht von ihr lösen und auch sie hängt so sehr an ihm, dass sie bei seinem Auszug regelrecht zusammenbricht, auch wenn sie diesen selbst forciert hat. Interessant ist hier wiederum, dass M 14 die Problematik schildert und gleichzeitig keine ‚Einsicht‘ daraus zieht. Ihrer Ansicht nach ist der Sohn das ‚Problem‘, während sie selbst, wenn auch vergeblich, ständig ‚Lösungen‘ anbietet.

Wie beschrieben ist er für sie emotional phasenweise wichtiger als ihr Partner. Den Auszug präsentiert sie jedoch unter dem Aspekt, dass es nun er ist, der Probleme hat, sich aus dem Elternhaus zu lösen, während sie möchte, dass er auszieht. Auch hier ist, wie bereits bei der emotionalen Intensivierung und Transformation der ‚Mutter-Kind-Beziehung‘ in die Nähe einer Partner-Beziehung, der problematisierende Fokus auf den Sohn gerichtet, während man bei Durchsicht der Erzählung auch den Eindruck gewinnen kann, dass M 14 diejenige ist, die die Ablösung des Sohnes erschwert und verzögert.

M 14 beschreibt das Zusammenleben mit dem bereits erwachsenen Sohn, der bis zum 23. Lebensjahr zu Hause wohnt, als konfliktreich. Sie und ihr Mann haben wesentlich früher das Gefühl, dass er ausziehen sollte, als der Sohn. Sie nimmt gegenüber dem erwachsenen Sohn ihre mütterliche Versorgung zurück (Wäsche waschen etc.). Doch Anzeichen für sein Erwachsen-Sein fehlen ihr, denn er hat keinen Berufswunsch, kein Lebensziel, will weiter zu Hause wohnen, ist lethargisch, „indifferent und dann wieder verzweifelt“. M 14 beschreibt den 22-jährigen Sohn dem Verhalten nach wie einen antriebslosen Jugendlichen in der Pubertät.

---

<sup>289</sup> Siehe Beispiel M 14,4.9.4.3.

Und (er) war immer noch so in so 'ner lethargischen Kühlschranks-Fernsehen- Bett-liegen-nicht-wissen-Computerspiel-Wohnung-rumschlurfen-mit-fettigen-Haaren-Phase, irgendwie so war er. Und das über lange Zeit. Und wir haben dann immer so mitgelebt bei allem. Und wir hatten einfach das Gefühl: *Das geht uns nichts mehr an*, weil, sagen lassen wollte er sich nichts. Aber er wollte so immer an uns hinlallen, wie's ihm geht, irgendwie so. (M 14: 16)

Es fällt M 14 schwer, sich dem Sohn gegenüber adäquat zu verhalten. Ihr Verhalten hat noch Anteile des Verhaltens einem ‚Jugendlichen‘ oder ‚Kind‘ gegenüber. Wenn er in der elterlichen Wohnung laut Musik hört, zieht sie sich beispielsweise zurück, um ihn nicht einzuengen („ich wollte ihn nicht eingrenzen, nicht beklemmen“). Sie toleriert sein Verhalten lieber, als dass sie ihn kritisiert, denn darauf reagiert er empfindlich, und sie will ihn nicht verletzen („das arme Kind!“) sondern schützen („da kam wieder mein Schutzding“).

In Erinnerung an ihre eigene Jugend nehmen die Eltern eigentlich an, dass er in seinem Alter den Wunsch nach einer eigenen Wohnung haben muss („*Er muss doch auch irgendwann dringend weg wollen!*“). Die Erfahrungen zwischen Eltern und erwachsen gewordenem Kind sind gegensätzlich was die Lebenserfahrung von M 14 betrifft. Als sie jung war, mussten die Kinder sich von den Eltern distanzieren („Und wir haben einfach ... dringend von zu Hause wegmüssen früher“). Jetzt müssen sie als Eltern den Sohn fast überreden, auszuziehen. Doch er zeigt keine Anstalten dazu. Schließlich fassen die Eltern den Entschluss an seiner Stelle: „Jetzt soll er weg!“

...einfach diese Reibereien, und er selber hat irgendwie nicht wirklich Anstalten gemacht, auszuziehen, ja, und wir wollten, dass er auszieht. Und das war wirklich ein Problem, weil, er hat dann irgendwie nichts gefunden und er wusste nicht, er wusste auch lange nicht, was er machen soll, beruflich, und war so, so indifferent, und dann wieder verzweifelt. Und wenn man ihn irgendwie ein bisschen strenger angeredet hat, dann war er gleich total zerschmettert, irgendwie, wo ich gedacht habe: *Um Gottes Willen, das arme Kind!*, da kam wieder mein Schutzding, also. Da war plötzlich dann wirklich der Punkt, wo wir beide gesagt haben: „Jetzt soll er weg!“ Ich meine, wir wollen doch nicht irgendwie alle seine Gefühle miterleben. (M 14: 17)

Um ihrem Sohn schonend beizubringen, dass er ausziehen soll, suchen sie mit ihm sogar eine Familienberatung auf. Denn er „hat nicht so eingesehen, dass er weg muss“ und sie „konnten ihm das nicht sagen“.

... Und er selber hat's auch gar nicht so eingesehen, dass er wegmuss. Und dann sind wir zur Familienberatung gegangen, weil, wir konnten ihm das nicht sagen, dass wir das wollen. ... Und dass wir ein Ultimatum stellen wollen, dass wir's nicht mehr aushalten, dass er da ist. ... Und das war so richtig erleichternd ... (M 14: 18)

Der Sohn versteht die Aufforderung durchaus, aber er will weiter bleiben und argumentiert mit einer Lebenskrise. In einem Gespräch zwischen Mutter und Sohn kommt es im Anschluss an die erste Sitzung der Familientherapie zum Ausbruch der Gefühle: der Sohn deutet Selbstmordabsichten an („er weiß eh nicht, was das alles noch soll mit dem Leben. Er hat eh keine Lust mehr. Also,

so ungefähr: „Okay, wenn ihr mich rausschmeißt ...“). Die Mutter fasst das als Versuch auf, sie umzustimmen („Pistole auf die Brust“). Doch sie gibt ihm hier den endgültigen Hinweis, dass sie ihm jetzt nicht mehr helfen kann („ich kann dir keinen Sinn fürs Leben geben, den musst du schon selber suchen“, „den Sinn des Lebens musste finden oder nicht - kann ich dir nicht helfen.“). Ihn aufzufordern, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, empfindet sie als „befreiend“.

Und dann sind wir dann zurückgeradelt, und dann sagte er irgendwie so, na ja, er weiß eh nicht, was das alles noch soll mit dem Leben. Er hat eh keine Lust mehr. Also, so ungefähr: „Okay, wenn ihr mich rauschmeißt...“ Und dann habe ich irgendwie so zum Heulen angefangen und gesagt: „Hey, Tim, ich kann dir da nicht helfen. Es ist genau der Punkt, warum ich will, dass du gehst. Ich bin froh, dass ich selber überlebe, also, ich kann dir keinen Sinn fürs Leben geben, den musst du schon selber suchen. Ich bin froh, wenn ich selber überlebe, ja. Also, ich habe selber oft große Zweifel da drüber, was das alles soll, ja, und muss mich irgendwie auf die Hinterbeine stellen und muss mir irgendwie meine Kräfte sammeln, ich kann's nicht für dich.“ ... Also, das war so richtig wie Pistole auf die Brust. Dann habe ich gesagt: „Und genau deswegen will ich, dass du gehst. Weil, ich bin selber hier oft bis hier. Ich kann dir - den Sinn des Lebens musste finden oder nicht - kann ich dir nicht helfen.“ Das war für mich sehr befreiend, eigentlich, das zu sagen.  
(M 14: 15f)

M 14 macht die Frage, ob ihr Sohn auszieht, an seiner Suche nach dem „Sinn des Lebens“ fest. Ein Leben bei den Eltern erscheint ihr für den Sohn nicht mehr angemessen, denn dort zeigt er kein Interesse, ist lethargisch und zweifelnd. Diese Selbstfindungsphase des Sohnes belastet M 14. Sie will sie „nicht so mitbekommen“ und „all seine Gefühle miterleben“. Sie hat den Eindruck „das geht uns nichts mehr an“. Außerdem sieht sich M 14 nicht in der Lage, ihrem Sohn bei einer Orientierung im Leben zu helfen. Sie hat auch für sich kein Konzept des ‚erfolgreichen‘ Lebens etabliert, an dem er sich orientieren soll oder kann.

Also, ich habe selber oft große Zweifel da drüber, was das alles soll, ja, und muss mich irgendwie auf die Hinterbeine stellen und muss mir irgendwie meine Kräfte sammeln, ich kann's nicht für dich.“ (M14: )

Das Thema ‚Orientierung‘ ist also aus Sicht der Mutter wichtig für den Sohn, kann aber von ihr nicht angeboten werden. Dieses Thema zieht sich durch ihre gesamte Erzählung seit der Kindheit von Tim: Sie will und kann ihm weder viel Struktur noch Orientierung anbieten: Schon beim Schulkind findet sie, dass es „auch seine Entscheidung (ist), was er dann macht und wie er's macht oder so“. Sie bietet ihm kein „Regelwerk, in dem er so ganz genau drin ist und es läuft ab, sondern, wenn er das so will, dann soll er das so machen.“. M 14 problematisiert, ob es für ihr Kind „bis heute“ nicht auch „bequemer“ gewesen wäre, wenn er mehr Orientierung bekommen hätte. Über seine Schulzeit hatte sie erzählt, dass der Sohn mit einem Lehrer sehr gut zurecht kommt, den die Mutter als „Rabiatnik“ mit „Disziplin und Ding“ und als „gefürchtet“ darstellt. Dafür macht sie verantwortlich, dass den Sohn die Freiräume, die er zu Hause

hat, „ja auch verunsichern irgendwie“ und er es schätzt, wenn man „ihm sagt, wo's lang geht und was er genau machen muss“ (M 14: 8)

Also, ich glaube, was ich bis heute habe, was ich bis heute habe und was für ihn manchmal nicht so leicht ist, was er bequemer haben könnte, was vielleicht auch gut ist für ihn – ich weiß es nicht – das ist das, dass ich meine eigene Verunsicherung übers Leben ihm auch zeige und ihm sage: „Du, ich weiß auch nicht, vielleicht so oder so“, oder hm. (M 14: 9)

Für sie sind hier ihre Möglichkeiten, als Mutter zu helfen, ausgeschöpft. Sie muss ihre „Kräfte sammeln“ für ihr eigenes Leben und zeigt ihm jetzt noch einmal ihre „eigene Verunsicherung übers Leben“, in dem sich jeder selbst zurecht finden muss: „Du, ich weiß auch nicht, vielleicht so oder so“, oder hm.“ M 14 hat zwar keine bestimmte Erwartung, wie der Sohn leben soll, aber sie verlangt, dass er nun allein einen Weg für sich sucht. Den Passagen, die vom sich über fast ein Jahr hinziehenden Auszugs-Projekt handeln, vermitteln den Eindruck eines konfliktreichen Familienalltags, den beide Eltern lieber heute als morgen durch den Auszug des Sohnes beenden würden. Dem stehen aber viele Aussagen über den Stellenwert des Sohnes als Mitglied der Familie, Mitbewohner des Hauses und Bezugsperson für M 14 gegenüber, die überaus positiv sind. Die Eltern, vor allem die Mutter, sind in großem Maße begeistert von ihrem Sohn, sie bewundern ihn, genießen seine Gegenwart und dass er eine besondere Stimmung in ihr Zusammenleben bringt. Immer wieder zeigt M 14, wie beeindruckt sie von ihrem Sohn ist („Hey“, „oah“, „Begeisterung“, „toller Mensch“).

... dass wir es oft genossen haben, wenn er da war - also, der kocht dann gerne und dann quatscht man zusammen und er ist einfach ein interessanter, netter Mensch, und oah, usw., ja. Und einfach auch unser Tim, und wir lieben ihn irgendwie beide, und wenn er nach Hause kommt, dann ist hier immer die Stimmung: „Hey, Tim“, irgendwie so, ja. Also, auch von meinem Mann und so, es ist Begeisterung einfach so. (M 14: 1)

Beim tatsächlichen Auszug kommt es zu einem sehr emotionalen Abschied für die Mutter. Hier fasst M 14 zusammen, welche bedeutende Rolle ihr Sohn in ihrem Leben hat: Als er gegangen ist, weint sie die ganze Nacht, als wäre „jemand gestorben“ und vergleicht ihre Beziehung zu ihm (der jetzt geht) mit der zu ihrem Mann (der bleibt): „und was will ich jetzt überhaupt noch mit dem G., der Einzige, der mir je was bedeutet hat, war der Tim“. <sup>290</sup>

Und dann, an einem Abend haben wir gesagt: „So, jetzt nimmste dein Bett mit.“ ... Und dann hat [mein Mann] zu ihm gesagt: „Jetzt gehste nach oben, verabschiedest dich von (deiner Mutter)“, also, um das mal offiziell zu machen. Und dann habe ich geheult, nachdem die Tür zu war, so, die ganze Nacht habe ich 's Gefühl gehabt: *Es ist jemand gestorben, und was will ich jetzt überhaupt noch mit dem G., der Einzige, der mir je was bedeutet hat, war der Tim* – völlig irre, ja. Völlig irre, völlig. (M 14: 18)

---

<sup>290</sup> M 14: 18, das Zitat ist hier und im Kontext der ‚Problematisierung von Liebe und Nähe‘ eingefügt.

Der Auszug verändert das Familiengefüge positiv: M 14 findet die Situation „entspannter“, der Sohn „genießt es“, gelegentlich nach Hause zu kommen, die Beziehung zwischen Vater und Sohn verbessert sich und die Mutter resümiert, dass es gerade die (räumliche) Abgrenzung ist, die ihnen Möglichkeiten und verschafft. Jetzt ist es für alle wieder möglich, ja und nein zu sagen, zu „geben und zu nehmen“, ohne „dieses komische Verpflichtungsgewühle“.

Und es ist so schön, seit er nicht mehr da ist. ... klingt jetzt furchtbar irgendwie, aber es ist irgendwie so, es ist einfach wirklich viel weniger Arbeit. Es ist einfach entspannter. ... er wohnt irgendwie paar Ecken weiter und kommt immer mal wieder vorbei - zum Kaffeetrinken oder, und ist sehr angenehm. Und er sagt, er hätte nicht gedacht, dass es ihm so Spaß macht, hier vorbei zu kommen und einfach so, und er genießt es jetzt so. ... Diese Grenze hat einfach die Möglichkeit wieder, so sich was zu geben und zu nehmen und zu sagen: „Ja“, „jetzt“, „nein“, ja, und nicht dieses komische Verpflichtungsgewühle. (M 14: 18)

Auch die Beziehung der Eltern untereinander ist nach dem Weggang des Sohnes (wieder) von „größerer Intimität und Bezogensein aufeinander“. Auch das führt sie auf „dieses Thema Tim“ zurück. Er war als Kind und Familienmitglied ein Anlass für „Rivalitäten“ der Eltern untereinander. Der Vater hat erst jetzt eine eigene, vom M 14 unabhängige Beziehung zu seinem Sohn und kann auch gemeinsame Unternehmungen mit ihm allein „mehr genießen“, während vorher „Rivalitäten“ zwischen Vater und Sohn herrschten.

Ja, was natürlich auch schön ist, dass jetzt natürlich noch mal die Beziehung zu [meinem Mann] noch mal 'ne ... erstaunliche Wende wieder genommen hat nach größerer Intimität und Bezogensein aufeinander, auch weil dieses Thema Tim, wo wir oft anderer Meinung waren und wo sicher auch Rivalitäten mit ihm da waren, ... nicht mehr so gravierend ist. Die haben jetzt auch viel mehr miteinander alleine zu tun. ... Radl reparieren oder solche Sachen, eher so handwerkliche Sachen machen die miteinander. Oder bereden auch mal was, wenn ich nicht dabei war. Und vorher bin ich z. B. mit dem Tim manchmal alleine in Urlaub gefahren. ... Und ich glaube, jetzt so, also, es ist auf jeden Fall so, dass der Gerhard diese Beziehung zum Tim total hat und dass er sie vielleicht auch jetzt mehr genießen kann. (M 14: 19f)

#### 4.11.5 Zusammenfassung: Pubertät und Ablösung

Wie schon bei anderen Themen stellt M 14 hier eine Extremposition im Sample dar. Doch repräsentiert sie damit eine im Sample vorherrschende Tendenz, die Mutter-Kind-Beziehung auch in der Ablösungsphase emotional aufzuladen und gleichzeitig um den Rollen-Aspekt zu reduzieren. Ablösung bedeutet damit für die Kinder-Generation der Sample-Mütter tendenziell, sich aus einer intensiven Beziehung zu lösen und emotionale Distanz zu schaffen. Dies widerspricht der im Sample zu beobachtete Tendenz zu Egalität zwischen Mutter und Kind. Dieses ‚Problem‘ wird in der Pubertät neu gestellt und ‚gelöst‘, indem man die Pubertät als vorübergehende ‚Irritation‘ der Vertrau-

ensbeziehung ansieht, der mit dem Erwachsen-Werden der Kinder wieder die ‚Normalität‘ folgt.

Sicht Mutter:		
Phase 1	------(-----)	-----> Phase 2
<b>vorher</b> <b>‚Normalität‘</b>	<b>(Pubertät)</b> (Irritation)	<b>danach</b> <b>Rückkehr zur ‚Normalität‘</b>
Egalität Harmonie Einheit	(Asymmetrie) (Konflikt) (Differenz)	Egalität Harmonie Gleichheit
Sicht Kindesentwicklung (rekonstruiert)		
Phase 1	-----> Phase 2	-----> Phase 3
<b>vorher</b> Kindheit <b>Normalität</b>	<b>Pubertät</b> Ablösung <b>Normalität</b>	<b>danach</b> Erwachsen-Werden <b>Normalität</b>
Asymmetrie Harmonie Einheit	Asymmetrie Konflikt Differenz	Egalität möglich Harmonie möglich Gleichheit möglich

Aus Sicht der Mütter wird die selbst gesetzte Egalität (zwischen der erwachsenen, normsetzenden Mutter und dem kleinen und jüngeren Kind jedoch wohl nicht faktische) in die (faktische) Egalität von zwei nun erwachsenen Menschen überführt, wobei die Pubertät als Störung die Harmonie, Egalität und Gleichheit der Mutter-Kind-Beziehung scheinbar nur kurz ‚unterbricht‘.

Aus Sicht der Kinder oder der Kindesentwicklung ist Egalität aber erst mit dem Erwachsen-Sein (Phase 3) erstmals gegeben und ohne die Abgrenzung und Ablösung in der Pubertät (Phase 2) gar nicht möglich. Aus Kinder-Sicht wäre das Erwachsen-Sein damit keine ‚Rückkehr‘ zur Egalität sondern eine Überwindung der (faktischen) Ungleichheit von Mutter und Kind mittels des Erwachsen-Werdens, das durch die Pubertät ausgelöst wird.

Zur Überbetonung des Beziehungs-Aspektes durch die Mütter kommen zeittypische Lebensformen, die die Abgrenzung des ‚Erwachsen-Seins‘ vom ‚Kindsein‘ verschwimmen lassen. Die Kinder leben überwiegen noch im Haus der Mutter, wenn sie rechtlich bereits erwachsen sind. Auch wer den Führerschein hat, ein Auto besitzt, sich sexuell betätigt und eventuell schon in einer Partnerschaft gebunden ist, kann dies mit dem Leben in der elterlichen Wohnung verbinden. Übergangsrituale, die ein ‚Erwachsen-Sein‘ markieren würden, fehlen. Die Jungen verharren damit in Situationen, die sie mehr als ‚Jugendliche‘ denn als Erwachsenen kenntlich machen. Sie sind noch in Ausbildungen und haben wenige ‚Abenteuer‘ in einer von der ‚Eltern-Welt‘ zu unterscheidenden

eigenen ‚Welt‘ zu bestehen, wenn man von Drogen- und Alkoholmissbrauch einmal absieht. Im Sample wird nichts erzählt, was auf eine besondere Leistung oder Herausforderung der jungen Erwachsenen hindeutet.<sup>291</sup> Die Mütter sehen sie auch nicht vor besondere Aufgaben gestellt, außer der, sich zu entwickeln und Lebenschancen möglichst ungehindert wahrzunehmen.

Die Frage, ob die Abgrenzungs- und Distanzierungsbedürfnisse der Jugendlichen von ihren Müttern letztlich in unangemessener Weise abgewehrt werden, bleibt interessant und ist auf der Textbasis dieser Untersuchung nicht zu beantworten, da sie nur die Sicht der Mütter präsentiert.

Es scheint hier zumindest eine neue Dimension der Generationenübergänge vorzuliegen, vor allem im Vergleich zur MVorgänger-Generation. Die Unterschiede und Divergenzen zwischen Elterngeneration und Nachfolger-Generation werden im Sample nicht betont, sondern tendenziell ausgeglichen und sozusagen nicht ‚hart geschnitten‘ sondern ‚weich überblendet‘. Man fühlt sich auch als Mutter erwachsener Kinder noch tendenziell ‚jung‘ und geht noch oder sogar jetzt verstärkt seinen Lebensbedürfnissen nach.<sup>292</sup> Kulturelle Normen, bezüglich derer sich die Generationen überwerfen und divergieren könnten, spielen für die Teilnehmerinnen des Samples eine untergeordnete Rolle, Lebensentwürfe sind in vielerlei Hinsicht wählbar, worin sich Mutter- und Kindgeneration ebenfalls nicht ausgesprochen unterscheiden. Die Frage, was politisch oder sozial ‚richtig‘ ist, ist aus Sicht der Texte für die Mütter nicht relevant. Themen, bei denen man gegenüber den pubertierenden oder nun erwachsenen Kindern prinzipiell anderer Meinung ist, werden nicht genannt. Streit und Spannungen liegen wenn dann wiederum auf der Beziehungsebene. Ansonsten ist es bei allen Sample-Teilnehmerinnen ähnlich wie bei M 13, die nicht wüsste, was sie mit ihrem erwachsenen Sohn „streiten könnte“.

Wir haben ja auch jetzt noch ein wunderbares Verhältnis. Ich meine, umsonst kommt der nicht jedes Jahr, an Weihnachten kommen die an, und den ganzen Sommer. Also, das ist äußerst, ohne jedes Problem. Null Probleme. Also, ich habe mit dem – während, mit der Sylvi ist es schon zeitweise sehr problematisch gewesen, auch jetzt immer wieder mal - aber mit ihm, da gibt's überhaupt keine Probleme. Ich wüsste nicht, was ich mit ihm streiten könnte. (M 13: 12)

---

<sup>291</sup> „Unsere Gesellschaft mißachtet die kreativen Fähigkeiten der Jugend. Sie hat kaum Freiräume. Alles regeln die Alten. Andere Kulturen geben ihrem Nachwuchs bessere Chancen, Neues und Riskantes auszuprobieren kritisiert Georg Elwert in seinem Artikel „Kein Platz für junge Wilde“ schon 1998. Er vergleicht die ‚jungen Krieger‘ der Massai, die außerhalb des Dorfes aktiv werden und auf Beuzügen Trophäen ansammeln, mit deutschen jungen Männern, die sich vergleichsweise weniger Prestige in der Gesellschaft verschaffen können.  
Georg Elwert: Kein Platz für junge Wilde, DIE ZEIT, 14/1998, download am 4.6.2012, [http://www.zeit.de/1998/14/Kein\\_Platz\\_fuer\\_junge\\_Wilde/komplettansicht](http://www.zeit.de/1998/14/Kein_Platz_fuer_junge_Wilde/komplettansicht)

<sup>292</sup> Andererseits erhält man auch den Eindruck, dass die eigenen Kinder von der Generation MSprecher ebenfalls tendenziell als recht jung eingestuft werden, vor allem im Vergleich zur eigenen Entwicklung als junge Frau fühlte man sich Anfang 20 schon erwachsener und reifer als man nun die eigene Nachfolger-Generation einschätzt.



Die Tendenz zur Eliminierung von Unterschieden, zur Reduzierung von Konflikten und zur Rücknahme des Machtgefälles zwischen Mutter und Kind kann als positive Tendenz gesehen werden zur Normalisierung des Verhältnisses der Generationen. Während sich die Ablösung der Kinder-Generation in der deutschen Nachkriegszeit erst zuspitzte, scheint sie sich für die MSprecher-Mütter und deren Kinder wieder zu harmonisieren. Kleidungsstil, Musikgeschmack, Lebenswünsche und -Gewohnheiten und soziale Normierungen, die zwischen den Generationen für Spannungen und Konflikte sorgten, weil die Eltern ihre Restriktionen auf genau die Ebenen bezog, auf denen die Jugend sich zu unterscheiden suchte, sind zwischen der Generation MSprecher und ihren Kindern keine Konfliktpotenziale mehr.

Betrachtet man die angebotene Umgangsweise der Mütter des Samples einmal aus der Perspektive der pubertierenden Jugendlichen, fehlt es vielleicht an Unterscheidungsfeldern, auf denen man sich abgrenzen können, an thematischen Reibungsflächen, an denen in Auseinandersetzung, Verhandlung und Streit die eigene Position entwickelt und geschärft werden kann. Das ‚Überangebot‘ seitens der Mütter an Harmonie kann auch als Druck zur Harmonie empfunden werden und das ‚Überangebot‘ an Liebe(sbekundung) und Beziehungsangebot mag dazu führen, dass man sich als der ja faktisch weniger an (dieser) Beziehung interessierte Jugendliche entsprechend schlecht fühlt. Wichtige Funktionen der Pubertät wie die Identitätsfindung, die Ausbildung eines eigenen Wertesystems und die Hinwendung zu Gleichaltrigen werden, wenn die Mütter die Pubertät konstant aus dem Blickwinkel der ‚Beziehung‘ zwischen Mutter und Kind sehen, die sich dadurch ja ‚verschlechtert‘, somit tendenziell als (hoffentlich vorübergehende) ‚Probleme‘ und Störungen wahrgenommen und nicht als notwendige Abläufe des Erwachsen-Werdens.

#### 4.12 Vater-Mutter-Kind-Familie im Wandel

Nach dem ‚Golden Age of Marriage‘<sup>293</sup>, wie die 1950er und 1960er Jahre mit der Vater-Mutter-Kind-Familie als ‚Normalfamilie‘ in der Soziologie auch genannt werden, zeigt sich im Untersuchungszeitraum seit den 1970er Jahren eine Tendenz zur Deinstitutionalisierung dieser ‚Normalfamilie‘. Neben der Abnahme der normativen Verbindlichkeit der Ehe und der Ausdifferenzierung unterschiedlicher, kulturell akzeptierter möglicher Familienformen trägt dazu auch die Liebeskonzeption der Partnerschaften bei, die auch auf Elternpaare Anwendung findet. Nur eine glückliche Partnerschaft zum Kindesvater wird von der Kindesmutter aufrecht erhalten. Somit erscheint die vollständige Familie als eine Lebensform, die von den Anforderungen der Generation MSprecher an eine gelungene Partnerschaft abhängig ist. Die emotionale Intensität zwischen Mutter und Kind, welche die Mütter des Samples implizit und explizit als zentrales Merkmal der Mutter-Kind-Beziehung setzen, stabilisiert nur die Mutter-Kind-Relation, nicht die gesamte Vater-Mutter-Kind-Familie. Bei gleichzeitiger Destabilisierung der Eltern-Bindung und Marginalisierung der Vater-Kind-Bindung seitens der Mütter des Samples entsteht ein Ungleichgewicht der Bindungs-Intensitäten innerhalb der Familie. Die Familie erscheint im Licht der vorliegenden Texte nicht als eine homogene Lebens- und Beziehungsform, sondern als hoch ausdifferenziert in parallele Subsysteme von Bindungs-Einheiten unterschiedlicher Stabilität. Innerhalb bestehender Vater-Mutter-Kind-Familien ist die Rolle des Vaters der der Mutter deutlich untergeordnet und hat aus Sicht der Mütter wenig eigene Funktionen in der Familie, die über die Versorgungsleistung und eine möglichst positive emotionale Beziehung zum Kind hinausgehen. Da die Versorgung auch von den Müttern des Samples selbst übernommen werden kann und sie sich bezüglich der emotionalen Intensität der Vater-Kind-Beziehung überlegen fühlen, liegt hierin auch keine systemerhaltende Kraft. In vielen Texten des Samples geht es um die Regulation und tendenzielle Eliminierung väterlicher Autorität. Man tendiert dazu, die Vater-Rolle nur dann als positiv zu beschreiben, wenn sie Merkmalen der Mutter-Rolle aufweist, wie man sie für sich selbst als ideal empfindet.

Nicht nur der Kindesvater innerhalb der Vater-Mutter-Kind-Familie, auch der Ersatzvater innerhalb der Patchworkfamilie wird aus Sicht der Mütter tendenziell marginalisiert. Demgegenüber erscheint die Mutter-Kind-Familie im Lichte des Textkorpus als konstanter und nicht verhandelbarer Nukleus von ‚Familie‘.

---

<sup>293</sup> Das *Golden Age of Marriage* markiert geschichtlich den Zeitraum unmittelbar vor Beginn der neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland, die 68er-Bewegung fand bei seinem Ausgang ihren Höhepunkt. [http://de.wikipedia.org/wiki/Golden\\_Age\\_of\\_Marriage](http://de.wikipedia.org/wiki/Golden_Age_of_Marriage)

#### 4.12.1 Formale Übernahme des Ehe- und Familienmodells (MVorgänger) ohne seine normativen Implikationen

Die komplette Vater-Mutter-Kind-Familie ist im Textkorpus überwiegend die zunächst angestrebte Familienkonstellation. Bei 20 von 32 Müttern tritt die erste Schwangerschaft innerhalb einer Ehe mit dem Kindesvater ein (Partnerschaft, Heirat, Schwangerschaft). In neun Fällen wird eine Heirat mit dem Kindesvater bei eintretender Schwangerschaft nachgeholt (Partnerschaft, Schwangerschaft, Heirat).<sup>294</sup> Nimmt man alle Eheschließungen im Sample (29 von 32) mit dem Kindesvater zusammen, so spricht das für eine hohe Normalität der Ehe als Basis einer Familie im Sample.

Gleichzeitig werden wesentliche Einschränkungen bezüglich der Normalität der Familiengründung gemacht. Es ist üblich, aber nicht mehr notwendig oder selbstverständlich, im Kontext eines Kinderwunsches zu heiraten. M 14 und M 3 sind, nachdem eine Schwangerschaft eingetreten ist, von den Heiratsanträgen ihrer Lebenspartner überrascht und haben nicht von sich aus den Wunsch, den Vater ihres Kindes auch zu heiraten. M 14, die ihren Partner gezielt als Kindesvater gesucht und ausgewählt hat, will zwar mit ihm ein Kind zeugen, jedoch keine Ehe führen. Sie verwendet in der Erzählung eine Umkehrung der Eheformel ‚Ja, ich will‘ indem sie formuliert: „Ja, ich will jetzt nicht heiraten, ich will jetzt nur mal mit dem ein Kind kriegen“ (M 14: 4). M 3 ist fast empört, dass ihr Freund die Ehe vorschlägt und lässt sich nur zögernd darauf ein, die Option auf weitere Partner auszuschließen.

Ja, und dann ist der Peter eingezogen und hat sofort gesagt: „Wir heiraten.“ Und ich fand das total blöd, weil, ich konnte mir das überhaupt nicht vorstellen, dass ich auf einmal nur noch einen Freund hab. Also, das war da, das war mir vollkommen-. Habe ich mir gedacht: Nee, also, so nicht. (M 3: 3)

So normal es im Sample ist, den Vater des Kindes auch zu heiraten, so gefährdet ist die Dauer dieser Ehe und damit auch die Konstanz der Vater-Mutter-Kind-Familie. Die Ehe mit dem Kindesvater wird in keinem Fall aus sozialem Konsensdruck eingegangen. Traditionen, Normen und soziale Gepflogenheiten spielen für die Mütter des Samples keine Rolle. Man lebt meist schon in räumlicher Distanz von den Eltern und in einem sozialen Umfeld, das die Normen der Herkunftsfamilie nicht vertritt, wenn die Frage der Heirat virulent wird. In allen Fällen wird eine Heirat ‚nur wegen der Schwangerschaft‘ abgeschlossen. Es müssen immer die für die Heirat aus Sicht der Mütter notwendigen Emotionen vorliegen.

Die Partnerschaft mit dem Kindesvater wird demnach nicht nur freiwillig eingegangen, sondern auch freiwillig aufrecht erhalten. Hat man den Ablauf ‚Partnerschaft-Heirat-Schwangerschaft‘ in der im Untersuchungszeitraum kul-

---

<sup>294</sup> Eine Teilnehmerin bleibt mit dem Kindesvater unverheiratet zusammen (M12), eine Teilnehmerin wünscht keine Beziehung zum Kindesvater (M 8) und bei einer ist die Beziehung zum Kindesvater bei der Geburt des ersten Kindes bereits beendet (M 15).

turell üblichen Reihenfolge für sich eingehalten, bleibt damit noch die Frage der Konstanz und Belastbarkeit dieser statistischen Normal-Familie.

Die Generation MSprecher ist durchaus an einer konstanten Beziehung zum Kindesvater interessiert, und im Sample finden sich auch viele Beispiele dafür. Jedoch gilt für Partnerschaften, die andauern, die Regel: Eine Partnerschaft *muss* (nicht: kann) zum Glück der Partner beitragen und ihr Erhalt ist diesem persönlichen Glück nicht überzuordnen. Ein Verzicht auf Lebens- und Liebesglück zugunsten der Konstanz der Beziehung und des Erhalts einer vollständigen Familie kommt im Sample nicht in Frage. Diejenigen Frauen, die mit dem Vater ihres Kindes zusammen bleiben, begründen das ungefragt mit der guten Beziehung, die sie zu ihm als Partner haben. Einige weisen auch explizit darauf hin, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, so lange zusammen zu bleiben. Keine der Erzählungen lässt den Schluss zu, dass eine Partnerschaft wegen der Kinder aufrechterhalten wurde. Die von der Generation MSprecher gewünschte und nach Möglichkeit auch gelebte Beziehungskonstanz zum Kindesvater hat somit andere Werthaltungen zur Grundlage als die von der Generation MVorgänger gelebte Beziehungskonstanz. Die Unterschiede zum Lebensmodell der Vorgänger-Generation liegen zum einen darin, dass die Lebensform ‚Familie‘ zwar bevorzugt gewählt wird, die für die Vorgängergeneration damit verknüpften normativen Implikationen jedoch nicht mit als bindend übernommen werden.

Zum anderen sieht die Mütter-Generation des Samples eine Partnerschaft als individuelle Liebesbeziehung zwischen der Frau und ihrem Partner an und nicht als Grundlage und stabilisierendes Element von ‚Familie‘. Die emotionalisierte Liebe zu einem Partner ist für sie wichtiger Bestandteil eines ‚erfüllten Lebens‘ und damit höher zu bewerten als die stabile Beziehung zu *einem bestimmten* Partner. Eine Beziehung zum Kindesvater wird demzufolge nur so lange aufrechterhalten, wie sie zum persönlichen Lebensglück der Frau beiträgt. Aus Sicht des Samples ist für die Mütter eine defizitäre Paarbeziehung nicht auf Dauer tolerierbar, auch wenn es sich um den Kindesvater handelt und durch eine Trennung der Eltern die Familie nicht fortbestehen kann. Hier erweist sich das Erleben der Mütter, aus deren Sicht die ‚Welt‘ der Familien geschildert wird, als auffallend homogen. Auch die Gruppe im Sample, die in einer dauerhaften Partnerschaft mit dem Kindesvater lebt, unterscheidet sich nicht von der Gruppe, die sich vom Kindesvater getrennt hat im Hinblick auf zentrale Werte und Vorstellungen bezüglich der Relation von ‚Familie‘ und ‚Partnerschaft‘. Es werden nur solche Partnerschaften als dauerhaft und erhaltenswert beschrieben, bezüglich derer keine emotionalen oder andere Defizite thematisiert werden. Es gibt damit keinen Hinweis im Textkorpus, dass man emotionale Defizite in Kauf zu nehmen bereit ist, um die komplette Familie zu erhalten. Wird eine Beziehung zum Kindesvater im Sample in irgendeiner Form problematisiert, wird sie auch nicht aufrechterhalten. Die Konstanz der Partnerschaft ist also auch in den Fällen dauerhafter Partnerschaften nicht mehr selbstverständlich.

Ja, ich möchte damit beginnen, dass ich mit 23 Jahren meinen jetzigen Ehemann kennen gelernt habe, mit dem bin ich seit August diesen Jahres seit 24 Jahren verheiratet, auch eher ungewöhnlich. (M 31: 1)

Die Vater-Mutter-Kind-Familie steht und fällt also damit, ob die Bedingungen der Liebeskonzeption von MSprecher erfüllt sind. Jenseits davon stehen ihr keine Erhaltungs- und Stabilisierungs-Systeme zur Verfügung. Die vollständige Familie als Vater-Mutter-Kind-Familie ist damit einem anderen System untergeordnet, der wie gezeigt fragilen und jederzeit von Auflösung bedrohten Liebeskonzeption der Partnerbeziehung.

Die Welt des Kindes wird dementsprechend überwiegend von der Mutter gestaltet. Die Partnerschaft der Mutter zum Kindsvater ist Voraussetzung dafür, dass dieser in der Mutter-Kind-Familie mitleben kann. Ob er innerhalb der Vater-Mutter-Kind-Familie verbleiben darf, hängt von der Beziehungsqualität zur Kindesmutter ab und nicht von der Beziehungsqualität zum Kind.

Dem Kindsvater wird jedoch auch in der Vater-Mutter-Kind-Familie kein gesondertes Aufgabenfeld im Leben des Kindes zugestanden. Aus Sicht der Mutter (MSprecher) ist die Vater-Rolle nicht als selbstständige Rolle definiert. Es bleibt in den Texten signifikanter Weise offen, welche spezifische oder gar unersetzliche Funktion der Vater für das Kind haben könnte. Die Mutter leistet die emotionale Grundversorgung des Kindes und bildet mit dem Kind den Nukleus der Vater-Mutter-Kind-Familie, der auch potenziell gegenüber dem Vater abgeschlossen werden kann. Der Vater steht dem Kind damit nur optional als Bezugsperson innerhalb der Familie zur Verfügung.

Im Vergleich zur Vorgänger-Generation (MVorgänger) erscheint der Familienbegriff in der Sample-Generation reduziert um Normen und Pflichten und erweitert um das Gebot von Glück und Freiwilligkeit, was die Eltern-Beziehung betrifft.

<b>Merkmale ‚Familie‘ MVorgänger</b>	<b>Merkmale ‚Familie‘ MSprecher</b>
Zeitkonstant: nicht limitiert	Zeitvariabel: auf Zeit
Personenkonstant: Vater-Mutter-Kind	kernkonstant (Mutter-Kind) und randvariabel (Vater-Partner-Leerstelle)
alternativlos	Alternativen möglich
Basis: Liebe, Rollen, Pflichten, Normen	Basis: Liebe, Glück, Freiwilligkeit
Ziel/Aufgabe: Erziehung, Wirtschaftsgemeinschaft, sozial kleinste Einheit des Staates	Ziel/Aufgabe: Beziehung in parallelen Subsystemen: Mutter-Vater, Mutter-Kind (Vater-Kind)
<b>Familien-Modell (MVorgänger) = ‚Vater-Mutter-Kind-Familie‘</b>	<b>Familien-Modell (MSprecher) = (Vater)-Mutter-Kind-Familie</b>
Konstanz der kompletten VMK-Familie hochrangiger als ‚Glück‘ (Paar)	‚Glück‘ hochrangiger als Konstanz der kompletten VMK-Familie
Glück < Dauer (Elternpaar)	Glück > Dauer (Elternpaar)
Liebesbeziehung < Familie	Liebesbeziehung > Familie
Paar = Teil der Familie (Inklusion)	Paar ≠ Familie (potenziell disjunkt)

Ehe und Vater-Mutter-Kind-Familie gewährleisten damit im Licht des Samples nicht mehr Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit wie das noch im Ideal-Modell der Generation MVorgänger der Fall war. Der Familienbegriff kann variieren, da mehrere Formen von Familie lebbar erscheinen, die der Vater-Mutter-Kind-Familie gegenüber nicht dramatisch defizitär erscheinen. Mutter-Kind-Familien sind nicht nur mangelhafter ‚Ersatz‘ für die getrennte ‚vollständige‘ Vater-Mutter-Kind-Familie, sondern werden auch in einigen Fällen bereits als ‚Familie‘ angestrebt.<sup>295</sup> wie bei M 8, die den Kindesvater von vornherein ausschließt, oder bei M 22, die den Kindesvater nicht vermisst und den neuen Partner als Fremdkörper in ihrem Mutter-Kind-System betrachtet. Damit ist der Begriff ‚Familie‘ im Sample tendenziell individualisierbar. Die jeweils eigene gelebte Variante von ‚Familie‘ ist Familie. Auch Familien-Entwürfe ohne den Kindesvater sind denkbar und lebbar.

<sup>295</sup> M 8, M 15, M 14, M 11 stellen sich nicht als defizitär-alleinerziehend dar, sondern wünschen die Mutter-Kind-Familie

#### 4.12.2 Höherrangigkeit und Autonomie der Kindesmutter in der Familie

Die Höherrangigkeit und Autonomie der Kindesmutter spielt in ihrer Schilderung des Kindesvaters eine große Rolle. Er ist in die Erziehungs- und Lebenskonzepte der Kindesmutter zwar optimalerweise kollisionsfrei integrierbar, wird aber in der Regel nicht als Gegenpol gesehen, mit dem man in der Auseinandersetzung und Abgleichung der Vorstellungen zu einer gemeinsamen und gleichwertigen Elternschaft kommt. Die aus Sicht der Mütter der ‚väterlichen‘ Seite zugerechneten Konzepte von Erziehung sind gleichzusetzen mit Normierungen und ‚Autorität‘, was von den Müttern normaler Weise abgelehnt wird. Die Mütter neigen dazu, ihr Konzept von ‚Liebe und Nähe‘ als höchstrangig anzusehen und ihr Blick auf den Kindesvater ist nur dann positiv, wenn er das von ihnen bevorzugte Konzept (mit-)lebt.

Damit ist in der Sicht der Mütter eine Tendenz zur Angleichung der Rollen und Aufgaben des Vaters an die Mutter-Rolle festzustellen, jedoch immer vor dem Hintergrund der beschriebenen Rangfolge. Die Mutter ist dem Vater in der Beziehungsintensität zum Kind überlegen und bestimmt letztlich indirekt auch in vielen Fällen darüber, ob er in der Familie verbleiben kann. Wie gezeigt gehen die Eltern-Trennungen im Sample fast ausschließlich von den Frauen aus.<sup>296</sup>

Eine gesellschaftliche Anpassung des Kindes, die ja eine autoritäre Instanz im Familiensystem erst notwendig machen würde (Aufstellen und Überwachung von Regeln, Strafen bei Normverletzungen) ist von den Müttern im Sample wie gezeigt nicht hoch bewertet. Ein normierter, strukturierter Familienalltag wird nicht gesucht, Disziplin und Leistungsorientierung werden tendenziell abgelehnt. Gerade in diesen Feldern sind nun die Kindesväter (wie sie durch die Kindesmütter beschrieben werden) offensichtlich aktiv. Sie werden jedoch in ihren regelnden Tendenzen meist eingeschränkt oder abgewehrt (Ausnahmen: M 26, M 9). Die Mütter des Samples, die mit dem Kindesvater in der Familie zusammen leben, beschreiben ihren Partner entweder als ihnen gegenüber unterlegen, was seine Fähigkeiten im Umgang mit den Kindern anbelangt, und setzen ihr bevorzugtes Konzept des reaktiven Umgangs mit Bedürfnissen des Kindes im Konfliktfall durch, oder der Kindesvater stimmt mit ihnen bezüglich des bevorzugten Erziehungs-Konzeptes überein.

Hier deuten sich in den Texten auch Defizite bezüglich traditioneller Familienaufgaben an. Kontrollierende und normierende Aufgaben gegenüber den heranwachsenden Kindern scheinen von der Familie beispielsweise nicht mehr notwendig erfüllt zu werden. Wo sie nötig erscheinen, etwa bei Normverletzungen und Regelverstößen (Drogen, Alkohol, Klauen, defizitäre Lerndisziplin) werden sie unterlassen oder auch stillschweigend an Personen und Institutionen außerhalb der Familie delegiert.<sup>297</sup> M 28 findet es beispielsweise ‚klasse‘, dass der Sohn durch ständige Polizeikontrollen auf Drogen und Alkohol „we-

---

<sup>296</sup> Siehe Tabelle Lebensformen am Schluss dieses Kapitels.

<sup>297</sup> Kinderfrau (Schlafdisziplin), Lehrer (Lerndisziplin), Polizei (Drogenkonsum führt zu Führerscheinenzug), Judo-Lehrer (von ihm nimmt der Sohn Regeln an) etc.

der das eine noch das andere“ anrührt, setzt ihm selbst diesbezüglich allerdings keine Schranken.

Wir hatten auch sehr viel Polizeibesuch, weil sie ihn dauernd kontrolliert haben mit dem Auto. Und zuerst hat er ganz bunte Haare gehabt, dann hat er 'ne Glatze gehabt, ist mit so Ami-Klamotten und Stiefeln rumgelaufen. Sein Auto war wie eine Müllkippe, und, ja, die haben ihn also ständig kontrolliert, auf Drogen und auf Alkohol, was zur Folge hatte, dass er davon weder das eine noch das andere angerührt hat. Das fand ich natürlich klasse. (M 28: 8)

Die Mutter sieht sich dem Vater nicht nur in der Funktion der Hauptbetreuerin und Haupterzieherin und als konstante Bezugsperson für das Kind überlegen, auch ihre Beziehungsintensität zum Kind wird von ihr durchgehend höherrangig eingeschätzt. Im Fall einer Trennung bleibt somit in allen Fällen des Samples das Mutter-Kind-System konstant, und auch hier wird, wenn überhaupt, mit der Beziehungsintensität zwischen Mutter und Kind argumentiert wie bei M 29. „Es war ganz klar: Ich bin die Mutter, ich bin ihnen nah, und ich werde die ihm [Kindesvater] auch niemals lassen.“ (M 29: 7)

#### *4.12.3 Konstanz des Mutter-Kind-Systems nach Trennung und Scheidung*

Eine vollständige VMK-Familie mit dem Kindesvater auf Basis einer Ehe ist im Sample die bevorzugte Ausgangs-Konstellation einer Familie. Davon abweichende Konstellationen sind jedoch ebenfalls lebbar, ohne Konflikte mit dem bestehenden Normensystem auszulösen. Die Vater-Mutter-Kind-Familie wird zwar gelegentlich als optimal für die Kinder beschrieben, aber für ihren Erhalt gibt es seitens der Mütter kaum Investitions-Leistungen. Die in der Folge einer Trennung des Elternpaares entstehende veränderte Familienkonstellation muss dann von allen Beteiligten in Kauf genommen werden. In den Kern der Familie rückt in diesem Fall die Mutter-Kind-Konstellation, die später meist ergänzt wird um den neuen Partner der Mutter.

Die Liebeskonzeption nach dem Modell der ‚romantischen Liebe‘ birgt Konfliktpotenzial für die ‚Vater-Mutter-Kind-Familie‘. Wo es zur Trennung der Kindesmutter vom Kindesvater kommt, wird die Vater-Mutter-Kind-Familie auch räumlich und sozial aufgelöst. Wenn die Ehe scheitert, scheitert damit auch die Vater-Mutter-Kind-Familie.<sup>298</sup>

Entscheidend für den Erhalt der Eltern-Beziehung ist, ob diese zum Glück der Partner beitragen kann. Insofern ist das Liebes-Paar zwar in der Regel die Gründungs-Konstellation der Familie, aber nicht unbedingt zeitkonstanter und stabilisierender Kern der Familie. Der Wunsch nach einer glücklichen Partnerschaft steht weit über dem Wunsch nach einer konstanten Partnerschaft. Trennungen der Mutter vom Kindesvater sind im Sample entsprechend häufig.

---

<sup>298</sup> Dies gilt im selben Maße für nicht-verheiratete Elternpaare und, wie zu zeigen ist, auch für Stieffamilien, in denen der neue Partner als Vater-Figur für die Kinder fungiert.



Ein Erhalt der Familie um der Kinder Willen, aus Sorge um gesellschaftliche oder familiäre Sanktionen oder als wirtschaftliche Versorgungsgemeinschaft ist im Sample nicht anzutreffen. Begründungen von Trennungen stehen durchgehend in Relation mit einer nachlassenden emotionalen Qualität der Beziehung oder einer emotional intensiveren anderen Liebschaft, für die der Kindesvater verlassen wird. Die Partnerschaft zwischen Frau und Mann erscheint auch im Kontext einer Familiengründung als emotionale Partnerschaft und hat im Licht des Samples nicht notwendig zusätzliche Funktionen. Zwar versorgt in vielen Fällen der Ehemann die Familie wirtschaftlich (mit), doch kann bei einer Trennung diese Komponente auch von der Frau oder über eine Unterhaltsregelung gesichert werden.

Trennungsgründe des Elternpaares betreffen immer den hochrangigen Wert ‚Glück‘. Konflikte zwischen dem hochrangigen Wert des individuellen Glücks in einer emotional aufgeladenen Partnerschaft und dem durchaus bestehenden Wunsch nach einer konstanten und kompletten Vater-Mutter-Kind-Familie (im Sinne der Kinder) werden von den Müttern des Samples immer zugunsten ihres individuellen Glücks gelöst. Kinder haben aus Sicht der vorliegenden Texte keinen direkten oder indirekten positiven Einfluss auf die Qualität oder die Dauer einer Partnerschaft zwischen Mutter und Vater.<sup>299</sup>

Also, das [die Trennung] war schon sicher für die Kinder 'ne schwierige Zeit, ja. Aber wir konnten es nicht vermeiden und haben es nicht vermieden. Im Nachhinein, für mich persönlich war es richtig, also, zu dieser Überzeugung komme ich immer wieder. (M 19: 8)

Ein neuer Partner kann in die Mutter-Kind-Familie aus Sicht der Mütter meist problemlos integriert werden, jedoch ist er nach der gezeigten Logik der Texte nie mit den gleichen Rechten ausgestattet wie die Kindesmutter, die bereits in der Vater-Mutter-Kind-Familie als letzte Entscheidungsinstanz bezüglich der Kinder auftritt. Beschriebene Konflikte zwischen den Kindern und dem neuen Partner werden in der Regel marginalisiert, die Vorteile des neuen Partners für die Kinder werden, sofern er sich gut integriert, dagegen betont. Insofern erstaunt es nicht, dass aus Sicht vieler getrennter Mütter die Familien-Konstellation Mutter-Partner-Kind durchaus mit der Vater-Mutter-Kind-Familie äquivalent zu setzen ist. Aus ihrer Perspektive ist es wichtig, dass sie über den ‚richtigen‘ Partner im Familiensystem verfügten als dass ihr Kind den eigenen Vater innerhalb der Familie zur Verfügung hat. Damit ist für diese Mütter die Figur des ‚Vaters‘ in der Familie austauschbar, während die Positionen der Mutter und die des Kindes unverrückbar und stabil sind.

Der Erhalt der Familie ist also immer der gelingenden Beziehung des Elternpaares zu verdanken. Diese verfügt jedoch über keine stabilisierenden, schützenden Systeme. Die Vater-Kind-Beziehung erscheint im Vergleich zur Vorgänger-Generation zwar emotional intensiviert, jedoch hat sie aus Sicht der

---

<sup>299</sup> Der Kinderwunsch kann den Wunsch nach einer Partnerschaft auslösen. Eine Partnerschaft wegen des Kindes aufrecht zu erhalten gelingt nicht: Versuche in diese Richtung scheitern, wie bei M 24, M 17 und M 29.

Mütter keine eigene Rollen-Definition. Der Kindesvater ist in den Erzählungen vieler Mütter (MSprecher) in der Familie nicht vergleichbar präsent wie sie selbst. Im Alltag der bestehenden Familie ist er potenziell verzichtbar (M 4, M 20, M 18) und bei Trennungen wird er im Sample immer aus der Familie ausgeschlossen. Die Mutter-Kind-Beziehung dagegen ist sowohl im Alltag stark ausgeprägt als auch im Trennungsfall unhinterfragt stabil. Die hohe Beziehungsintensität zwischen Mutter und Kind trägt also nicht zur Stabilisierung des Gesamt-Systems der Familie inklusive Vater bei, sondern zählt sozusagen nur auf die Konstanz der Mutter-Kind-Familie ein.

Der Fortbestand der Mutter-Kind-Familie ist im Sample der Normalfall bei Trennungen.<sup>300</sup> Sie wird zwar teilweise als defizitär dargestellt insofern, als man sich für die Kinder den Erhalt der Vater-Mutter-Kind-Konstellation gewünscht hätte, erscheint aber im Sample gleichzeitig als faktisch untrennbare und nicht weiter teilbare ‚Kernfamilie‘. Damit steht die Mutter-Kind-Familie nicht nur zahlenmäßig im Sample etwa gleichberechtigt neben der Vater-Mutter-Kind-Familie, auch wenn die vollständige Vater-Mutter-Kind-Familie als Gründungs-Konstellation bevorzugt wird.<sup>301</sup>

#### *4.12.4 Kindesvater als positiv-neutrale Randfigur der Mutter-Kind-Familie*

Die Kindesväter werden im Sample sehr heterogen dargestellt. Die Extrempositionen reichen vom bloßen biologischen Erzeuger wie bei M 8 bis zum zeitweise annähernd gleichwertigen Miterzieher des Kindes (M 9, M 10, M 27). Als Haupt- oder Alleinbetreuer des Kindes sieht sich jedoch durchgehend die Kindesmutter selbst. Als Miterzieher wird dem Kindesvater aus Sicht des Samples tendenziell keine eigene Position und Rolle zugestanden. Er vertritt entweder das gleiche erzieherische Konzept wie die Kindesmutter und unterstützt sie in Erziehungsfragen, oder er weicht von ihrem erzieherischen Konzept in Richtung ‚Autorität‘ ab, was durchgehend problematisiert wird. Ein Fall von Gleichwertigkeit der Eltern bezüglich der Beziehungs-Intensität zum Kind ist im Sample nicht vertreten. M 3, M 11 und M 10 schildern eine innige Beziehung der Kinder zum Vater, doch wird dieser Kindesvater trotzdem zeitweise aus dem Familienalltag ausgeschlossen. M 11 trennt sich vorübergehend vom Vater ihres Kindes und verbringt ein halbes Jahr mit dem Kind in Italien, wobei sie nichts darüber sagt, dass das einer faktisch langen Trennung von Kindesvater und Kind gleichkommt. M 14 ist ebenfalls zeitweise vom Kindesvater getrennt, der später als ihr Lebenspartner wieder die Vaterrolle übernimmt, jedoch mit den im Sample üblichen Einschränkungen. Er steht als Partner au-

---

<sup>300</sup> Eine Vater-Kind-Familie unter Ausschluss der Mutter ist nach allem, was über die Bindungs-Konstanz zwischen Mutter und Kind gezeigt werden kann aus Sicht der Mütter nicht vorstellbar.

<sup>301</sup> Der Kindesvater wird nach einer Trennung von der Mutter-Kind-Familie distanziert (anderer Ort, eigene, neue Familie, kein Kontakt, seltener Kontakt zum Kind, M 13, M 8, M 17, M 1). Auch wenn er weiterhin mit dem Kind Umgang haben kann, hat er keinen Einfluss mehr auf die verbliebene Mutter-Kind-Familie.

Berhalb der Mutter-Kind-Beziehung und wird von der Kindesmutter bezüglich eigener erzieherischer Vorstellungen mit aus Sicht der Mutter ‚autoritären‘ Anklängen abgewehrt.

Die meisten Mütter im Sample wählen in der Erzählung über ihr Leben als Mutter die Ich-Form und bleiben auch dabei, wenn es um Erziehungsfragen oder Erlebnisse mit den Kindern geht. Man gewinnt den Eindruck, dass auch verheiratete Mütter, die mit dem Kindsvater während der Kinderzeit zusammen lebten, sich als Entscheidungsinstanz und zentrale Bezugsperson des Kindes betrachten. Einige von ihnen bezeichnen sich auch als ‚alleinerziehend in Anführungszeichen‘, da sie den Kindsvater als zu wenig anwesend im Familienalltag erleben (M 4, M 18, M 20). ‚Wir‘ heißt dann überwiegend ‚Ich und die Kinder‘. Andererseits überwiegt in einigen Erzählungen ein ‚Wir‘, das den Kindsvater mit einschließt.<sup>302</sup> Eine gewisse Gleichwertigkeit der Eltern bezüglich der Entscheidungskompetenz in Erziehungsfragen oder der Betreuung (nicht der Beziehungs-Intensität) tritt immer zusammen mit einer Beziehungskonstanz zwischen Kindesmutter und Kindsvater auf (M 3, M 25, M 10, M 26).

In vielen Erzählungen des Samples bleibt der Kindsvater eine Randfigur.

Mein Mann (war) kaum da. Der war wirklich abends eigentlich immer erst da, manchmal hatte er Wochenenddienste. Teilweise hat er auch in 'ner anderen Stadt gearbeitet und ist immer gependelt. Er hat zwar immer sich bemüht, abends heimzukommen, aber das war oft, dass dann die Kinder schon im Bett waren, oder es war wirklich nur noch ganz spät. Er war schon sehr präsent, irgendwie, aber war in der Realität, im Alltag nicht da, viele Jahre lang. (M 20: 13)

Der Kindsvater wird meist als zusätzliche, der Mutter nachgeordnet agierende Bezugsperson für das Kind dargestellt. Sie verbringt in fast allen Fällen mehr Zeit mit den Kindern, was oft auch daran liegt, dass der Kindsvater beruflich tagsüber abwesend ist. Die Kinderbetreuung durch den Kindsvater erfolgt aus Sicht der Texte überwiegend kompensierend, das heißt er springt abends oder am Wochenende ein, wodurch die Kindesmutter mehr beruflichen Freiraum erhält.

So ein bisschen schlechtes Gewissen hatte ich zwischenzeitlich, so dass ich wirklich versucht habe, den Nachmittag für meine Kinder freizuhalten und dann erst am Abend zu arbeiten oder am Wochenende zu arbeiten, wenn mein Mann dann sich auch ein bisschen drum kümmern konnte. (M 23: 2)

Außer M 9, die ihren Mann in der Pubertät des Sohnes als hilfreich empfindet, beschreiben sich die Mütter tendenziell als dem Vater in Alltagsversorgung und ‚Beziehung zum Kind‘ überlegen, ausgenommen bleibt hier die finanzielle Familienversorgung und die Unterstützung der Kindesmutter bei ihrer beruflichen Entwicklung, wobei der Vater hier als Helfer der Mutter gesehen wird und

---

<sup>302</sup> ‚Wir‘ sagen im Zusammenhang mit dem Kindsvater häufig M 11, M 21, M 25, M 26, M 30 und M 31.

dafür, wie im Beispiel von M 25, ausdrücklich gelobt wird, was wiederum zeigt, wie wenig selbstverständlich für sie das väterliche Engagement zu Hause ist.

Er hat dann mit den Kindern Sachen unternommen, so dass ich dann auch mal wirklich mal mein Arbeitszimmer für mich alleine hatte, ohne dass mir irgendwo jemand rumgesprungen ist, dass ich auch in Ruhe lernen konnte. Also, ich kann meinem Mann da in dem Moment nur höchstes Lob aussprechen: Ohne ihn wäre es nicht gegangen. (M 25: 5)

M 18 spricht beiden Vätern ihrer drei Kinder ab, dass man mit ihnen die „Alltagslogistik“ der Familie bewältigen kann.

Ich habe dann eine eigene Wohnung gehabt, habe mir ein Au-pair-Mädchen genommen, weil ich wusste, die Alltagslogistik kann ich nicht mit meinem Mann bewerkstelligen. Auch mit dem heutigen nicht. Das kann man überhaupt nicht mit Männern, aber mit dem schon gar nicht. (M 18: 3)

Ihr erster Mann und Vater der beiden älteren Söhne war ihr zu unzuverlässig.

Er war manchmal da, manchmal nicht da, der klassische Wiener – ich sage immer: „Kumm i heid net, kumm i moagn.“ So war er. Und ich war dann zusehends frustriert mit der Situation, so ganz alleine zu sein mit der Aufzucht meiner Kinder und meinem Studium und eben dieser Situation, dass mein Mann auch nicht so als ein richtiger Familienvater sich entwickelt hat und die Verantwortung nicht richtig mit übernommen hat. (M 18: 2)

Der zweite Mann allerdings erscheint ihr bei seinem ersten Sohn (ihrem dritten) zu engagiert. Dadurch wird für sie die „Erziehungsarbeit ... unglaublich anstrengend“. M 18 braucht „niemand“, ihr hat „keiner reinzureden“.

Also, diese Erziehungsarbeit ist, finde ich, unglaublich anstrengend. ... Und bei mir ist die Besonderheit noch, dass ich halt die ersten Jahre alles alleine gemacht habe. Ich kann's sowieso, ja. Ich schaff das alles, ich brauch niemand, ich mach das alleine, und mir hat da auch keiner reinzureden, und ich mach das so. Und das ist auch ein Knackpunkt, wo mein Mann auch nicht locker lässt und sagt: „So geht's nicht. Du kannst nicht alles alleine entscheiden!“ (M 18: 8f)

Wo der Kindesvater positiv beurteilt wird, werden Entscheidungen und Verhaltensweisen im Einklang mit eigenen Werten (MSprecher) empfunden. Gelobt werden Verhaltensweisen, die die Mütter selbst im Umgang mit dem Kind bevorzugen (Liebe, Nähe, Vertrauen). Hat der Kindesvater andere Erziehungsvorstellungen als die Kindesmutter, ist dies immer konflikträchtig. Väterliche Autorität wird, wenn sie erwähnt wird wie bei M 14, M 2, M 23 und M 25, immer abgewehrt. M 25 verteidigt ihr Erziehungs-Prinzip „Vertrauen gegen Vertrauen“ gegen den Ehemann, der kritisiert, dass sie den Kindern zu viel durchgehen lässt.

Ich habe da vielleicht manchmal öfter nachgegeben auch als mein Mann, das hat dann manchmal bisschen zu Diskrepanzen geführt. Mein Mann sagte: „Du lässt den Kindern zu viel durchgehen. Du bist zu einsichtig in manchen Dingen.“ Gut. (M 25: 9)

Auch M 14 grenzt den Kindesvater bezüglich seiner Erziehungsversuche ein, wenn diese in Richtung Struktur, Regeln und Autorität oder Verbote gehen.

Und das waren dann so unsere Konflikte, dass er, wenn's schwierig wurde, meinte, der Tim sollte mehr Regeln kriegen, mehr nicht dürfen, mehr – „Da muss man eben ‚dadada‘ machen“, also, der war so irgendwie und hat auch den Tim viel angepöfeln, viel rumgestritten mit ihm. Und ich war schon oft in der Rolle, dass ich mich da dazwischengeklemmt habe oder es ihm einfach verboten habe. (M 14: 10)

M 23 sieht es als für ihre Beziehung zu den Kindern als existenziell an, dass sie nichts Erzieherisches von Seiten des in ihren Augen zu strengen Kindesvaters zulassen darf, wo sie „überhaupt nicht dahintersteht“:

Zum Beispiel, ganz blödes – nein, es ist kein blödes Beispiel: Zum Beispiel, dass die auch mal am Abend weggehen dürfen, so bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Oder dass sie vielleicht auch mal eine Jeans tragen, wie man damals getragen hat, eine Marken-Jeans. Solche Dinge. Ganz simple Dinge. Oder dass man vielleicht auch mal in seinem Zimmer nicht so den Schreibtisch aufgeräumt hat, weil ich sage, da sind die Kinder ab einem gewissen Alter allein verantwortlich. Und wenn die da so leben und hausen – ich geh da nicht rein! Irgendwann lernen sie das. Also, das war ein ganz großer Knackpunkt, dass er dann reinging und zack, und der Tisch war leer. Wo ich immer dachte: *Das geht so nicht, denn dann verlier ich selber als Mutter auch den Kontakt zu meinen Kindern. Wenn ich etwas zulasse, wo ich überhaupt nicht dahinterstehe.* (M 23: 4)

M 14 beschränkt den Einfluss des mitlebenden Kindesvaters wie gezeigt dadurch, dass sie als „Anwalt“ des Kindes diesen in seinen Möglichkeiten beschränkt und Umgangs- und Erziehungsfragen als Letztinstanz entscheidet.

M 2 berichtet von einem 4-wöchigen Urlaub, während dessen der in der Familie mitlebende und sie versorgende, aber nicht erzieherisch als Vater-Ersatz agierende Partner von M 2 erstmals allein für ihre drei heranwachsenden Töchtern zuständig ist. Er zeigt während der Abwesenheit der Kindesmutter umgehend autoritäre Tendenzen, wobei M 2 es interessanter Weise gerade seiner Unsicherheit zuschreibt, dass er gleich „den starken Max“ macht. Dass er Pflichten („ihr müsst das“) und Regeln („Plan ist folgender“, „so wirds gemacht“) einführt, stößt bei den Kindern auf Widerstand, sie sprechen ihm seine ‚Autorität‘ ab, die er wohl zu dem Zeitpunkt das erste Mal (von M 2) ungebremst einsetzt. Das Argument der Kinder ist, dass er nicht der „Papa“ ist, wobei sie übersehen, dass sie auch in seinem Haus leben, das er zusammen mit M 2 und den Kindern bewohnt. Das Ereignis wird von M 2 neutral berichtet, sie nimmt keine Wertung vor, berichtet aber von fortgesetzten „Reibereien“, die sie mit ihm wegen der Kinder hat, wobei implizit klar wird, dass er mehr Regeln möchte und M 2 weniger.

Gut, [mein Partner] und ich, wir haben ziemlich viele Zoffs gehabt, weil wir uns natürlich auch zusammenraufen mussten, denn mit 3 Kindern noch dabei, das gab also schon immer wieder Reibereien. Ich bin mal, habe ich 'ne längere Reise gemacht, 4 Wochen, und dann hat der Y. so lange sich um die Kinder gekümmert. Die waren da aber schon 'n bisschen größer, die waren da schon so 15, 16, so was. Aber da hat er natürlich dann auch in seiner Unsicherheit – er ist ja auch jünger als ich

und hatte nix mit Kindererziehung zu tun gehabt – hat er dann so 'n bisschen den starken Max da, so: „Ihr müsst jetzt das“, und „der Plan ist Folgender und so wird es gemacht.“

Und wenn die dann was anders wollten, dann sind sie aneinander geraten, bis es darin eskalierte, dass die mal zum ihm gesagt haben: „Du hast uns überhaupt nichts zu sagen, weil du bist ja gar nicht unser Papa“, so ungefähr, ne. (M 2: 22)

Kindesväter sind auch dann der Kritik durch die Kindesmutter ausgesetzt, wenn sie in ihrem Verhalten nicht hinreichend dem (mütterlichen) Gebot von ‚Liebe und Nähe‘ zu entsprechen scheinen. Dabei wird der Kindesvater häufig auch von der Mutter (MSprecher) selbst durch deren Intensivierung der Mutter-Kind-Beziehung abgegrenzt.<sup>303</sup> M 32, deren Ehemann offensichtlich sehr viel für die drei Kinder tut, ihnen als junge Erwachsene je ein Auto kauft und auch sonst viel ermöglicht, wirft ihm vor, den Kindern nicht genug „Gefühl“ zu zeigen.

Ja, als Vater... Also, ich denke mal, er empfindet sich als guten Vater, wobei er das meiner Ansicht nach zu sehr am Geld festmacht, ... Und das geht mir halt zuviel auf diese Schiene, egal, ich sage ja jetzt: Auto, wohnen, Schule, Ausbildung... also, klar, er ermöglicht das ja im Endeffekt schon irgendwo. Aber das macht für mich jetzt nicht so den wirklich guten Vater aus, weil, da hat man ja auch so seine Vorstellung, oder seine Wunschvorstellung. Und für meine Tochter hätte ich mir gewünscht, dass er ihr so mehr das Gefühl der Prinzessin so gibt, ja, das Gefühl, das jede Tochter, glaube ich, ganz gerne hat, so der Sonnenschein vom Papa zu sein oder so. Und er kann das nicht. Nicht, dass der das nicht will, aber er ist halt jetzt nicht so der Typ, der Gefühle zulässt oder zumindest zeigen kann, halt.

Und das ist was, was, ja, dann er unseren Kindern im Endeffekt auch dann vorenthalten hat, halt. So, dass man sagt: „Ach, komm, hast du gut gemacht“, und „Ich nehm dich mal in den Arm“ und so - das fehlt. Das fehlt völlig. Und das tut mir dann schon irgendwo auch ein biss'l weh, und ich kann das nicht alles kompensieren und zusätzlich geben. Also, ich geb, so viel es geht. ... Aber so diese Vaterseite, in dem Sinne, das fehlt. (M 32: 15f)

Die Bandbreite der Beschreibungen umfasst auch den Kindesvater, der über seine biologische Vaterschaft hinaus keine Rolle mehr im Familiensystem spielt. M 8 entscheidet sich von vornherein gegen eine Beziehung zum Kindesvater, der nur ein ‚One-Night-Stand‘ war. Er spielt im weiteren Leben keine Rolle für sie und damit auch nicht (aus ihrer Sicht) für das Kind. Nicht der folgende Ehepartner, aber der zweite Ehemann von M 8 wird zum „emotionalen Papa“ (M 8: 19) der inzwischen 9-jährigen Tochter bis zur Beendigung dieser Ehe, wobei die Tochter dann schon erwachsen ist. In der Vorstellung von M 8 sind Vater-Figuren im Familiensystem jedoch nicht notwendig. Während sie selbst als Kind ihren Vater gebraucht hatte („Und für mich war mein Vater ja wichtig.“ M 8: 18), definiert sie die eigene Familie als reine Mutter-Kind-Familie.

---

<sup>303</sup> Vgl. Mutter-Kind-Enklave und das Thema Kind als zentraler ‚Beziehungspartner‘, M 12 und M 14.

Die Entscheidung, die ich ja getroffen habe, war von Anfang an, weil ja der Vater nie da war: Ich und die Alina (Tochter), wir, bauen uns ein Leben auf, gemeinsam, und das ist letztendlich für mich bis heute die Entscheidung, die ich trage, ja, so. (M 8: 18)

So wie M 8 die soziale Vaterschaft des biologischen Vaters ihres Kindes ausschließt, weil er nicht als Partner für sie in Frage kommt, scheint die gelebte soziale ‚Vaterschaft‘ generell an eine bestehende Liebesbeziehung zur Kindesmutter gebunden zu sein. Mit der Beendigung der Beziehung kann die soziale Vaterschaft, also Umgang und Vater-Rolle für das Kind, ebenfalls beendet sein. Mit der Aufnahme einer weiteren Liebesbeziehung kann dagegen der Wunsch der Kindesmutter verbunden sein, dass der neue Lebenspartner auch eine soziale Vaterschaft für das Kind übernimmt.

M 15 vergleicht die Vater-Rolle ihre Lebenspartners (und leiblichen Vaters ihrer jüngeren Tochter) mit der Vater-Rolle des biologischen Vaters ihres Sohnes.

Ja, und da beginnt eben so jetzt der Abschnitt des Mutterdaseins mit dem ersten, also, mit meinem Sohn. Ich habe ja nur einen Sohn und eine Tochter. Und gleichzeitig war allerdings auch die Beziehung zu dem Vater als, sagen wir, als Liebesbeziehung beendet. (M 15: 3)

Aus Sicht des Sohnes geht M 15 davon aus, dass der neue Partner und Stiefvater nun „sein allerliebster Papa“ ist, den er auch als Vater anerkennt, während der leibliche Vater keine große Rolle mehr für ihn spielt. Als Begründung gibt M 15 die größere emotionale Nähe des Sohnes zu seinem Stiefvater an, wobei die räumliche Nähe hier durchaus mit gemeint ist. Während der Sohn zum leiblichen Vater „nie Papa sagen“ würde, nennt er den Stiefvater ‚Papa‘, „verständlicherweise“, findet M 15, da der immer im gleichen Haushalt mit dem Kind gelebt hat während der biologische Vater „gar nicht mehr da“ war. Das emotionale Mutter-Konzept von Liebe und Nähe wird auf den Vater mit übertragen, wenn M 15 konstatiert „da war keine Nähe zu jemandem, den er kaum kannte“ und die räumliche Nähe zum anwesenden Stiefvater als Argument für emotionale Nähe anführt.

Trotz allem muss ich sagen, er hat sich, also, er war auch für meinen Sohn immer einfach sein allerliebster Papa, also, der erkennt ihn als Vater an und nicht seinen leiblichen Vater, den er auch gut kennt, aber zu dem würde er nie Papa sagen. ... Weil er natürlich im Alter mit einhalb, also, da ist das dann auseinander, und nachdem wir ja nicht so eng zusammenlebten und der nachher sehr viele Jahre gar nicht mehr hier in Europa war – der kam dann erst wieder, als er vierzehn war, zurück – da war keine Nähe zu jemandem, den er kaum kannte. Verständlicherweise. Und wir haben ja immer in einem Haushalt gemeinsam gelebt. Also, es war auch nicht so ein Vater, den man am Wochenende besuchte oder zu dem man in den Ferien fuhr. Der war ja gar nicht mehr da. Aber ich denke auch, wirklich emotional, vom Gefühl her, war das [der Stiefvater] für meinen Sohn wirklich immer sein Papa. (M 15: 5f)

Wie der Kindesvater im Familienalltag kompletter Vater-Mutter-Kind-Familien eine der Kindesmutter gegenüber wesentlich marginalere Rolle hat, weil er

aus Sicht der Mütter weniger anwesend und engagiert ist, zeigt sich nach der Trennung des Elternpaares aus Sicht des Samples der Vater als potenziell verzichtbare Bezugsperson im Alltag der Kinder. Häufig kommt es in Folge von Trennungen dazu, dass der leibliche Vater aus dem Familien-System eliminiert wird. Er verliert entweder selbst das Interesse an häufigem Kontakt (M 24, M 8, M 22) oder war vorher schon sehr oft abwesend (M 16, M 18). M 13 ist als eine der wenigen Mütter auch nach der Trennung noch an einer gemeinsamen Familienkonstruktion mit dem Vater interessiert und versucht, ihren getrennten Partner so weit wie möglich weiter zu integrieren.<sup>304</sup> Erst als beide Eltern neue Partner haben, wird es schwieriger. Die neue Frau des Kindesvaters unterbindet irgendwann die familiären Treffen (M 13: 18) und mit einer neuen Beziehung von M 13 ist dann die Zeit der „glücklichen Familie“, die M 13 noch lange in nachbarschaftlicher Nähe zum positiv beschriebenen Vater aufrechterhalten hat, vorbei.

Aber, wo ich dann zur [Tochter] gesagt habe, dass ich jetzt einen Freund habe, dann hat die zwei Stunden lang geheult. Und der [Sohn], der hat sich in seinem Zimmer eingesperrt, weil die haben genau gewusst: *So, der Abschnitt ist jetzt, also, die glückliche Familie ist jetzt vorbei!*  
(M 13: 17)

Dass der Kindesvater jahrelang ganz aus dem Leben der Tochter verschwindet, ist für M 22 nicht weiter problematisch. Die Tochter nimmt erst als Erwachsene wieder Kontakt zu ihm auf.

Und dann bin ich ja nach Deutschland zurück und er ist noch da geblieben. Er hat dann auch 'ne afrikanische Frau geheiratet ein paar Jahre später, und in der Zeit haben die sich viel geschrieben, die beiden, noch ein paar Jahre. Sie hat ihn allerdings kaum gesehen, weil, man fliegt ja nicht einfach mal so Afrika hin und zurück. Und dann ist der Kontakt in dem Alter da, 14, 15, bisschen verloren gegangen, weil sie auch nicht mehr so viel geschrieben hat. Und er war dann auch beleidigt, weil sie nicht geantwortet hat und hat dann auch nicht mehr geschrieben, und dann ist das so ein paar Jahre eingeschlafen. Und mit 18 hat sie dann irgendwann mal gesagt: „Ich will jetzt aber doch mal wieder wissen, wie's ihm geht. Ich mache mir auch Sorgen um ihn.“ Und hat dann über irgendwelche alten Briefen die Adresse rausgefunden von 'nem Freund, hat dann den Freund angerufen, und die sind dann wieder in Kontakt gekommen. (M 22: 10)

M 8, deren Tochter ihren leiblichen Vater nie gesehen hat, thematisiert dies nicht als Problem. Ebenso M 24, die den leiblichen Vater ihrer Tochter verlässt, als diese noch ein Baby ist. Neue väterliche Bezugspersonen des Kindes sollen hier die jeweils neuen Partner der Mutter werden. Doch auch diese können unter Umständen wieder aus deren Leben verschwinden, wenn sie sich als defizitäre Partner für die Mutter erweisen. Die Tochter von M 24, die sich nach dem absenten leiblichen Vater an ihren „Löwenpapa“ gewöhnt hat, den sie auch als Vater ansieht, verliert zu diesem nach der Trennung ebenfalls

---

<sup>304</sup> Außerdem M 18, die auch zu den Großeltern und Tanten väterlicherseits der Kinder intensiven Kontakt hält. Ihr erster Mann und auch der neue Lebenspartner sind Teil dieser ‚Großfamilie‘.



den Kontakt und muss nun mit dem neuen Partner der Mutter zurechtkommen, was aus Sicht der Mutter auch gut für sie ist. Auch die Tochter von M 8 verliert ihren Ersatzvater bei der Trennung. Damit sind nicht nur die Kindesväter, sondern auch ihre Ersatzfiguren potenziell austauschbar und in ihrer Beziehung zum Kind von der Kindesmutter limitierbar. Eine gute Beziehung zur Kindesmutter ist für den Vater oder Ersatzvater Bedingung, um mit den Kindern leben zu können, aber auch teilweise Bedingung, um weiter mit ihnen in Kontakt zu bleiben, wobei hier durchaus die Väter selbst mit Anlass geben, sie aus der Mutter-Kind-Familie auszugrenzen. Sie scheinen tendenziell nach Beendigung der Beziehung zur Kindesmutter weniger engagiert gegenüber ihren Kindern zu sein.<sup>305</sup> Der Ehemann von M 30 zieht nach der Scheidung nach Schweden und ist dort schwer erreichbar für seinen Sohn, der Mann von M 17 geht ins Ausland und lebt dort mit den Kindern seiner neuen Frau familiär zusammen während der Kontakt zum Sohn beschränkt ist. Der leibliche Vater des Sohnes von M 15 lebt in Amerika, bis dieser 14 ist.

Stiefväter werden dann als positiv beschrieben, wenn sie sich aus Erziehungsfragen heraushalten und die Kindesmutter in ihren Positionen unterstützen.<sup>306</sup> Einmischung und Miterziehung ist hier noch weniger gefragt als beim leiblichen Kindesvater.

Wir haben eine neue Familie, Patchwork-Familie gegründet. Und da gab's heftige Auseinandersetzungen auch, weil die Johanna [Tochter] das gewohnt war, dass wir zu zweit in einer Kleinfamilie sind, und dann da auf einmal ein Mann dazukommt. (M 22: 5)

Im eingespielten Mutter-Kind-System von M 22 stört der neue Partner mit seinen Erziehungsversuchen auch deshalb, weil sie den Vorstellungen von M 22 nicht entsprechen. Er fordert, wie es Väter und Ersatzväter in vielen Fällen des Samples tun, mehr Struktur, ist strenger und möchte Regeln einführen. Kind und Mutter haben jedoch ihr eigenes „Muster“.

Wir waren eine Patchwork-Familie, würde ich sagen ... Wir haben zusammen gegessen, wir haben uns täglich gesehen. Ja, also, sagen wir mal so, ich hätte es mir ein bisschen leichter vorgestellt ... Ich meine, wir hatten ein bestimmtes Muster, die Johanna und ich, und weder die Johanna noch ich haben uns da eigentlich dreinreden lassen. Das war also so. Er hat dann andere Vorstellungen gehabt: „Da muss man strenger sein, sie darf“ – was weiß ich – „nur eine Stunde fernsehen am Tag!“, oder so, so bestimmte Regeln, und das haben wir einfach nicht so gemacht und da gab's dann schon immer wieder Streit. Also, er hatte einfach da andere Vorstellungen. (M 22: 11f)

---

<sup>305</sup> Zwar wird gelegentlich von Scheidungsauseinandersetzungen um das Sorgerecht berichtet (M 30, M 23, M 2), in denen Väter um dieses kämpfen, jedoch vor dem Hintergrund, dass die Kinder in ihre neue Familie integriert werden sollen, in der wiederum eine Frau/Mutter vorhanden ist.

<sup>306</sup> M 11, M 21 und andere Mütter des Samples sehen in ihrem neuen Partner einen positiven Ersatz-Vater für ihr Kind, wobei diese Väter mehr die Mutter unterstützen, bei M 24 und M 8 geht der Stiefvater eine eigene Vater-Beziehung zum Kind ein, die positiv beschrieben ist. Gelegentlich gibt es auch Hinweise auf negative Stiefväter, wie beispielsweise die neuen Partner von M 18 und M 30, die den leiblichen Sohn bevorzugen.

#### 4.12.5 Zusammenfassung: Ausdifferenzierung und Hierarchisierung der Relationen innerhalb der Familie

Die vom Kindesvater getrennten Mütter sind sich dabei durchaus bewusst, dass dies eine Einschränkung für die Kinder bedeutet. Jedoch kann aus ihrer Sicht eine defizitäre Liebesbeziehung, auch wenn es der Kindesvater ist, nicht aufrecht erhalten werden. Eine defizitäre Familien-Konstellation als Folge der Trennung der Eltern wird dagegen in Kauf genommen. Im Fall der Trennung wird der Vater aus dem Familien-System eliminiert, die Mutter-Kind-Familie bleibt bestehen.<sup>307</sup>

Im Fall von getrennten Familien wird es besonders deutlich; aber auch in den nicht-getrennten Familien gibt es die Tendenz zur Ausdifferenzierung der Liebes-Beziehungen. Die Relation Mutter-Kind wird ergänzt um die Relation Mutter/Frau-Vater/Partner und die Verbindung Vater-Kind. Dabei sind die verschiedenen Verbindungen alle durch Emotionen gekennzeichnet und nicht als Rollen-Beziehung dargestellt. Die stabilste und dauerhafteste Beziehung ist die Mutter-Kind-Beziehung. Dann folgt, aus Sicht der Mütter weit abgeschlagen, die Vater-Kind-Beziehung. Die Frau-Mann-Beziehung ist am volatilsten. Sie ist nicht nur auflösbar, sondern sogar unbedingt aufzulösen, wenn sie dem Glück der Partner im Wege steht. Die oberflächlich als ‚Familie‘ wahrnehmbare Einheit ist damit bereits in Unter-Einheiten mit entsprechenden ‚Sollbruchstellen‘ geteilt, auch während sie besteht.

<b>Mutter-Kind:</b>	gesetzt, zeitkonstant, stabil, der Beziehung Vater-Kind übergeordnet
<b>Vater-Kind:</b>	der Beziehung Mutter-Kind nachgeordnet volatil, abhängig von der gelingenden Beziehung Mutter-Vater
<b>Vater-Mutter:</b>	volatil nach den Bedingungen der ‚romantischen Liebe‘

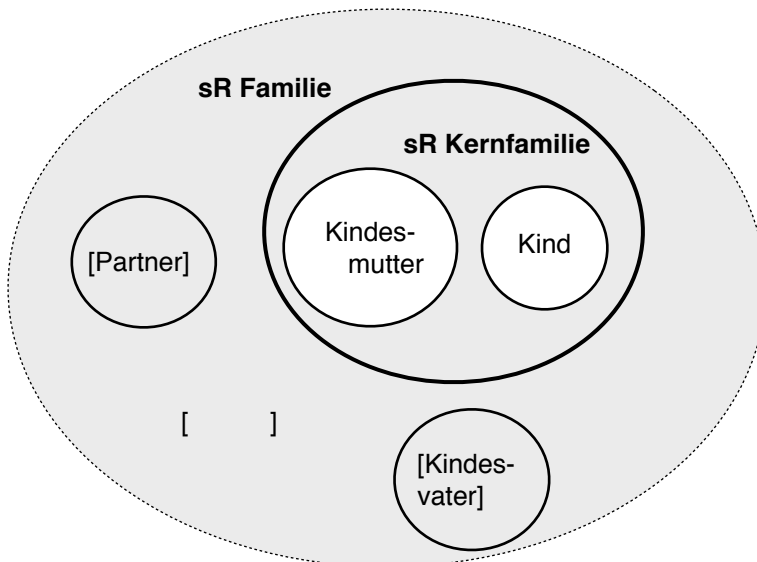
Der Begriff ‚Familie‘ ist in der Generation MSprecher dabei, sich zu verändern im Vergleich zur Generation MVorgänger. Die Ausgangskonstellation für eine Familie ist nach wie vor meist das Elternpaar. Doch während in der Generation MVorgänger die Liebe überwiegend eine gründende und stabilisierende Rolle bezüglich der Familie spielte, ist die Liebe in der Generation MSprecher auch die Bedingung, eine Elternschaft und damit die komplette Vater-Mutter-Kind-Familie aufrecht zu erhalten. Damit kommt der Liebe nicht mehr, wie in der Vorgänger-Generation, vornehmlich die Rolle des Ehestifters zu, wobei dann im weiteren Verlauf der Ehe die Intensität der Liebe ebenso abnehmen kann

---

<sup>307</sup> M 2 verliert vorübergehend das Sorgerecht für ihre beiden älteren Töchter, kann dies jedoch anfechten und rückgängig machen. M 17 hält es für möglich, dass der Sohn beim Vater bleibt, was dann jedoch nicht eintritt, weil der Kindesvater ins Ausland geht.

wie das durch die Beziehung zu erwartende Glück, ohne dass die Beziehung aufgelöst wird. Im Konzept der romantischen Liebe kommt der Liebe auch die Funktion der Erhaltung der Partnerschaft und damit der (vollständigen) Familie zu. Trägt die Beziehung der Eltern nicht mehr zum Glück der Partner bei, ist die vollständige Familie aufzulösen.

**Minimal-Anforderung Familie = Mutter-Kind-Familie**



- Kindesmutter:** obligatorisches Element im Familien-System
- Kind:** obligatorisches Element im Familien-System
- ‚Kindesvater‘: fakultatives Element im Familien-System, ersetzbar

**Übersicht Lebensformen:**

Nur 15 von 32 Müttern leben konstant mit dem Kindesvater (Ehe), in 17 Fällen ist der Kindesvater nicht konstant in die Familie integriert (Ehe oder Partnerschaft), in 2 davon war der Kindesvater nie Teil der Familie, da er als Lebenspartner der Mutter nicht in Frage kam (M 8) oder die Beziehung zu ihm zum Zeitpunkt der Schwangerschaft bereits beendet war (M 15).

**Vater-Mutter-Kind-Familie konstant: 15**

M 03, M 04, M 05, M 07, M 09, M 10, M 11, M 14,  
M 20, M 25, M 26, M 27, M 28, M 31, M 32

**Getrennt von Kindesvater: 17**

M/KV	Alter K1 bei Trennung KV	Trennungswunsch:
M 01	K 1 = 12 Jahre	Trennung KV
M 02	K 1 = 5 Jahre	Trennung M
M 06	K 1 = 12 Jahre	Trennung M
M 08*	kein Beziehungswunsch M	
M 12*	K 1 = 20 Jahre	Trennung M
M 13	K 1 = 15 Jahre	Trennung M
M 15*		Trennung M/KV
M 16	K 1 = 8 Jahre	Trennung M
M 17	K 1 = 12 Jahre	Trennung M
M 18	K 1 = 12 Jahre	Trennung M
M 19	K 1 = 17 Jahre	Trennung KV
M 21	K 1 = 5 Jahre	Trennung M
M 22	K 1 = 5 Jahre	Trennung M
M 23	K 1 = 16 Jahre	Trennung M
M 24	K 1 = 3 Monate	Trennung M
M 29	K 1 = 8 Jahre	Trennung M
M 30	K 1 = 8 Jahre	Trennung M

Mutter trennt sich von Kindesvater (KV): 15 Fälle  
 Kindesvater trennt sich von Kindesmutter (M): 2 Fälle  
 \*keine Eheschließung mit dem KV: 3

## 4.13 Stellenwert des Mutterseins im Biografieverlauf

### 4.13.1 Vergleich der biografischen Verlaufsmutter MVorgänger und MSprecher

Das Leben zu gestalten, es zu nutzen und alle ihm innewohnenden Optionen ist für die Frauen des Samples ein zentraler Wert und Lebensantrieb. Hier unterscheidet man sich nicht nur von der Vorgänger-Generation, sondern betont und begründet diese Abgrenzung auch vielfach explizit. Man hat das Leben der eigenen Mutter vor Augen, wenn man darauf besteht, selbst als Mutter nun ein anderes, ein eigenes Leben zu führen.

Die Biografie der Frau wird im Denkmuster der 1950er und 1960er Jahre mit dem Mutter-Werden quasi stillgestellt.<sup>308</sup> Einmal in den Status der Mutter übergegangen, ist die Biografie der Frau von einer weiteren Entwicklung ausgenommen. Die Mutter ist jetzt nur noch damit beschäftigt, andere Biografien zu begleiten und zu ermöglichen. Ihr Mann und ihre Kinder entwickeln sich, die Mutter bleibt unverändert und ihre persönliche Entwicklung ist mit dem Übergang ins Mutter-Dasein abgeschlossen.

Die eigene Mutter (MVorgänger) wird im Sample überwiegend so beschrieben, dass sie als Mutter kein „eigenes Leben“ hat, wie M 16 es ausdrückt. Das Leben ihrer Mutter speist sich vorwiegend aus den Ereignissen im Leben ihrer Kinder und ihres Mannes. Das Leben der Mutter selbst ist darüber hinaus zwar nicht ‚sinnlos‘, denn sie interessiert sich für Bücher und Literatur (M 16: 1), aber jenseits dessen, was sie mit den Kindern und durch die Kinder erlebt, vollkommen ereignislos.

Im Mutter-Bild der Nachkriegszeit hat die ideale Mutter keine Wünsche und Ziele, die über das Mutter-Sein hinausgehen. Damit sind potenzielle Störungen, die sich aus einem Konflikt zwischen individuellen Wünschen und Zielen und dem Mutter-Sein entwickeln könnten, ausgeräumt. Kommt es trotzdem zu einem Konflikt durch einen individuellen Wunsch, der vom Mutter-Sein abweicht oder durch das Mutter-Sein nicht befriedigt werden kann, wird dem durch Altruismus und folglich durch einen Verzicht zugunsten von Kind und Familie begegnet. Somit ist das Mutter-Sein, wie es sich in den mentalen Modellen der Nachkriegszeit darstellt, von Entwicklungen und Veränderungen abgekapselt.

Geht man weiters davon aus, dass der Lebensverlauf einer Frau der deutschen Nachkriegsgeneration noch stark durch normative Festlegungen bestimmt war und die biografischen Verläufe sich in dieser Zeitspanne vornehmlich an der Normal-Biografie als Ehefrau, Hausfrau und Mutter orientierten, kann man bei den Viten der Generation MVorgänger weniger von einer selbst gestalteten Biografie sprechen als bei der Mütter-Generation des Samples (MSprecher). Beck-Gernsheim spricht (hier im Gegensatz zur Biografie) von einem „institutionellen Ablaufmuster“, dem sich die Subjekte einfügen. „Eigene

---

<sup>308</sup> Vgl. Danusien 2008: 4

biographische Entwürfe, Optionen und Widerstände im Vorgriff auf eine noch zu gestaltende Biographie haben hier keinen Ort. Sie bleiben seltene Ausnahmeerscheinungen.“<sup>309</sup>

Was die Mütter-Generation MVorgänger dadurch dem Familien-System bietet ist die Garantie von Stabilität. Jedoch im Tausch gegen die individuelle Selbstverwirklichung.

Für die Töchter-Generation (MSprecher) wird es in ihrer Mutter-Biografie zur Herausforderung werden, beides, also Stabilität und individuelle Lebensentfaltung, zu vereinbaren. Die im Sample vertretene Mutter-Generation hat gegenüber ihren eigenen Müttern mehr biografische Freiheitsgrade, wodurch die Entwicklung einer individuellen ‚Biografie‘ über die Familien- oder Mutter-Biografie hinaus und auch innerhalb dieser erst ermöglicht wird. Doch dadurch stehen sie auch vor einer Vielzahl von Problemen, die es zu lösen gilt. Die Frage, wie man als Mutter die Zeit zwischen 20 und 40 gestaltet, ist für die Sample-Generation nicht durch eine einzige Weichenstellung beantwortet, aus der sich alles Folgende in der Regel automatisch ergibt (heiraten, daraus folgt Kinder, Leben als ‚Hausfrau und Mutter‘). Das Fehlen einer „Ereignisverkettung“<sup>310</sup> im Zusammenhang mit Ehe und Mutterschaft unterscheidet ihr Leben von dem ihrer Vorgänger-Generation grundlegend. Der Rückgang normativer Festlegungen bedeutet aber gleichzeitig auch einen Anstieg der Zahl der notwendigen Entscheidungen und Weichenstellungen. Denn auch die Frau, die sich für Ehe und Mutterschaft entschieden hat, ist biografischen Entwicklungen nicht mehr entzogen und muss ihr Leben weiter mit Inhalten jenseits des Mutter-Seins füllen und gestalten. Welchen Stellenwert gibt sie dem Beruf, wie gestaltet sie die Beziehung zum Partner, sind weitere Kinder gewünscht, wann, wieviele, soll sie die berufliche Tätigkeit während der Kleinkindzeit unterbrechen oder ganz aufhören zu arbeiten? Durch die Abnahme von Verbindlichkeiten und Konstanz in der Ehe, am Arbeitsplatz, bezüglich Wohnort und Berufswahl ist das Leben der Mutter vermehrt Veränderungen, Brüchen und Störungen ausgesetzt und damit Problemen, die es wiederum zu lösen gilt. Erst in einem nicht vorgegebenen, selbstbestimmten Lebensentwurf kann es zu Problemstellungen kommen, die man individuell lösen muss. Somit wäre ein Leben erst ein ‚eigenes Leben‘ zu nennen, in dem es – durch individuelle Wünsche, Hoffnungen, Ziele und entsprechende Entscheidungen – überhaupt zu Konflikten mit gesellschaftlichen Mustern und Rollen, aber auch mit koexistierenden und möglicherweise konfligierenden eigenen Wünschen und Zielen kommen kann.

Die Auffächerung und zunehmende Vielfalt an weiblichen Lebensverläufen ist mit den späten 1960er Jahren durch die Bildungsexpansion, durch die gesellschaftlichen Liberalisierungen und den damit einhergehenden Rückgang normativer Festlegungen erst möglich. Damit befindet sich das Mutter-Sein nicht

---

<sup>309</sup> Vgl. Beck-Gernsheim, E. (1983): Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, 34: 307-340.

<sup>310</sup> Nach Beck-Gernsheim.

länger quasi außerhalb oder am Ende einer Entwicklung als ‚Frau‘ im Umfänglichen Sinne, indem die Frau auf das Mutter-Sein reduziert wird, sondern ist weiter Teil davon. Die Frau kann in dieser Zeit auch durch sichere Verhütung und erleichterten Zugang zu Bildungs- und Berufschancen, nicht nur entscheiden, ob sie Ehefrau und Mutter wird. Sie hat auch als Ehefrau und Mutter weiterhin Optionen zu wählen oder auszuschließen, Ziele zu definieren und zu verwerfen, muss immer wieder neue Wege einschlagen und Entscheidungen treffen.<sup>311</sup> Die Mutter-Biografie ist damit einer Entwicklung ausgesetzt und nicht länger „stillgestellt“ im Sinne Beck-Gernsheims. Dies betrifft nicht nur die Phase des Mutter-Seins selbst. Eine Frau kann und muss nun vor, während und nach dem aktiven Mutter-Sein ihr Lebenskonzept ständig gestalten und neuen Bedingungen anpassen.

Die Mittelschicht-Mutter der 1950er und 1960er Jahre (MVorgänger) ist bezüglich ihrer Biografie nicht nur der Entwicklung in der Zeit wie enthoben, sondern scheinbar auch der Bewegung im (gesellschaftlichen) Raum. Ihre Lebensaufgabe als Mutter ist das ‚Dasein für andere‘ in Bindung an das häusliche Umfeld. Sie durchläuft innerhalb des Mutter-Seins auch keine ausgeprägte biografische (Weiter-)Entwicklung mehr, wenn man von den Lebensaltern absieht. Ihre Aufgaben, ihr gesellschaftlicher Status, ihre Rolle und ihr Lebensentwurf sind mit dem Mutter-Werden ‚fixiert‘, eine wie auch immer geartete weitere Veränderung ihrer Rolle ist nicht vorgesehen. Viele soziologische Ansätze, die sich mit der Phase um 1970 befassen, machen auf diesen Punkt aufmerksam. Die Frage, wie sie lebt ist mit dem Übertritt ins Mutter-Sein beantwortet und wird ab da nicht mehr gestellt (Ausnahmen bilden Schicksalsschläge, etwa der Tod des Ehemannes). Eine Erwerbstätigkeit ist möglich, jedoch nicht, weil die Frau dies wünscht oder weil sie eine hochwertige Ausbildung nutzen möchte, sich entfalten oder beruflich weiter entwickeln möchte, sondern aufgrund von Umständen, die ihre Mitarbeit in Geschäftshaushalt oder Landwirtschaft erfordern. Da die Frau also in der Regel aufgrund von Notwendigkeiten arbeitet, sind Rollenkonflikte zwischen Berufstätigkeit und Familie nicht angelegt. Entweder sie ‚muss‘ arbeiten oder sie verbleibt im Haus bei den Kindern. Ihr möglicher Aktionsradius liegt innerhalb der Familie und ist ganz auf das „da-sein“ beschränkt. Die ideale Mutter ist da, wenn die Kinder heimkommen und sie bleibt da (bei den Kindern), wenn ihr Mann weg geht, um den Erwerb zu verdienen. Die Frage, ob sie arbeiten möchte und wie dies dann mit der Betreuung der Kinder zu vereinbaren wäre, ist also neu und taucht in gesellschaftlich relevantem Ausmaß erstmals seit den späten 1960er Jahren und damit in der Generation MSprecher auf.

Die Soziologin Beck-Gernsheim beschreibt das räumliche Da-Sein im übertragenen Sinne als ‚Dasein für andere‘ und sieht darin ein wesentliches Merkmal des traditionellen Frauen- und Mutterbilds der Nachkriegszeit. „Früher waren Frauen ganz aufs „Dasein für andere“ verwiesen, und sozialstrukturell waren ihnen die Möglichkeiten verwehrt, sich ihrer Lage bewusst zu werden.“<sup>312</sup> Im

---

<sup>311</sup> Vgl. Danusien 2008: 4.

<sup>312</sup> Beck-Gernsheim 1983: 13.

Gegensatz dazu sieht Beck-Gernsheim seit den 1960er und 1970er Jahren im Anspruch auf ein ‚eigenes Leben‘ eine neue Gemeinsamkeit im weiblichen Lebensmuster.<sup>313</sup>

### Konflikte aus der Lebensgestaltung

	MVorgänger	MSprecher
autonome Lebens-Gestaltung	≠	x
(Option der) Erwerbstätigkeit und Selbstentfaltung	≠	x
Bedürfnisse der Frau = hoher Wert	≠	x
=> Konflikte mit Mutter-Rolle	≠	x
=> Ambivalenzen MSprecher: Mutter-Sein vs. Frau-Sein	≠	x
<b>Mutter-Sein</b>	<b>vs.</b>	<b>Frau-Sein</b>
Bedürfnisse Kind hochrangig	vs.	eigene Bedürfnisse hochrangig
‚Da-sein‘ für das Kind	vs.	Autonomie und eigenes Leben
Verlässlichkeit (als Mutter)	vs.	Entwicklung/Veränderung (als Frau)

Die dargestellten möglichen Varianten des Lebensverlaufs als Mutter zeigen bereits, wie heterogen die Ausgestaltung des ‚Mutter-Seins‘ – als Rolle, als Biografie, als Lebenskonzept – sein kann. Die vorliegende Arbeit stellt deshalb die Frage, wie die Mütter des Samples ex post ihren eigenen Lebensentwurf darstellen und (re-)konstruieren. Im Vergleich der Mütter-Biografien aus dem Sample wird auch der Frage nachgegangen, was sich im Erhebungszeitraum und bei den Frauen, die in einer Zeit Mutter wurden und waren, die unmittelbar oder mittelbar von den gesellschaftlichen Veränderungen der 1968er Jahre beeinflusst war, im Vergleich zur Vorgängergeneration verändert hat. Eine zentrale Fragestellung stellt zudem dar, was für die Mütter des Samples eine ‚gelungene‘ Mutter-Biografie und eine ‚gute‘ Mutter ausmacht und was sie als Problem oder Gefahr für das Mutter-Sein empfinden.

<sup>313</sup> vgl. Beck-Gernsheim 1983. Den Hintergrund zu diesem Entwurf des ‚eigenen Lebens‘ sehen Sozialwissenschaftlerinnen wie Elisabeth Beck-Gernheim in einer (im Vergleich zum Mann) ‚verspäteten‘ Individualisierung der Frau, die sich erst nach Bildungszugang und gesellschaftlichen Liberalisierungs- und Modernisierungstendenzen der 1960er Jahre ihrer Möglichkeiten und Lebenschancen bewusst wird.



#### 4.13.2 Von der weiblichen ‚Normalbiografie‘ zum individuellen Lebenskonzept

Das Mutter-Sein ist seit den späten 1960er Jahren in Deutschland nicht mehr selbstverständlicher Teil einer weiblichen Normalbiografie. Durch sichere, leicht zugängliche Verhütungsmethoden und den Rückgang religiöser und sozialer Sanktionierungen der Verhütung kann Zeitpunkt und Anzahl von Schwangerschaften geplant werden.<sup>314</sup>

Das Mutter-Sein ist im für diese Erhebung relevanten Zeitraum (die Mütter des Samples werden in den 1970er und 1980er Jahren Mutter) eine Option, die neben anderen Formen der Lebensverwirklichung steht. Berufliche Entwicklungen spielen eine Rolle, ausdifferenzierte Lebensstile in einer konsumorientierten Gesellschaft bedingen vielfältige Lebensziele, von denen die Gründung einer Familie nur eines ist. Eine Umfrage<sup>315</sup> aus dem Jahr 2003 ergab, dass unter den 18-44-Jährigen Kinderlosen nur 47 % eine eigene Familie als „unabdingbare Voraussetzung für Lebensglück“ ansehen.

Die Mutterschaft kann somit als ein selbst gewähltes Element der Lebenslauf-Gestaltung gelten, insbesondere bei Frauen, die die Möglichkeit einer guten Ausbildung wahrnehmen konnten. Insofern ist es interessant – vor dem Hintergrund dieser Wahlfreiheit der Lebensplanung – die Motivationen und Entscheidungsgrundlagen von Frauen zur Mutterschaft näher zu betrachten.

Die Frauen des Samples verfügen auch als ‚Mutter‘ weiterhin über verschiedene Möglichkeiten des Lebensentwurfs. Es gibt für sie keine unumstrittenen Rollenvorbilder mehr, die den Lebensverlauf der Frau als ‚Mutter‘ oder die Ausgestaltung der Mutter-Rolle von außen vorgeben.

Durch diese Schwächung des bis dahin als verbindlich geltenden und nicht diskussionsfähigen traditionellen Rollenbildes der ‚Mutter‘ ist die ‚Mutter‘ ebenso wie jedes andere Individuum nicht nur in der Lage, sondern auch aufgefordert, ihre biografische Identität selbst zu definieren.

Andererseits erfolgt die konkrete, individuelle Gestaltung der Mutter-‘Rolle‘ durchaus vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Erwartungshaltungen und normativer Leitbilder, die das gelebte Mutter-Konzept mit beeinflussen (selbst wenn diese ausdrücklich abgelehnt werden). Der nicht abreißende Diskurs<sup>316</sup>

---

<sup>314</sup> Die gestiegenen Möglichkeiten von Frauen, außerhalb einer Versorger-Ehe selbstständig am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und ihren Unterhalt zu verdienen führten neben vielen anderen Faktoren im Lauf der vergangenen Jahrzehnte dazu, dass eine Frau in Deutschland im Schnitt derzeit 1,34 Kinder bekommt, was in der Realität bedeutet, dass sie im Laufe des Lebens 1-2 Kinder bekommt, wenn sie dies möchte, wobei laut Mikrozensus 2008 21% der Frauen zwischen 40-44 Jahren sich nicht fortpflanzten, bei den 50- bis 54-Jährigen lag der Anteil der Frauen ohne eigene Kinder bei 16 %.<sup>62</sup> In Deutschland besteht ein Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und Fertilität von Frauen: 26 % der Frauen, die über eine hohe Bildung verfügen, haben keine Kinder. Bei mittlerer Bildung sind es 16 %, der Anteil bei Frauen mit niedriger Bildung beträgt 11 %. Mikrozensus 2008, zitiert nach Wikipedia, Stand 20.8.2011

<sup>315</sup> Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach 2003 („Einflußfaktoren auf die Geburtenrate), zitiert nach Wikipedia, Stand 20.8.2011. Interessanterweise halten von den Personen mit Kindern nur 71 % die eigene Familie für eine unabdingbare Voraussetzung für Lebensglück.

<sup>316</sup> Wie etwa die zum Erhebungszeitpunkt 2007 gerade aktuelle Debatte um die sogenannte Rabenmutter (hier ist die arbeitende Mutter gemeint).

über die Mutter-Rolle zeigt einen gesellschaftlichen Dissens auf, der sich unter anderem an der biografischen Gestaltung des Mutter-Seins festmacht: Sowohl die arbeitende Mutter steht zum Zeitpunkt der Erhebung 2007/2008 als ‚Rabenmutter‘ in der Kritik, da sie dem Nachwuchs unter Umständen nicht ausreichend zur Verfügung steht, als auch die ‚Nur-Hausfrau‘, die für die Kinder da ist, jedoch nur unzulänglich ihre eigene Lebensverwirklichung betreibt. Beiden extremen Polen der Lebensgestaltung wird die gesellschaftliche Anerkennung versagt, dazwischen liegt die so genannte ‚Vereinbarkeit‘ von Familie und Beruf beziehungsweise anderen Lebensansprüchen. In diesem Spannungsfeld mehrfacher Paradoxien, die es zu bewältigen gilt, muss jede Mutter individuelle Handlungsstrategien entwerfen und ihren eigenen Lebensweg steuern.

Weiter ist von Interesse, wie der Lebensverlauf durch die besonderen Umstände verändert wird, die das Leben mit Kind oder Kindern mit sich bringt. Ein Kind ist keine konstante oder klar einschätzbare Entität auf die man sich ein für allemal vorbereiten und einstellen kann. Das Leben mit Kindern ist durch deren Entwicklung naturgemäß selbst von großen Varianzen geprägt, denen auch die Menschen unterworfen sind, die sich ihrer anzunehmen bereit sind, in unserem Fall die Mütter des Samples. Wird das Kind geboren, ist es ein hilfloses Geschöpf, das nicht selbstständig leben kann und intensiv betreut werden muss. Über Jahre ist es ein lückenlos zu beaufsichtigendes Spielkind, schließlich Schulkind, dem Bildung und Erziehung zuteil werden soll, aber nur von 8:00 Uhr bis 13:00 Uhr, danach stellt sich wiederum die Betreuungsfrage und die Mutter ist bis heute im Schulsystem als unterstützende Funktion mitgedacht. Als heranwachsender Mensch hat das Kind wechselnde Bedürfnisse. Im Verlauf von etwa zwei Jahrzehnten solcher variierender Gegebenheiten und daraus folgenden Ansprüchen und Notwendigkeiten muss die Mutter auch selbst eine hoch adaptive Lebensform entwickeln.

Neben diesen Varianzen, die sich durch ein Kind oder mehrere Kinder im Leben einer Frau einstellen, kommt andererseits eine Invarianz hinzu: Das Kinder-Haben ist von der Veränderlichkeit und Flexibilität, die heute viele soziale Beziehungen kennzeichnet, ausgenommen. Die Verbindlichkeit im wahrsten Wortsinne der Mutter-Kind-Beziehung ist in den sozialen Beziehungen der gegenwärtigen mitteleuropäischen Gesellschaft konkurrenzlos hoch. Der Beruf kann im Leben mehrmals gewechselt werden, ganz zu schweigen vom Wohnort. Das Modell der lebenskonstanten Ehe ist längst erodiert. Die Partnerbeziehung ist zwar verbindlich, aber nicht ‚bedingungslos‘ verbindlich, wenn die Ehe sich nicht als glücklich erweist. Solche Bedingungen sind in der Relation von Mutter und Kind nicht zu beobachten. Auch bei gravierenden Lebensveränderungen bleibt das Mutter-Kind-System konstant. Insofern ist ein Kind im Lebensentwurf einer Frau eine Varianz (durch die Lebensphasen des Kindes) und Invarianz (durch die Verbindlichkeit und Unverbrüchlichkeit der Mutter-Kind-Beziehung) zugleich. Die Notwendigkeit der Anpassung durch die Mutter ist also hoch und lenkt das Augenmerk besonders auf die Gestaltung der sich daraus ergebenden unterschiedlichen Lebens-Phasen und die Herausforderung der zu gestaltenden Übergänge zwischen den einzelnen Zeitabschnitten. Beispiel dafür ist in der Sample-Generation die sogenannte ‚Rückkehr in den Beruf‘ nach einer durch die Versorgung des Kindes beding-

ten beruflichen Auszeit oder Teilzeitphase, aber auch schon die Entscheidung für den ‚richtigen Zeitpunkt‘<sup>317</sup> der Mutterschaft im Lebensablauf.

Die Mütter (MVorgänger) der im Sample befragten Frauen (MSprecher) haben überwiegend ein Mutter-Leben geführt, das durch gesellschaftliche Normen reglementiert war und einem in vielerlei Hinsicht eingeschränkten Leben im Vergleich zu den Möglichkeiten ihrer Töchter (MSprecher) gleichkam.<sup>318</sup> Die individuellen Entscheidungsfreiheiten bezüglich der ‚Rolle‘ der Frau waren beispielsweise in den Aspekten Berufstätigkeit stark reduziert.<sup>319</sup> Eine Wahlfreiheit, was die Rolle der Frau und der Mutter und die Gestaltung der eigenen Biografie betrifft, ist die Voraussetzung für die Fragestellung, ob und wie Mutterschaft und andere Aufgaben, etwa die Berufstätigkeit, zusammen passen. Ist die Berufstätigkeit wirtschaftlich überlebensrelevant, erübrigt sich die Frage nach dem individuellen Konzept der ‚Vereinbarung‘ von Beruf und Mutterschaft.

Dass mit Ehe und Mutterschaft kein bestimmter Lebensverlauf als ‚Mutter‘ vorgegeben ist, ist ein wesentlicher Unterschied zur Vorgänger-Generation. Das Mutter-Werden ist auch für die Generation MSprecher eine wichtige Weichenstellung im Leben, aber im weiteren Lebensverlauf ist die biografische Gestaltbarkeit dadurch nicht eingeschränkt, wie es für Mütter der MSprecher-Generation im bürgerlichen Umfeld der Fall war. Die mit Ehe und Mutterschaft verbundene Lebensform als ‚Hausfrau‘ und ‚Ehefrau‘ mit ihrem Aufgabenkatalog wird, wie gezeigt, von der Sample-Generation nicht mehr als bindend erlebt. Phasenweise und nach Wunsch stehen ihr solche Lebensweisen offen, jedoch als Lebenskonzept wird ein Leben als ‚Hausfrau/Ehefrau‘ als insuffiziente Rollenreduzierung erlebt. Eine räumlich-soziale Beschränkung auf Familie und Familienwohnung ist im Sample ebenfalls nicht sozial verbindlich. Wo der soziale Aktionsraum der Mutter phasenweise reduziert erscheint, ist dies immer individuellen Hierarchisierungen der einzelnen Mutter geschuldet. Hier befindet sich die Sample-Generation in einer Übergangsphase der Modelle, da sie wie gezeigt in der Welt der Kinder (innen) anwesend sein will, gleichzeitig aber wichtige Lebensbedürfnisse nur in der ‚Welt der Arbeit‘ (außen) befriedigen kann. Das eigene Leben kann nicht auf Dauer zufriedenstellend im privaten Raum der ‚Familie‘ gestaltet werden. Das Konzept des ‚eigenen Lebens‘

---

<sup>317</sup> Durch die hohe Akzeptanz von Verhütungsmethoden hat sich der ‚Normalfall‘ eigentlich umgekehrt. Der Normal-Status einer Frau im gebärfähigen Alter ist die ‚Nicht-Fortpflanzungs-Bereitschaft‘. Dieser Status muss zu einem bestimmten Zeitpunkt bewusst aufgehoben werden, was eine schwer zu fällende Entscheidung über den ‚optimalen Zeitpunkt‘ nach sich zieht und das Risiko der ungewollten Kinderlosigkeit erhöht, da bei Frauen die (natürliche) Fertilität mit dem Alter abnimmt.

<sup>318</sup> Der Soziologe Ulrich Beck sieht in der „Freisetzung der Individuen aus den ... sozialen Bezügen, wie sie durch regionale und soziale Milieus bereitgestellt werden“ einen signifikanten Wandel zu Nachkriegszeit und den 1950er Jahren. „Die 60er Jahre markieren diesen Umbruch.“ Für Beck ist die fortschreitende Individualisierung ein „Prozess der Herauslösung der Subjekte aus ihren vorgefundenen angestammten Herkunftsbedingungen“. Beck zitiert nach Neckel 1993: 70ff.

<sup>319</sup> Bis 1957 war die berufliche Tätigkeit einer verheirateten Frau noch zustimmungspflichtig durch den Ehemann.

erfordert eine Erweiterung des Aktionsradius der ‚Mutter‘ auf die ‚Welt der Arbeit‘. Aus Sicht der vorliegenden Lebensschilderungen ist die Aufgabe als Mutter nie geeignet, das Bedürfnis nach einem ‚eigenen Leben‘ zu erfüllen, das immer über das Mutter-Sein hinausreichen muss.

Die potenzielle Auflösbarkeit der Ehe mit dem Kindesvater verändert auch das Konzept von dauerhaft bestehende Ehen und Vater-Mutter-Kind-Familien, da diese vor diesem Hintergrund freiwillig aufrecht erhalten werden. Die Vater-Mutter-Kind-Familie ist im Sample, wie gezeigt, in ihrer Dauer an die Dauer des ‚Glücks‘ in der Partnerschaft gebunden.

All diese Hintergründe machen eine adaptive und gestaltende Lebensweise erforderlich. Gestaltend, weil die persönliche Biografie als Abfolge von Phasen mit wechselnden Schwerpunkten erlebt und gelebt wird, wobei immer wieder entschieden werden muss, welche Schwerpunkte gesetzt werden. Adaptiv, weil sowohl Entscheidungen als auch Lebensereignisse in den Bereichen ‚Mutter‘ und ‚Frau‘ kontinuierlich wechselseitige Anpassungen erfordern. Man möchte weder ‚Nur-Mutter‘ noch ‚Nur-Frau‘ sein, sondern beide Lebensoptionen weitestgehend ausschöpfen. Dabei ist man sich gegenseitiger Begrenzungen durchaus bewusst und hält die Schwerpunkte zueinander in einer je persönlich befriedigenden Balance.<sup>320</sup>

Wiederum ist hier die eigene Mutter (MVorgänger) für viele Frauen des Samples eine wichtige Vergleichsgröße, von der man sich in der Regel positiv unterscheiden möchte. Die in deren Leben und Lebensverlauf ausgemachten Defizite sollen im eigenen Leben vermieden werden.

Die Mutterschaft ist auch für die Generation MSprecher eine wichtige Lebens-Weichenstellung, es sind jedoch weiterhin Abzweigungen im Lebensweg möglich. Es gibt in der Regel begleitend zum Mutter-Sein mehrere Berufsphasen mit wechselnder Intensität, durch die potenzielle Sukzession von Partnerschaften kommt es zu Neukombinationen der Familie, nach dem Auszug der Kinder werden wiederum neue Lebensschwerpunkte gesetzt. Wenn die Kinder das Haus verlassen, sind die Frauen des Samples zwischen 40 und 50 Jahre alt. Sie fühlen sich damit noch nicht am Ende ihrer biografischen Entwicklung und es herrscht das Gefühl vor, das Leben nicht hinter sich, sondern noch vor sich zu haben.

Ich genieße diese Zeit jetzt, und das kann ich auch nur immer wieder betonen. Es ist schön, wenn (die erwachsenen Kinder) kommen, da freue ich mich sehr. Wir haben ein sehr freundschaftliches Verhältnis, das ich sehr schätze. Aber ich schätze es auch, wieder mein eigenes Leben so leben zu dürfen, ohne in so vielen Punkten auch Rücksicht zu üben. Was für mich jetzt nicht schwierig war, ich habe es gern getan, das gehört auch dazu. Und ich könnte mir keine Familie ohne Kinder vorstellen, also, es war für mich 'ne herrliche Zeit mit den Kindern. Aber ich genieße jetzt auch die Zeit. Es ist 'ne herrliche Zeit, berufstätig sein

---

<sup>320</sup> Damit ist die zum Erhebungszeitpunkt 2007/2008 diskutierte These von Eva Hermann zu einer „neuen Weiblichkeit“, wonach Familie und Mutterschaft letztlich für Glück und Zufriedenheit einer Frau wichtiger als berufliche Karriere und vollständige Unabhängigkeit sei (Herman 2006), im vorliegenden Sample nicht bestätigt.

zu können und frei zu sein, noch nicht zu alt zu sein, um noch irgendwas anzupacken. Es ist auch jetzt 'ne wunderschöne Zeit, aber die ist völlig anders als die Zeit, als die Kinder noch klein waren. (M 25: 12f)

Die Mutterschaft ist unter den Bedingungen, wie sie im vorliegenden Sample beobachtbar sind, damit nur eine Phase der Biografie der Frau, die sich nur teilweise mit der Lebensbiografie deckt und auch nur ein Teil der Arbeitsbiografie ist. Es gibt, auch aufgrund veränderter Vorstellungen über die Lebensalter und das Leben als Frau nach dem gebärfähigen Alter, ein Leben nach dem Mutter-Sein.

Das für die Vorgänger-Generation biografische Verlaufsmuster ist damit erweitert und entgrenzt. Weder der Übergang zur Mutterschaft ist eine unumkehrbare biografische Wendung noch das Ende des Mutter-Seins. Somit ist Mutter-Sein eine Phase der weiblichen Biografie, der andere, wichtige Phasen vorausgehen können und die von anderen, wichtigen Phasen begleitet und abgelöst werden kann. Sie verliert damit die zentrale, die Biografie der Mutter gestaltende Stellung, die sie für die Vorgänger-Generation (MVorgänger) hatte.

In einem wenig vorgegebenen und weiter offenen Lebensverlauf kann die Mutter weiter als Frau aktiv sein und ihr Leben individuell gestalten, während es für die Generation MVorgänger von sozialen Determinierungen geformt war. Wo die Mutterschaft in der Generation MVorgänger den Biografieverlauf gestaltete, ist es bei der Generation MSprecher häufig umgekehrt. Ihr Biografieverlauf hat einen Einfluss darauf, wie sie ihr Mutter-Sein leben, etwa wenn ihre beruflichen oder privaten Lebenswünsche das Mutter-Sein wie gezeigt phasenweise beeinflussen oder reduzieren. Bei der potenziell hohen Variabilität, wie man als Mutter leben kann und was man in das Mutter-Sein an weiteren Lebensaufgaben integrieren kann erscheint die Mutterschaft als zwar zentraler, aber nicht mehr wie in der MVorgänger-Generation als der einzig wesentliche Lebensaspekt.

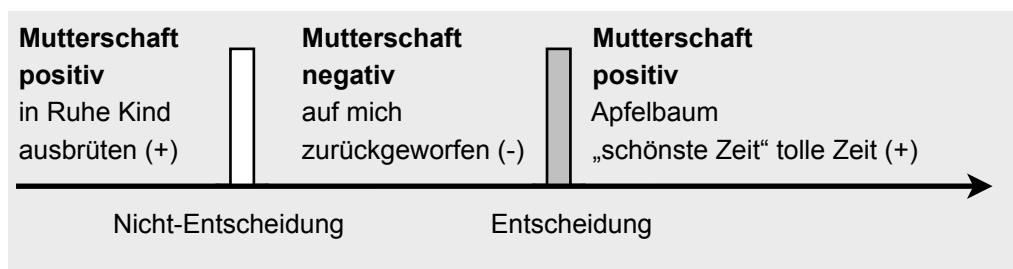
Die Ebene der Lebensereignisse wird in allen Erzählungen des Samples durch eine Ebene der Lebensentscheidungen ergänzt oder überlagert. Bereits die Mutterschaft ist meist in den Kontext einer Entscheidung gestellt, was den Zeitpunkt innerhalb der Biografie betrifft, auch wenn hier noch normative Größen hereinspielen.

Ich glaube, normal war so, wenn man um die 25, 26 anfing, die ersten Kinder zu kriegen, damals jedenfalls, habe ich das so an meinen Klassenkameraden gesehen. Mit kurz vor 30 galt ich schon als altgebärend. (M 2: 3)

#### 4.13.2.1 Beispiel M 3: Individuelle Gestaltbarkeit der Mutterschaft

M 3 ist ein Beispiel dafür, dass bestimmte Ereignisse oder Entscheidungen nicht per se ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ sind, sondern dass es sehr davon abhängt, wie mit Ereignissen individuell umgegangen wird. Auch das deutet darauf hin, dass die Generation MSprecher über einen (relativ zur MVorgänger-Generati-on) hohen biografischen Gestaltungsspielraum verfügt und verfügen will.

Die Abfolge der Lebensereignisse (Heirat, Mutterschaft, Beruf etc.) tritt bei ihr in der Wichtigkeit zurück gegenüber dem Umgang mit diesen biografischen Gegebenheiten, der ihr Leben weit mehr bestimmt. Weder die Heirat, noch der Beruf, noch die Mutterschaft machen sie ‚automatisch‘ glücklich oder unglücklich. Entscheidend ist immer, wie sie die Umstände gestaltet, und das trifft auch auf das Mutter-Sein zu.



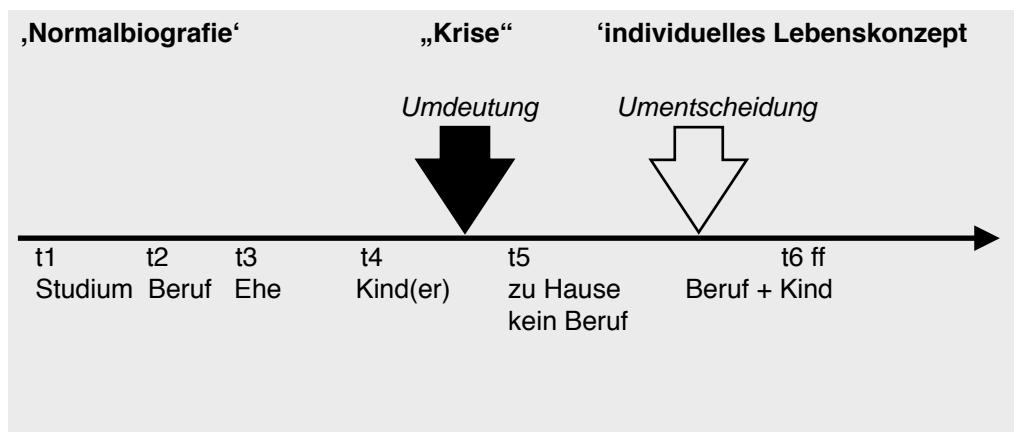
Ihre berufliche Entwicklung nach dem Architekturstudium macht ihr wenig Freude und sie ist froh, dass sie nun „in Ruhe [ihr] Kind ausbrüten“ kann.

Doch die erste Zeit mit den beiden kleinen Kindern ist sie dann „total unglücklich“ (M 3: 7) und sozial isoliert ist. Als Frau fühlt sie sich nun „wertlos“ und sie ist deprimiert und einsam.

Schließlich entscheidet sie sich für einen Umzug in die Nachbarschaft ihrer Schwester, so dass sie durch gegenseitige Unterstützung beide Frauen Kinder und Beruf verbinden können. Die Entscheidung, nicht zu Hause bei den Kindern zu bleiben, aber trotzdem eine familiäre Atmosphäre zu gestalten, indem sie mit ihrer Schwester abwechselnd für die Kinder kocht und da ist, ist die individuelle Lösung, die M 3 für den erlebten Konflikt zwischen Selbstentfaltung und Mutter-Sein gefunden hat. Nachdem sie erst weder im Beruf glücklich ist noch zu Hause mit den Kindern, bringt diese Entscheidung die Wende. Das regelmäßige gemeinsame Mittagessen der beiden Mütter mit den Kindern unter dem Apfelbaum im Garten steht in ihrer Erzählung beispielhaft für den Ausgleich der Ansprüche als Frau und Mutter, und in dieser familiären ‚Apfelbaum-Idylle‘ gerinnt für sie die „schönste Zeit“ ihres Lebens (M 3: 10).

Trotz einiger Abweichungen in Herangehensweise und Ablauf der Zeremonien (Hochzeitsritus etc.) schließt M 3 als Mutter zunächst nahtlos an den roten Faden der weiblichen ‚Normalbiografie‘ ihrer Vorgänger-Generati-on an: nach einer Jugend mit gewissen Freiheiten und einer Zeit der Berufstätigkeit kommen mit der Heirat die Kinder, der Beruf wird damit aufgegeben.

M 3 variiert den Berufsverzicht zwar, indem sie den Beruf nicht (wie ‚traditionell‘ ihre Vorgängergeneration) wegen der Kinder oder um der gesellschaftlichen Norm zu entsprechen aufgibt, sondern aus individuellen Gründen. Der Beruf macht ihr zu diesem Zeitpunkt bereits keinen Spaß mehr. Der Verzicht auf einen eigenen Beruf wird von ihr als persönliche Entscheidung dargestellt, die sie aufgrund individueller Vorlieben trifft. Sie stellt sich das Mutter-Sein und das zu Hause bleiben einfach schöner vor als die zunehmend anstrengende und eintönige Arbeit im Architekturbüro und freut sich als Schwangere, dass sie nun „in Ruhe [ihr] Kind ausbrüten“ kann. Es kommt jedoch zur Lebenskrise, denn das „ganz andere Leben“ mit den Kindern zu Hause macht M 3 unglücklich. Um dem Konflikt abzumildern macht M 3 zunächst den Versuch, ihre Entscheidung (zu Hause bleiben) aufzuwerten, indem sie die Berufstätigkeit abwertet („können andere auch“) und das Mutter-Sein aufwertet („kann nur ich“). Doch gelöst wird der Konflikt erst dadurch, dass sie zwischen ‚zu Hause‘ und ‚Arbeit‘ eine individuelle Balance findet. Es sind also nicht nur Entscheidungen möglich, so dass man Lebensereignissen nicht mehr passiv ausgeliefert ist, sondern die Entscheidungen können wiederum durch weitere Entscheidungen nachjustiert werden, bis sie zum individuellen Glück der Mutter beitragen, was wiederum auf einen hohen Freiheitsgrad der Lebensgestaltung deutet.



M 3: Deutung und Umdeutung im Biografieverlauf

<b>(1) Studium, Reisen: alles ist noch offen</b>
Und dann, ja, das habe ich so richtig genossen, das Studieren. ...da war ich auch viel unterwegs, bin viel rumgefahren, war viel in Italien und in Griechenland und so. Und dann habe ich meinen jetzigen Mann kennen gelernt (M 3: 2)
<b>(2) Ehe: Einstieg in ‚Normalbiografie‘ trotz individueller Herangehensweise</b>
Ja, und dann ist der Peter eingezogen und hat sofort gesagt: „Wir heiraten.“ Und ich fand das total blöd, weil, ich konnte mir das überhaupt nicht vorstellen, dass ich auf einmal nur noch einen Freund hab. Also, das war da, das war mir vollkommen-. Habe ich mir gedacht: <i>Nee, also, so nicht</i> . Aber das ging dann tatsächlich ganz schnell, irgendwie habe ich mich dann da drauf eingelassen. (M 3: 3)
<b>(3) Kind und Aufgabe der Berufstätigkeit</b>
Ich habe schon eine Zeit lang gearbeitet gehabt, ... in 'nem (Architektur-) Büro, mh, tja, war ... Also, das, das hat mir dann irgendwie nicht mehr gefallen. Am Anfang fand ich's ganz schön. Und dann, dann waren so schwierige Bauten, und dann habe ich das so genossen, wenn ich mir gedacht habe: Ich brauch jetzt nicht mehr jeden Tag ins Büro gehen und den ganzen Stress und die ganze Verantwortung und das ganze Zeug auf mich laden. Ich kann einfach daheim bleiben und mein Kind ausbrüten. (M 3: 3)
<b>(4) Konflikt in „ganz anderem Leben“ mit Kindern zu Hause</b>
Und irgendwann sind wir dann aber nach Innsbruck gezogen, da waren die Kinder so drei und vier. Und da war ich total unglücklich, also, da habe ich keinen Anschluss gefunden. Und ... weil ich ja ein ganz ein anderes Leben angefangen habe mit den Kindern zuhause. Das, das hat mir zwar, am Anfang war ich froh, dass ich meine Arbeit loshatte, aber auf einmal war ich dann so auf mich zurückgeworfen. (M 3: 7)
<b>(5) Krise</b>
Wie ich aufgehört habe zu arbeiten, da empfand ich das oft, da bin ich mir oft nichts wert vorgekommen. Weil, bei uns gilt ja nur jemand, der, bei uns wird ja immer alles so in Geld ausgedrückt. Und so 'ne Arbeit von 'ner Mutter, die ist ja nichts, die erscheint ja nirgends als Betrag, als Geldbetrag. Du bist einfach dann draußen aus der Arbeitswelt und aus der Arbeitsszene. (M 3: 11)
<b>5 a) Umdeutungsversuch: was ich mache, ist richtig und wichtig</b>
Aber das ist mir irgendwann aufgegangen und da habe ich mich dann befreit davon, irgendwann habe ich mir dann gesagt: <i>Was soll denn der Scheiß, oder? Das, was ich mache, das ist uninteressant, das können, das kann jeder andere auch</i> . ... Ja, das gibt viele Leute, die das können, aber meine Kinder kann keiner erziehen. Oder für meine Kinder kann keiner da sein. So, da komm ich mir schon vor als die wichtigste Person. ... am Anfang, wo ich aufgehört hab und dann halt oft so deprimiert war und mir so blöd vorgekommen bin und, da habe ich mir das irgendwann gesagt. (M 3: 11)
<b>6 Individuelle Entscheidung: wieder arbeiten</b>
Und dann habe ich einfach wieder angefangen, weil mein Mann dann nicht mehr so viel verdient hat und wir das Geld gebraucht haben. ... Und ich wollte das auch nicht untergehen lassen, das war mir schon auch wichtig. Mir ist mein Beruf auch wichtig. Ich mach den auch gerne. Ich denke mir, das ist für jede Frau eine schwierige Entscheidung, und jeder muss die ganz persönlich treffen, und da kann einem niemand helfen. (M 3: 11)



#### 4.13.2.2 Beispiel M 30: Mutterschaft im Kontext von Beruf und Beziehung

Nicht nur die Biografie selbst zerfällt in verschiedenen Teilphasen, wobei die Mutterschaft eine der Phasen darstellt, sondern auch die Mutterschaft hat verschiedenen Phasen. Dies hat einerseits damit zu tun, dass das Kind in seiner Entwicklung heterogene Ansprüche an die Mutter stellt und diese, wie gezeigt darauf adaptiv eingehen muss. Die Kleinkindzeit ist beispielsweise ungleich anspruchsvoller als die Zeit, wenn die Kinder heranwachsen. Mit zunehmender Selbstständigkeit der Kinder können auch die Mütter zunehmend ihren eigenen Lebensbedürfnissen nachgehen. Es gibt im Sample jedoch auch Fälle, in denen die Mutterschaft selbst einzelne, voneinander sehr unterschiedliche Phasen aufweist, ohne dass der Impuls dazu vom Kind und seinen Bedürfnissen ausgeht. Anlass für unterschiedliche Intensitäten und Schwerpunkte des Mutter-Seins sind hier die Lebensumstände und -Schwerpunkte der Mutter. Wie am Beispiel von M 17 gezeigt, variiert die ‚Qualität‘ und Intensität des Mutter-Seins, wenn andere Lebensumstände gegenüber der Mutterschaft in den Vordergrund treten. Anlass hierfür sind meist berufliche Herausforderungen oder Beziehungswechsel. Bei M 30 wird deutlich, was für das Sample beispielhaft ist. Berufliche ‚Beeinträchtigungen‘ der Mutterschaft werden von den Müttern des Samples gesehen und weitmöglichst abgemildert. Beziehungswechsel jedoch können das Konzept des Mutter-Seins dramatisch verändern und zeitweise dazu führen, dass es wichtige Werte vorübergehend ausgesetzt erscheinen.<sup>321</sup>

Die Lebensschilderung von M 30 hat zwei Phasen, die von unterschiedlichen zentralen Aspekten geprägt sind. Im ersten Teil steht die Schilderung ihrer beruflichen Entwicklung im Mittelpunkt. In diese Zeit fällt auch ihre Heirat und die Geburt des ersten Sohnes, jedoch bleibt das Thema ‚Beruf‘ im Vordergrund. Die meisten geschilderten Erlebnisse mit dem Sohn stehen im Bezug zu beruflichen Themen. Schließlich kommt es zur Trennung vom Kindesvater. Auch danach steht der Beruf weiter im Mittelpunkt, jetzt verstärkt unter dem Aspekt der Vereinbarkeit mit dem Mutter-Sein.

Kulturell eigentlich ‚hochrangige‘ Ereignisse wie Hochzeit, Geburt eines Kindes und Scheidung, auch einige Ortswechsel und berufsbedingte Umzüge, bilden in der erzählten Biografie von M 30 keine wesentlichen Zäsuren. Sie lebt als ‚berufstätige‘ und ‚erfolgreiche‘ Frau, die auch das Mutter-Sein gut in ihren beruflichen Alltag integrieren kann.

Eine neue Partnerschaft stellt dann eine wesentliche Veränderung in der Lebensschilderung von M 30 dar. Jetzt tritt der Beruf gänzlich in den Hintergrund. Der neue Partner und die Erlebnisse mit ihm stehen dafür im Mittelpunkt der Erzählung. Ein weiteres Kind wird geboren. Nicht dadurch, sondern durch die Verhältnisse in der neuen Ehe verändern sich die Lebensumstände von M 30

---

<sup>321</sup> Auch bei M 6, M 17 und M 21 zu beobachten: Beziehungs- als Lebenskrisen beeinträchtigen die Mutterschaft.

in einer ‚Kehrtwende‘ von der selbstständigen berufstätigen Frau und Mutter zur unselbstständigen Ehefrau und Mutter dramatisch.

... bis dato war ich eigentlich eine sehr selbstständige Frau... dachte ich... ja! Und dann fing genau die Kehrtwende an, durch die Schwangerschaft, die war extrem problematisch, sehr problematisch. (M 30: 7f)

... bei der Ehe ging alles bergab. Ich durfte dann nicht mehr arbeiten. Mein Ex-Mann meinte, eine Frau eines Rechtsanwalts braucht ja auch nicht zu arbeiten. Und das habe ich dann auch nicht getan, bis Till sechs Jahre alt war. Die Ehe ging nur noch bergab: Ich wurde betrogen. Ich glaube, in der Ehe waren's – von denen ich damals wusste, wie ich ausgezogen bin – acht oder neun Frauen (M 30: 9)

Das Thema ‚Mutter-Sein‘ begleitet die beiden Phasen, die unter dem Fokus ‚Beruf‘ und ‚Beziehung‘ stehen, bildet aber nicht den Kern der Erzählung. Was M 30 von ihren Söhnen erzählt, wird jeweils unter dem Aspekt dargestellt, der im Zentrum steht. Im ersten Teil des Textes, wo der Beruf im Mittelpunkt steht, kommt der Sohn nur zwei Mal vor und das immer in beruflichen Zusammenhängen. Da ist zum einen die unkomplizierte Geburt am Wochenende, so dass sie gleich wieder im Geschäft sein kann, das Babybett im Laden, das Laufen-Lernen- auf dem Fotohintergrund und der kleine Sohn als Attraktion für die Kunden. Das zweite Mal erzählt sie von einem Berufswechsel, um genug Zeit mit ihm zu haben.

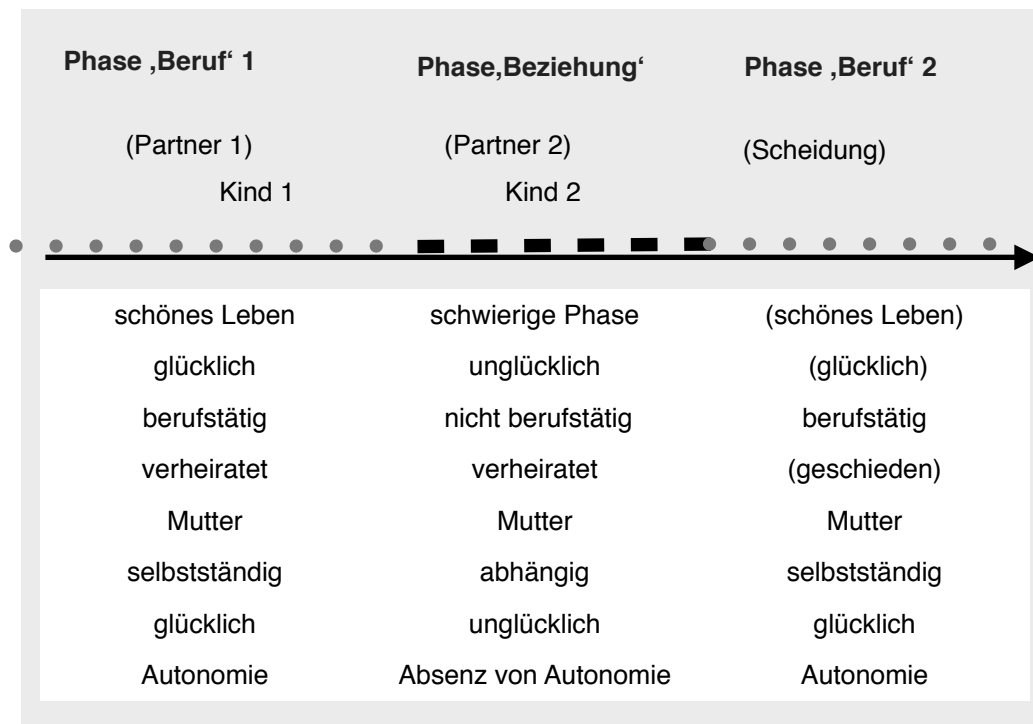
Im zweiten Teil der Erzählung, die unter dem Aspekt ‚Partnerschaft/Beziehung‘ steht, wird von den Kindern nur erzählt, was die Lebenssituation von M 30 verdeutlicht. („anstrengendes“ Kind, M 30 „Mittelsposition“ zwischen Kind und Mann, Schulwechsel = Fahrtzeit für M 30)

Wichtige Biografische Informationen aus dem Leben der Kinder wie Einschulung, Altersstufen und deren Besonderheiten fehlen, ebenso wie Schilderungen von Binnenerlebnissen, die deren Entwicklung, Alltag, Erziehung oder den Umgang von M 30 mit ihnen zum Thema haben.<sup>322</sup>

Die Biografie hat zwei Phasen: ‚Beruf‘ und ‚Beziehung‘. Der Biografieverlauf im Bereich ‚Beruf‘ ist überwiegend positiv („schönes Leben“), der Lebensabschnitt ‚Beziehung‘ überwiegend negativ dargestellt („schwierige Phase“). Nach der Trennung von Partner 2 beginnt erneut eine gute Phase mit Beruf und Kindern.

---

<sup>322</sup> Etwas ausführlicher werden die Schulprobleme des Jüngeren geschildert, aber auch hier bleibt der Fokus auf dem getrennten Elternpaar: „Also, die Grundschule, die war 'ne Katastrophe. Alleine das würde ein ganzes Buch füllen, nur unsere Auseinandersetzungen.“ (M 30: 12).



Die Merkmale, die den Phasen zugeordnet sind, unterscheiden sich in wesentlichen Punkten voneinander. In der ‚schwierigen Phase‘ ist M 30 ebenso Mutter wie in der ‚guten Phase‘. Der Hauptunterschied betrifft die Merkmale ‚berufstätig‘ bzw. ‚nicht berufstätig‘ bzw. ‚selbstständig‘ und ‚abhängig‘.

In der Phase ‚Beruf‘ ist die Partnerwahl ein einfaches Ereignis neben anderen, ebenso die Geburt des Kindes oder berufsbedingte Ortswechsel. Höchststranges Ereignis ist die Berufswahl. Als junge Frau wählt sie entgegen der Vorstellungen ihrer Eltern<sup>323</sup> selbst einen Beruf, den sie „nach wie vor“ liebt. Die berufliche Tätigkeit ermöglicht ihr ein eigenständiges Leben. Bereits mit 16 Jahren reklamiert sie ihren Eltern und auch ihren Ausbildern gegenüber ein hohes Maß an Entscheidungsautonomie.

Ich (bin) direkt in den Betrieb gefahren, habe mich bei dem Chef vorgestellt und gesagt: „Ich habe gehört, heute morgen, hier ist eine Fotografenstelle frei. Diesen Ausbildungsplatz hätte ich gerne.“ Und der hat mich dann angekuckt und sagte: „Ja, wie alt sind sie denn?“ Sage ich: „Ja, 16.“ – „Das müssen Ihre Eltern unterschreiben.“ Sage ich: „Da habe ich kein Problem damit. Geben Sie mir den Ausbildungsvertrag, und dann werden wir das schon in die Reihe bekommen.“ (M 30: 1)

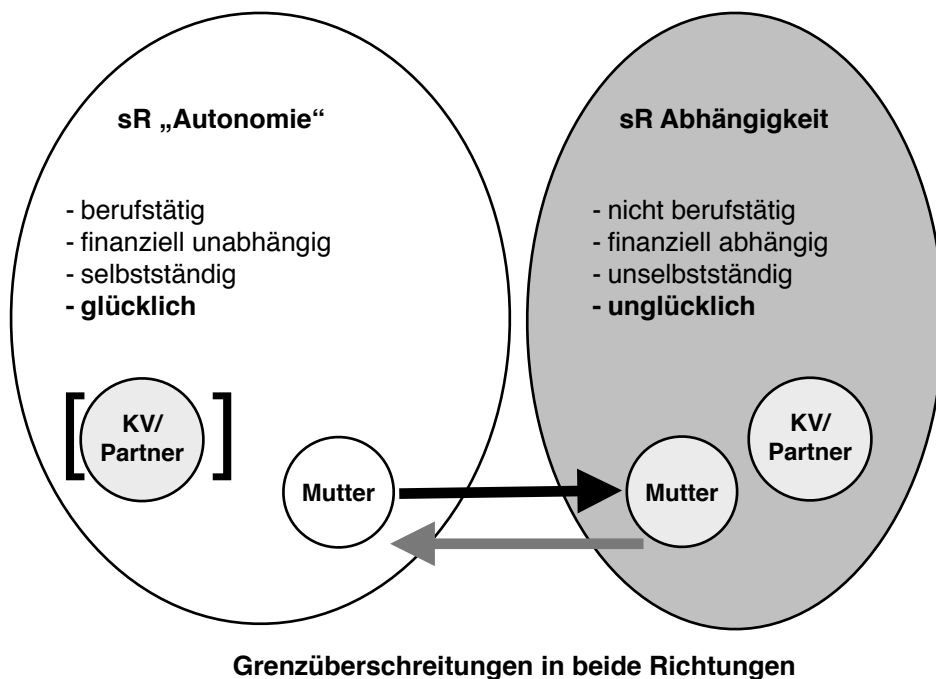
Sie behält diese Entscheidungsautonomie im privaten wie beruflichen Bereich, auch wenn sich ihre Lebensumstände ändern (Heirat, Kind, Trennung, Berufswechsel).

<sup>323</sup> „Eine Frau braucht kein Gymnasium! Es reicht Mittlere Reife, sie geht sowieso in Familie ohne Beruf.“ M 30: 1.

In der zweiten Phase ‚Beziehung‘ ist das höchstrangige Ereignis die Wahl des Partners („der größte Fehler meines Lebens“).

In dieser Phase ist das Leben von M 30 in allen Aspekten defizitär, nicht nur die Partnerschaft ist konfliktbeladen („kaputte Ehe“) sondern auch ihr Leben als Mutter („schwieriges Kleinkind, Probleme beim Ältesten“ M 30: 14). Die Entscheidungsautonomie fällt weg („alles, was ich angefangen habe, wurde blockiert“ M 30: 9) Ihr Mann kauft die Wohnung („nur auf seinen Namen“) und entscheidet über das Verhalten von M 30 (sie darf keinen Beruf ausüben, sie darf den älteren Sohn nicht mit in den Urlaub nehmen etc.). Durch Trennung von diesem Partner kehrt M 30 wieder in die Ausgangsordnung zurück. Danach erlangt sie ihre Autonomie zurück, sowohl privat als auch beruflich. Nach der Trennung nimmt sie ihre Berufstätigkeit sofort wieder auf. Diese Phase ist im Wesentlichen ähnlich mit der ersten Phase (Phase Beruf 1).

Die beiden Phasen ‚Beruf‘ und ‚Beziehung‘ in der erzählten Biografie von M 30 sind bezüglich wesentlicher Merkmale disjunkt. Die Phase ‚Beziehung‘ wird durch das Ereignis ‚Partnerwahl von der ersten Phase und durch die Beendigung der Beziehung von der 3. Phase (Beruf 2) getrennt.



Die Lebensschilderung zeigt, dass die ‚neue Ordnung‘ nur vorübergehend und (durch die Trennung vom Partner) reversibel war. Die ‚Ausgangsordnung‘ (Beruf, eigenständig, glücklich etc.) wurde im Wesentlichen wieder hergestellt.

Jedoch zeigt sich die Ausgangsordnung dadurch, dass sie offensichtlich durch Ereignisse, aus dem Bereich ‚Beziehung‘ gefährdet beziehungsweise abgelöst werden kann, auch als höchst fragil und angreifbar. Das gewählte Lebenskonzept von M 30 ist somit nicht unumstößlich und gefestigt. Einmal gewählt, ist es auch nach Jahren nicht fest etabliert und kann sequenziell von anderen

Konzepten ersetzt werden. Auch das Verhalten als Mutter ist potenziell vom Bereich ‚Beziehung‘ überformbar.

Das Verhalten als Mutter ist dem älteren Sohn gegenüber nicht konsistent, sondern ändert sich dramatisch während der Beziehung zu ihrem zweiten Mann. Sie versucht zwar, ihm auch in dieser Zeit gerecht zu werden („denn das ist mein Sohn, er wird's immer bleiben.“ M 30: 12 f) und betont seine Wichtigkeit („für mich geht Blut vor Wasser“). Doch sie verhindert nicht, dass er von ihrem Partner benachteiligt und aus der neuen Familie ausgegrenzt wird. („Was ganz, ganz schwierig war, dem Stefan immer gerecht zu werden, und das bin ich in der damaligen Zeit überhaupt nicht.“ M 30: 13). Auch sie selbst nimmt sich ihm gegenüber, weil das zweite Kind sehr anstrengend ist, zurück („Der Jüngere war die ersten drei Jahre so was von anstrengend, ... in diesen drei Jahren, hat der Stefan doch immer die zweite Geige gespielt.). Auch eine Tumor-Erkrankung des älteren Sohnes erhält in dieser Zeit wenig Aufmerksamkeit durch die Mutter, obwohl er in der Schule oft ohnmächtig wird („ich habe es am Anfang doch als bisschen lapidar abgetan gehabt, bis wir dann Kernspin-Tomografie gemacht haben“ M 30: 14). Die Trennung von Ehemann Nummer zwei erfolgt dann auch nicht wegen seines Verhaltens dem Sohn gegenüber, sondern weil er M 30 gegenüber Grenzen überschreitet (körperlicher Übergriff).

M 30 verhält sich als junge Frau sehr autonom. Sie entscheidet mit 16 schon selbst über ihren Ausbildungsvertrag und über ihre berufliche Richtung. Danach übernimmt sie früh berufliche Verantwortung (Übernahme von Filialgründungen mit 18) und setzt sich selbstbewusst mit ihren Arbeitgebern auseinander. Auch dem ersten Ehemann gegenüber entscheidet sie selbstständig über Berufliches, die Trennung von ihm ist ihre Entscheidung. In der zweiten Beziehung geht sie den umgekehrten Weg. Alle wesentlichen Entscheidungen werden vom Ehemann gefällt, auch bezüglich ihrer Beziehung zum Sohn aus erster Ehe. Auch finanziell ist sie abhängig, beim Auszug verfügt sie nicht einmal über ein eigenes Konto.

Wir hatten nur ein gemeinsames Konto, ja, und es war auch noch sein Anwaltskonto, d. h. ich war immer darauf angewiesen. Er hat das wunderschön gemacht, mir ist das am Anfang überhaupt nicht aufgefallen, dass es auch da einfach 'ne Abhängigkeit war. Ein ganzes Thema Abhängigkeit.

Nach dem Auszug – ah, man muss dazu sagen: Wir haben erst zusammen in meiner Dachwohnung gewohnt, die dann zu klein geworden ist, und im selben Haus wurde dann im Parterre eine Eigentumswohnung verkauft. Die hat er dann gekauft, nur auf seinen Namen. Ich war wirklich extrem blöd, blöder denn blöd, oberblöd denn blöd. (M 30: 10)

Im Nachhinein erklärt sie sich ihr Verhalten damit, dass sie diesbezüglich naiv war. Die von ihr vertretenen Werte werden letztlich wieder zurückerlangt. Insbesondere die Autonomie der Person, die selbst über ihr Glück bestimmt und sich hier nicht den Launen eines Ehemannes unterordnen muss, aber auch die Autonomie als Mutter und die finanzielle Unabhängigkeit. An ihrem freiwillig

ligen Ausflug in Abhängigkeiten wird eindrucksvoll vorgeführt, wie zentral der Wert der Autonomie für M 30 ist.

#### 4.13.2.3 Beispiel M 12: Umgang mit heterogenen biografischen Optionen

In der biografischen Schilderung von M 12 gibt es zwei große Teile. Der erste Teil (Seite 1 bis Seite 6) handelt von ihrem eigenen Leben nach dem Abitur und vor der Geburt der Tochter mit 29 Jahren (MSprecher). Der zweite Teil (S. 6 Mitte bis S. 25), handelt von ihr als Mutter und vom Leben mit der Tochter. Die Grenze zwischen den beiden Teilen bildet eine Aussage darüber, wie M 12 sich ihren Lebensweg vorgestellt hatte, bevor sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Ihre Lebensvorstellung der reisenden Schriftstellerin wird im Lauf der Biografie abgelöst durch weitere Lebensoptionen und den Ausschluss von solchen.

Sie kommt als junge Frau „verändert“ von einer Reise zurück, hat ihren Traumberuf entdeckt, kündigt im Büro und „will schreiben“ (M 12: 4 f). In dieser Zeit wird sie ungeplant schwanger: „Also, ich habe das sozusagen im freien Fall eigentlich gemacht und dachte mir: *Genau! Du gehörst einfach in die Welt!* Und dann passierte was Interessantes: Dann wurde ich schwanger. (M 12: 5) Die Schwangerschaft stellt sich als Eileiterschwangerschaft heraus. Als sie in der Folge die Diagnose der Unfruchtbarkeit erhält, sieht M 12 darin eine Art Wegweisung für ihr weiteres Leben. „Und ich dachte mir irgendwie: *Es muss auch die netten kinderlosen Tanten geben, und jetzt habe ich 'ne Reise nach Algerien hinter mir und 'ne Reise vor mir, also, ich bin irgendwie für was anderes auch vorgesehen.*“ (M 12: 5)

Ihre damalige Vorstellung von einem Leben, für das sie „vorgesehen“ ist, fasst M 12 in der Aussage „Genau! Du gehörst einfach in die Welt!“ zusammen. Kurz nach der Rückkehr von der nächsten Reise, die den Anfang ihres Schriftsteller-Lebens als „zweite Isabelle Eberhardt“ markieren sollte, bekommt M 12 ein Kind.

Und, ja, und dann kam im Dezember 85 - also, 84 war dieses Reisejahr, wo ich dachte, das wird, tja, ich werd einfach Korrespondentin oder werde eine zweite Isabelle Eberhardt, die als Mann verkleidet in der Weltgeschichte rumfuhr, ... ja, und dann, ja, kam meine Tochter auf die Welt.  
(M 12: 5f)

M 12 wird innerhalb kurzer Zeit mit sehr heterogenen Lebensoptionen konfrontiert. Nach dem Abitur entwirft sie ihr Leben als unabhängige Journalistin die „in die Welt“ gehört, dann wird sie ungeplant schwanger, in der Folge hält sie sich für unfruchtbar und wendet sich wieder dem Schriftsteller-Leben zu, danach wird sie noch einmal ungeplant schwanger und verbindet danach Journalismus und Mutter-Sein unter Verzicht der Option, als Reiseschriftstellerin ungebunden und flexibel zu sein.

M 12 akzeptiert die Option, ein Kind zu bekommen („Ah, das ist alles irgendwie auch gut“ M 12: 6) ebenso, wie sie vorher akzeptiert hatte, kinderlos zu

bleiben („Es muss auch die netten kinderlosen Tanten geben“). Beide Lebensmöglichkeiten sind von ihr mit positiven Merkmalen besetzt und in ihre Idee von einem gelungenen Leben problemlos integrierbar. M 12 wird nun zwar keine Korrespondentin, doch sie arbeitet mit Kind weiter als Journalistin. Ihre berufliche Entwicklung geht gut voran.

... und dann, ja, kam Sandra auf die Welt, ... Und dann habe ich, im Grunde genommen habe ich weitergearbeitet, halt, ich habe weiter geschrieben, ich habe ... kleine Sendungen gemacht auch ..., was halt so möglich war. (M 12: 6)

Beruf und Mutterschaft als jeweils akzeptable und verknüpfbare Optionen bei M 12

Option Beruf	Option Mutterschaft	Reaktion M 12
+ Traumberuf	- Mutterschaft	„Du gehörst einfach in die Welt.“
+ Traumberuf	- Mutterschaft: biolog. (scheinbar) unmöglich	„Es muss auch die netten kinderlosen Tanten geben.“
- Traumberuf	+ Mutterschaft tritt doch ein	„Ist irgendwie auch gut.“
+ Beruf	+ Mutterschaft	Sowohl als auch: „Nichts Muttimäßiges!“

Einzig die Möglichkeit der reisenden, unabhängigen Korrespondentin ist nun für sie ausgeschlossen, obwohl sie auch als Mutter weiter viele Reisen unternimmt. Das Mutter-Werden ändert auch sonst wenig an ihren Lebensumständen. Sie heiratet den Vater des Kindes nicht, sie muss keine beruflichen Abstriche machen und sie vergewissert sich mit ihren gleichaltrigen Schulfreundinnen regelmäßig, dass sie „nichts Muttimäßiges“ an sich hat.

... und wenn ich mich mit meinen Freundinnen getroffen habe, so noch aus der Schulzeit, dann war das für uns immer das Erste, was wir uns gegenseitig bestätigt haben, dass wir noch genauso aussehen wie vorher, und dass nichts Muttimäßiges in unseren Gesichtern ist und so. (M 12: 8)

Bei M 12 ist das Mutter-Werden kein Wendepunkt im Leben, sondern eine Variation des Lebensverlaufs. Wesentliche Weichenstellungen sind bei der Geburt der Tochter bereits abgeschlossen. Was jedoch nicht erfüllt wurde, ist die Option (x), als reisende Schriftstellerin zu leben. Das erste Mal wird diese Lebensmöglichkeit zugunsten des Mutter-Seins verworfen. M 12 kann zwar „schreiben“, wie sie es sich gewünscht hatte, aber sie ist ortsgebundener als sie es ohne Kind gewesen wäre.

Die Option, ein reisendes, ungebundenes Leben zu führen taucht im Leben von M 12 noch einmal auf, als die Tochter nach dem Abitur auszieht. Zu diesem Zeitpunkt hat M 12 das für sie interessante Angebot, als Berichterstatteerin ins Ausland zu gehen.

Dann habe ich irgendwie gedacht: *Ach nee, also, vielleicht sollte es mir doch einmal im Leben gelingen, Single zu sein und alleine zu sein und mir 'ne weiße kleine Wohnung in B. zu nehmen und da mein Geld zu*

*verdienen und zu kucken, und mein Arabisch aufzufrischen und Französisch. (M 12: 17)*

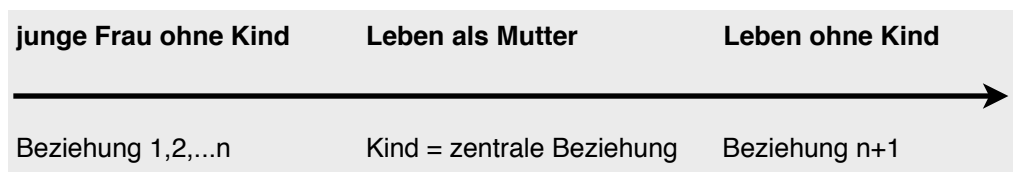
Das Leben im Ausland wird von M 12 auch dieses Mal nicht realisiert, wiederum gibt es ein ‚Hindernis‘ im privaten Bereich. Jetzt ist es ein Mann, dem zu liebe sie wiederum die Option des ungebundenen, freien Schriftstellerlebens zurückstellt. „Na ja, und dann ist mir eben der Leon begegnet, und dann wurde nur Heidelberg draus, von der großen weiten Welt.“ (M 21: 18)

Damit hat M 12 im Verlauf ihrer Biografie zwei Mal die Möglichkeit, ihre Vorstellung vom ‚Leben und arbeiten im Ausland‘ oder zumindest ein berufliches ‚unterwegs sein‘ zu realisieren. Beide Male wird die Möglichkeit angedeutet, ist aber auch nicht so konkret, dass man von einem wirklichen Verzicht sprechen könnte, als sie die Option ausschlägt. Trotzdem ist interessant, dass M 12 sich jeweils zugunsten einer ‚Beziehung‘ gegen eine von ihr hoch bewertete Lebensoption entscheidet. Lakonisch-ironisch, nicht weinerlich-enttäuscht räumt sie ein, dass aus der „großen weiten Welt“ schließlich nur ein idyllisches deutsches Städtchen wurde. Somit akzeptiert M 12 die Spannung zwischen ihren Lebenswünschen.

Die Partnerbeziehung, die an das ‚Hier‘ gebunden ist, ist ihr wichtig und unausgesprochen wichtiger als der berufliche Lebenstraum, der im ‚Dort‘ zu realisieren wäre. Mit der Entscheidung für ihren Partner wischt sie ihr zweites ‚unerfülltes‘ Lebens-Projekt, als Single zu leben, gleich mit vom Tisch.<sup>324</sup>

M 12 berichtet am Anfang ihrer Erzählung, dass sie als junge Frau ihre ‚Familientauglichkeit‘ gerade wegen ihres Beziehungsmusters mit wechselnden, interessanten Partnern anzweifelte und es auch nicht als besonders erstrebenswert erachtete, eine ‚normale‘ Familie zu haben. „Also, keine 4 Wochen mal irgendwie Single gewesen. Immer. Schluss gemacht, und aber schon kam irgendwie der Nächste um die Ecke.“ (M 12: 1)

Schließlich hat M 12 ein Modell für sich geschaffen, das ihr ein (interessanteres) Familien-Leben ermöglichte: Aus dem Modell der ‚Familie‘ herausgelöst ist die Beziehung zur Tochter als ‚Zweisamkeit‘ mit intensiven Gesprächen („Redebeziehung“) und gemeinsamen Reisen gestaltet.



Ich bin unheimlich viel mit der Sandra (Tochter) gereist, auch alleine. ... Und wir haben's uns dann immer so richtig gut gehen lassen, ... Also, Italien, schöne kleine Villa direkt am Meer, und schönste Zimmer mit dem besten Blick und so ... (M 12: 8)

<sup>324</sup> Während der Kindheit und Jugend der Tochter erscheint die Tochter als die zentrale Beziehung im Leben von M 12, siehe 4.9.4.2.



Die Familien-Welt von M 12 ist damit keinesfalls „spießig“ (M 12: 1) wie die ihrer Eltern, und schließt auch keinen der Lebenswünsche von M 12 ganz aus. Sie kann ihre Träume von Reisen und Weltoffenheit für sich auch mit der Tochter realisieren und in dieses Familien-Modell integrieren.

#### 4.13.3 Unterschiedliche Fokussierungen in den Lebensschilderungen

Die Teilnehmerinnen des Samples setzen in den narrativen Interviews unterschiedliche Fokussierungen. Der biografische Verlauf des Lebens als Mutter bildet dabei das Grundgerüst aller Erzählungen, jedoch unterscheiden sich die Präsentationsweisen dahingehend, dass die Lebensschilderung einem je spezifischen ‚roten Faden‘ folgt. Das Erzählen ist zunächst von der gewählten Thematik geprägt, die den Fokus setzt und die Auswahl und Darbietung des Erzählten beeinflusst. Würde man Frauen, von denen man weiß, dass sie Kinder haben, zu einer Lebensschilderung auffordern ohne den Fokus auf die Mutter-Thematik zu legen, wäre womöglich eine größere Bandbreite der erzählten Erlebnisse zu erwarten. So war den teilnehmenden Frauen der vorliegenden Untersuchung immer klar, dass ihr Mutter-Sein von Interesse war. Umso relevanter ist es, wenn sich andere Schwerpunkte in den Erzählungen ergeben.

Zur erzählten Geschichte ‚als Mutter‘ kommen im vorliegenden Textkorpus weitere Themenschwerpunkte und bestimmte Perspektivierungen. Einige Erzählungen orientieren sich an der Lebensgestaltung einer Mutter, die den Beruf in ihr Mutter-Leben integrieren will und muss („Leben als Mutter mit Beruf“). Thematisiert werden Möglichkeiten und Probleme der Vereinbarkeit von Beruf und Kind. Ambivalenzen betreffen die Mutterrolle, der man gerecht werden will, obgleich man die berufliche Tätigkeit wichtig findet während andere Erzählungen von der Integration des Kindes in das Leben einer berufstätigen Frau (Leben als berufstätige Frau mit Kind) handeln.<sup>325</sup>

M 11 schildert das Mutter-Werden als Wendepunkt und „Einschnitt“ in ihrem Leben: „Wie soll ich sagen? Für mich war also dieses Schwangerwerden, Mutterwerden, Kindkriegen also ein ganz wichtiger Einschnitt in meinem Leben und hat 'ne ganz große Veränderung gebracht. (M 11: 1)

Auch M 28 beginnt mit einer Art ‚Motto‘, das auch die weitere Erzählung begleitet. Ihr Thema, Selbstständigkeit und die Erziehung zur Selbstständigkeit, setzt sie an den Anfang ihrer Schilderung: „Tja, die Mütter in der Familie, die haben einen großen Grundsatz, nämlich, ihre Kinder zur Selbstständigkeit zu erziehen.“ (M 28: 1)

Der Fokus kann auch während ein und derselben Erzählung wechseln, wie bei M 30 und M 12. Auch M 5 schildert zunächst ihre beruflichen Stationen und Erlebnisse (bis Seite 8 von 16 Seiten). Im zweiten Teil ihrer Erzählung wechselt M 5 den Fokus. Jetzt folgt der Erzählstrang den Ereignissen im Leben der Kinder.

---

<sup>325</sup> siehe hierzu auch die Kapitel 4.6. und 4.13.

Einige Erzählerinnen sprechen von ihrem Leben als Frau (das auch das Leben einer Mutter ist), andere erzählen von ihrem Leben als Mutter (das auch andere Themen mit einschließt). In allen Erzählungen spielt die persönliche und berufliche Entwicklung eine Rolle. Manche Teilnehmerinnen des Samples stellen diese persönliche Entwicklung als zentrales Thema dar. Andere erzählen ausführlicher von beruflichen Tätigkeiten und Möglichkeiten als von ihrem Leben als Mutter.

**Fokussetzungen, die sich im Sample finden:**

***Mutter-Vita***

Nacheinander der Ereignisse und Phasen des Mutter-Seins im Zentrum der Erzählung: MSprecher und Kind  
Details: Ereignisse aus dem Leben von Mutter und Kind  
Beispiele: **M 32**, M 31, M 4, M 11, M 13, **M 28**,

***Individuelle Entwicklungs-Geschichte***

Relevante Ereignisse und Phasen für die persönliche Entwicklung im Zentrum der Erzählung: MSprecher  
Details: Veränderungen, Brüche, Chancen, Phasen, Übergänge  
Beispiele: M 17, M 5, M 30, M 29, M 8, M 24, M 2, M 12, M 14,

***Berufs-Geschichte***

Relevante Ereignisse und Phasen des Berufslebens im Zentrum der Erzählung: MSprecher  
Details: Berufliche Optionen, Stationen, Entwicklungen  
Beispiele: M 30, teilweise M 20, teilweise M 12, teilweise M 26,

***Vereinbarkeits-Geschichte (Beruf und Kind)***

im Zentrum der Erzählung: Mutter-Sein und Berufsleben verbinden  
Details: Optionen, berufliche Entwicklungen, individueller Weg der Vereinbarung  
Themen: Vereinbarkeit, Ambivalenzen,  
M 1, M 20, M 3,

Fokussetzungen ziehen sich nicht immer durch die ganze Erzählung, häufig sind im Sample Misch-Formen, in der Regel wird neben der eigenen Geschichte die Mutter-Vita präsentiert wie bei M 20, die mit ihrer ‚Berufs-Geschichte‘ beginnt und sich danach der Mutter-Vita zuwendet. M 12 beginnt mit ihrer Entwicklungsgeschichte, im zweiten Teil der Erzählung erzählt sie vom Leben ihrer Tochter. Bei M 1 liegt der Fokus zunächst auf der Vereinbarungsthematik von Beruf und Kind. Sie problematisiert die Rund-um-die-Uhr-Reduzierung ihrer Person auf eine einzige Lebensoption unter Ausschluss so vieler anderer Möglichkeiten. Die persönliche Entwicklungsgeschichte ist bei M 2 besonders ausgeprägt dargestellt. Über ihre Vorgeschichte, die detaillierte Schilderung ihrer Ehe, ihrer Gedanken und Antriebe bei der Berufswahl und ihre Vorüberlegungen zum Thema Mutterschaft kommt sie erst auf Seite 7 zum Thema Mutterschaft. Auch die Mutter-Vita präsentiert sie unter dem Aspekt ihrer inneren Vorgänge, Gefühle und Gedanken.

Wie viele Mütter des Samples präsentiert M 18 die Mutter-Vita als Beispiel ihres Organisationsgeschickes, ihres Willens, ihrer Belastbarkeit. Wie in jeder

Ich-Erzählung ist das erzählende Ich nicht nur die Hauptfigur, sondern auch der Held, hier die Heldin der Geschichte. Solche ‚Heldinnen-Episoden‘ finden sich in fast allen Texten des Samples. Die Mütter erzählen, was sie bereit sind, für ihre Kinder zu tun, und was sie bereit sind dafür einzusetzen, um gleichzeitig als Frau weiter ihre Lebensoptionen nutzen zu können. In den Erzählungen manifestiert sich eine (jeweils individuelle) zentrale Vorstellung von Erziehung oder eigenen Lebenswünschen. Es wird anschaulich, wozu man als Mutter fähig ist, was in einem Mutter-Leben möglich ist oder was ihnen unmöglich erscheint. M 4 schildert ihr Engagement als phasenweise Nur-Mutter und thematisiert hier bereits, welche Probleme die Reduzierung auf das Mutter-Sein für ihr Leben mit sich bringt, wenn es phasenweise von wenig interessanten „Handlangerarbeiten geprägt ist. Sie erzählt im weiteren Verlauf das Mutter-Sein als Erlebnis-verdichtetes und damit aufgewertetes Mutter-Sein, was für sie die Lösung des Konfliktes zwischen Mutterschaft und ‚eigenem Leben‘ darstellt. M 13 verdeutlicht, wie sehr sie sich in ihrem Mutter-Sein von der ‚Hausfrau und Mutter‘ der Vorgänger-Generation, repräsentiert durch ihre Schwiegermutter, unterscheidet. M 15 zeigt, wie man Beruf und Kind unkompliziert vereinbaren kann, wenn man sich entsprechend dafür einsetzt.

Der Tag war, der Tag war, am Anfang grade, als sie ganz klein noch waren, voll mit diesen Handlangerarbeiten wie waschen, sauber machen, Essen vorbereiten. (M 13: 3)

(Ich habe) mein erstes großes Konzert alleine in der grade eröffneten Philharmonie durchgezogen ... Und das alles irgendwie mit 'm Baby unterm Arm, ... muss halt irgendwie gehen. Es ging dann auch. (M 15: 3f)

M 18 kombiniert ihre eigene berufliche und individuelle Entwicklungsgeschichte. Die Mutter-Vita ist darin als alles erschwerender Faktor eingewoben. Ihr Studium, ihre Beziehung, ihre Lebensvorstellungen sind das zentrale Thema. Ihr Erzähl-Fokus liegt darauf, wie sie es bewerkstelligt, die Mutterschaft in ihr Leben als Frau zu integrieren. Sie ist „jung und dynamisch“ und geht davon aus, dass sie das Mutter-Sein zusätzlich zu ihrem Frau-Sein leben kann (M 18: 2). Ihre Lebensprojekte zu ‚schaffen‘, ‚hinzukriegen‘, zu ‚machen‘ und ‚durchziehen‘ ist für sie zentral, die Kinder sind hierbei nicht nur ein Hindernis, sondern zugleich ein „Motor, immer weiter zu machen“. In ihrer Mutter-Vita werden alle Ereignisse als ‚Leistung‘ erzählt, die M 18 vollbringt, um den Alltag mit den Kindern mit ihren eigenen Lebensansprüchen zu verbinden.<sup>326</sup>

#### *4.13.4 Zusammenfassung: Mutter-Sein im Biografieverlauf*

Mutter-Sein ist in der Biografiekonzeption keine notwendige Bedingung für eine erfüllte weibliche Biografie. Die Mutterschaft wird im Textkorpus rekurrent unter dem Aspekt der Vereinbarung mit weiteren, zentralen Lebensthemen

---

<sup>326</sup> Beispiel M 18, S. 74.

präsentiert. Sie kann nicht nur, sie muss auch mit anderen Lebenswünschen in Einklang gebracht werden. Somit ist das Mutter-Sein auch keine hinreichende Bedingung für ein ausgefülltes Leben als Frau. Hier liegt der Rabenmutter-Verdacht begründet: die eigenen Lebensansprüche sind dem Mutter-Sein nicht unterzuordnen. Was im Sample allerdings ebenfalls deutlich wird ist der Umstand, dass sich Mutterschaft und die Verfolgung darüber hinaus gehender Lebensziele nicht nur nicht ausschließen, sondern das Mutter-Sein selbst zum Lebensziel werden kann, sofern es nicht andere Lebensziele ersetzen muss.<sup>327</sup> Die Frage der guten Mutter ist damit im Sample nicht im Spannungsfeld von ‚Oder-Konflikten‘ zu beantworten wie ‚Kind oder Karriere‘ sondern immer ein ‚Und-Thema‘, also Kind und weitere Lebensthemen müssen aus Sicht der Mütter vereinbart werden können, damit man eine ‚gute Mutter‘ sein kann.

Das Mutter-Sein impliziert keinen festgelegten Biografie-Verlauf. Am Beispiel von M 12 wird der hohe Grad an Gestaltbarkeit des eigenen Lebensverlaufs (generell, aber auch als Mutter) deutlich. Es ist ein weiterer Hinweis darauf, dass die Lebensführung als Mutter sich nicht notwendig, wie bei der Generation MVorgänger, von der Lebensführung als Nicht-Mutter unterscheiden muss. In der Regel ist es der jeweiligen Mutter selbst überlassen, ob und wie sehr sich eine ‚biografische Wende‘ durch die Mutterschaft ausprägt. Jedenfalls muss in der Sample-Generation als Mutter kein anderes Leben geführt werden denn als Frau. Vor dem Hintergrund der vorliegenden Texte erscheint es sogar fast ausgeschlossen, dass das Mutter-Leben komplett an die Stelle des ‚Lebens‘ tritt. Es ist ein wichtiger, aber eben nur ein Teil des ‚Lebens‘, der wie gezeigt auch andere Lebenswünsche weiter einschließt. Am Beispiel von Lebensentscheidungen, die auch aus Sicht der Mutter negative Effekte auf die Kinder haben, zeigt sich, dass das Mutter-Leben auch umgekehrt nicht vor dem ‚Leben‘ abgeschlossen und geschützt werden kann. M 24 drückt hier am deutlichsten aus, was im Sample beobachtbar ist. Die durchgehend in allen Aspekten ‚gute‘ Mutter wäre nur in einem reinen Mutter-Leben möglich. Da das Mutter-Leben aber nur ein Teil des Lebens an sich ist, spielt dieses mit in die Mutterschaft hinein, etwa bei Trennungen der Eltern, die man dem Kind als ‚gute Mutter‘ nicht zumuten möchte und doch nicht ersparen kann. „Von wegen „gute Mutter“. Aber, muss man sagen: Das Leben ist das Leben, ja.“ (M 24: 17)

Zentraler Wert für die Biografie ist die Gestaltungshoheit über die eigene Lebensgeschichte. Man sucht immer die Entscheidungsautonomie und Selbstständigkeit bezüglich des eigenen Lebens. Der Ausschluss von Lebensoptionen von ‚außen‘ (Arbeitgeber, Partner) ist negativ besetzt. Man wünscht sich Zugang zu allen Lebens-Optionen, jedoch nimmt man dann nicht um jeden Preis jede Chance auch wahr. Ob es berufliche Möglichkeiten sind oder private, höchste Entscheidungsinstanz ist bezüglich der Realisierung immer die

---

<sup>327</sup> "Rabenmutter" contra "Heimchen am Herd", download am 23.5.2012, <http://www.ard.de/zukunft/kinder-Sind-zukunft/kinder-Sind-gold-wert/hochqualifizierte-frauen-als-muetter>

Frau selbst. Die Entscheidungshoheit schließt durchaus auch Fehlentscheidungen mit ein und zu den Lebens-Optionen zählen auch schlechte Erfahrungen. Den ‚falschen‘ Mann geheiratet zu haben, ist als Lebensrisiko akzeptabel (M 24), jedoch nicht, sich zu einer Heirat durch sozialen Druck gedrängt zu fühlen (M 11). Sich als Mutter beruflich und finanziell einzuschränken, kann als selbstgewählte Entscheidung akzeptiert werden (u.a. M 20, M 7), jedoch nicht als Vorgabe von Ehemann (M 30) oder Arbeitgeber (M 5).<sup>328</sup> Viel Zeit bei den Kindern zu Hause zu verbringen ist darstellbar, wenn man dafür seine Gründe hat, wird jedoch als Verzicht und als einschränkend erlebt, wenn man sich von der Welt des Berufes ausgeschlossen fühlt.

In allen Lebensschilderungen ist das Mutter-Sein als zentraler Aspekt der Biografie geschildert, jedoch auch unter dem Blickwinkel, dass es eine Phase im Leben ist. Hier wird, innerhalb der ‚Teilbiografie‘ als Mutter, wiederum der Baby- und Kleinkindzeit höchste Relevanz zugesprochen. Hier ist aus Sicht des Textkorpus auch die Relevanz der Mutter (im Leben des Kindes) am höchsten.

Andere Lebensthemen können in anderen Phasen oder auch begleitend zur Mutterschaft wieder wichtig werden oder weiter wichtig bleiben. Dass die Mutterschaft unter diesem Aspekt als Lebensphase endlich und zeitlich limitiert erlebt wird, hat auch Auswirkungen darauf, welche Schwerpunkte als Mutter gesetzt werden. Gerade wenn man weiß, dass man nur dieses eine Kind oder diese zwei Kinder (und das auch nur für eine bestimmte Zeit) zur Verfügung hat, um Mutter zu sein, ist es nachvollziehbar, wenn die Mutterschaft doch auch als biografische Konstante gestaltet wird, insofern hier eine lebenslange, dauerhafte und intensive emotionale Beziehung zwischen Mutter und Kind begründet wird.

Die Generation MSprecher verfügt über große biografische Freiheitsgrade, aus denen sich Konfliktpotenzial zwischen der Lebensgestaltung als Frau und dem Mutter-Sein erst ergibt. Die biografische Entwicklung einer Frau ist mit dem Übertritt ins Mutter-Sein weiter Veränderungen und Entwicklungen ausgesetzt. Entsprechend individualisieren sich die Lebensverläufe. Es findet sich im Sample der MSprecher-Generation – verglichen mit MVorgänger unmittelbar beobachtbarer – kein ‚Norm- und Normalverlauf‘ des Lebens als Mutter mit seinen Abweichungen, sondern das Textkorpus spiegelt eine gleichberechtigte Vielfalt möglicher Lebensentwürfe, die das Mutter-Sein einschließt und begleitet.

---

<sup>328</sup> M 30 führt mit ihrem zweiten Ehemann auf dessen Wunsch ein (unglückliches) Leben als Nur-Mutter, siehe dazu auch S. X. M 5: 3: Der Doktorvater und Arbeitgeber benachteiligt sie als verheiratete (und damit in seinen Augen gut versorgte) Frau gegenüber unverheirateten Studenten.

## 5. Schlussbemerkungen

### *Varianten der Narrativität in Storytelling-Erzählungen*

Die vorliegende Arbeit beruht auf einer Textbasis aus Alltagserzählungen. Die dort erzählten Geschichten auszuwerten, zu vergleichen und Folgerungen daraus zu ziehen, um etwas über die Lebenswirklichkeit der Erzählerinnen vor dem Hintergrund einer bestimmten sozialgeschichtlichen Phase zu erfahren, leuchtet intuitiv ein, kann man doch, gerade wenn Lebensschilderungen unter einen vergleichbaren Fokus gestellt werden, interessante Parallelen, Abweichungen und Datenmengen erwarten. Wie in der Einleitung ausführlich dargestellt, hat die sozialwissenschaftliche Forschung sich dementsprechend dem Narrativen und insbesondere dem biografischen Erzählen seit den 1970er Jahren verstärkt zugewandt. Sie hat aber dabei, wie gezeigt, häufig die Erzählung in ihrer komplexen Struktur auf den reinen 'Plot', das 'Sujet' im alltags-sprachlichen Sinne des Wortes reduziert und auf die genauere Untersuchung der *histoire* in Relation zu den erwartbaren 'Plots' ebenso verzichtet wie auf die Untersuchung des Verhältnisses von *histoire* und *discours*.<sup>329</sup>

Die 32 Erzählungen von Müttern, die hier untersucht werden, zeigen bei einer Betrachtung mit literatursemiotischen Methoden bereits auf der Ebene der *histoire* fast ausnahmslos eine deutliche Abweichung gegenüber einem unterstellten 'Masterplot' einer biografischen 'Mütter-Erzählung', der da etwa heißen könnte: Liebesbeziehung – Schwangerschaft – Geburtserlebnis – Mutterglück und Mutterleid – Fürsorge und Erziehung – Trennungsschmerz und Loslassen der Kinder. In den Erzählungen selbst wird dabei schnell klar, dass solche erwartbaren Ereignisse und Phasen in den Texten durchaus fakultativ vorkommen können und dass gleichzeitig oder statt dessen eine ganze Reihe anderer Aspekte, die auf den ersten Blick scheinbar wenig unmittelbar mit dem Thema zu tun haben, den Sprecherinnen erzählenswert sind. So entsteht zunächst der Eindruck von Heterogenität und einer großen Bandbreite dessen, was ein Mutterleben, Mutterschaft und 'Mütterlichkeit' im erzählten Zeitraum ausmachen kann.

Diese auf den ersten Blick schon interessante Bandbreite von Erlebnissen, Lebensentwürfen und Schicksalen der Mütter, bietet sich nicht nur als Grundlage an, in der Auffächerung und Konkretisierung der Mutterschaft nach Übereinstimmungen auf anderen Ebenen – etwa denen der Konzeption von 'Liebe', von 'gelungenem Leben', von 'Frau-Sein' etc. – zu suchen und diese herauszuarbeiten. Es stellt sich auch die Frage, ob solche Erzählungen überhaupt eine narrative Struktur im engeren Sinne haben, zumal die Erzählungen spontan mündlich entstanden sind und die 'ordnende Hand eines Dichters'

---

<sup>329</sup> Siehe dazu insbesondere Fußnoten 116 und 118. Zur Unterscheidung der beiden Ebenen von narrativen Texten – der zeitlich logischen Abfolge von Ereignissen auf der Ebene der *histoire* und der Art und Weise, wie diese in der Erzählung tatsächlich präsentiert, perspektiviert und kommentiert wird im *discours* siehe Titzmann 2003.

fehlt, die eine Erzählstruktur gestaltet, die dann wiederum mit den Mitteln der Textanalyse zu rekonstruieren wäre.

Dabei zeigt sich, dass eine Vielzahl der dieser Untersuchung zugrunde liegenden Texte belegen, dass Menschen „bei der erzählenden Rekapitulation der erlebten Vergangenheit auch der gesamten erzählten Zeit eine narrative Struktur zugrunde legen: Sie reihen also nicht nur kleine narrative Einheiten aneinander, sondern integrieren diese in eine Struktur, in der es – neben vielen kleinen – eine zentrale Transformation bzw. ein zentrales Ereignis gibt.“<sup>330</sup>

Das vorliegende Textkorpus macht aber auch deutlich, dass die ‚Narrativität‘ nicht in allen Alltagserzählungen gleich stark ausgeprägt sein muss. Einige Erzählungen weisen eine ‚schwache Narrativität‘ auf und präsentieren die Erlebnisse ohne Konstruktion zentraler Ereignisse und auffallender Weise auch entlang der üblichen Chronologie der Geschehnisse. Aber auch eine solche Schilderung der Ereignisse in seinem ursprünglichen Ablauf ist trotzdem weiterhin ‚konstruiert‘ und nicht ‚natürlich‘ – und damit interpretierbar. Denn es werden immer Ereignisse ausgewählt, in Beziehung zueinander erzählt, erwartbare Ereignisse werden weggelassen und andere in den Mittelpunkt gestellt. Hier ist im vorliegenden Textkorpus beispielsweise interessant, dass das so offensichtlich ‚zentrale‘ Thema der Mutter-Biografie (das war schließlich der Anlass der Erzählung) nicht immer im Zentrum der Präsentation steht. Dies zeigt auch schon die Frage des Erzähleinstieges: da der ‚Beginn‘ freigestellt war, das ‚Ende‘ aber sozusagen vorgegeben<sup>331</sup>, weisen hier die Texte schon bemerkenswerte Unterschiede auf, was im Verlauf der Erzählung dann auch die ‚Fokussierung‘ der Lebensschilderungen betrifft: So gibt es die Geschichte der ‚weiblichen Heldin‘, die ein ereignisreiches Leben mit der Mutterschaft verbindet; es gibt die Erzählung der problembewussten ‚Mutter‘, die ihren Kindern alles ersparen möchte, was sie selbst als Kind erlebt hat; es gibt die Abenteuergeschichte der Frau, die alle Lebenschancen wahrnimmt und nebenbei noch einige Kinder großgebracht hat; oder es gibt die ‚Arbeitsbiografie mit familiärem Anhang‘. Auf die Aufforderung hin, ihr Leben als Mutter vor dem Hintergrund der Fragestellung ‚Was ist eine gute Mutter‘ zu erzählen, entstehen in den Köpfen der Erzählerinnen also ganz unterschiedliche Lebensgeschichten von Frauen mit unterschiedlichen biografischen Schwerpunkten.

Ebenso aufschlussreich bei der Auswahl des Erzählten ist, was nicht erzählt wird. So ‚fehlen‘ in vielen Schilderungen basale Themen, die man als gesetzte biografische Ereignisse eines Mutter-Lebens voraussetzen kann wie die Schwangerschaft, die Einschulung des Kindes oder der Familien-Alltag. Im vorliegenden Sample wird beispielsweise die gesamte Schulzeit sehr ‚stief-

---

<sup>330</sup> Müller 2004: 431 – 445. Einen Beleg für eine solche ‚starke‘ Narrativität bietet beispielsweise M 24 (vgl. 4.2.2), die ein Modell der ‚Wiedergeburt zu neuem Leben‘ erzählerisch ausformt, wie man es auch als Modell literarischer Texte kennt – etwa ausführlich interpretiert bei Wunsch 2012: 81-118

<sup>331</sup> Was angesichts des Designs des Samples bedeutete, dass die Kinder zu Ende der Erzählung bereits erwachsen geworden sind und sich zumindest räumlich von der Mutter getrennt hatten.

### *Schlussbemerkungen*

mütterlich' behandelt, was wiederum eine Aufforderung ist, hier nachzuforschen, welche Rolle der Schule im Mutter-Kind-Kosmos zugeschrieben wird. Auch die Relation der Mutterschaft zur ‚Gesellschaft‘ zeigt sich auf der Ebene der *histoire*. Doch auch hier wiederum ist die *discours*-Ebene nie wegzudenken. Die Erzählweise (*discours*) und das Erzählte (*histoire*) stehen in alltagsprachlichen Erzählungen in einer komplexen Relation zueinander und sind nicht immer nur getrennt zu betrachten.

Gerade die Verschiebungen der Zeitebenen sind aufschlussreich. Vorausschickungen (‚mir war von Anfang an klar‘), *ex-post*-Bewertungen (‚war im Nachhinein vielleicht falsch‘), und vielfach sich findende ‚Argumentationsschleifen‘ zeigen eine komplexe Struktur des *discours*. Vielfach wird erst in Bezug zu dem, was erzählt wird, das ‚Wie‘ interessant. Beispielhaft für die Aussagekraft der *discours*-Ebene ist die Erzählung von M 8. Hier soll an dieser Stelle einmal der Fokus ganz auf der Präsentationsweise liegen um zu verdeutlichen, dass man mit der Untersuchung der *discours*-Ebene gerade dann zu weiterführenden Ergebnissen gelangt, wenn die Ebene der *histoire* unbeantwortbare Fragen hinterlässt.

### *Die Relation von histoire und discours am Beispiel M 8*

Im Fall von M 8 bleibt nach Auswertung der *histoire* ein Konflikt zwischen der Perspektive der Frau (richtiges Verhalten) mit der Perspektive der Mutter (falsches Verhalten) offen.<sup>332</sup>

Unter der Hand erzählt M 8 hier eine beeindruckende Geschichte über den Wandel des Normsystems der ‚guten Mutter‘. Interessanter Weise gehen bei dieser Schilderung *discours* und *histoire* deutlich auseinander: M 8 reflektiert im Text zunächst ganz allgemein die Problematik von Trennungen der Mütter von ihren Partnern für die Kinder (‚...was wir jungen Mütter den Kindern so antun ... durch die Beziehungswechsel‘). Sie stellt sich hier also bereits in einen Generationenzusammenhang und präsentiert sich als Vertreterin einer ganzen Gruppe, womit ihre weitere Erzählung implizit den Anspruch der Repräsentativität erhält.

Über die gesamte Passage hinweg zieht sich eine Thematik von ‚Schuld‘, die sich auf der Ebene der *histoire* erst ganz am Ende auflöst. Die potenzielle eigene ‚Schuld‘ von MSprecher gegenüber der Tochter („antun“, „egoistische Gründe“) und die „Schuld“ von MSprecher gegenüber MVorgänger, weil MSprecher von deren ‚Opfer‘ profitiert hat. Diese frühere ‚Schuld‘ wird aber nun von M 8 augenblicklich und entschieden negiert, und sie kann sie genau im Lichte der vorweggenommenen Geschichte der eigenen Trennung und im Lichte der Entschuldigung durch die eigene Tochter negieren.

---

<sup>332</sup> Vergleiche dazu S. 252: ‚Jedoch wird dadurch die Regel der Koexistenz betroffen, so dass eine solche Lösung nie als vollständig zufriedenstellend erlebt werden kann, da sie zwar aus Perspektive der ‚Frau‘ richtig ist, jedoch aus Perspektive der ‚Mutter‘ tendenziell ‚falsch‘ erscheint.



Dass aber die Dinge dennoch nicht so einfach liegen, wie es die Rhetorik des discours suggeriert, zeigt sich erst, wenn man die histoire der entsprechenden Passage rekonstruiert:<sup>333</sup>

Abfolge	Zustand oder Ereignis	Folge	implizite Norm
t1	Familie 1: MVorgänger + Ehemann + MSprecher		
t2	Glücksproblem MVorgänger: Ehe = Katastrophe		
t3	„Opfer“ MVorgänger: Nicht-Trennung	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Stabilität „Familie“</li> <li>• MSprecher = Nutznießer</li> <li>• Latenz von „Schuld“ I</li> </ul>	Mütter haben individuelle Glücksvorstellungen der Stabilität der Familie zu opfern
t4	Familie 2: MSprecher + Ehemann + Tochter MSprecher		
t5	Glücksproblem MSprecher: Ehe problematisch		
t6	Nicht-„Opfer“ MSprecher: Trennung	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Auflösung „Familie“</li> <li>• MSprecher = Nutznießer</li> <li>• Latenz von „Schuld“ II</li> </ul>	
t7	Thematisierung der Problematik von Normen und Schuld: Tochter MSprecher rechtfertigt Handlungen und Motive von MSprecher	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Stabilität Mutter-Kind</li> <li>• MSprecher = Nutznießer</li> <li>• Tilgung von „Schuld“ I+II</li> </ul>	Mütter müssen ihre individuellen Glücksvorstellungen realisieren – auch gegen die „Familie“

Die Betrachtung der Abfolge der Situationen und Handlungen und vor allem ihrer Bewertungen durch die erzählten Personen macht deutlich, dass sich auf der Ebene des Normensystems am Ende ein fundamentaler Wandel vollzogen hat: Während das Sich-Opfern von MVorgänger – auch vor dem Hintergrund entsprechenden kulturellen Wissens und anderer Erzählungen aus dem Sample – als nicht-ereignishaft erweist, weil das altruistische Absehen der Mutter von der Realisierung eigener Interessen die Norm der Zeit erfüllt, erscheint das ‚egoistische‘ Verhalten von MSprecher zunächst und im Lichte des Verhaltens der eigenen Eltern als potenziell ereignishaft, wird aber durch den Verweis auf die Allgemeinheit ihres Verhaltens bei den zeitgenössischen ‚jungen Müttern‘ abgeschwächt. Im Rahmen ihrer Generation ist Trennung ‚nor-

<sup>333</sup> M 8: 16ff.

## *Schlussbemerkungen*

mal', wenn auch nicht unproblematisch, denn es bleiben Zweifel und Schuldgefühle hinsichtlich der Auswirkungen auf die Kinder.

Explizit mit ‚Egoismus‘ korreliertes Verhalten („Was brauche ich, was tut mir gut“) kann zwar von M 8 im Gegensatz zu MVorgänger realisiert werden, aber zunächst nicht ohne einen Preis in Form von emotionalen Problemen: M 8 „fühlt sich schlecht“ im Hinblick auf die Tochter und erst deren Bestätigung und Rationalisierung ihres Verhaltens befreit die Mutter von ihren Schuldgefühlen.

Diese Ent-Schuldigung durch die Tochter führt aber dann dazu, dass auch die Schuldfrage von M 8 hinsichtlich ihrer Mutter sich auflöst, denn sie folgert nun im Rückblick auf die eigene biografische Erfahrung, dass ja auch MVorgänger sich hätte anders entscheiden können.

Die Analyse der histoire zeigt, dass das eigentliche Ereignis letztlich auf der Ebene der Kommunikation stattfindet: Im Verlauf der Familiengeschichte bleibt die Frage der Normen und der ‚Schuld‘ in der MVorgängergeneration und zunächst auch in der MSprecher-Generation latent und unthematisiert: Erst wenn in der Generation der jungen Mütter über diese Problematik gesprochen wird und das erst implizite, neue Normensystem von der Generation der MSprecher-Kinder explizit bestätigt und sogar als alternativlos dargestellt wird („Was hättest Du denn sonst machen sollen?“), lösen sich die Konflikte auch auf der emotionalen Ebene auf.

Damit ist aber eine letzte Voraussetzung dafür erfüllt, dass das neue Modell der ‚guten Mutter‘ auch als ein Modell ‚emphatischen Lebens‘ für Frauen mit Kindern erlebt werden kann: Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung sind notwendige Bedingungen dafür – ohne Reue ‚genossen‘ werden kann dieses Leben allerdings erst mit dem Segen der Kinder.

Erst dieser zentrale Kommunikationsakt zwischen MSprecher und ihrer Tochter ergibt die Möglichkeit, eine neue Norm bewusst werden zu lassen, die M 8 dann im discours gleich hinsichtlich der eigenen Mutter zur Anwendung bringt: Jede Frau und Mutter ist für ihr Glück selbst verantwortlich. Mag das „Opfer“ von MVorgänger vor dem Hintergrund der für sie geltenden Sozialnormen auch alternativlos erscheinen, so ist es vor dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung (M 8) und zusätzlich autorisiert durch die jüngste Generation (TM 8) lediglich eine (und im Rückblick auch noch die schlechtere) Option: Die Möglichkeit, dem eigenen Weg zu folgen und sich auch als Mutter nicht für die Familienstabilität zu opfern, und damit auch das eigene Verhalten, wird als überzeitliche, universelle und positivere Option gesetzt.

Mit dem Diktum der Kindergeneration ist damit der Übergang vom alten Normensystem der sich aufopfernden Mütter zum neuen Normensystem der sich selbst verwirklichenden Mütter abgeschlossen, wobei hier dieses neue System indirekt nicht nur einfach als das bessere, sondern auch als das zeitlosere und allgemein menschlichere erscheint.

*Text und Textkorpus*

Alle einzelnen Erzähltexte verfügen über eine ‚Narrativität‘, die neben der Ebene der *histoire* der Auswertung zugeführt werden kann. Natürlich ist es für eine Interpretation besonders signifikant, wenn Texte Merkmale einer ‚starken‘ Narrativität aufweisen: Hier zeigen sich Transformationen und Rück-Transformationen der erzählten ‚Welt‘, Grenzen und Grenzüberschreitungen, semantische Räume mit ihren von der Erzählerin explizit und implizit zugeordneten Merkmalen.

Die Frage ist nun, ob auch das Textkorpus insgesamt auf einer abstrakteren Ebene gleichsam eine gemeinsame narrative Struktur aufweist, in der sich eine gemeinsam erlebte und erzählte fundamentale Transformation in Kultur und Gesellschaft widerspiegelt. Können heterogene Lebensschilderungen, die nicht aus dem gleichen ‚Erlebnisraum‘ geschöpft sind, sondern von unterschiedlichsten Frauen in ganz Deutschland zusammengetragen sind, Gemeinsamkeiten bezüglich des ‚zentralen Ereignisses‘ aufweisen?

Wo ein solches ‚zentrales Ereignis‘ im Textkorpus anzusiedeln ist, liegt auf der Hand: die Grenze, die das ‚Vorher‘ und ‚Nachher‘ unterscheidet, liegt nicht innerhalb der einzelnen Lebensschilderungen als Mutter, sondern in der Realisierung eines Vorsatzes, der bereits vorhanden ist, wenn die Mutterschaft der MSprecher-Generation beginnt: So facettenreich und heterogen die individuellen Ausgestaltungen der Mutterschaft sind, alle wollen explizit oder implizit eine ‚andere Mutter sein‘ als ihre eigenen Mütter es waren und entwerfen sich jeweils als Vertreterin einer ‚neuen‘ Mutterschaft. Mit anderen Worten: Die entscheidende Transformation, die hier insgesamt erzählt wird, ist eine Transformation der Mutterrolle in Abgrenzung zur tradierten Rolle und damit die Erzählung eines fundamentalen kulturellen Wandels. Diesbezüglich lassen sich aus dem Textkorpus überindividuelle Aussagen ableiten, die über die dargestellte Heterogenität hinausreichen und einige zentrale Themenkomplexe in ihrer durchaus musterhaften Konstruktion und mentalen Modellierung einem gesellschaftlichen Diskurs zuführen können.

Noch einmal sei an dieser Stelle auf die Rolle der Textwissenschaft als Kulturwissenschaft hingewiesen. Wo die Sozialforschung Daten zur Verfügung stellt, wo durch Statistik, Meinungsumfragen und diverse Studien eine unglaubliche Menge an Informationen über das Verhalten und die ‚Wirklichkeit‘ von Müttern in unserer Gesellschaft verfügbar ist, bleibt doch immer die Frage der Zusammenhänge und Schlussfolgerungen offen. Man ‚weiß‘ ausführlich, was Mütter den ganzen Tag tun und nicht tun, wieviele Stunden sie mit Hausarbeit, Kinderbetreuung und Job verbringen, ob sie verheiratet sind und in welchem Alter sie wie viele Kinder bekommen. Man sieht überdeutlich, welche Anstrengungen sie machen, um Kinder und Beruf zu vereinbaren.

Doch die kulturwissenschaftlich eigentlich spannende Frage, ob und wie solche beobachtbaren Erlebnisse und Verhaltensweisen von den Betroffenen und Handelnden selbst erklärt und gerechtfertigt werden und zu einer – wie auch

## *Schlussbemerkungen*

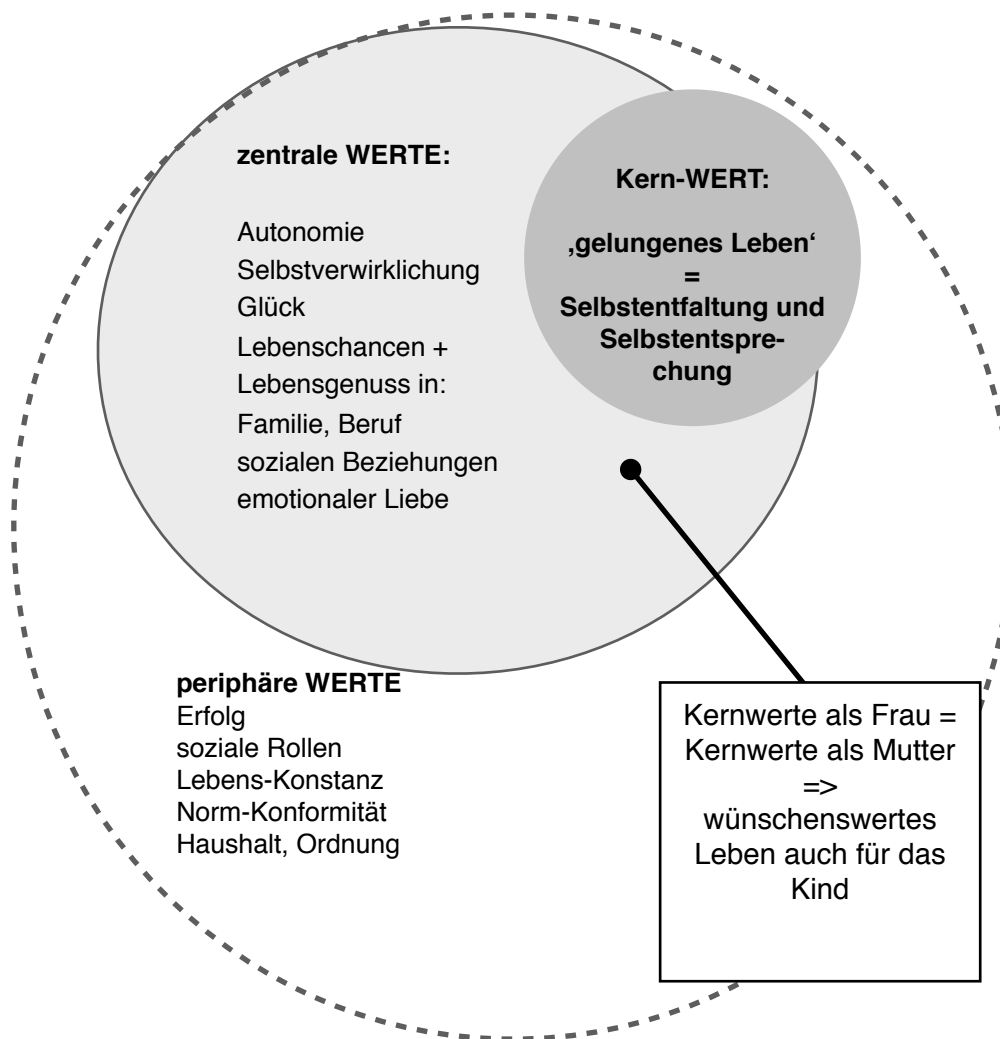
immer impliziten – alltagspsychologischen und alltagssoziologischen Theoriebildung führen, bleibt auf diese Weise nicht nur ungeklärt, sondern sogar ungestellt. Demgegenüber erschließt erst eine literatursemiotische Analyse – die ja nicht nur die Texte in ihrer Gesamtstruktur, sondern damit auch ihre Produzenten vollkommen ernst nimmt – die Theoriebildung und Weltkonstruktion, die auch durch das Alltagserzählen, ganz im Sinne von Bruner und Popper, geleistet wird. In diesem Sinne sollen die zentralen Thesen, die sich aus den Texten ableiten lassen, abschließend nochmals zusammengefasst werden.

## *Zentrale Thesen der Erzählungen des Textkorpus:*

### **1. Ent-Determiniertheit der weiblichen Biografie durch die Mutterschaft**

Die im derzeitigen gesellschaftlichen Diskurs zentrale Frage, ob eine Mutterschaft nicht andere Lebensthemen ausschließen oder zumindest reduzieren sollte (Rabenmutter-Diskussion vs. Herdprämie etc.) erscheint im Licht der Analyse des Samples überbewertet und aufgebauscht. Wie sich die Lebensverläufe im Sample auch unterscheiden, die Mutterschaft stellt sich als nur eine Phase der Biografie dar und ist nicht mehr geeignet und in der Lage, wie in der vorausgehenden Generation (MVorgänger) den Lebensverlauf zu determinieren. Eine Mutter ist damit weniger eine Rollenzuweisung und -Erfüllung innerhalb der Gesellschaft, die sich von anderen Rollen unterscheidet, sondern sie kommt immer nur zu einem Rollen- und Lebensentwurf dazu. Mutter-Sein ist damit immer nur die eine Seite einer Medaille mit zwei Seiten und von einem ‚erfüllten Leben‘ in Beruf und Gesellschaft nicht zu trennen. Die Mutter verfügt weiterhin über die ganze Optionen-Vielfalt und alle biografischen Differenzierungs-Möglichkeiten wie jeder andere Mensch auch, wenn sie auch vergleichsweise mehr Aufwand betreiben muss, um an der Optionenvielfalt der Postmoderne partizipieren zu können.

In diesem Modell beendet das ‚Mutter-Sein‘ in keinem Falle das ‚Frau-Sein‘: Beide Rollen können alternieren und ko-existieren. Dabei sind in beiden Rollen die Werte die selben: Die Kern-Werte, die man als Frau hat, gelten auch für die ‚gute Mutter‘. Und mehr noch: Diese Werte wendet man auch auf die Kinder an; ein wünschenswertes Leben für die Kinder wird nach Maßgabe dieser Werte gestaltet und ermöglicht.



### Wertesystem der MSprecher-Generation

Die Kombination und Hierarchie der Werte gelten sowohl für die Rolle als ‚Frau‘ als auch für die Mutter-Rolle. Für das Leben, das man auch den eigenen Kindern wünscht, wird dasselbe Wertesystem vorausgesetzt: Auch für sie wird Selbstentfaltung gemäß der angelegten Person als Voraussetzung für ein wünschenswertes Leben als zentraler Wert gesetzt.

Um ein gelungenes Leben realisieren zu können, ist es wichtig, Lebenschancen konsequent zu nutzen (und auch den Kindern reichhaltig anzubieten) und hoch adaptiv zu agieren.

## 2. Komprimierung und Aufwertung des Mutter-Seins als biografisches Erlebnis

Mutterschaft erscheint als begrenzte und in dieser Begrenztheit aufgewertete biografische Phase. Die Vorstellung von ‚schönen Kindheit‘ ist reduziert auf die frühe Kindheit, die man als Mutter auch mit genießen möchte. Im Wissen um diese Limitierung, auch durch die eigenen Bedürfnisse nach Entfaltung eigener Lebenswünsche im Beruf wird die Mutterschaft in ihrer Erlebnis-Qualität verdichtet. Dies schließt auch regredierende Verhaltensweisen der Mutter ein. Mutter und Kind leben ‚Kindheit‘ als pflichten- und sorgenfreie Lebens-

phase aus. Die Mutter beaufsichtigt nicht das spielende, lernende, staunende Kind sondern ist tendenziell immer auch selbst Teil von dessen Erlebniswelt. Auch die Mutterschaft darf innerhalb eines Lebensmodells, das das Empfinden von ‚Glück‘ zur Aufgabe des Menschen erhebt und die dieses Glücksempfinden in intensiven Erlebnissen sucht, nicht Pflichterfüllung sein, sondern muss genossen werden.

### **3. Erosion und stillschweigende Transformation des Familien-Modells**

Wo Abweichung beginnt und Normalität aufhört, was die Personenkonstellation einer ‚Familie‘ betrifft, scheint im gesellschaftlichen Diskurs klar zu sein. Die Vater-Mutter-Kind-Familie ist die Norm und als solche steht sie auch für eine Lebensform, die für Kinder der optimale Ort ist, um aufzuwachsen. Ergänzt wird diese Familienform von Ersatz-Konstruktionen („Patchwork-Familien“), die eine intakte Vater-Mutter-Kind-Familie mit ihren Merkmalen sozusagen ‚nachstellen‘ und ersetzen. Neben einer bestimmten Vorstellung davon, was eine Familie ausmacht, besteht auch eine Vorstellung von der gesellschaftlichen Wichtigkeit und Wertigkeit der ‚Familie‘ als Hort der Kinderaufzucht und deren gesellschaftlicher Eingliederung.

Im Licht des vorliegenden Textkorpus jedoch stellt sich die ‚Familie‘ anders dar. Den stabilen und nicht weiter ausdifferenzierenden Kern der Familie bildet das Mutter- Kind-System. Diese Mutter-Kind-Konstellation ist in unterschiedlichen Ergänzungen möglich und lebbar. Über die Zusammensetzung der ‚Familie‘ bestimmt die Frau mit ihrer Partner-Wahl.<sup>334</sup> So kann der Kindesvater Teil der Familie sein, was von den Frauen durchaus bevorzugt wird. Weder in Vater-Mutter-Kind-Familien noch in anderen Familien-Formen hat der Mann aus Sicht der Mütter aber eine elementare eigene Funktion. Die aus ihrer Sicht wesentlichen Aufgaben und Rollen dem Kind gegenüber werden immer von der Mutter vollständig abgedeckt, auch wenn der Kindesvater im Familiensystem anwesend ist. In allen das Kind betreffenden Fragen ist die Mutter dem Vater übergeordnet, der in der Familienwelt hierarchisch degradiert und verzichtbar erscheint, insbesondere im Vergleich zur Vorgänger-Generation (MVorgänger). Während der Mann in der ‚Welt der Arbeit‘ gegenüber den Frauen eine hierarchisch höhere Stellung einnimmt, ist er im Familiensystem entmachteter. Dem Mann als Vater und Erzieher werden im Sample oft explizit auch ‚alte‘ und abgelehnte Wertvorstellungen zugeordnet (Autorität, Regeln, Anpassung der Kinder). Hier spielt auch das Thema der gesellschaftlichen Funktion von ‚Familie‘ herein. Eine Anpassung an gesellschaftliche Normen, die eine gewisse, traditionell vom Vater repräsentierte ‚Autorität‘ erfordert, wird von den Müttern des Samples nicht angestrebt. Insofern ist auch die ‚Funktion‘ des Vaters nicht klar aufgefüllt, der aus Sicht der Mütter im idealen Fall dem Kind gegenüber genau so agiert wie sie selbst (MSprecher) es bevorzugen.

---

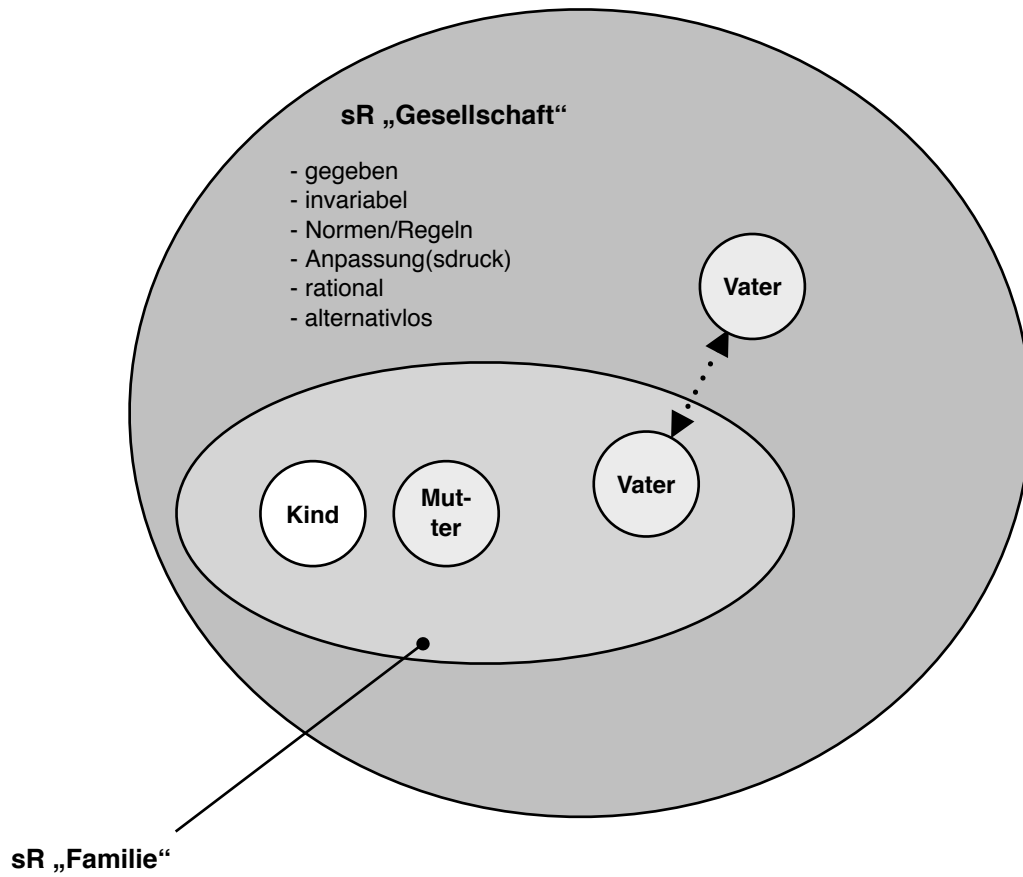
<sup>334</sup> Vom Wunsch der Kinder nach einer intensiven Beziehung zu beiden Elternteilen wird ausgegangen. Gelingt die Integration des Kindesvaters in die Familie jedoch nicht, was immer Beziehungs-Problemen geschuldet ist, müssen die Kinder auf den mitlebenden Vater innerhalb der Familie verzichten.

#### **4. Tilgung der gesellschaftlichen Funktion von Mutterschaft**

Bezüglich der gesellschaftlichen Funktion der Mutter-Rolle oder der Familie zeigt sich die befragte Mütter-Generation unengagiert. Man bezieht sich als ‚Mutter‘ nicht in gesellschaftliche Anforderungen ein und versteht die Aufgabe der Mutter nicht in der erzieherischen Vorbereitung einer Kinder-Generation im Sinne der Gesellschaft. Die Individualisierung des Mutter-Seins geht einher mit der Förderung individueller Eigenschaften des jeweiligen Kindes und zielt nicht auf Eingliederung, sondern auf Ausdifferenzierung ab. Der Wesenskern des Kindes soll erhalten werden. ‚Gesellschaft‘ erscheint dabei auffallend deutlich sogar zunächst als potenzielle Bedrohung dieses (als ‚natürlich‘ angelegt semantisierten) Wesenskerns der Person des Kindes. Daher sieht die Mutter in der Kleinkindphase ihre Aufgabe durchaus auch darin, das Kind vor den Zumutungen von ‚Gesellschaft‘ und vor den ‚fremden‘, potenziell verformenden Autoritäten von außen zu beschützen. Gesellschaftliche Anpassungen werden aktiv vermieden und implizit und für später (ab der Schulzeit) an die Gesellschaft zurück-delegiert. Familie in der textkorpusinternen Definition als Mutter-Kind-Familie ist als extrem privater Raum fern von gesellschaftlichen Aufgaben und Funktionen definiert und damit das Gegenteil dessen, was im politischen Diskurs suggeriert wird, wenn er nach wie vor Familie als Keimzelle der Gesellschaft bezeichnet. Im Gegensatz zum Modell der Vorgänger-Generation inkludiert in der Sicht des Textkorpus ‚Gesellschaft‘ ‚Familie‘ nicht mehr als unterstützende Funktion.

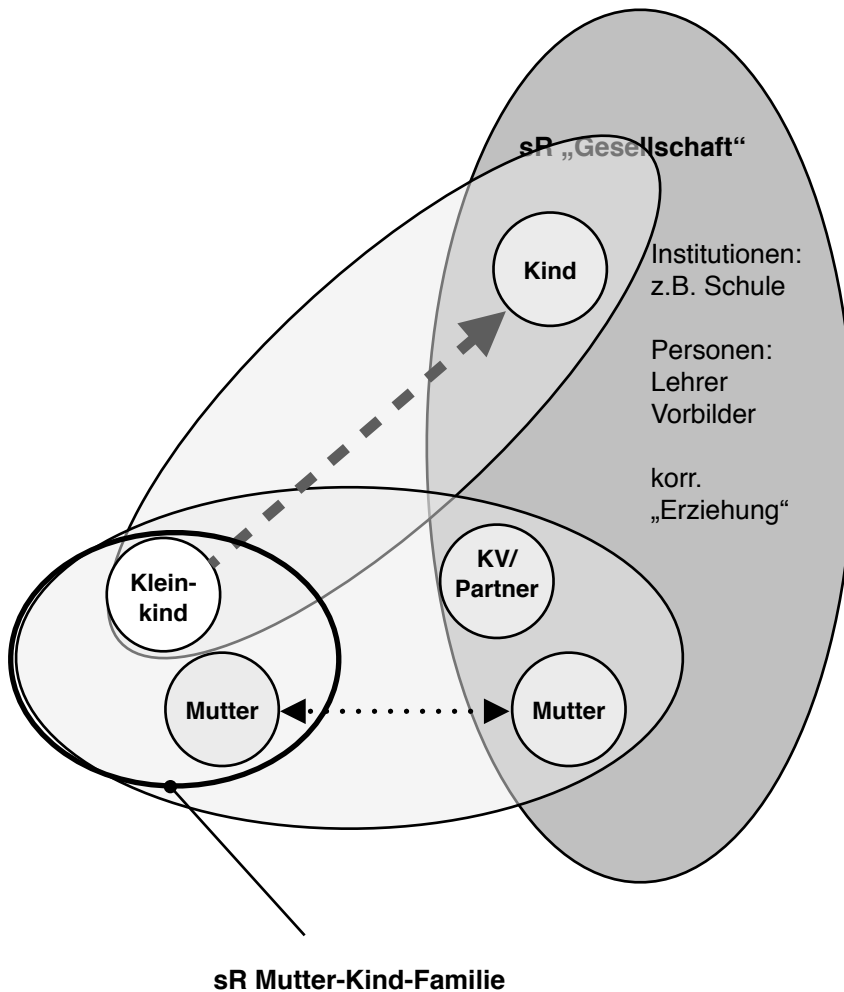
Schlussbemerkungen

Relation ‚Gesellschaft‘: ‚Familie‘ in der MVorgänger-Generation nach Maßgabe des Textkorpus:





Relation ‚Gesellschaft‘: ‚Familie‘ in der MSprecher-Generation nach Maßgabe des Textkorpus:



Im System des Textkorpus ist die Mutter-Kind-Familie zumindest für die ersten Jahre ein Raum außerhalb der Gesellschaft und steht zu ihm in Opposition. Erst mit dem Schuleintritt verlässt das Kind diesen Raum und ‚pendelt‘ danach – ähnlich wie die Mutter – zwischen beiden Sphären. Was die Mutter mit dem Kind tut, tut sie für dieses – und für sich selbst. Anpassungsleistungen, die die Gesellschaft wünscht, muss diese selbst erbringen.

## 5. Emotionalisierung der Mutterschaft

Die Mutter-Kind-Beziehung erscheint in erster Linie als Band der Emotionen zwischen Personen, der Rollen-Aspekt der ‚Mutter‘ und damit auch des Kindes tritt in den Hintergrund. Die Emotionalisierung der Mutter-Kind-Beziehung hat ihre Schattenseiten in einer Tendenz zur Funktionalisierung des Kindes für emotionale Bedürfnisse der Mutter und einer damit einhergehenden ‚Exklusivierung‘ des Mutter-Kind-Systems. Mütter sehen ihr Kind als wichtiges Element des eigenen ‚Glücks‘ und verstellen dem Kind potenziell den Weg zu

anderen intensiven sozialen Beziehungen, was den Kindesvater wie gezeigt einschließt.

Was in der frühen Kindheit als emotionale Sicherheit angeboten wird, erschwert in der Adoleszenz die Abgrenzung der Kindergeneration von der Herkunftsfamilie. Die Umwandlung der Rollen-Beziehung Mutter-Kind in eine Lebensfreundschaft verschafft den Müttern weiterhin Zugang zur Kinder-Generation. Hier verschwimmen die Generationen-Grenzen, was ebenfalls eine Tendenz der im Sample vorgefundenen Mutter-Kind-Beziehungen ist. Kinder – und hier insbesondere die Töchter – bieten daher den Müttern einen erweiterten und verlängerten Zugang zum Raum zur ‚Jugend‘ bzw. zum Gefühl der ‚Jugendlichkeit‘.

## **6. Ausgrenzung und Isoliertheit: Mütter werden von der Gesellschaft potenziell distanziert**

Trotz der Ent-Determinierung der Mutterschaft durch die Frauen, trotz der Aufwertung der Mutter-Kind-Enklave durch die Mütter und die Konstruktion der Opposition zwischen Mutter-Kind-Familie und Gesellschaft sehen sich die Mütter im Sample vorübergehend faktisch und/oder potenziell durch Ausgrenzung und Isoliertheit bedroht. Mutter-Werden und Mutter-Sein sind trotz aller Transformationen gegenüber der Vorgängerkultur und trotz aller emanzipatorischer Leistungen immer noch risikoreich. Die Option der potenziellen Ausgrenzung derjenigen Personen, die bereit sind, Kinder zu bekommen und sich ihrer auch anzunehmen, besteht als Gefahr sowohl im faktischen Erleben der Mütter als auch in Befürchtungen potenzieller Mütter. Im Textkorpus wird im Vorfeld der ersten Schwangerschaft vielfach die Frage des ‚richtigen Zeitpunkts‘ der Mutterschaft auch unter dem Aspekt thematisiert, wann man seinen Platz in Berufswelt und Gesellschaft so gefestigt hat, dass eine Ausgrenzung dieser für die Frauen generell zentralen Lebenswelten unwahrscheinlicher wird. Die Befürchtungen betreffen sowohl den ‚Platz‘ im Leben als auch die Möglichkeiten und Chancen darin, die man durch die Mutterschaft nicht reduziert sehen möchte.

Diese Gefahr, so kann man anhand der jüngsten Diskussionen zum Thema Betreuungsgeld sehen, ist auch für die Generation der Töchter der Erzählerinnen noch nicht gebannt.



- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München: Hanser, 4. Aufl. 1977
- Arnold, Klaus: Kind In: Lexikon des Mittelalters, Hg. Robert-Henri Bautier und Robert Anty, Band V, 1991
- Bachofen, Jakob: Das Mutterrecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1975
- Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: dtv 3. Aufl.1987
- Badinter, Elisabeth: Der Konflikt. Die Frau und die Mutter. München: Beck 2010
- Beck, Ulrich: Individualisierung. Jenseits von Stand und Klasse. Zitiert nach Neckel 1993, S. 70 ff
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. 1980
- Dies.: Vom „Dasein für Andere“ zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben. Individualisierung im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt Nr. 34/1983, S. 307-340
- Dies.: Deutschland muss noch erzogen werden. Wir haben den Rabenmutter-Verdacht, die Franzosen die Kinder: Die deutsche Familienpolitik muss mehr Gleichheit bieten. In: Frankfurter Rundschau v. 02.03.2007
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer 1980
- BILD: <http://www.bild.de/ratgeber/gesund-fit/mutter/als-mutter-vier-tage-nach-der-geburt-wieder-arbeiten-rechtliche-situation-in-deutschland-7057672.bild.html> download am 24.04.2010
- Birkhäuser-Oeri, Sibylle 1993: Die Mutter im Märchen. Deutung der Problematik des Mütterlichen und des Mutterkomplexes am Beispiel bekannter Märchen
- Bluffer Hrdy, Sarah: Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution. Berlin: Berlin Verlag 2010
- Dies.: Mütter und andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat. Berlin: Berlin Verlag 2010b
- Bruner, Jerome: Actual Minds, Possible Worlds. Harvard University Press: London, Cambridge (Mass.) 1986
- Ders.: Sinn, Kultur und Ich-Identität. Heidelberg: Carl-Auer 1997
- deMause, Lloyd.: Hört ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 7. Aufl. 1992
- Eco, Umberto: Der Name der Rose. München: Hanser 1982
- Ders.: Die Insel des vorigen Tages. München: Hanser 1995
- Douglas, Mary: Wie Institutionen denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991

- Elwert, Georg: Kein Platz für junge Wilde, DIE ZEIT, 14/1998,  
[http://www.zeit.de/1998/14/Kein\\_Platz\\_fuer\\_junge\\_Wilde/komplettaansicht](http://www.zeit.de/1998/14/Kein_Platz_fuer_junge_Wilde/komplettaansicht), download am 4.6.2012,
- Eurostat: Das Leben von Frauen und Männern in Europa: Ein statistisches Porträt. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, 2008
- Feldman, Ruth / Weller, Aron / Zagoory-Sharon, Orna / Levine, Ari: Evidence for a Neuroendocrinological Foundation of Human Affiliation: Plasma Oxytocin Levels Across Pregnancy and the Postpartum Period Predict Mother-Infant Bonding. *Psychological Science* 18 (11) 2007: 965–970
- Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1996
- FOCUS Online: Die Chemie der Mutterliebe.  
[http://www.focus.de/gesundheit/baby/news/hormone\\_aid\\_136068.html](http://www.focus.de/gesundheit/baby/news/hormone_aid_136068.html), download am 4.4.2012
- FOCUS Magazin Nr. 37 (1999) Ein Supermarkt namens Leben. Interview mit Gerhard Schulze  
[http://www.focus.de/kultur/leben/modernes-leben-ein-supermarkt-namens-leben\\_aid\\_180060.html](http://www.focus.de/kultur/leben/modernes-leben-ein-supermarkt-namens-leben_aid_180060.html), download am 4.6.2012
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977
- Frenzel, Karolina/Müller, Michael/Sottong, Hermann: Das Unternehmen im Kopf. Wolnzach, 2. Aufl. 2005
- Dies.: Frauen und Führung. PDF download unter  
<http://www.sys-kom.de/?SITEID=0.0.4>. download am 12.04.2012
- Furman, Ben: Es ist nie zu spät eine glückliche Kindheit zu haben. Basel: Borgmann 6. Aufl. 2008
- Genette, Gérard: Die Erzählung. München: Fink. 2. Aufl. 1998
- Glaser und Strauss, Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung (1996)
- Goffman, Erving: Geschlecht und Werbung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981
- Goodman, Nelson: Weisen der Welterzeugung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984
- Hausen, Karin: »Die Polarisierung der “Geschlechtscharaktere”: eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- u. Familienleben«, S. 363–393 in Werner CONZE (Hg.) 1976: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.
- Herlyn, I./Vogel, U./Kistner, A./Langer, H./Mangels-Voegt, B./Wolde, A.: Begrenzte Freiheit – Familienfrauen nach ihrer aktiven Mutterschaft. Eine Untersuchung von Individualisierungschancen in biographischer Perspektive. Bielefeld: Kleine 1993
- Herman, Eva: Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit. Starnberg: Pendo Verlag 2006
- Herwartz-Emden, L.: Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung. Weinheim: Juventa 1995a
- Institut für Demoskopie Allensbach 2003 („Einflußfaktoren auf die Geburtenrate), zitiert nach Wikipedia, Stand 20.8.2011

- Juul, Jesper: Aus Erziehung wird Beziehung. Authentische Eltern – kompetente Kinder. Freiburg: Herder 2005
- Karmasin, Helene: Produkte als Botschaften. Wien: Ueberreuter 1993
- Dies.: Die geheime Botschaft unserer Speisen. München: Antje Kunstmann 1999
- Kleining, Gerhard: Qualitativ-heuristische Sozialforschung : Schriften zur Theorie und Praxis. Hamburg-Harvestehude : Fechner 1994
- Krah, Hans: Einführung in die Literaturwissenschaft/Textanalyse. Kiel: Ludwig 2006
- Krah, Hans/Titzmann Michael (Hgg.): Medien und Kommunikation. Eine interdisziplinäre Einführung. Passau: Karl Stutz 2. Aufl. 2011
- Lübke, Karina: Die Kinder-Kriegerinnen. In: SZ Magazin Heft 31/2007  
<http://www.brigitte.de/gesellschaft/politik-gesellschaft/jungs-und-maedchenmuetter-562108/> download am 14.08.2008
- Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte. München: Fink 1972
- Luhman, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987
- Ders.: Einige Probleme mit ‚reflexivem Recht‘, in: Zeitschrift für Rechtssoziologie 6 (1985), Heft, 1
- Mikrozensus 2008, zitiert nach Wikipedia, Stand 20.8.2011
- Miller, Alice: Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983
- Dies.: Am Anfang war Erziehung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983b
- Müller, Michael: Das ‚erzählte Unternehmen‘. Die Rekonstruktion von System-Regularitäten aus Erzählungen von Mitarbeitern. In: Frank, Gustav/Lukas, Wolfgang (Hgg.): Norm, Grenze, Abweichung. Kultursemiotische Studien zu Literatur, Medien und Wirtschaft. Passau: Karl Stutz 2004
- Neckel, Sighard: Die Macht der Unterscheidung. Beutezüge durch den modernen Alltag. 1993
- Neill, A.S.: Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill. Reinbek bei Hamburg: rororo 1969
- Pöppel, Ernst 1987: Grenzen des Bewusstseins. Über Wirklichkeit und Welt-erfahrung
- Popper, Karl: Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik. München: Piper 2003
- Postmann, Neil: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a.M.: Fischer 2009
- Procter & Gamble Studie von Oktober bis Dezember 2011. Befragt wurden 9.582 Mütter in Europa, davon 1.004 Mütter in Deutschland.
- Renner, Karl N.: oral history (PDF) 26. Juli 1994, Bayerische Landeskunde, Beck-Verlag München, download am 10-8-2011
- Richter, Karl/Schönert, Jörg/Titzmann, Michael: „Literatur - Wissen - Wissenschaft. Einleitende Bemerkungen zu einer komplexen Relation.“ In: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann: Die Literatur und die Wissenschaften 1770 – 1930. Stuttgart 1997

- Rousseau, Jean-Jaques: Emile oder über die Erziehung. Paderborn: Schöningh 1971
- rp-online: Blair geht nicht in Erziehungsurlaub  
<http://www.rp-online.de/panorama/blair-geht-nicht-in-erziehungsurlaub-1.2058626> download am 24.08.2011
- Schenk, Herrad: Wie viel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 6.Aufl. 2005
- Schulze, Gerhard: Im Wandel gleich bleiben - Sinnroutinen und soziales Kapital. In: Beate Hentschel/Michael Müller/Hermann Sottong (Hgg): Verborgene Potenziale. Was Unternehmen wirklich wert sind. München: Hanser 2000
- Schulze, Gerhard: Metamorphosen der Sozialwelt: In Mitteilungsblatt des Instituts für Sozialforschung Frankfurt Nr. 2/1993
- Ders.: Die Beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? 2003
- Schütze, F.: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. München Fink 1976: 159-260
- Simon, Fritz B. Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus. Heidelberg: Carl-Auer 2006
- Sottong, Hermann/Müller, Michael: zwischen Sender und Empfänger. Eine Einführung in die Semiotik der Kommunikationsgesellschaft. Berlin: Erich Schmidt 1998
- Spitzer, Manfred: Selbstbestimmen. Gehirnforschung und die Frage Was sollen wir tun? Heidelberg: Spektrum 2004
- Statistisches Bundesamt
- Strauss Anselm L./ Corbin, Juliet: Basics of Qualitative Research (1990)
- Thier, Karin: Die Entdeckung des Narrativen für Organisationen. Hamburg: Dr. Kovac 2004
- Thurer, Shari: Mythos Mutterschaft. München: Knauer 1995
- Titzmann, Michael: Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation. München: Fink 1977
- Ders.: Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft: Literatursemiotik“. In: Roland Posner/Klaus Robering/Thomas A. Sebeok (Hgg): Semiotik/Semiotics. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur/A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture. 3 Teilbände (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 13). Bd.3. Berlin/New York 2003. S. 3028-3103.
- Ders.: ‚Problem – Problemlösung‘ als literarhistorisches und denkgeschichtliches Interpretationsinstrument. In: Scientia Poetica Band 14/2010
- Veil, Mechthild In : AKTIV Frauen in Baden-Württemberg - Ausgabe 29 - 3/2005, <http://www.frauen-aktiv.de/aktiv/29/seite4.php>

*Literaturverzeichnis*

- Dies.: Kinderbetreuungs-Kulturen in Europa: Schweden, Frankreich, Deutschland. Bundeszentrale für politische Bildung  
[http://www.bpb.de/publikationen/AYEFM4,3,0,KinderbetreuungsKulturen\\_in\\_Europa%3A\\_Schweden\\_Frankreich\\_Deutschland.html](http://www.bpb.de/publikationen/AYEFM4,3,0,KinderbetreuungsKulturen_in_Europa%3A_Schweden_Frankreich_Deutschland.html),  
download 16.1.2012
- Vinken, Barabra: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos.  
Frankfurt a.M.: Fischer 2007
- Weber-Kellermann, Ingeborg 1998: Frauenleben im 19. Jahrhundert.
- Wünsch, Marianne: Moderne und Gegenwart. Erzählstrukturen in Film und Literatur. München: Belleville 2012



## **Lebenslauf**

**Karolina Frenzel-Sottong**  
**Goldene-Bären-Straße 6**  
**93047 Regensburg**

31.1.1959  
geboren in Freising, Deutschland

1979 Abitur  
Camerloher-Gymnasium Freising

1982-1989  
Studium der Neueren Deutschen Literatur, Turkologie und Deutsch als Fremdsprache  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

1992 Magister Artium  
Hauptfachwechsel zu Deutsch als Fremdsprache und Magister Artium  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

1989-1998  
Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache

seit 1998  
Kommunikationsberaterin  
Mitbegründerin und Geschäftsführerin des Beraternetzwerkes  
SYSTEM + KOMMUNIKATION

2004-2008  
Lehrtätigkeit an der Katholischen Universität Eichstätt  
(Master of ethical Management)

2012  
Promotion an der Philosophischen Fakultät der  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel